DR. LVDWIG REINHARDT

Kulturgeschichte des Menschen

DIE ERDE VND DIE KVLTVR ·II·

VERLAG E. REINHARDT MVNCHEN

22501671688

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/b24885629

Kulturgeschichte des Menschen

Die Erde und die Kultur

Die Eroberung und Nutzbarmachung
der Erde durch den Menschen

In Verbindung mit Fachgelehrten
gemeinverständlich dargestellt von
Dr. Ludwig Reinhardt

Bd. II

Kulturgeschichte des Menschen

München
Verlag von Ernst Reinhardt

45410

Kulturgeschichte des Menschen

von

Dr. Ludwig Reinhardt

Mit 60 Abbildungen im Text und 92 Kunstdrucktafeln

München 1913
Verlag von Ernst Reinhardt

Alle Rechte vorbehalten

(2) ZG / REL

Wellcome Library
for the History
and Understanding
of Medicine

Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig

Vorwort.

Mit der Veröffentlichung dieses Bandes ist die vierteilige Kulturgeschichte, die die Eroberung und Nutzbarmachung der Erde durch den Menschen und seinen Kulturaufstieg von niederen Zuständen zur heutigen Höhe der Zivilisation darstellen soll, zu Ende geführt worden. Ich habe darin die wichtigsten Kulturerrungenschaften des Menschen nach den neuesten Forschungsergebnissen für jedermann verständlich und, wie ich hoffe, in klarer, anregender Darstellung besprochen und in überzeugender Weise gezeigt, auf welchem Wege er im Laufe seiner Kulturentwicklung dazu gelangte, sie sich eigen zu machen, — wie er einen Fortschritt nach dem andern machte, bis er die stolze Höhe der Zivilisation erreichte, die wir Nachgeborene für ganz selbstverständlich halten, so daß wir uns meist keine Rechenschaft über die Art und Weise, wie dieses hohe Ziel erreicht wurde, geben.

Dabei wurde neben den grundlegenden allgemeinen Richtungslinien der Kulturentwicklung derjenigen der die Führung der heutigen Kulturvölker ausübenden indogermanischen Rasse, der wir Europäer zum vorwiegenden Teile angehören, ein Hauptaugenmerk geschenkt und dementsprechend die Kulturen des Altertums weitgehend berücksichtigt; denn unsere gegenwärtige Kultur ist ja im wesentlichen nur eine Fortsetzung der Kulturen des Altertums, wie sie uns am höchsten ausgebildet bei den Griechen und Römern der klassischen Zeit entgegentreten. Auch die semitischen Völker, zumal die Juden, fanden als bedeutsame Bestandteile der europäischen Kulturwelt die ihnen zukommende Berücksichtigung. Desgleichen wurde den asiatischen, mittel- und südamerikanischen Kulturvölkern die ihnen gebührende Würdigung zuteil, während uns die verschiedenen Naturvölker wichtige Fingerzeige über die Etappen der Kulturentwicklung von niederen und höheren Zuständen geben, die ebenfalls reiche Ausbeute zur Klarlegung des von der heutigen Kulturmenschheit zurückgelegten weiten Weges der Entwicklung lieferten.

Dazu war ich eifrig bemüht, ein reiches Anschauungsmaterial an authentischen, noch nirgends publizierten Bildern zu liefern, die das Besprochene illustrieren sollen. Möge nun dieser Band dieselbe freundliche Aufnahme wie seine Vorgänger finden und das Seine dazu beitragen, unsere nach Aufklärung durstigen Zeitgenossen über die Vergangenheit des Menschengeschlechts und dessen Emporstieg zu vormals ungeahnter Höhe zu unterrichten.

Basel, im Oktober 1912.

Dr. **Ludwig Reinhardt.**

Inhalt

		Seite
1.	Die Entstehung der Familie	1
2.	Die Eheschließung	27
3.	Die Frau als Gattin	49
4.	Der Mann als Bürger	62
5.	Die gesellschaftlichen Schichtungen	79
6.	Das Eigentum	110
7.	Die Wohnstätte	125
8.	Das Feuer	153
9.	Werkzeuge und Waffen	188
10.	Wirtschaftsweise und Technik	219
11.	Ackerbau und Viehzucht	247
12.	Gewerbe und Handel	265
13.	Verkehrs- und Transportmittel	295
14.	Das Geld	326
15.	Der Schmuck	339
16.	Die Kleidung	371
17.	Die Sprache	392
18.	Die wichtigsten Sprachstämme	418
19.	Zahlen, Kalender und Sprachsurrogate	429
20.	Die Schrift	452
21.	Spiel, Musik und Gesang	479
22.	Tanz und Schauspiel	501
23.	Zauberei und bildende Kunst	518
24.	Die Religion	548
25.	Der Kultus	589
26.	Die Totenbestattung	622
27.	Die Mythologie	642
28.	Die Entwicklung des Christentums	662
29.	Die Wissenschaft	687

Tafelverzeichnis des zweiten Bandes

Tafel		Seite
1.	Karajadorf	9
2.	Küchenplatz der Karaja	9
3.	Jüdische Familie in Algier	17
4.	„ „ in Tunis	17
5.	Fürst der Batta; links: jugendliche Battafrau	81
6.	Korjaken-Schamane	81
7.	Wohnhaus der Eskimo; unten: Grashütten der Haussa	129
8.	Grasgedeckte Hütte; unten: Pfahlbauansiedlung	129
9.	Pfahlhaus des Häuptlings; unten: Breite Leiter aus Bambus	129
10.	Eingeborenengehöft; unten: Pfahlhäuser	129
11.	Gerippe eines Filzzeltes; unten: Hausbau in einem Kayapódorfe	137
12.	Akhal-Turkmenen	137
13.	Wahutudorf durch Gebüsch gedeckt; unten: Schlafkranke im Lager	137
14.	Ansicht von Pompeji	137
15.	Feuer bohrender Indianer; unten: Töpfernde Frauen	169
16.	Feuertanz der Kayapó	169
17.	Bumerang werfende Australier	193
18.	Kajapó-Indianer jagend; unten: ebensolcher mit Steinaxt	193
19.	Baliknabe; unten: Armbrustschütze	193
20.	Krieger aus Deutsch-Ostafrika	193
21.	Tripolitanische Frauen	225
22.	Indianer bei der Farinhabereitung	225
23.	Sarten in Buchara; unten: Spinnen der Baumwolle	233
24.	Sarte in der Werkstatt; unten: Sartischer Korbflechter, Sarten mit Holzgeräten	233
25.	Baumwolle spinnender Balineger	233
26.	Kayapó-Indianer; unten: Kayapó-Indianer	233
27.	Hochöfen im Betrieb	241
28.	Eisenmarkt in Basari	241
29.	Geschmolzenes Eisen; unten: Deutsch-russischer Ansiedler	241
30.	Malaiisches Haus; unten: Battafrauen	241
31.	Hirsebehälter	257
32.	Wahutufrauen; unten: Eingeborene am Kilimandscharo	257
33.	Baumwollverkäufer	273
34.	Eingeborenenmarkt; unten: Markt	273
35.	Türkische Lastträger; unten: Türken vor Kaffeehaus	273
36.	Malaiische Fischer; unten: Eingang in ein Dorf	273
37.	Tor der Urda	289
38.	Der Viktualienmarkt in München	289
39.	Spalentor in Basel; unten: Schloß Grünwald	289
40.	Rasthof in Sinebaga	289
41.	Negerhändler	297
42.	Trägerkarawane; unten: Karawanenstraße	297
43.	Reisende Europäerin; unten: Moderne japanische Sänfte	297
44.	Türkischer Ochsenwagen; unten: Ochsenwagen in Deutsch-Südwestafrika	297
45.	Schiff; unten: Schiff	313
46.	Schiff; unten: Schiff	313
47.	Eskimo-Kajak; unten: Umiak	313
48.	Schiffsbau; unten: Ausleger	313
49.	Hindu; unten: Anlegeplatz	321
50.	Übersetzen; unten: Malaien	321

Tafel	Seite
51. Hängebrücke; unten: Hängebrücke	321
52. Brücke über den Kumkumbu	321
53. Geldersatzarten	337
54. Balifrau; unten: Indianerhäuptling	337
55. Kopfjagd; unten: Canella-Indianer	353
56. Rasierender Perser; unten: Zuckerzeug feilbietender Türke	353
57. Silberner Gondschmuck; unten: Balineger	353
58. Negerinnen mit Schmucknarben oben und unten	353
59. Hindufrauen; unten: Alte Chinesin	369
60. Neger von Kamerun; unten: Eskimofrauen	369
61. Rukarr-Padaung-Frauen; unten: Padaung-Mädchen	369
62. Papuas	369
63. Heidnisches Eskimoweib mit Tochter	377
64. Fellkleidung	377
65. Kleinasiatische Jüdin; unten: Geschmückte Jüdin	385
66. Algerier; unten: Syrische Jüdin	385
67. Zaubertrommel; unten: Balijungen	481
68. Siar-Mann	481
69. Gong-Trommel	481
70. Chinesen; unten: Chinesenkinder	481
71. Teufelstänzer	513
72. Paukenschläger; unten: Suahelifrauen	513
73. Waheia; unten: Kriegsspiele	513
74. Dukduk-Tänzer; unten: Kayapó-Tänzer	513
75. Araukanische Zauberin	529
76. Hexengericht; unten: Zauberer bei Bukoba	529
77. Negerhütte und Malereien der Banyangi	537
78. Buschmannmalereien	537
79. Buschmannzeichnungen	545
80. Kultfigur aus Neuirland	545
81. Totempfähle	577
82. Grabfund; unten: Geschnitzte Fetische	577
83. Chinesische Götzenbilder	609
84. Moschee in Bimbila	609
85. Bronze-Buddha; unten: Reliquien	617
86. Götzenprozession; unten: Hausgötzen der Kayan	617
87. Malaiisches Grab; rechts: Zaubertrommel	625
88. Totengerüst in Neu-Guinea	625
89. Leichenverbrennung; unten: Totenklage der Bali	633
90. Grab der Batta, unten: Grab der Banyangi	633
91. Mumie aus Nord-Australien; unten: Aufbahrung einer Leiche in Bili-Bili	641
92. Chinesischer Leichenzug; unten: Totenfeier in Akpafu	641

I. Die Entstehung der Familie.

Nach dem Schöpfungsberichte des Alten Testaments lebten die von Gott erschaffenen ersten Menschen friedlich von den Früchten der Bäume im Garten „Eden", welches Wort auf deutsch „Annehmlichkeit, Wonne" bedeutet und später durch die persische Bezeichnung Paradies ersetzt wurde, die einen eingehegten Park mit frei darin lebenden Tieren versteht. Der solchermaßen geschilderte Idealzustand, mit dem die Menschheitsgeschichte aller Völker einzusetzen pflegt und an welchen, weil er in einem von der Gottheit geoffenbarten und deshalb für heilig gehaltenen Buche berichtet wurde, die Kulturmenschheit bis auf unsere Tage nicht zu zweifeln wagte, mag in dem großen, von gefährlichen Raubtieren freien, durch dichte Wälder und Meer abgeschlossenen Gebiete der Tropen, in welchem der Mensch von einem baumbewohnenden Tier zu einem auf den Füßen dahinschreitenden, die Hände ausschließlich als Greiforgane, nicht mehr für die Fortbewegung wie der Affe gebrauchenden, eigentlich erst Mensch zu bezeichnenden Wesen wurde, bis auf einen gewissen Grad Geltung gehabt haben, obschon jene Schilderung in der Genesis sich natürlich auf keinerlei wirkliche Geschehnisse, sondern auf vollkommen erdichtete Sagen stützt. Die Menschwerdung und die sie bedingenden Veränderungen betrafen zuerst den Fuß und dann erst Becken, Wirbelsäule und Schädel, wie in meinem Werke „Der Mensch zur Eiszeit in Europa (3. Auflage)" eingehend geschildert wurde.

Der Mensch ist als solcher irgendwo in den Tropen der Alten Welt hervorgegangen, wo er sich zunächst vorzugsweise von pflanzlicher Kost, Früchten, Sämereien und fleischigen Wurzeln, daneben aber auch schon von allerlei tierischer Kost, wie sie ihm eben in die Hände kam, ernährte. Er ist eben der Beschaffenheit seines Gebisses und seiner Verdauungsorgane nach durchaus nicht frugivor, d. h. nur Früchte essend, wie manche der Tatsachen unkundige Vegetarier behaupten, sondern

omnivor, d. h. alles essend angelegt, und dies zu seinem Glück, da er sich sonst unmöglich in der Folge über die ganze Erde, auch nach dem höchsten Norden, hätte ausbreiten können, wo eben pflanzliche Nahrung mehr oder weniger ganz fehlt und er ausschließlich auf tierische Kost angewiesen ist.

Die unterste wirtschaftliche Stufe des Menschen, nachdem er durch die Ausbildung der ältesten Waffen und Werkzeuge aus Holz und Stein, durch die Zähmung des Feuers und den Besitz einer, wenn auch noch recht primitiven Sprache sich zu einem solchen emporgearbeitet hatte, bezeichnen wir mit Recht als diejenige des Sammlers. Dieser Sammler lebt von allem, was ihm auf der Nahrungssuche gerade in den Weg kommt, von Beeren, Früchten, Samen, fleischigen Wurzeln, die er ausgräbt, aber auch von allen kleinen und großen Tieren, Fröschen, Mäusen, Schlangen, Insekten aller Art, besonders Larven, Würmern, Eiern von Vögeln und größeren Wirbeltieren, die er zu überwältigen vermag. Er ist durchaus kein Kostverächter; der grimmige Hunger zwingt ihn dazu, in der Regel alles zu essen, was irgendwie genießbar ist. Der Ekel und Aberwille vor gewissen Speisen ist erst eine nachträgliche, durch unangenehme Erfahrungen oder religiöse Beweggründe und Anschauungen hervorgerufene Erwerbung, die dem Urmenschen noch völlig abging. Durch persönliche schlimme Erfahrungen hatte er bald heraus, was für pflanzliche oder tierische Speisen giftig und deshalb von ihm zu meiden seien. Solches teilte er dann seinen Sippengenossen mit, und diese Erkenntnis vererbte sich von einer Generation zur andern, so daß schon das Kind von der es in allem anleitenden und belehrenden Mutter mitgeteilt bekam, was es essen und was es nicht essen dürfe.

Erfinderisch, wie der Mensch war, lehrte ihn die Not mit der Zeit sogar giftige Speisen oft durch recht komplizierte Maßnahmen entgiften und so genießbar machen. So wußten die Eingeborenen Australiens die roh Vergiftungserscheinungen verursachenden Früchte verschiedener Palmfarne in solcher Weise zu behandeln, daß sie eßbar wurden ohne zu schaden. Zu diesem Zwecke mußten beispielsweise die Früchte von Cycas media, wie ein Australier dem deutschen Reisenden Leichardt verriet, erst getrocknet, dann während mehrerer Tage gewässert, wiederholt geklopft und am Feuer geröstet werden, bis schließlich wenig, aber recht wohlschmeckende Grütze übrig blieb. Diejenigen von Zamia aber müssen zuerst mehrere Tage gewässert, dann drei Wochen lang in einer Grube eine Gärung durchmachen, bevor sie ihre Giftigkeit verloren

haben. Als der Engländer Grey, wie so manche andere Forscher sich unter der steten Gefahr des Verhungerns in die australische Wildnis wagte, wurde er einmal dadurch gerettet, daß er unter Führung eines Eingeborenen eine solche Zamiagrube fand und von ihrem Inhalt seinen Hunger stillen konnte.

In einem Aufsatz in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift über schwierige Arten der Ernährung bei den Naturvölkern schreiben Ed. und Ida Hahn von den Australiern, daß sie zahlreiche ungenießbare Pflanzenprodukte auf oft umständliche Weise genießbar zu machen verstehen: „Nach Palmer wird der Samen des Encephalartos miquelii und die Knollen von Typhonium angustifolium ebenso mühsam wie die von Cycas media durch abwechslungsweises Klopfen und Rösten gewonnen. Die Brutknöllchen von Caladium macrostizon werden dagegen in der Asche gebacken und dann zwischen Steinen zerrieben, was abwechselnd so lange wiederholt wird, bis die Masse zusammenklebt und dann eßbar ist. Die wilde Dioscorea sativa (eine Art Yams mit stärkemehlreichen Wurzelknollen), nach Grey eins der Hauptnahrungsmittel, muß längere Zeit in den Boden eingegraben, dann geröstet werden. Im Wasser in Stücke gebrochen und gewissermaßen durchgesiebt, wird die Masse nun stundenlang im fließenden Wasser gewaschen, bis sie ihre häßliche bräunliche Farbe verloren hat. Nun wird sie in besonderen, zu diesem Zwecke angelegten, sorgfältig mit Ton ausgestrichenen, kleinen, flachen Gruben getrocknet und kann wie die meisten der vorstehenden Präparate, in einem Rindenstück sorgfältig eingewickelt, in die schön geflochtene Tasche der Australierin wandern. Die Seitenknöllchen der Colocasia macrorhiza (einer wilden Taroart) werden 8—10 mal gebacken, geschlagen und geröstet. Die Früchte von Castanospermum australe werden 8—10 Tage gewässert und nach dem Trocknen geröstet, ehe sie zu Mehl zerstoßen werden können. Die Samen von Marsilia quadrifolia, Nymphaea gigantea und Nelumbium speciosum (Sumpfgewächsen, beide letzteren eine Art Seerosen) machen erhebliche Mühe, bis daraus bereiteter Brei oder vielmehr eine Art Brot entstanden sind, um die oft hungrig und ohne Beute von der Jagd heimkehrenden Männer zu sättigen. Auch wenn aus den in der Regenzeit mit Feuchtigkeit durchzogenen Blättern und jungen Zweigen des Eucalyptus terminalis (eines Gummibaums) eine Art Manna herausgeschlagen oder mit Muschelschalen gekratzt wird, mag es eine Summe von Geduld erfordern, die wir nicht gewohnt sind den Naturkindern zuzusprechen; auch dann nicht, wenn uns die Museen mit ihren Waffen

und Werkzeugen schon lange überzeugt haben sollten, daß auch die Männer eine Art von Ausdauer und Fleiß entwickeln können, für die uns eben nur das Verständnis fehlt.

Auch nach der Seite des Bratens — Kochen war ganz unbekannt — haben die Australier eine Summe von Erfahrung erworben, wie wir sie ihnen nicht zuzutrauen gewohnt sind. So wird das beste Fleisch, zu dem Schlange und Fisch, aber auch das Menschenfleisch gezählt wird, in die scharfen Blätter einer Ingwerart (Alpina caerulea) gewickelt und diese Bündel werden abwechselnd zwischen heiße Steinlagen gepackt, die noch mit feuchtem Gras bedeckt wurden. Die sehr sorgfältig ausgefüllte Grube wird zum Schluß mit Erde fest bedeckt. Nimmt der Australier an, daß das Fleisch fast gar ist, so wird ein vorher hineingesteckter Stock herausgezogen und in dies Loch Wasser gegossen, so daß nun der Vollendungsprozeß noch im Wasserdampf vor sich gehen kann. Kleineres Geflügel wird nach Grey sorgfältig in Holzkohle eingewickelt und ebenso mit glühender Kohle gefüllt, wenn man Zeit hat, dies auszuführen, und soll, wie sich wohl denken läßt, recht vorzüglich sein.

Haben wir hier bei den Australiern, die uns wohl noch ein ziemlich ungetrübtes Bild des „Sammlers“ bieten, schon die seltsame Einteilung der Nahrung unter zwei verschiedenen Namen, paru für Fleisch, mai für vegetabilische Substanzen, die vielleicht gleich die freilich immer nur gelegentlich berichtete Teilung des Erwerbs durch die zwei Geschlechter umschließt, so haben wir diese Teilung auch dann noch, wenn wir die Nahrungsverhältnisse der verschiedenen Hackbauvölker in Amerika beobachten. Aber trotzdem hier die Bodenkultur schon so weit vorgeschritten ist, um die Kulturpflanzen auf eine so ausgesprochene Höhe wie Mais, Bohnen und Kartoffeln zu heben, sind doch noch Spuren genug vorhanden, daß auch die Vorfahren dieser so hochstehenden Hackbauern schwierige Nahrungsmethoden genug kannten. Dafür spricht doch schon, daß Südamerika sich hauptsächlich von zwei Pflanzen nährt, von denen die eine, der Maniok, wohl auch eine nichtgiftige Form entwickelte, die aber nicht so hoch geschätzt wird wie ihre giftige Schwester, während die andere Hauptnahrungspflanze, die Kartoffel, doch allzuviel nahe Verwandte unter den Giftpflanzen hat, als daß wir nicht vielleicht auch ihre Eltern unter diesen zu suchen hätten. Dann hätte die Kartoffel in der jahrtausendlangen Kultur, auf die die sehr verschiedenen, aber feststehenden Varietäten deuten, das Gift allmählich verloren.

Nun wissen wir aber daneben schon seit einiger Zeit, daß die

Kartoffel in ihrem eigensten Vaterlande, auf den Hochflächen der Anden von Peru, fast gar nicht in der einfachen Zubereitung genossen wird, wie wir das heute tun. Meist wird mit Hilfe des ja fast jede Nacht eintretenden Frostes — besser gesagt der Strahlung — aus den Kartoffeln ein Dauerpräparat hergestellt, indem die gefrorenen Knollen in Wasser stark ausgetreten, dann wieder dem Frost ausgesetzt werden, bis nach mehrfacher Wiederholung dieses Vorgehens die Kartoffeln getrocknet werden und nun eine hornige Substanz bilden, die sich bis zu sieben Jahren hält. Gelingt es während dieses sicher doch mit den Hilfsmitteln der Indianer nicht immer ganz einfachen Verfahrens die Kartoffeln vor dem Licht zu schützen, sei es auch nur — wie das ja auch in der europäischen Küche der Brauch ist — durch Aufgießen von Wasser, so ist der weiße Chuño ein gutes Nahrungsmittel; anderenfalls schmeckt die schwarze getrocknete Kartoffel nicht besonders. Jedenfalls aber ist es für den hier behandelten Gegenstand interessant, daß erst eine über Tage hinweggehende Behandlung die uns so einfach scheinende Zubereitung verdrängt, wenn sie nicht ursprünglich der Giftpflanze gegenüber nötig war, ehe diese wie der Maniok teilweise das Gift oder wie die Dioscorea die Bitterkeit verlor. Selbst die Bohne (Phaseolus) in ihren vielen Abarten, die heute nur mehr die Umständlichkeit eines über 10—15 Stunden ausgedehnten Kochens zeigt, und der Kürbis haben gelegentlich einmal Gift oder Bitterkeit in der eigenen Art oder auch bei Verwandten."

Wie bei den hier aufgezählten treffen wir bei allen Naturvölkern oft die umständlichsten Zubereitungsarten, um gewisse an sich ungenießbare Pflanzenteile schließlich doch genießbar zu machen. Das ist ein Gebiet, auf dem die findige Frau die größten Triumphe feierte und vielfach das unmöglich Scheinende möglich machte. So mußten einst die kanadischen Indianer die überaus giftige Bärenwurzel drei Tage und drei Nächte lang kochen, bis sie schließlich doch ungestraft gegessen werden konnte. Selbst das Unscheinbarste, wie Flechten und die innere Rinde oder der Splint verschiedener Bäume, wird manchenorts auf mühsamem Wege zu einem Nahrungsmittel verarbeitet. Oft geht es allerdings dabei nicht sehr appetitlich zu, was aber für die Naturmenschen völlig belanglos ist. Ißt doch der im hohen Norden, wo Pflanzenspeise so überaus selten, ja fast gar nicht zu haben ist, lebende Eskimo den vorwiegend aus Flechten bestehenden Inhalt des Magens und teilweise auch die Gedärme des Renntiers mit Blut vermengt und so zu einer Art Kompott umgewandelt, als einen der größten Leckerbissen, den er nur mit

den ihm am nächsten stehenden Genossen teilt. Berühmt durch ihre Zubereitung ist eine Delikatesse der am oberen Kolumbiaflusse im westlichen Nordamerika hausenden Tschinukindianer, die sie aus den sonst wegen ihres hohen Gerbstoffgehaltes ungenießbaren Eicheln machen. Diese, von den Weißen spöttisch als „Tschinukoliven" bezeichnet, wird in der Weise gewonnen, daß man eine ziemlich große Menge Eicheln in der Nähe der Hütte eingräbt, mit einer dünnen Lage Gras und dann mit 15 cm Erde bedeckt. Jedes Mitglied der Familie ergießt dann mit großer Gewissenhaftigkeit seinen Harn über diese verborgenen Schätze, welche nach fünf Monaten für reif zum Genusse gehalten und zu den größten Leckereien gerechnet werden, wie Kane uns berichtet. Ebenso ißt der Mensch ungescheut Eingeweide, Fleisch und andere Speisen, wie Eier, die schon beginnen in Fäulnis überzugehen. So ist ein gestrandeter Wal, der sich schon durch seinen Geruch als nicht mehr frisch erweist, dem Australier ein ebensolcher Leckerbissen, wie aus der Rinde gezogene große Käferlarven oder Kaulquappen oder weiße Ameisen, die er mit Behagen verzehrt.

Eine sehr mühsam erworbene Speise bildeten auch für die Naturvölker aller Zonen die aus den verschiedenen Grassamen bereitete. Nicht nur war das Ernten, das vor der völligen Reife geschehen mußte, da sonst die Samen infolge ihrer brüchigen Spindel abfielen und für die Sammlerinnen verloren gingen, sehr umständlich, sondern auch dadurch kompliziert, daß man das letzte Reifwerden derselben durch die Röstung am Feuer ersetzen mußte. Dann kam das Entschälen der Körner aus den sie teilweise sehr fest umschließenden Spelzhüllen durch Stampfen in einem Holzmörser, dann das Mahlen zwischen zwei Steinen, von denen der obere kleinere, meist als „Kind" bezeichnete, auf dem größeren unteren, der „Mutter", hin und her gerieben wurde, weiterhin das Verarbeiten des Mehles durch Hinzumengen von Wasser zu Teig, das Bereiten der flachen Fladen, die dann schließlich auf heißen Steinen oder in der heißen Asche zu Brot verbacken wurden.

Trotz dieser höchst umständlichen Speisegewinnung ließ es sich die Frau nicht verdrießen, gerade aus solchen Grasarten die ältesten Kulturpflanzen, wie die Gerste, den Weizen, die Hirse, den Reis und den Mais, zu gewinnen. Weil alle diese in ihrem Urzustande eine sehr brüchige Spindel besitzen, mußte die Frau durch unermüdliche Auslese bei deren Anbau danach streben, diese mit der Zeit durch eine solide Spindel zu ersetzen, so daß sie annähernd reif geerntet werden konnten, ohne daß die Samen ausfielen. Dies hat sie denn auch im Laufe

der Zeit erreicht und damit einen gewaltigen Kulturfortschritt angebahnt.

Es sei hier zu Ehren der Frau festgestellt, daß sie und nicht der Mann die älteste Kulturträgerin war. Der Mann ist von Hause ein ausgesprochener Egoist, der nur an sich denkt. Als der stärkere und gewandtere hielt er sich vorzugsweise an die Jagd, die, wenn sie ihm glückte, mehr und bessere Speise als das alte Sammeln, wie es die schwächere Frau ausübte, gewährte. Hatte er mit der ständig bei sich getragenen Wurfkeule oder dem kurzen Wurfspeer bewaffnet, auf den Boden gedrückt, nackt wie er war, sich an ein von ihm erspähtes Wild gegen den Wind herangeschlichen, um ihm das todbringende Geschoß möglichst wuchtig auf den Leib zu schleudern, so galt es dann, das solchermaßen nur mäßig verwundete Tier durch anstrengendes Hetzen zu verfolgen, bis es endlich, zu Tode geängstigt und durch den Blutverlust geschwächt, getötet werden konnte. Dann trank er zur Stillung des ärgsten Hungers gierig das warm aus der durchstochenen Halsader herauslaufende Blut und machte sich nachher an das Verschlingen der lebenswarmen Eingeweide, von denen Leber und Herz heute noch überall bevorzugt werden. Was er nicht zu bewältigen vermochte, das brachte er zum im voraus bestimmten Lagerplatz der Horde, um es den weniger glücklichen Genossen, namentlich den Frauen und Kindern, zur Sättigung zu überlassen. Was dann noch etwa übrig blieb, wurde zur Konservierung am Lagerfeuer oberflächlich geschmort und zur Aufbewahrung für die kommenden Tage vor unberufenen Augen versteckt.

Wenn sich so der Mann unwillkürlich der an sich schon bevorzugten Fleischnahrung zuwandte, so beschränkte sich die durch die Mutterschaft und das Geleit von minderjährigen Kindern an Beweglichkeit in hohem Maße behinderte Frau notgedrungen nach wie vor auf das Sammeln von kleiner tierischer, besonders aber pflanzlicher Nahrung. In dem Maße nun, als mit Zunahme der Bevölkerung die den einzelnen Horden zugeteilten Jagdreviere kleiner und mit der Zeit auch ärmer an Wild wurden, die Jagdbeute demnach unsicherer ward, nahm diese Nährpflanzen zur Stillung des Hungers suchende Tätigkeit der Frau an Bedeutung stetsfort zu. So kam sie in der Fürsorge für sich und ihre Kinder nach und nach dazu, nicht bloß gewisse Reviere mit ihr allein bekannten Standorten eßbarer Pflanzen, deren Zahl für jene ausgehungerten, wenig wählerischen Primitiven selbstverständlich unvergleichlich größer war, als wir Kulturmenschen von heute es uns

vorstellen können, zu reservieren, sondern später auch in fürsorgender Arbeit selbst Samen dieser Nahrungspflanzen auszustreuen, in der berechtigten Erwartung, hier einst mit den Ihrigen ernten zu können. Wir Kulturmenschen, welche das gewohnheitsmäßige Erleben selbst der außergewöhnlichsten Erscheinungen vollständig abgestumpft hat, so daß wir dieselben als ganz selbstverständlich hinnehmen und gar nicht mehr weiter darüber nachdenken, übersehen gewöhnlich, welche außergewöhnliche Begabung und Verstandesschärfe dazu erforderlich gewesen sein müssen, bis ein Mensch, und zwar ein armseliges schwaches Weib, von der fürsorgenden Mutterliebe getrieben, die ersten Samenkörner einer Nährpflanze voll Hoffnung, dereinst ernten zu können, in die vorher von ihr mit ihrem Grabstocke gelockerte Erde streute. Den alten Griechen, welche den ersten Regungen menschlicher Gesittung näher standen als wir, erschien ein planvolles Erdenken des Ackerbaues als für menschliche Verstandeskräfte vollkommen unerfaßlich und undenkbar. Deshalb schrieben sie diese so überaus wertvolle, folgenschwere Erfindung, die den Keim zu aller höheren Gesittung legte, einer Gottheit, und zwar einer Göttin zu. Und so wie sie dachten alle anderen Völker auf gleicher Kultur- und Erkenntnisstufe.

Mit dem ersten Pflanzenbau, den die fürsorgende Mutterliebe einer intelligenten Frau der Urzeit in den Sinn gab, selbst wenn er nur von Wanderhorden am Sommerlagerplatz primitiv genug betrieben wurde, waren alle künftigen Fortschritte der Menschheitsentwicklung im Keime gegeben. Nicht nur hörte damit der Mensch auf als Almosenempfänger in den Wild- und Wurzelgärten der Natur von der Laune des Augenblicks und vom Zufall des Tages abzuhängen, seine Zukunft wurde eine mehr und mehr gesicherte, von der ungewissen Jagd unabhängige. Diese friedliche, ihr innerhalb des Familienverbandes eine zunehmende Macht verleihende Tätigkeit der Frau führte sie früher schon auf eine höhere Kulturstufe als den Mann, der lange nur als geduldetes Anhängsel der Mutterfamilie erschien; denn in der Haushaltung, die die Frau mit ihren Kindern führte, war der Mann lange Zeit nur eine Art Pensionär, der für die Gunst, von der Pflanzenspeise mitessen zu dürfen, wenigstens vom Ertrage seiner Jagdzüge beizusteuern hatte.

Hatte die Urzeit das Weib, das, weil schwächer, sich nicht gegen diese Vergewaltigung zu wehren vermochte, als Sklavin und Arbeitstier des Mannes betrachtet, der für sich stets das süße Nichtstun vorzog, und alle Arbeit dem Weibe aufbürdete, so kam doch mit der

Dorf der Karajá-Indianer am Kuebero im Innern der Insel Bananal in Zentralbrasilien.
(Nach einer Aufnahme von Dr. W. Kissenberth.)

Küchenplatz im Karajá-Dorfe des Häuptlings Tamanakò am mittleren Araguaya (Zentralbrasilien).
(Nach einer Aufnahme von Dr. W. Kissenberth.)

Überhandnahme des zunächst ausschließlich von Frauenhänden ausgeübten Hackbaues eine Zeit, in der die weiblichen Kräfte nicht mehr genügten, um auch noch diese anstrengende Arbeit neben der stetig infolge der besseren Lebenshaltung gesteigerten Hausgeschäfte zu betreiben. Da galt es männliche Kraft zur Gewinnung der für die wachsende Bevölkerung immer wichtiger werdenden Brotfrucht zu gewinnen. Diese lieferte aber zunächst nicht der freie Mann, dem die Arbeit von jeher als größter Schimpf erschien, wie wir dies heute noch bei allen auf dieser Kulturstufe stehen gebliebenen Menschheitsstämmen zu beobachten vermögen, sondern dazu wurden die Kriegsgefangenen verwendet, die man bis dahin getötet hatte, weil man nichts mit ihnen anzufangen wußte. Schon die Neolithiker erkannten nun bald, daß diese Tötung eine unbegreifliche Verschwendung sei. Deshalb wurde sie als unzweckmäßig abgeschafft und man begnügte sich, als Opfer für die siegverleihenden Mächte die Anführer oder wenige durch das Los Bestimmte zu schlachten. Die übrigen blieben am Leben und mußten als Hörige den Acker bestellen und alle schwere Arbeit verrichten.

Indem so Knechte als erste männliche Arbeiter beschäftigt wurden, vermochte nicht nur der Landbau um so intensiver betrieben zu werden, sondern die an sich schon mit Arbeit überhäufte und durch Mutterschaft, Großziehen und Ernähren der Kinder geplagte Frau wurde bedeutend entlastet. Als Herrin des Gesindes kam ihr auch in der Familie eine geachtetere Stellung zu als sie schon als Mutter zu beanspruchen hatte. Doch dauerte es noch sehr lange, bis sie der Mann als gleichberechtigte Genossin anerkannte.

In dem Maße nun, als in der Häuslichkeit des Menschen die bis dahin vorwiegende, durch ihren reichen Gehalt an Extraktivstoffen erregende Fleischkost an Wichtigkeit gegenüber der Brotfrucht zurücktrat, wurde der Mensch nicht nur gesicherter in seinem Auskommen, sondern auch unbeweglicher und seßhafter. Er begann an der Scholle zu hängen und ein friedliches Leben als Ackerbauer dem unruhigen Dasein als Jäger vorzuziehen. Er lernte seine Lebensbedingungen immer mehr verbessern, erfand den Pflug und führte die Kraft des Rindes beim Ackerbau ein, um damit dieses Werkzeug zum Aufreißen des Bodens besser handhaben zu können.

Je größere Wichtigkeit nun der Landbau bekam, um so mehr Beachtung mußte man dem Boden als ernährendem Elemente schenken. Die Mutter Erde, die der Jäger noch nicht gekannt und verehrt hatte, trat als Erzeugerin der Feldfrucht immer mehr an Bedeutung

hervor. Da diese letztere vom richtigen Zusammenwirken von Licht und Wärme der Sonne, wie auch vom Regen abhing, so begann man unwillkürlich den meteorologischen Vorgängen erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Die elementaren Gewalten erfuhren gleichzeitig eine erhöhte Verehrung und es entwickelte sich mit der Zeit ein besonderer Kult der „großen Mutter", der Erde, deren Kinder die Pflanzen, aber auch die sich von ihnen nährenden Tiere und Menschen waren. Gerade an ihren Dienst knüpften sich bald üppig aufschießende Mythen, deren Inhalt der sittlichen Vervollkommnung der Menschen entsprechend ein immer geläuterterer und edlerer wurde.

Der gleich dem Manne auch dem Weib wie jedem anderen Wesen angeborene Egoismus wurde in ihm durch die Mutterschaft gedämpft und schließlich mehr und mehr gebrochen. Die sich in ihm entwickelnde Mutterliebe bewirkte, daß es sich dem ihm geschenkten Wesen leben und sich, wenn nötig, ganz für dasselbe aufopfern mußte. So wurde die Mutterliebe als Ausfluß des Altruismus, d. h. der Selbstverleugnung zugunsten anderer, der Ausgangspunkt aller höheren Kulturentwicklung überhaupt. Erst das Säugetier, das seine wenigen und schließlich sein einziges, immer reifer ausgetragenes Junge nach der Geburt noch längere Zeit säugte, kam dazu, diese Mutterliebe bis zum Tode auszubilden. So ist es begreiflich, daß dieses Junge sich aufs engste mit seiner Mutter, der es alles verdankte, verband und ihr über die Säugungszeit hinaus treu anhing. Ihm war begreiflicherweise der Vater, den es gar nicht kannte und der auch für die Mutter zunächst bedeutungslos blieb, vollkommen gleichgültig. So kristallisierte sich um die Mutter die älteste Familie, der alle Beziehungen zu einem Vater, auch wenn er bekannt gewesen wäre, durchaus fehlten. Diese war eine Herdgemeinschaft, eine lose Verbindung der durch die Mutter untereinander Blutsverwandten, die zusammenhielten, da gemeinsame Interessen sie verbanden. Bei der freien Liebe, die ursprünglich Mann und Weib zusammenführte, war ja das Band, das die Frau mit einem einzelnen Manne verband, ein höchst lockeres und deshalb die Vaterschaft etwas ganz Unbestimmtes und Nebensächliches. Erst mit der Herrschaft des Mannes über das Weib ward die Vaterschaft außer Frage gestellt und verdrängte dann das Vaterrecht das ältere Mutterrecht.

Dieses Mutterrecht ist das einzige Recht, über das alle in bezug auf Kultur niedrig stehenden Stämme der Gegenwart nicht hinausgekommen sind. Bei diesen, z. B. bei allen Negern, gilt der Vater

trotz regelrecht geschlossener Ehe und eifersüchtig gehüteter Reinheit derselben gar nichts, weder in der Einzelfamilie noch in der Stammesverwandtschaft. Wie die Mutter den Kindern am nächsten steht, so sind deren Mutter und Geschwister ihre nächsten Verwandten, die sie bei allfälligem Tode beerben. Und wo etwa die Häuptlingswürde besteht, erbt sich diese nicht auf die eigenen Söhne, sondern auf diejenigen der ältesten oder einer nachjüngeren Schwester als der nächsten Verwandten fort. Deshalb hat in der unter Mutterrecht stehenden Negerfamilie der Vater nur eine ganz nebensächliche Bedeutung und kümmert sich gar nicht um seine eigenen Kinder, sondern viel eher um diejenigen seiner Schwester, die ihn beerben werden. So ist die auf den ersten Blick sonderbare Einrichtung begreiflich, daß, da die Verwandten der Mutter die allein erbberechtigten sind, die Verwandtschaft mit dem Onkel, d. h. dem Bruder der Mutter, für bedeutsamer als alle anderen Verwandtschaftsbande angesehen wird. Folgerichtig nimmt in diesem Falle nicht der Mann bei der Heirat die Frau zu sich herüber, sondern er tritt in die Familie und den Besitz der Gattin als neues Mitglied ein. Er bringt dann meistens noch, wie solches von den Kantabrern des Altertums berichtet wird, der Frau eine Mitgift ins Haus mit. Die Kinder aber erkennen sich nur als zur Mutter gehörig und vergessen den Vater alsbald, wenn er etwa fortzieht.

So ist es auch begreiflich, wie unter der Herrschaft des Mutterrechts sich gelegentlich eine Weiberherrschaft ausbilden konnte, die uns von verschiedenen Völkern des Altertums, so auch von Lykiern in Kleinasien, berichtet wird. Heraklides Ponticus berichtet von ihnen, daß sie von alters her von Frauen beherrscht würden, und Herodot sagt über sie, daß sie, allen andern Völkern unähnlich, ihren Herkunftsnamen nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter führten und die Familienstammbäume in der weiblichen Linie aufstellten, was dem in der jüngern Mannesherrschaft aufgewachsenen Griechen überaus merkwürdig vorkam. Ähnliches findet sich heute noch an verschiedenen Orten Zentralafrikas als Folge der mutterrechtlichen Verhältnisse, die dem Weib als Mutter die höchsten Ehren zuerkennt. Das Anschwellen von Familien zu mächtigen Stämmen unter Mutterrecht hat gelegentlich auch dem Weibe das sonst dem Manne vorbehaltene Recht der Herrschaft eingeräumt. Ein solches ist beispielsweise die Frauengarde der einstigen Könige von Dahome, die glänzende Beispiele von kriegerischer Tüchtigkeit des weiblichen Geschlechts gab. Ihr entspricht das kriegerische Weibervolk der Amazonen im Nordosten des Schwarzen

Meeres, das der griechischen Sage nach unter einer Königin stand, keine Männer unter sich duldete und bloß der Fortpflanzung wegen Gemeinschaft mit den Männern benachbarter Völker pflegte. Dieser Sage liegen unter Mutterrecht lebende Stämme jenseits der unter strengstem Vaterrecht lebenden Skythen zugrunde, die noch der römische Geschichtschreiber Tacitus als das Volk der Skithonen östlich von den Germanen kennt; er sagt von ihnen, es sei ein Volk, „bei dem die Frau herrscht". Dort lag nach der Geographie des frühen Mittelalters das Quänen- oder Frauenland, das dann Anuad, des Schwedenkönigs Edmunds Sohn, tatsächlich auch gefunden haben soll. Geschichtlich besser beglaubigt sind die Amazonenstaaten, die seit dem frühen Altertum in Nordafrika bestanden und deren Spuren sich bis auf unsere Zeit verfolgen lassen. So herrschte in Darfur bis zur Eroberung des Landes durch die Ägypter im Jahre 1874 eine Frau; ebenso war es nach Nachtigals Erkundigung in den Heidenstaaten südlich von Bagirmi, bei den räuberischen Aulad Soliman, den Tuaregs und anderen Wüstenstämmen der Fall. Auch in Bornu, wie in Aschante und in anderen Negerreichen nimmt die Königinmutter als letztes Überbleibsel der einstigen Weiberherrschaft eine auffallend geachtete Stellung ein, darf sich als einzige Frau in die Staatsgeschäfte mischen und frei und auch unter mohammedanischem Ritus unverschleiert ausgehen.

In der um die Mutter sich scharenden Gruppe von Kindern wurde aber schon in der Urfamilie darauf gesehen, daß, wenn sie erwachsen waren und der Geschlechtstrieb sich bei ihnen regte, sie als Blutsverwandte sich nicht gegenseitig paarten, sondern zu diesem Zwecke sich an nicht blutsverwandte Weiber wandten. Es herrschte instinktiv eine ausgeprägte Scheu vor Blutschande, trotzdem es sonst mit der Sittlichkeit gewöhnlich gar nicht sehr strenge genommen wurde. Durch diesen, ihm von der Natur angeborenen Instinkt, der uns überall in der Tier- und Pflanzenwelt begegnet, wurde das Menschengeschlecht vor zuweitgehender, durchaus schädlicher Inzucht bewahrt. So durften schon in der mutterrechtlichen Gesellschaft die jungen Leute derselben Sippe nicht geschlechtlich miteinander, sondern nur mit denen der andern Sippen verkehren. Dabei werden alle durch die Mutter bestehenden Familienbeziehungen in ihren feinsten Abstufungen aufs strengste innegehalten. Um dies tun zu können, führt jedes Individuum zu seinem eigenen Namen denjenigen des Stammes, welchem seine Mutter angehört. Sehr frühe wurde diese Doppelbenennung dadurch abgelöst,

daß eben jedes Individuum für jedermann erkenntlich mit der für den betreffenden Mutterstamm charakteristischen Tätowierung oder gewissen Schmucknarben an bestimmter Stelle ausgestattet wurde. Durch diese öffentlich getragenen unverwischbaren Ausweise war er für Freund und Feind gekennzeichnet und konnte sich dadurch jederzeit legitimieren, ob er blutsverwandt sei oder nicht.

Wer nun immer das durch die Mütter in weiblicher Deszendenz fortgepflanzte Stammesmerkmal trug, der wurde, auch wenn er es tatsächlich gar nicht in unserem Sinne war, als blutsverwandt betrachtet, genoß den Schutz der Sippengenossen, wurde von ihnen als Verwandter aufgenommen und mit dem bewirtet, was eben an Genießbarem vorhanden war. Er durfte sich aber keine Genossin unter den auf dieselbe Weise Gezeichneten suchen, sondern mußte seine Frau bei einem Stamme suchen, der ein anderes Abzeichen hatte. Diese Sitte der Exogamie, d. h. die Frau bei einem fremden Stamme zu entnehmen — im Gegensatz zur Endogamie, bei welcher es gestattet ist, die Weiber aus dem eigenen Stamme zu ehelichen — ist selbst noch in Europa zu finden, nämlich bei den Albanesen. Diese dürfen, seien es Christen oder Mohammedaner, nur streng exogam heiraten, also bloß Frauen aus einem anderen Stamme nehmen. Da nun bei ihnen die Sitte der Tätowierung oder Einritzung von Stammesnarben nicht mehr üblich ist, verfügen sie über eine erstaunliche Kenntnis der infolge bereits eingetretener Mannesherrschaft allein geltenden männlichen Verwandtenreihe. Als kürzlich eine englische Dame, Frl. Edith Durham, auf intensives Befragen der von ihr besuchten Albanesen bekennen mußte, daß sie über ihre eigene Verwandtenreihe viel weniger gut Bescheid wisse, wurde ihr gesagt, in England scheine man wie Hunde und Katzen miteinander zu leben. Allerdings werden in Albanien die meisten Kinder schon in frühester Jugend miteinander verlobt und heiraten, sobald sie geschlechtlich reif geworden sind. Weigerungen der Ehe gibt es kaum; nur so kann sich ein Mädchen vor einem Manne, den sie nicht mag, retten, daß sie nach dem Stammesgesetz vor zwölf Zeuginnen schwört, für immer Jungfrau bleiben zu wollen. Dann ist sie frei und verfügt über gewisse Vorrechte, so den Besitz ihres Vaters zu erben, wenn er keinen Sohn hinterläßt, sich als Mann zu kleiden, Waffen zu tragen und gleich dem Manne Blutrache zu nehmen. Von letzterem Vorrecht macht sie allerdings anscheinend nur selten Gebrauch.

Die Gemeinschaft der durch die Mutter in aufsteigender Ordnung Blutsverwandten bezeichnet man nun als Sippe, wie sich die

alten Deutschen ausdrückten, oder Clan, wie es die Schotten benennen, die diese Familienverfassung bis in die Gegenwart beibehielten. Gleichbedeutend damit ist das griechische génos und das römische gens im Sinne von Geschlecht. Daher spricht man auch von einer Gentilverfassung. Diese Sippen oder Gesellschaften durch die Mütter Blutsverwandter besaßen bestimmte, sie kennzeichnende Abzeichen oder Totems, wie sie die Angehörigen des nordamerikanischen Indianerstammes der Irokesen, bei denen Morgan diese Verhältnisse zuerst genauer studierte, nennen; meist waren es irgend welche auffallende Naturgegenstände, in der Regel Tiere, seltener Pflanzen, ausnahmsweise auch irgend eine Naturerscheinung, ein Gestirn, ein Gerät oder eine Waffe. Die von Tieren abgeleiteten Totems waren weitaus die ältesten und ursprünglichsten, während die anderen erst sekundär bei der schließlich durch zu starkes Anwachsen notwendig gewordenen Teilung älterer Sippen aufkamen. Denn natürlich war es für die Genossen einer Sippe höchst fatal, wenn ringsherum nur verwandte Sippengenossen wohnten. Wo wollten sie auch in diesem Falle ihre Frauen aus dem Weiberbestande anderer Sippen holen?!

Das betreffende, gleichsam als Wappen zur Kennzeichnung der Verwandtschaft dienende Totemtier galt als Ahne und Begründer der betreffenden Familie und durfte in seinen lebenden Nachkommen nicht gejagt und gegessen werden, ja galt oft mehr als unantastbar, wurde verehrt und heilig gehalten. So wird von den Indianern Perus berichtet, daß sich die Angehörigen der Jaguarsippe beim Anblick ihres Wappentiers ruhig niedersetzten und sich widerstandslos von der Bestie töten ließen, statt sich zu wehren oder auch nur die Flucht zu ergreifen. Wenn in diesem Falle die Genossen der Jaguarsippe den Jaguar als ihren Verwandten schonten, so ist das darauf zurückzuführen, daß auf dieser Stufe geglaubt wird, ihre Angehörigen nähmen nach dem Tode Jaguargestalt an und lebten so in ihrem Totemtiere weiter. Es verschmilzt also in diesem Falle der Totemismus mit der Ahnenverehrung und gewinnt aus ihr eine unwiderstehliche Macht über das Denken und Tun der Sippe. Ein sehr großer Teil, ja der gesamte Tierkultus, geht auf solche totemistische Anschauungen zurück. Dadurch erklärt es sich, daß heute noch vielfach gefährlichen Giftschlangen und Raubtieren, wie schon im alten Ägypten, göttliche Verehrung zuteil wird und man ihnen regelmäßig Opfergaben spendet. So begreifen wir auch, weshalb manche Tiere in der Tätowierung des Körpers und stilisiert im ganzen Ornamentenschatz eines gewissen

Menschheitsstammes eine so gewaltige Rolle spielen, wie auch auf einer späteren Stufe die mit ihm gebildeten Rufnamen immer wiederkehren. So sind jedenfalls auch die zahlreichen von Tieren abgeleiteten deutschen Namen, wie Wolfgang, Wolfram, Rudolf, Bernhard, Bernwart ebensolche Überreste des uralten, einst allgemein geltenden Totemismus wie die Geleittiere der alten Germanengötter: Wodans Wolf und Rabe, Fros Eber, Freyas Katze usw.

Während der uralte Totemismus bei allen in der Kultur höher gestiegenen Völkern mit der Verdrängung der mutterrechtlichen Familie durch die von der Vaterherrschaft geleiteten immer mehr verblaßte und die damit zusammenhängenden Gebräuche erloschen, sind sie bei Australiern und Amerikanern bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben. So war der irokesische Stamm der Senekaindianer ursprünglich in die beiden Sippen Bär und Hirsch geteilt, die dann, als sie zu groß wurden, in die Unterabteilungen 1. Bär, Wolf, Biber und Schildkröte, 2. Hirsch, Schnepfe, Reiher und Falke zerfielen. Die Sippengenossen waren streng der mutterrechtlichen Herrschaft unterworfen und mußten sich unweigerlich dem weiblichen Haupte der Sippe beugen. Die Sippe besaß auch alles Land, das die Frauen alle zwei Jahre unter die Haushaltungsvorsteher verteilten, und jedes Sippenmitglied durfte nur eine Frau aus einer anderen Sippe heiraten. Der Stamm der Tuskarora zerfiel in die Sippen Bär, grauer Wolf, gelber Wolf, Biber, Schnepfe, große Schildkröte, kleine Schildkröte und Aal. Bei den Jowa fanden sich Bär, Wolf, Büffel, Elch, Biber, Adler, Taube und Schlange, deren Angehörige sich nicht mehr durch Schmucknarben oder Tätowierung, sondern durch die Haartracht unterschieden. Bei den Ottawa waren es Bär, Hase und Karpfen, bei den Caddo Bär, Wolf, Panther, Büffel, Biber, Waschbär und Krähe. Während bei den Indianern Nordamerikas, bei denen auch die totemistische Organisation viel straffer und ursprünglicher erscheint, sämtliche Totems Tiere sind, kommen bei denen Mittel- und Südamerikas, deren Totemzahl meist größer ist und deren Bezeichnungen mannigfaltiger sind, auch nichttierische Totems vor. Schon bei den Moquis und anderen Pueblos- oder Dorfindianern der südlichen Staaten der Union finden sich neben den Totems Bär, Papagei, Klapperschlange, Frosch und Schmetterling auch solche wie Maiskorn und Sonne. Bei den Arowaken Südamerikas aber, bei denen nicht weniger als 47 Sippen nachgewiesen wurden, deren Namen man nur noch teilweise zu erklären vermag, finden sich unter den Totems außer Hirsch, schwarzem Affen, Ratte, Spott-

und Rotbrustvogel, Schildkröte, Biene auch solche wie Urali- und Hyamabaum, bei den Juris Kakaobaum, Rohrpalme, Wind und sogar der Lippenpflock.

In Westaustralien nennt man das „Wappentier" eines Stammes Kobong. Unter diesen Emblemen zählt Taplin von den 18 Familiengruppen der Narrinyeri auf: hellfarbigen und dunkelfarbigen Wildhund, Kängururatte, Wal, schwarzen Schwan, schwarze Ente und Moschusente, Bergente, schwarzes Bläßhuhn, Seeschwalbe, Pelikan, Peitschenschlange, schwarze Schlange mit weißem, schwarze Schlange mit rotem Bauch, Wels, Butterfisch und Stierameise. Auch hier wurde das betreffende Kobongtier von den Sippengenossen, die mit ihm verwandt zu sein glaubten, stets gewissenhaft geschont, war es eine Speise liefernde Pflanze, diese nicht gepflückt. Besonders bei den Mannesweihen spielt der Kobong eine sehr wichtige Rolle. Auch hier darf ein Glied der Pelikansippe unter keinen Umständen eine Tochter derselben Sippe heiraten, da sie als mit ihm blutsverwandt gilt, sondern muß eine solche einer andern Sippe zum Weibe nehmen. Da aber dies einst stets nur durch Raub geschah, darf der Schwiegersohn nie den Namen der Schwiegermutter aussprechen, so wenig als die Schwiegertochter denjenigen des Schwiegervaters nennen darf. Ist derselbe zufällig ein Nennwort, so darf auch dieses oder damit zusammengesetzte Worte nicht ausgesprochen werden.

Bei den Narrinyeri nennt die Frau die Kinder ihrer Schwester und der Mann die Kinder seines Bruders wie die eigenen Sohn und Tochter. Sie nennt die Kinder ihres Bruders und er diejenigen seiner Schwester Neffen und Nichten. Die Schwestern der Mutter gelten als seine Mütter und ihre Brüder werden Onkel genannt, während die Brüder des Vaters als seine Väter und des Vaters Schwestern als seine Tanten gelten. Der Narrinyeri sieht die Kinder der Brüder seines Vaters als seine eigenen Geschwister an, ebenso diejenigen der Schwestern seiner Mutter. Die übrigen Geschwisterkinder sind seine Vettern und Basen. Die Brüder seines Großvaters sowie die Schwestern seiner Großmutter sind auch seine Großeltern. Jeder Titel des Großvaters kommt auch dessen Brüdern zu, ebenso gilt die Anrede der Großmutter auch deren Schwestern. Der ältere Bruder heißt Gelanowe, der jüngere Tarte; die ältere Schwester wird Maranowe, die jüngere Tarte genannt. Es gibt keinen Kollektivausdruck, womit ein Mann seine sämtlichen älteren und jüngeren Geschwister bezeichnen könnte, aber alle Verwandtschaftsgrade werden genau unterschieden und er-

Jüdiſche Familie in Algier im Hofe verſammelt.

Jüdiſche Frauen in Tunis.

halten verschiedene Endungen, je nachdem sie mit erster, zweiter oder dritter Person gebraucht werden. Spricht man von Mutter und Kind oder Vater und Kind zugleich, so nennt man sie mit einem Worte Ratu- bzw. Retulengk. Dabei unterscheiden sie auch durch verschiedene Endungen, wenn jemand ein Kind oder Mutter, Vater oder irgend eins der Geschwister verloren hat. Da die Kinder zur Familie der Mutter ohne weitere Beziehung zu ihren Halbgeschwistern von anderen Müttern gehören, werden sie nach dem Tode des Vaters, der indessen bei ihnen schon zum unbestrittenen Familienhaupt geworden ist, in diesem Sinne geradezu verteilt. Auch die Blutrache erbt durch die Mutter, und alle die durch die Mutter bestehenden Familienbeziehungen werden aufs strengste innegehalten. So sehr auch bei den Narrinyeri das Mutterrecht besteht, haben sich schon die Männer über dasselbe erhoben und Anschauungen zu allgemein respektierten Gesetzen erhoben, wonach Weiber nicht mit den Männern zusammen essen dürfen und von allen religiösen Feiern und Tänzen ausgeschlossen sind. Eine ganze Reihe Nahrungsmittel sind ihnen verboten, so manche Fische und alle Schildkröten. Tauben sind nur den Schwangeren zu essen erlaubt; alle anderen dagegen, so glaubt man, werden davon krank, d. h. die Strafe des Tabubruches tritt dann ein. Von den Encounterbaistämmen berichtet Rev. Meyer, daß in einer gewissen Jahreszeit, wenn schmackhafte Fische häufig sind, die Männer dieselben plötzlich für rambe (= polynesisch tabu), also für heilig und unantastbar erklären. Infolgedessen dürfen Weiber und Kinder erst von den Fischgerichten essen, wenn die Männer sich an denselben gesättigt haben und sie kalt geworden sind.

Innerhalb der Sippe spielt sich für das Individuum das ganze gesellschaftliche Leben ab. Von ihr gehen alle Unternehmungen aus, in ihr werden Häuptlinge für Kriegs- oder Friedenszeit gewählt oder abgesetzt, den Mitgliedern Namen gegeben, verstorbene Mitglieder beerbt, Fremde in ihre Mitte aufgenommen, alle Angelegenheiten der Sippe besprochen, alle Kult- und Mannbarkeitsfeste gefeiert, alle Zauberprozeduren stärkerer Art vorgenommen, gemeinsame Begräbnisplätze besorgt, kurz alle Interessen der Sippe gewahrt, worunter nicht zuletzt auch die Blutrache gehört. Wird nämlich das Mitglied einer Sippe getötet, dann haftet die Sippe des Täters wenigstens in ihren männlichen Angehörigen mit ihrem Blute dafür, und zwar ist es ganz gleichgültig, ob die Rache am Täter selbst oder an einem seiner Sippengenossen vollzogen wird.

Bei den mutterrechtlich organisierten Stämmen kann es wohl vorkommen, daß bei einem Zwist zwischen den Sippen der Sohn den eigenen Vater bekämpft, niemals aber werden Sippengenossen, wenn sie auch direkt keine engere Blutsverwandtschaft besitzen, die Waffen gegeneinander kehren. Ein Fremder aber kann nur dann in die Sippe aufgenommen und deren Vorteile teilhaftig werden, wenn er mit einem mächtigen Sippengenossen durch gegenseitiges Anritzen der Haut meist an den Armen sein Blut vermischt hat und beide nachträglich gegenseitig davon genossen haben, sie also symbolisch blutsverwandt geworden sind. Daher rührt noch bei uns die Bezeichnung „Bruderschaft trinken" her, die allerdings nur zum vertraulichen Duzen, aber nicht mehr zu so weitgehender Familienübertragung mit allen ihren Rechten und Pflichten wie in grauer Vorzeit führt, wo ein solcherweise in die Sippe Aufgenommener tatsächlich wie ein durch die Geburt Blutsverwandter galt.

Über die Sippe hinaus vergesellschaftete sich in der Folge gerne wenigstens die männliche Jugend schon aus Sympathie der Gleichaltrigkeit. Dadurch bildeten sich erweiterte Verbände, deren Mitglieder, obschon nicht mehr blutsverwandt, enger zusammenhielten. Es sind dies die von Morgan nach dem Vorgange der alten Griechen, wo sie ebenfalls vorkamen, als Phratrien bezeichneten „Bruderschaften" im weiteren Sinne des Wortes. So bildeten die oben erwähnten totemistischen Sippen der Seneka-Indianer zwei Phratrien, deren erste die Gentes (Geschlechter) Bär, Wolf, Biber und Schildkröte, die zweite Hirsch, Schnepfe, Reiher und Falke umfaßte. Bei den Kajuga bestand die erste Phratrie aus den Sippen Bär, Wolf, Schildkröte, Schnepfe, Aal, die zweite aus den Sippen Hirsch, Biber und Falke. Ganz ähnlich wie bei den Irokesen in Nordamerika haben sich bei den Australiern aus verschiedenen Sippen Phratrien gebildet. Diese kamen gelegentlich zur Feier bestimmter Feste an einem Platze zusammen, der dafür fest bestimmt war. Es ist dies die noch von den Germanen benützte Malstätte, die Gerichts- und Kultplatz zugleich war. An einer solchen Malstätte kamen beispielsweise auch die zwölf Stämme Israels, die nichts anderes als solche Phratrien waren, zum gemeinsamen Opferfeste, zur Ordnung ihrer Verhältnisse und zur Schlichtung etwaiger Streitigkeiten zusammen. Auch im alten Griechenland und in Italien treffen wir überall solche Phratriengemeinden. So bestand das verhältnismäßig kleine Volk der Athener nach seiner politischen Organisation aus 4 Stämmen, deren jeder in 3 Phratrien zu 30 Sippen zer-

fiel, so daß also 360 Sippen in Attika vorkamen. Diese nach Vaterrecht lebenden Sippen traten geschlossen für ihre Mitglieder ein, hatten das Recht ihre Vorsteher zu wählen, besaßen einen gemeinsamen Kultus und gemeinsamen Begräbnisplatz und hielten am Gebrauche fest, außerhalb der Sippe zu heiraten. Das Volk von Latium aber war eine Vereinigung von 47 Phratriengemeinden mit der alten Malstätte auf dem Albanerberge und dem Jupiter latiaris als Bundesgottheit, die vom Menschenopfer nicht ablassen wollte. Ein ebensolcher Bund von im ganzen 12 Phratrien, zu deren Zahl, der Accasage nach, auch ein Teil der nachmals römischen Geschlechter gehörte, bestand am Tiber mit der Malstätte im heiligen Haine der Dea Dia. Als er dann in der römischen Herrschaft aufging, blieb von ihm nichts übrig als dieses Heiligtum und das für dessen Kult gestiftete Kollegium der Arvalbrüder.

Auch der römische Staat nahm aus einem solchen Phratrienverbande seinen Ursprung. Seine gentes genannten Sippen waren noch solche, allerdings bereits unter dem strengen jüngeren Vaterrecht stehende Altfamilien, wie bei allen Indogermanen. Je zehn gentes oder Geschlechter bildeten eine Kurie, wie dort die Phratrie genannt wurde, und je 10 Kurien einen tribus oder Stamm. Drei Stämme zusammen machten den ursprünglichen römischen Gentilstaat oder den Staat der Patrizier aus. Während die gentes oder Sippen unter je einem pater (Vater) oder princeps (Erster, Fürst, woraus das französische prince hervorging) standen, ihren besonderen Kult und, was in diesem Falle noch dasselbe war, ihren gemeinschaftlichen Begräbnisplatz besaßen und dieselben gemeinsamen, als sacra gentilia bezeichneten Feste mit dem dabei obligaten Opfer feierten, besaß jede Kurie einen gewählten Kurio als Vorsteher, dem nachmals nur die Verwaltung des Kurienheiligtums — eines einfaches Herdes in Nachahmung desjenigen, der das Heiligtum jeder Familie bildete — zukam. Solcher Kurialheiligtümer gab es im römischen Staate in älterer Zeit 30, die dann in der Folge bei der Neugründung des Staates in den einen Vestatempel mit dem heiligen Herdfeuer darin und den zur ungestörten Unterhaltung desselben zur Keuschheit verpflichteten Feuerjungfrauen, den Vestalinnen, zusammengezogen wurden. Der Vorsteher des tribus oder des Stammes hieß tribunus; es gab deren drei für die drei tribus der Ramnes, Tities und Luceres. Ihre alten Bundeskulte waren die des Mars gradivus, dem zu Kampf und Sieg führenden Kriegsgotte, des Mars ultor, des rächenden Kriegsgottes, und des Jupiter capitolinus, dem auf dem Kapitol verehrten Hauptgotte, dem Beschützer des römischen

Staates, der nach ihrer Vereinigung als Jupiter optimus maximus, d. h. der beste und höchste J., die oberste Kultgottheit des gesamten Patrizierstaates wurde. Damit wurde auch seine Kultstätte auf dem Kapitol zum bleibenden Vorort des Stämmebundes, der unter einem rex, d. h. König, genannten Bundesvorsteher stand, welcher abwechselnd aus je einem der Stämme gewählt wurde.

So haben wir in Weiterverfolgung der Entwicklung der Sippen zu Phratrien und der letzteren zu Stämmen die Bildungen kennen gelernt, die schließlich sich zu einem Bundesstaate zusammenschlossen. Sie gehen in letzter Instanz auf die mutterrechtliche Familie zurück; aber als sie zur Ausbildung gelangten, war bei den Stämmen der Indogermanen, zu denen auch die römischen Völkerschaften gehörten, bereits die Mannesherrschaft über die Mutterfamilie Meister geworden. Notgedrungen mußte nämlich das Matriarchat mit der Zeit dem Patriarchate weichen, in welchem der Vater herrschte und das Vaterrecht Geltung hatte. Dieser Entwicklungsgang lag schon rein äußerlich in der Tatsache begründet, daß der Mann dank seiner größeren Körperkräfte bald geneigt war, wenn ein junges Mädchen anderen Stammes nicht freiwillig ihn als Gatten bei sich aufnahm, es gewaltsam zu entführen und in seinen eigenen Stammesverband aufzunehmen. Die daraus entstehenden Feindseligkeiten hatte dann allerdings die ganze betreffende Sippe auf sich zu nehmen; aber indem nicht ein, sondern mehrere, ja schließlich alle Sippengenossen solches taten, wehrte man sich nicht mehr gegen diese Neuerung mit den daraus entstehenden Folgen.

Die uns Kulturmenschen roh erscheinende Sitte, die Frau statt durch freundliche Überredung durch Gewalt zu gewinnen, war in erster Linie der Ausfluß des schon in der mutterrechtlichen Familie aus Scheu vor der Blutschande bedingten Zwangs, nur Weiber eines anderen Stammes heiraten zu dürfen. Als nun die ursprüngliche Endogamie oder Verheiratung innerhalb des Stammes der Exogamie, d. h. der Sitte eine Stammfremde heiraten zu müssen, wich, kamen die jungen Männer vielfach in Schwierigkeiten, indem sich in einem fremden Stamme nicht so leicht wie im eigenen ein Mädchen fand, daß einen ihm den Hof machenden Jüngling als seinen Mann innerhalb der diesem fremden Sippe der Mutter aufnahm. So begann man zunächst aus gegenseitigem Übereinkommen die mannbaren Mädchen des eigenen Stammes gegen solche des benachbarten, mit dem man in freundschaftlichen Beziehungen stand, zu tauschen, schließlich aber auch einfach zu

rauben. Bei beiden Maßnahmen war ja nicht mehr die freiwillige Liebe, die ursprünglich die Geschlechter nach individueller Zuneigung zusammengeführt hatte, in Geltung, sondern eine Zwangsehe, die nicht mehr danach fragte, ob das Mädchen ihren Liebhaber annehmen wolle oder nicht.

Auf dem Festlande Australien sind die alten Formen des Frauentausches und Frauenraubes noch in voller Blüte. Wer von den Eingeborenen nicht eine weibliche Verwandte besitzt, die er im Austausch gegen ein Mädchen fremden Stammes, das er zum Weibe begehrt, geben kann, ist in übler Lage und hat oft keinen anderen Ausweg, als ein Mädchen aus einer benachbarten Horde zu entführen und mit ihr in den Busch zu entfliehen. In der Regel wird das Paar bald entdeckt und der junge Mann hat sich darauf, nur mit einem Schilde bewaffnet, den Männern des beraubten Stammes gegenüberzustellen, die ihre Speere auf ihn schleudern und, wenn er sie nicht geschickt abwehrt, ihn töten. Manchmal entsteht ein förmlicher Kampf zwischen beiden Horden (Sippen), falls es den alten Männern nicht gelingt, eine Vereinbarung herbeizuführen, und kein Mädchen im Austausch gegen die Geraubte gegeben werden kann. Bei einigen Stämmen in Viktoria mußte, wie Bulmer berichtet, der erwischte Liebhaber auf jeden Fall, auch wenn im Grunde niemand etwas gegen die Verbindung einzuwenden hatte, mit den Verwandten seiner Geliebten kämpfen und ebenso wie das Mädchen, das ihm freiwillig folgte, die Hiebe und Stöße der anscheinend aufs höchste erbitterten Stammesgenossen jenes erdulden, bis er schließlich ihre Einwilligung erhielt und seine Frau unbehelligt zum Lagerplatz seiner eigenen Horde wegführen konnte.

Noch gebräuchlicher als der Frauentausch ist in Australien der Frauenraub, dessen Spuren sich aber auch bei zahllosen anderen Völkerschaften bis in unsere Zeit verfolgen lassen. Um eine Frau zu erwerben, wirbt der Australier in der Regel nicht um die Gunst einer solchen, da er sich ihr als Stammfremder nicht leicht nähern kann, sondern er raubt sie sich einfach. Zu diesem Zwecke zieht er gut bewaffnet aus wie auf einen Jagdzug. Wie vierfüßigem Wild schleicht er dem zweifüßigen nach, um gelegentlich das nichtsahnende Opfer in einem unbewachten Augenblick mit gehörigen Keulenschlägen niederzuschlagen und, wenn es so betäubt ist, aus dem Bereich seiner Stammesgenossen hinweg in den Busch zu schleppen. Hat es sich dort soweit erholt, daß es auf eignen Füßen dem Räuber folgen kann, so folgt es

ihm in sein Lager, da es weiß, daß es unnützen Widerstand mit dem Tode büßen muß.

Oldfield schildert uns diesen Brautraub folgendermaßen: „Fällt auf einem solchen Raubzuge dem Australier ein unbeschütztes Mädchen (fremden Stammes) in die Hände, so geht er nicht gerade allzu zart mit ihm um. Er betäubt es durch einen Schlag mit der Holzkeule oder dem Steinbeil oft so heftig, daß das Blut stromweise hervorquillt, schleift es dann an den Haaren ins nächste Gebüsch und wartet, bis ihm die Besinnung wiederkehrt. Erwacht es aus seiner Ohnmacht, so muß es seinem Räuber folgen, der die Beute bei seiner Horde in Sicherheit bringt. Ist dies geschehen, so erfolgt eine Szene, so haarsträubend, daß sie sich der Schilderung entzieht. Die Verwandten des Mädchens rächen einen solchen Eingriff in ihre Rechte nicht; sie entschädigen sich nur bei nächster Gelegenheit durch eine ähnliche Tat. Dies Verfahren ist so alltäglich, daß nach Collins Angabe die Kinder es sogar im Spiel und zur Übung nachahmen. An vielen Orten Australiens ist der Frauenraub nur noch Zeremonie; immerhin würden selbst unter dieser Voraussetzung die australischen Hochzeitsgebräuche europäischen Damen nicht angenehm sein. Der Bräutigam überfällt bei Nacht die Gunjah, in welcher die Geliebte schläft, walkt sie und ihre Eltern mit Knüttelschlägen herzhaft durch und schleppt die ohnmächtige Braut hinweg. Sobald sie sich wieder erholt hat, ist sie des Mannes Frau und ihm sehr ergeben und zugetan. Der Mann hat seinerseits manchen Strauß zu bestehen; denn er muß sein Eigentumsrecht an die Frau gegen alle weiberlosen Wilden der Horde mit den Waffen verteidigen, und dabei geht es nicht selten wild und hart genug her.“ Die junge Frau hat sich aber noch einer schmerzhaften Operation zu unterwerfen; es werden ihr nämlich von einem alten Weibe zwei Glieder des kleinen Fingers der linken Hand abgebissen, worauf sie erst der Aufnahme unter die verheirateten Frauen würdig erkannt ist.

Nach einem solchen Brautraub haben nun der Räuber und seine Sippengenossen die Blutrache des so bestohlenen Stammes zu fürchten. Die Rache der Verwandten besteht aber nur darin, daß sie sich gegebenenfalls in derselben Weise bei jenem Stamme entschädigen. So folgt ein Frauenraub dem anderen, bald den einen, bald den anderen Stamm betreffend, und schließlich kommt man stillschweigend dahin überein, daß ein Stamm dem andern die Weiber liefern muß. So wird allmählich der gegenseitige Frauenraub durch die Sitte sanktioniert, da man ja gegenseitig dank den Forderungen der Exogamie infolge von

verabscheuter Blutschande darauf angewiesen ist, sich Mädchen einer nicht als blutsverwandt betrachteten Sippe zu Weibern zu verschaffen, die auf andere Weise als durch Gewalt zu erlangen kaum möglich ist. Stets aber werden die Hochzeitskämpfe, die meist einen recht ernsten Hintergrund haben, auch dann noch ausgefochten, wenn kein regelloser Frauenraub mehr stattfindet, sondern die Sache durch Übereinkommen geordnet ist.

Spuren dieser alten Raubehe finden wir bei zahlreichen Völkern, wobei besonders die damit zusammenhängenden Hochzeitskämpfe als Scheinkämpfe sich mit besonderer Zähigkeit erhielten. Dabei unterstützen die Freunde und Altersgenossen den Bräutigam gegen die Sippe, der seine Braut angehört. Die Braut aber muß sich auch späterhin, wenn auch nur scheinbar, gegen die Übernahme durch den Bräutigam sträuben, sich verstecken, weinen, um Hilfe rufen, kurz auf jede Weise zu erkennen geben, daß sie dem Manne nicht freiwillig, sondern nur gezwungen folgt. Bei allen auf niedriger Kulturstufe stehen gebliebenen Völkern wird der Frauenraub noch tatsächlich oder doch wenigstens fingiert ausgeübt, in Indonesien so gut als in Asien, Afrika und Amerika. Im konservativen Sparta der klassischen Zeit wurde, selbst nach regelrechter Vereinbarung zwischen beiden Familien, die Braut vom Bräutigam regelrecht geraubt, wie der Germane Arminius, der Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer, der sich im römischen Kriegsdienst die römische Ritterwürde erworben, nach der Rückkehr in sein Vaterland an die Spitze der über des Quintilius Varus Gewaltherrschaft unzufriedenen Cherusker gestellt und in dreitägiger Schlacht im September 9 n. Chr., erst 27 jährig, drei römische Legionen unter Varus besiegt hatte und so der Befreier Deutschlands vom römischen Joche wurde, in Übereinstimmung mit seinem Vater die einem anderen verlobte Tochter des römisch gesinnten Cheruskerfürsten Segestes, Thusnelda, raubte, um sie gewaltsam zu seiner Gemahlin zu machen. Bei den alten Griechen wurde bei der Eheschließung die in der Art einer Schutzflehenden an den als unantastbares Asyl geltenden häuslichen Herd geflüchtete Braut vom Bräutigam gewaltsam davon weggerissen. Nach diesem Akte der Gewalt wurde die Ehe genannt, von harpázein = rauben oder ergreifen. Im Hause des Mannes wurden dann der also Geraubten als ein Zeichen der Knechtschaft, des Untergangs der freien Persönlichkeit, die Haare geschoren.

Das alte Rom berichtet uns in der Sage vom Raube der Sabinerinnen, wie sich die ältesten Ansiedler unter dem Gründer der

Stadt, Romulus, ihre Frauen verschafften. Bei einem Feste mit den sabinischen Nachbarn wurden deren mannbare Töchter geraubt und bei deren Rachezug die Verwandten durch Vermittlung der jungen Frauen ausgesöhnt. Aber auch bei den Römern zur Kaiserzeit gebot die altgeheiligte Sitte der jungen Braut, bei der Heimführung in den Schoß der Mutter zu fliehen, von wo sie mit scheinbarer Gewalt weggenommen wurde. An diesen alten Brauch erinnert auch die Verfügung der Römer, daß zu Festzeiten darum keine Hochzeiten stattfinden dürften, weil der Festfrieden „jeden Art Raub" ausschloß. Bei der römischen Eheschließung, die eine Übernahme in die Gewalt (mancipium von manus Hand und capere nehmen) des Mannes bedeutete, hielten auf dem Wege zum Hause ihres neuen Mannes zwei Knaben die Braut fest. Auch noch an der Schwelle des Hauses zeigte sie ihr Widerstreben und wurde mit Gewalt über diese gehoben.

Bei den Kelten von Wales erschien der Bräutigam mit seinen Freunden zu Pferde, um die Herausgabe der Braut zu erlangen. Aber auch deren Blutsverwandte setzten sich dann zu deren Schutz zu Roß und dann gab es ein ordentliches Reitergefecht, ehe die Braut dem Bräutigam ausgeliefert wurde. Auch bei den Germanen wurde in älterer Zeit die Braut regelmäßig geraubt, bis gesetzlich bestimmt wurde, man solle die Jungfrau von ihren Verwandten erwerben, sie aber nicht mit Gewalt wegführen. Trotzdem hörte bei ihnen die Raubehe noch nicht auf, indem die Männer einzelner Geschlechter „aus Hochmut" sich gewaltsam der vornehmsten Frau zu bemächtigen pflegten. Selbst bei der vereinbarten Ehe blieb es bei den Nordgermanen in Skandinavien bis weit in die geschichtliche Zeit hinein Sitte, daß der Bräutigam eine bewaffnete Schar von Freunden unter einem Anführer, der für ihn die Mitgift in Empfang nahm, nach dem Hause des Brautvaters schickte, um die Braut ins Haus des Bräutigams, in jüngerer Zeit in die Kirche zur Trauung zu holen. Während in dieser die Ringe gewechselt wurden, fand außerhalb derselben ein Kampfspiel statt. Auch bei den Festlandgermanen waren ähnliche Bräuche vorhanden. Zur Abholung der Braut geleitete ein bewaffnetes Gefolge von Freunden den Bräutigam als sogenanntes „Ehrengeleite". Dieses war aber noch vielfach in einer Weise tätig, die das Gesetz mit schwerer Strafe belegte. Daß damals noch direkt Frauenraub vorkam, beweist das Gesetz der salischen Franken. Es unterscheidet nämlich genau zwischen dem Räuber, in dessen Auftrag das Mädchen beim elterlichen Hause ergriffen und fortgeschleppt wird, und den diesen Auftrag ausführenden

Spießgesellen, die es gelegentlich einmal „Gelagsgesellen“ nennt, nebst den dabei mitwirkenden Pfeilschützen. Während bei den Südslaven selbst heute noch die Einwilligung der Geraubten mit ihrem Räuber die Ehe einzugehen diese giltig werden läßt, verurteilt das salische Recht ein Mädchen, das hinter dem Rücken der Eltern in den Raub einwilligt, zum Verluste des Standes der Freien. Ja, das jüngere Recht der Ostgoten geht nach dem Edikte des Königs Theodorich sogar so weit, diese Einwilligung der Jungfrau gleich der Tat des Räubers mit dem Tode zu bedrohen. Während das fränkische Recht nach altem Gebrauche den nachträglichen Ausgleich mit Braut und Eltern und auf Grund dessen die Ehe noch zuläßt, schreitet das Recht der königlichen Kapitularien zur Merowingerzeit in der Bekämpfung der Raubehe so weit vor, daß es, sogar wenn die nachträgliche Zustimmung der Eltern erfolgte, die so eingeleitete Ehe verwirft, wozu noch der Räuber zu einer schweren Kirchenbuße verurteilt wird.

In der Gegenwart sind in Europa Überreste der alten Raubehe noch am meisten bei den Slaven vorhanden, bei denen gelegentlich noch bei festlichen Zusammenkünften zu Tänzen und Spielen eine Jungfrau von dem, mit welchem sie eins geworden ist, entführt und mit nachträglicher Einwilligung ihrer Eltern geheiratet wird. In Rußland hat sich allerdings die sog. „Diebesehe“ mehr und mehr in das Waldgebiet des Ostens jenseits der Wolga zurückgezogen. Je mehr wir aber von dort nach Westen gehen, um so geringer werden die Spuren dieser hier längst überlebten Einrichtung. Höchstens daß mancherorts von der Braut ein Sträuben gegen die Übernahme durch den Bräutigam angedeutet werden muß.

Dieser Frauenraub gehört also im ganzen einer Zeit an, da die aus der unter Mutterrecht stehenden Urfamilie hervorgegangenen Organisationen noch keine gesellschaftlichen Beziehungen zueinander kannten. Durch ihn wurden aber solche angebahnt. Da nun der Vorteil dabei einseitig auf Seite des raubenden Mannes war, begünstigten die Männer diesen Vorgang. Während aber bei einem Totschlag das vergossene Blut „um Rache schrie“, so daß der schutzverpflichtete Mann, der Bruder oder Oheim der Geraubten, zur Begütigung der zur Rache drängenden Seele des Getöteten zur Blutrache gezwungen war, galt es beim Raube eines Mädchens keine solche dringende Pflicht zu erfüllen. Die dabei hauptsächlich Geschädigte, die Mutter, konnte von sich aus den Täter nicht zur Verantwortung ziehen, und den männlichen Blutsverwandten, die für sie einzutreten hatten, war diese Ohn-

macht der Frau zu verlockend, als daß sie nicht zu ihrem eigenen Vorteil das Recht der betreffenden Mutter verraten hätten. Weil sie selbst im gleichen Falle gewesen waren oder später in einen solchen kommen mußten, um sich eine Stammfremde zum Weibe zu nehmen, da eine blutsverwandte Sippengenossin wegen der Scheu vor Blutschande als Gattin nicht in Frage kommen konnte, so leiteten sie die Aussöhnung der beiden Parteien ein und verrieten das Recht der geschädigten Mutter zu ihrem eigenen Vorteil, indem sie sich selbst die dabei ausbedungene Entschädigung anmaßten und aus ihrer Schutzverpflichtung die eigene Herrschaft in der Familie aufbauten.

Mit dem gewaltsamen Erobern einer Frau spielte sich der betreffende Mann als ihr alleiniger Besitzer auf und beanspruchte in der mit der Zeit die Raubehe ablösenden Kaufehe als Vater den dabei erzielten Kaufpreis der Tochter für sich. Irgend welche Ansprüche oder Rechte der Mutter bei diesem Geschäfte kamen jetzt nicht mehr in Frage. Er war und blieb Meister für alle folgenden Zeiten. Die Mutter des in die Ehe gegebenen Mädchens, die doch die Hauptbeteiligte dabei ist, spielt denn auch von diesem Zeitpunkte an bei den Hochzeitsgebräuchen nur eine ganz nebensächliche Rolle; und für die Zukunft wird ihr meist aller Einfluß auf das Paar durch die weitverbreitete Sitte abgeschnitten, daß Schwiegersohn und Schwiegermutter sich überhaupt nicht sprechen, ja womöglich nicht sehen dürfen, und wenn dies doch zufällig geschieht, sich gegenseitig vollkommen ignorieren müssen, als wären sie nicht vorhanden. Bei allen Völkern, bei denen die Eheschließung durch Raub noch Sitte oder wenigstens noch nicht ganz überwunden ist, geht dieser stillschweigende Protest der geschädigten Mutter auch nach der Schlichtung der Angelegenheit durch eine an die männliche Verwandtschaft der jungen Frau bezahlte Entschädigung lebenslänglich bis zum Tode des Schwiegersohns weiter. Ja vielfach nehmen auch der Schwiegervater und dessen Verwandte dieses feindselige Verhalten gegen den Schwiegersohn an, dessen Namen überhaupt nicht genannt werden darf. Ja, Worte und Silben, die in seinem Namen vorkommen, dürfen nicht mehr ausgesprochen werden und müssen in der, wie wir später noch sehen werden, überhaupt noch recht veränderlichen Sprache durch andere ersetzt werden.

II. Die Eheschließung.

Mit der Zeit verwandelte sich nun der brutale Raub oder Diebstahl einer Frau, nachdem er allgemeine Sitte geworden war und nicht mehr mit feindlichen Augen betrachtet wurde, in eine Art von Kauf, indem die Verwandten der geraubten Frau, um den Raub zu billigen, auf irgendwelche Art durch eine Gegengabe entschädigt zu werden verlangten. Diese Gegengabe wurde bald normiert in Form eines bestimmten Lösegeldes, nach dessen Bezahlung erst die junge Frau als Braut dem sie begehrenden Manne überlassen wurde. So kam es, daß bei allen in der Kultur weiter gelangten Menschenstämmen die Raubehe, die in den heutigen Kulturstaaten, wenn sie überhaupt einmal in Form einer sogenannten „Entführung" vorkommt, als ein ungesetzlicher Eingriff in die väterlichen Rechte gilt und als solcher bestraft werden kann, allmählich durch die Kaufehe verdrängt wurde, wobei nicht erst nachträglich zur Sühne des geschehenen Unrechts, sondern im voraus, zur Vermeidung von Streitigkeiten und von Blutvergießen, ein Kaufpreis für das abzutretende Mädchen bezahlt wurde. Der Betrag desselben wurde dann zwischen den dabei interessierten Parteien abgemacht. Auf der niedrigsten Stufe, da noch kein Besitz vorhanden ist, der als Gegenleistung abgetreten werden könnte, besteht er in der uns aus dem Alten Testament geläufigen Sitte, um die Braut zu dienen. Dieses Dienen um ein Weib hat zunächst durchaus noch nichts mit einer besonderen Hochschätzung der weiblichen Würde zu tun, sondern der Mann erkauft ganz einfach durch seine Arbeit die Frau von ihren Eltern oder deren Sippe, und nur sehr mittelbar hebt die demütigende Lage, in die der Bewerber auf diese Weise versetzt wird, den weiblichen Einfluß.

Unter allen Völkern sind heute besonders die afrikanischen Stämme auf dem Standpunkte der Kaufehe stehen geblieben. Der arme Buschmann, der kein Vieh und keine Herden sein eigen nennt, sondern nur

seine Waffen und die damit gemachte Beute beim Kaufe einer Frau in die Wagschale legen kann, gesellt sich bei der Brautwerbung zu seinen künftigen Schwiegereltern, deren Haushalt er durch Geschenke von seiner Jagdbeute unterstützt. Er wirbt so mit Geschenken um die Braut, und deren Familie empfängt von seinen Verwandten Geschenke. Bei diesen sonst noch so niedrig stehenden Stämmen hat schon das jüngere Vaterrecht das ältere Mutterrecht verdrängt, und es ist nicht mehr die Mutter, sondern der Vater als Herr über die einst auch so gekaufte Frau, der diese Geschenke für sich in Anspruch nimmt. So verkehrt er auch noch mit dem Schwiegersohn, wenn dieser so glücklich war, nach kürzerem oder längerem Dienen seine Tochter zum Weibe zu erlangen, während jeglicher Verkehr zwischen diesem und der Schwiegermutter ein für allemal abgeschnitten ist. Sie existieren einfach nicht für einander.

Auch bei vielen nordasiatischen Stämmen, die kein Eigentum an Vieh oder dergleichen besitzen, erkauft sich der Mann durch seine Arbeit die Frau von ihren Eltern. So schreibt Steller von den Itälmen auf Kamtschatka: „Wenn jemand von den Itälmen heyrathen will, so kan er auf keine andere Art zu einer Frauen kommen, als er muß sie dem Vater abdienen. Wo er sich nun eine Jungfer ausersehen, da gehet er hin, spricht nicht ein Wort, sondern stellet sich, als ob er noch so lange daselbst bekannt gewesen wäre, fänget an, alle Hausarbeiten gemeinschaftlich mit vorzunehmen und sich vor andern durch Stärke und Leistung unangenehmer und schwerer Dienste den Schwiegereltern und seiner Braut angenehmer zu machen. Ob nun gleich in den ersten Tagen sowohl die Eltern als die Braut wahrnimmt, auf wen es angesehen, dadurch weil er sich allezeit besonders um diejenige Person machet, mit allerlei Handreichung bemühet und sich des Nachts so nahe bei ihr schlafen legt, als er immer kan, nichts desto weniger fraget ihn niemand, bis er nach ein-, zwei-, drei-, vierjährigen Knechtsdiensten so weit kommet, daß er nicht nur allein den Schwiegereltern, sondern auch der Braut gefällig werde. Gefället er nicht, so sind alle seine Dienste verlohren und vergebens, und muß er sich wieder ohne alle Bezahlung und Revange wegpacken."

Aber auch bei den Völkern, bei denen sonst Brautkauf durch eine Gegengabe von so und so viel Stück Vieh üblich ist, müssen Arme, Unvermögende sich bei einem Manne, dessen Tochter sie zur Frau wünschen, verdingen, um sie sich zu verdienen. So mußte auch der jüdische Erzvater Jakob im Lande Haran bei seiner Mutter Bruder

Laban um dessen schöne Tochter Rahel sieben Jahre dienen. Und als die abgemachte Zeit um war, wurde er von Laban mit der älteren Tochter Lea, die „ein blödes Gesicht“ hatte, betrogen. Und so mußte er, um die Rahel zu bekommen, weitere sieben Jahre dienen; erst danach bekam er sie zum Weibe (1. Mose 29 ff.). Ebenso diente Moses, als er nach der Ermordung des Ägypters, der einen seiner Stammesgenossen geschlagen hatte, vor der Rache des Pharao nach dem Lande Midian floh, beim Priester Jethro, der sieben Töchter besaß, um eine derselben und erhielt die Zipora zum Weibe, die ihm den Gerson gebar (2. Mose 2 ff.).

Wer nun aus vermöglichem Hause war, der mußte nicht um ein Weib dienen, sondern sein Vater kaufte ihm ein solches durch Spenden einer gewissen Anzahl Vieh. So war es im älteren Königreiche Juda und Israel, wie heute noch bei den Beduinen Vorderasiens der Fall. Dasselbe war bei den strenge in vaterrechtlichen Verhältnissen lebenden Indogermanen der ältesten Zeit gebräuchlich. Wie im altindischen Rigveda Brautpreis und Werbegeld in Kühen festgesetzt werden, heißt noch bei Homer ein Mädchen, das durch seine Verheiratung den Eltern einen guten Kaufpreis einbringt, mit dem ehrenden Beinamen die „Rindererwerberin“. Diese Bezeichnung entspricht dem altrussischen kunka „Jungfrau“ von kuna „Marder“, weil man in Rußland den Brautpreis mit Marderfellen bezahlte.

Von den Indern schreibt der griechische Geschichtschreiber Strabon: „sie heiraten viele den Eltern abgekaufte Frauen, indem sie beim Empfang ein paar Ochsen dafür geben.“ In bezug auf Griechenland sagt Aristoteles: „Die alten Gesetze waren sehr einfach und barbarisch: man trug Waffen und kaufte die Frauen.“ Und von den alten Preußen heißt es bei Peter von Dusburg: „Nach alter Sitte kaufen die Preußen ihre Frauen für eine bestimmte Summe Geldes.“ Im Litauischen wurde diese krieno, d. h. „Kaufpreis“, genannt. Ein bereits indogermanischer Namen des Kaufpreises ist in unserem „Wittum“ erhalten, das jetzt zwar eine Art Witwenversorgung bedeutet, aber trotzdem durchaus nichts mit Witwe zu tun hat, sondern nach dem ihm zugrunde liegenden althochdeutschen widumo ursprünglich den Kaufpreis eines Mädchens bezeichnete und dem homerischen hédna, „Geschenk an die Eltern der Braut“ entspricht.

In Übereinstimmung mit Aristoteles' Bericht war bei den ältesten Griechen der Kauf die einzig richtige Form der Eheschließung. Und zwar sind in homerischer Zeit wie in Indien Rinder das gebräuchliche

Kaufgeld. In der Ilias gelten vier Ochsen, mit denen man das Feld pflügt, für den Kaufpreis eines kunstverständigen Weibes, aber im 11. Buche rühmt Iphidamas in ungewöhnlichem Überbieten deren hundert für seine Braut gegeben zu haben. So kann man es schon begreifen, daß eine Frau darum gepriesen wird, weil sie viel Rinder in den Haushalt des Vaters schafft. In der späteren Odyssee tritt bereits an Stelle des Kaufes eine Werbung des Mannes um die Frau durch Brautgaben, die eben erwähnte hédna. Die Geschenke, gewöhnlich Herdentiere, werden dem Vater der Braut übergeben; aber er behält sie gewöhnlich nicht für sich, sondern gibt sie ihr in die Ehe mit. Deshalb können sie geradezu als Gabe des Bräutigams an seine Braut bezeichnet werden. So sagt Odysseus zu Nausikaa, der Tochter des Phäakenkönigs Alkinoos: Glücklich der Mann, der dich heimführt, nachdem er dich mit Brautgaben überhäuft hat. Odysseus' Gattin Penelopeia, deren Freier ihr Brautgeschenke anbieten, erklärt ihnen: Ein Benehmen wie das eure war bisher bei Freiern nicht üblich. Die, welche um ein edles Weib und eine reiche Tochter freien, führen sonst selbst Rinder und Schafe herzu, den Anverwandten zum Mahl, und bieten herrliche Geschenke! Es gibt also der Bräutigam den Verwandten eine Mahlzeit, aber die Gaben bietet er dem Brautvater an, der sie, wenn er will, der Tochter einhändigen kann. Als sich Häphaistos über die Treulosigkeit seiner Frau Aphrodite beklagte, sagte er, er werde sie verstoßen und sich von ihrem Vater Zeus die ihm einst für sie überreichten Brautgeschenke zurückgeben lassen.

Gelegentlich konnte aber ein Freundschaftsdienst dem Vater viel wichtiger sein als ein oder einige Joch Ochsen. Wie einst David seinem Schwiegervater Saul den Brautpreis für dessen Tochter Michal mit den Trophäen der Philister erlegte, so verlangte Neleus vom Bewerber um seine Tochter Pero, daß er ihm die Rinderherde, das Erbteil seiner Mutter Tyro, bringe. Diese aber bewachte aufs strengste Iphiklos in Thessalien, so daß solche Brautgabe kein leicht zu erwerbender Besitz war. Agamemnon, der mächtige König des „goldreichen" Mykene, bietet Achilleus in Voraussicht seines Beistandes gegen den Troerkönig Priamos, dessen Sohn Paris ihm die Gattin entführt hat, eine seiner drei Töchter umsonst, d. h. ohne Entgelt, an und will sie dazu noch reich beschenken. Dem Phäakenkönig Alkinoos ist das Wohlgefallen am berühmten Fremdling, Odysseus, Entgelt genug, für das er ihm seine Tochter Nausikaa zur Gattin überlassen will, ohne eine entsprechende Gabe dafür zu verlangen, die jener in seiner Mittellosigkeit

übrigens auch nicht geben könnte. Schließlich wird als Gegenleistung der Brautgaben auch eine wirkliche Mitgift erwähnt. So spricht der Troerkönig Priamos vom vielen Gut, das Altes, der Vater seiner Gemahlin Laothoe, dieser mitgab, wie dies Agamemnon Achilleus gegenüber zu tun versprach, wenn er ihm gegen die Troer helfe. Und als Othryoneus, der Freier seiner Tochter Kassandra, die Achäer zu verjagen verspricht, will ihm Priamos sie geben, ohne auf Geschenke von ihm für sie Anspruch erheben zu wollen.

Bei den an alten Gebräuchen mit Zähigkeit hängenden Römern erhielt sich im Gegensatz zu den Griechen die Kaufehe als Rechtsformel bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. Es ist die coëmtio, die durch die Bezahlung des ausgemachten Kaufpreises vor sich gehende Erwerbung der Ehefrau, die noch zur Zeit eines Gajus, Papinian und Ulpian vollzogen wurde, wobei die Frau in den Besitz des Mannes überging. Als mater familias, die dem Manne Kinder gebärt, welche mit dem Vater die Fähigkeit teilen, selbst in Herrschaft und Besitz einzutreten, hat sie aber, obschon gekauft, das Recht einer freien Tochter im Hause.

Auch bei den alten Deutschen, wie bei allen Indogermanenstämmen, war in frühgeschichtlicher Zeit der Brautkauf üblich, der in den Gesetzen nach der Völkerwanderungszeit tarifmäßig bestimmt ist und mit 200—300 Solidi oder Goldschillingen eine sehr hohe Bewertung fand, wenn man bedenkt, daß damals für einen solchen eine Kuh zu haben war. Schon in den Gesetzen der Langobarden verliert der Kaufpreis oder „Muntschatz“ — althochdeutsch munt = „Hand“ im Sinne von Gewalt über ein Mädchen, die durch den Brautkauf von ihrem bisherigen Gewalthaber, dem Vater, auf den Ehemann überging — seinen ursprünglichen Charakter, indem es üblich wird, ihn teilweise oder ganz zur Ausstattung der Tochter zu verwenden, so daß er dem Wesen nach mit dem Begriff Mitgift verschmilzt.

Bei den Nordgermanen in Skandinavien hat sich bis in die späteste Zeit die Bezeichnung brudkaup, d. h. „Brautkauf“, für die Verhandlungen bei der Werbung erhalten. Aber der dem Vater versprochene Kaufpreis verbarg sich unter dem Namen vingaef, den man als Freundesgabe auffaßte, obschon er an die alte Loskaufsumme erinnert, welche der Räuber der Braut zur Wiederherstellung des Friedens und der Freundschaft deren Vater bezahlte. Dennoch blieb das Beiwort mundikeypt, „durch Gaben gekauft“, die Auszeichnung der echten Ehefrau zum Unterschied der Kebsin oder Nebenfrau, die sich aus Liebesneigung dem Manne zugesellte. Ebenso spricht die ältere

Edda von der „goldgekauften“ Frau, und das Gesetz von Westgotland nennt die echte Hausfrau eine „mit Gabe und Rede“, d. h. Kauf und Verabredung, verheiratete, wohl im Gegensatz zur älteren Raubehe, bei der man vielfach umsonst zu einer Frau kam.

Bei den Polen war im 10. Jahrhundert die Kaufehe vorherrschend, und zwar war der Kaufpreis im Vergleich zu dem bei den Berbern üblichen ein so horrender, daß der Jude Abraham, Sohn des Jakob, schreiben konnte: „Bekommt ein Mann zwei oder drei Töchter, so werden diese die Ursache seines Reichtums; hat er dagegen zwei oder drei Söhne, so wird er arm.“ Später wurde dort wie bei allen übrigen Slawen als Rudiment der Kaufehe die „Werbung durch Geschenke“ üblich. Schließlich wurden dann diese bei allen Kulturvölkern zu Geschenken des Bräutigams an die Braut nach deren Zusage, ein Gebrauch, der heute noch Geltung hat, da überall bei uns die freie Ehe eingeführt ist, welche in Rom schon zu Beginn der Kaiserzeit aufkam und im 5. Jahrhundert n. Chr. auch die letzten Spuren der Kaufehe verdrängte. Diese römische „freie Ehe“ bestand im wesentlichen in einem Vertrage, der eine Unterordnung der Frau unter den Mann nur so weit bedingte, als es der Zweck der Ehe und die Einheit der Haushaltungsleitung erheischte, aber davon absah, dem Manne die manus, d. h. das Besitzrecht an der Frau und all dem ihrigen zu erwerben. Auch die verheiratete Frau blieb fortan in der väterlichen Gewalt ihres eigenen Vaters und im Verbande ihrer natürlichen Familie. Sogar ihr Vermögen blieb, soweit es nicht als Beitrag zum ehelichen Haushalte bestimmt war, Eigentum der Frau oder ihres Vaters und fiel nicht einmal unter die Verwaltung des Mannes.

In dem Maße, als die brutale Raubehe durch die geschäftsmäßige Kaufehe hindurch zur individuellen freien Ehe fortschritt, in welcher der Frau ihre persönliche Freiheit und das Verfügungsrecht über ihr mitgebrachtes Heiratsgut unbestritten blieb, ist auch die Würde der Ehefrau und damit ihre Behandlung von seiten des Ehemanns entsprechend gestiegen. Während das Weib der Urzeit dem Manne, dem sie sich durch Überredung, aber immerhin freiwillig, hingab, nur solange anhing und ihm die Treue bewahrte, als es ihr paßte und der Mann freundlich zu ihr war, geriet bereits die durch Raub erworbene Frau in eine viel schlimmere, untertänigere Lage ihrem Manne gegenüber. Dieser verlangte von ihr als seinem erworbenen Besitz strikte Unterordnung und eheliche Treue, ansonsten er sie mißhandelte oder totschlug. Über das Leben einer solchen Ehefrau schreibt Friedrich

v. Hellwald in seiner Naturgeschichte des Menschen bei Anlaß der Schilderung der Australier: „Ist die Behandlung des Mädchens innerhalb der Familie gegenüber dem Knaben keine freundliche, so wird sie in der Ehe vollends grausam. Von diesem Augenblick an beginnt für das Weib ein knechtisches, vom Manne tyrannisiertes Leben. Die schwersten und unsaubersten Arbeiten werden ihr als der Sklavin und dem Lasttier ihres Mannes aufgebürdet, beim geringsten Verstoße wird sie von ihrem Peiniger mit der äußersten Roheit behandelt, geschlagen und beim leisesten Anlaß zu Ärger geraten ihre Glieder in gar unsanfte Behandlung mit dem Speer. Mit den Hunden empfängt sie schweigend und in ehrerbietiger Entfernung sitzend die Überbleibsel des Mahles, zu dem sie selbst vielleicht den größten Teil gesammelt und das sie selbst zubereitet hat. Der Frau liegen alle häuslichen Verrichtungen ob, ihr werden beim Wandern alle Habseligkeiten samt den Kindern aufgeladen. Wird sie alt und nutzlos, so stirbt sie vernachlässigt, vielleicht des Hungertodes, wenn sie nicht mitleidig der Keulenschlag eines Verwandten aus ihrem Elend erlöst. Und auch dann noch setzt sich die Mißachtung fort. Vielleicht wirft man den Leichnam in einen hohlen Baum, vielleicht auch schleppt man ihn ins nächste Gebüsch, ein Beute für wilde Hunde und Raubvögel. Eins der häufigsten Motive zu dieser rohen Behandlung der Frau ist die Eifersucht des Mannes, der sie bei allem sonstigen Kommunismus als sein alleiniges Eigentum in Anspruch nimmt und Untreue ihrerseits mit dem grausamsten Tode bestraft, auch am Ehebrecher blutige Rache ausübt. Allerdings denken nicht alle Australier gleich streng über diesen Ehrenpunkt und begnügen sich unter Umständen auch mit schwerer Prügelung der Frau und Erpressung einer Entschädigung durch den Ehebrecher. Von Mädchen und Witwen wird dagegen durchaus keine Keuschheit verlangt.“ An den tierischen Zustand mahnt die Eigentümlichkeit, daß die Australier meistens während der wärmeren Jahreszeit, wenn die von der Natur gebotene Nahrung in reichlicher Fülle vorhanden ist, heiraten, d. h. also, sich eine Frau rauben.

Die Ehen der Australier sind aber sehr wenig fruchtbar. Alle schwachen und gebrechlichen Kinder und eine große Anzahl von Mädchen, das dritte ganz gewiß, oft schon das zweite, werden gleich nach der Geburt umgebracht. Werden Zwillinge geboren, so wird gewöhnlich eins davon getötet, weil die Mutter nicht imstande ist, beide zu ernähren. Selten werden mehr als zwei Kinder aufgezogen. Die Frauen erwarten ihre Niederkunft an einem vom Lager abgesonderten

Platz im Busch, wohin ihnen kein Mann, nur Frauen folgen dürfen. Ist sie alt oder träge und begehrt keine Last auf sich zu nehmen, so wird das Kind mit der größten Gleichgültigkeit getötet. Gegen die Kinder, die sie leben läßt, zeigt sie bedeutende Zärtlichkeit, stillt sie, vielfach gemeinschaftlich mit den jungen Hunden im Lager, und trägt sie mit sich herum, bis sie gehen und springen können. Die Zärtlichkeit der Mutter erstreckt sich meist nur auf diese erste Jugendzeit. Später werden die Kinder vielfach sich selbst überlassen, verbinden sich mit den Altersgenossen und lösen in der Regel schon sehr früh das Abhängigkeitsverhältnis von der Mutter.

Bei der Geburt eines Knaben eines angesehenen Australiers wird ein großer Zaubertanz, der ihm gesundes Wachstum erwerben soll, abgehalten, das Kind selbst mit Fett eingeschmiert und dann mit Rötel überstrichen; das Kind eines Untergeordneten dagegen wird mit Holzkohlenstaub geschwärzt. Können sie einmal laufen, so werden die Knaben in der Handhabung der Waffen unterrichtet, auf Jagden mitgenommen und mit allem bekanntgemacht, was zu ihrem weiteren Fortkommen dienlich ist. Im Alter von 8—9 Jahren müssen sie imstande sein, sich selbst zu helfen und werden daher von diesem Zeitraume an sich selbst überlassen. In Viktoria heißen die Knaben um diese Zeit Wankum und müssen sich der Operation des Ausschlagens der Vorderzähne unterwerfen; mehrere Speisearten sind ihnen auf dieser Lebensstufe verboten. Ungefähr im 15. Jahre werden sie mit Eintritt der Mannbarkeit zu Dschibbon gemacht, wobei sie mit einem scharfen Feuersteine beschnitten werden und ein Fest mit vielfachen Zeremonien, die vor den Weißen geheimgehalten werden, zu ihren Ehren gefeiert wird. Hat das Ausschlagen der Vorderzähne noch nicht stattgefunden, so erfolgt es jetzt; zudem werden bestimmte Schmucknarben zur Markierung der Sippenangehörigkeit an gewissen Körperstellen eingeschnitten. In dieser Zeit der Mannbarkeitsweihen dürfen die Jünglinge sich nicht den Weibern, selbst nicht ihrer Mutter, nähern und machen dann mit argwöhnischem Blick aus Furcht vor Verzauberung große Umwege um diese herum. Als Dschibbon darf er bis zum 20. Jahre gewisse Speisen nicht genießen, kann aber schon um ein Weib freien, zieht es indessen gewöhnlich vor, noch mehrere Jahre ledig zu bleiben.

Ähnlich einfach verläuft das Heranwachsen der Mädchen, die von der Mutter einzig in bezug auf das Sammeln und Zubereiten der Speisen unterrichtet werden. Auch sie dürfen auf bestimmten Alters-

stufen gewisse Speisen nicht essen und müssen sich bei den Mannbarkeitsfesten häßlich rohen Mißhandlungen unterwerfen, wonach sie einem Freier zufallen, der sie raubt und zu seiner Gattin zwingt oder durch Geschenke von den nächsten Verwandten kauft. Meist fallen die jugendlichen Mädchen älteren Männern zu, die sich dieselben durch ihre körperliche Kraft erwerben, während mancher Jüngling sich mit einem älteren Weibe begnügen muß. Auf Liebe oder Zuneigung wird nicht gesehen. Ist der Handel gegenseitig abgeschlossen, so packt der Mann das Mädchen am Handgelenk und führt es laut jammernd und sich gegen die Besitzergreifung wehrend von dannen. Will das Mädchen seinem neuen Gatten entlaufen, so sticht es dieser mit dem Speer ins Bein, um es am Weggehen zu hindern. Wie wenig glimpflich das geraubte Weib von seinem Manne behandelt wird, wurde bereits mitgeteilt. Während der gemeine Mann sich mit einer Frau begnügt, verschaffen sich die Sippenhäupter deren mehrere, bis drei Weiber, die allerdings ganz für sich sorgen müssen und denen er, wenn möglich, noch den größten Teil der mühsam gesammelten Speise wegißt. Da die Frauen als Folge des üblichen Kindermordes in manchen Stämmen verhältnismäßig selten sind, ist es begreiflich, daß nicht alle jungen Männer sich eine solche erwerben können. So müssen sie warten, bis ihnen das Glück wohl will, d. h. bis sie eine Frau rauben oder eine von ihrem Manne Verstoßene für sich in Anspruch nehmen können. Ein freiwilliges Zölibat ist allerdings ganz unbekannt, so wenig als der Naturmensch irgend etwas auf Keuschheit hält.

Ein Beispiel für die Kaufehe bieten uns die Bantustämme Südafrikas, die als leidenschaftliche Viehzüchter mit Vieh ihre Braut bezahlen. Der Kauf geschieht öffentlich in Gegenwart vieler Zeugen, und die Mädchen halten selbst darauf, daß sie nicht zu billig abgegeben werden. So berichtet Ernst von Weber im zweiten Band seines Werkes: „Vier Jahre in Afrika“ von einem Kaffernmädchen: „Eines Tages fragte ich Janniki, ein hübsches, kräftiges Amakosamädchen, warum sie denn nicht den Umfuli, einen jungen Kaffern, der ihr sehr den Hof machte, heirate, da sie ihn doch zu lieben scheine. Sie antwortete, sie habe ihn zwar gerne, dürfe ihn aber nicht heiraten, da er nur zehn Kühe für sie zu bezahlen imstande sei, während ihr Vater fünfzehn fordere. Ich meinte nun, es sei recht hart von ihrem Vater, wegen fünf Kühen mehr oder weniger dem Glücke seiner Tochter in den Weg treten zu wollen. Ich glaubte mit diesen Worten eine ihr wohlgefällige Äußerung getan zu haben. Janniki nahm es aber ganz anders auf. Was!

sagte sie erregt, mein Vater sollte mich also wirklich für zehn Kühe hergeben, meinen Sie? Das fehlte gerade noch! Bin ich denn nicht mehr wert als Cilli, für die in voriger Woche der Tambukichief zwölf Kühe bezahlte? Ich bin hübsch, ich kann kochen, nähen, sticken, englisch reden, und bei allen diesen Vorzügen sollte mich mein Vater für lumpige zehn Kühe hergeben? O Herr, wie klein denken Sie von meinem Werte! Nein, nein, mein Vater hat ganz recht, wenn er in diesem Punkte nicht nachgeben will, ja, ich finde, er dürfe dreist zwanzig Kühe für mich verlangen, denn ich bin es wert! Dieses interessante Gespräch zeigte mir, daß ein Kaffernmädchen in einem hohen für sie verlangten Preise einen Ehrenpunkt sieht und gab mir eine ganz neue Ansicht über diese Ehegeschäfte."

Bei den Kaffern dürfen die jüngeren Töchter nicht weggegeben werden, bevor die älteren verheiratet sind. Doch ist der Sinn der Mädchen nicht auf die Ehe gerichtet, da sie damit nur in einen schweren Dienst treten, für den sie keinen Lohn erhalten. Für den Mann, der eine Anzahl Töchter besitzt, ist die Verheiratung derselben meist ein sehr profitables Geschäft und kann sogar zu einer Quelle des Reichtums werden: denn indem er sie verkauft, bekommt er vielfach herein, was ihn die eigene Ehehälfte kostete. Von diesem Standpunkte aus ist eine Frau eine ganz gute Kapitalanlage und, wer viel Töchter hat, kann zu Reichtum kommen. Deshalb ist auch der sonst weitverbreitete Mädchenmord bei ihnen unbekannt, obschon der Kindermord aus abergläubischen Gründen bei manchen Stämmen bisweilen vorkam. So töteten die Betschuanen durch Umdrehen des Genicks ein mit den Füßen voran geborenes Kind, dann Zwillinge (oder wenigstens eins derselben) und solche, welche die oberen Zähne zuerst erhalten, als unglückbringend. Sterilität ist der einzig anerkannte Grund der Ehescheidung, und nur dann wird der Kaufpreis ohne Zögern vom Vater der Frau zurückgegeben. Zwar kann der Mann auch sonst seine Frau jederzeit entlassen, wenn er unzufrieden mit ihr ist; aber er hat dann keinen Anspruch auf Zurückzahlung des geleisteten Kaufpreises und wird sich deshalb hüten, auf solche Weise sich selbst zu schädigen. Die so gekauften Frauen müssen alle Arbeit verrichten und haben ein sehr mühevolles Dasein, während ihre Gebieter höchstens das Vieh hüten und an Fehden, die hauptsächlich im Viehwegtreiben bestehen, teilnehmen. Diese schwere Arbeit, welche jahraus jahrein auf ihnen lastet, macht sie vor der Zeit alt, so daß sich der Herr Gemahl mit der Zeit nach einer jüngeren, größere Anziehungskraft auf ihn ausübenden Ge-

fährtin umsieht. Dies wird nun von der ersten Frau, der „Inkosikasi", durchaus nicht verübelt, sondern sogar gerne gesehen, da die neu hinzukommende ihr die Arbeitskraft tragen hilft. Der ersten oder Großfrau ist diese wie alle etwa nachfolgenden Frauen untergeordnet; sie alle sind nur Dienerinnen, obwohl sie diesen Namen nicht führen. Zur eigenlichen Bedienung werden die Kinder herangezogen. Jede der Frauen lebt für sich in ihrer eigenen Hütte, hat ihre eigenen Hackfelder, auf denen sie ihren Bedarf an Getreide zieht, und besondere Verpflichtungen. Dabei muß sie stets bereit sein, auf den Ruf des Mannes ihm das Essen zu bereiten und etwaige Besuchsgäste zu bewirten. Da nun bei den Kaffern wie auch anderswo ältere Männer vermögender als jüngere sind, können sie sich die schönsten jungen Frauen kaufen, während jüngere vielfach sich mit häßlichen, minderwertigen begnügen müssen, die billiger zu haben sind, da ein Kapital von 10—15 unter Umständen sogar 20 Rindern ihnen unerschwinglich ist.

Sehr häufig sucht bei den Kaffern die Familie sich den Bräutigam ihrer Tochter selbst aus. Der Anfang der Werbung bildet ein Geschenk an Schmucksachen, welche nachts heimlich an die Hütte des Auserkorenen gelegt wird. Am Tage darauf kommt ein Mann zu Besuch, der dem Auserwählten ganz beiläufig erzählt, die Familie Soundso habe eine Tochter zu verheiraten, deren Lob er verkündet. Es kommen dann wohl auch alte Weiber zum Besuch, denen eine besondere Hütte zum Schlafen eingeräumt werden muß. Sie haben den Auserkorenen zu beobachten und berichten heimlich des nachts der Familie des Mädchens über ihn. Inzwischen berät der junge Mann mit seinen Freunden und, wenn diese zuraten, wird über den Kaufpreis unterhandelt. Als Mitgift erhält die Frau von ihren Eltern nur einen Fellmantel für den Bräutigam und ein Rind, das aber nicht geschlachtet, sondern hoch geachtet wird und aus dessen Schwanzhaaren Amulette gemacht werden, die bei Krankheiten zur Anwendung gelangen. Wenn endlich die Frau bei der Vorstellung, wobei sie am Körper mit Eisenocker rot beschmiert und um die Hüften mit dem gelben Fell eines Springbocks bekleidet erscheint, gefällt, so kann die Hochzeit vor sich gehen. Dabei wird die Frau, von festlich gekleideten und gut bewaffneten Männern ihrer Verwandschaft eskortiert, im Laufschritt von ihrem elterlichen Kraal zu demjenigen des Mannes, der sie gekauft hat, gebracht. Aufs höchste erschöpft kommt sie hier an. Würde sie auf dem stürmischen Zuge etwa zurückbleiben, so würden die Stöcke der Begleiter unbarmherzig auf sie herniedersausen, um sie eines besseren zu belehren.

Je nach ihrem Range tragen die Kaffernfrauen Metall- oder andere Ringe um den Hals, die Arme, Hand- und Fußgelenke, Korallen- und Perlenschnüre, glänzende, blanke Knöpfe auf Lederschnüren und Federn oder Stacheln des Stachelschweins in den Ohren und im Kopfhaar zur Zierde. Bei festlichen Anlässen tragen sie an Perlenschnüren fingerlange Rohrbüchschen voll Pulver eines wohlriechenden Holzes als Duftmittel mit sich. Ein Häuptling muß wenigstens vier Frauen haben, um den ihm gebührenden Respekt und Gehorsam in seiner Stellung verlangen zu können. Kaum geboren, werden die Kinder nach dem ersten Baden in Flußwasser auf eine Strohmatte oder ein weiches Fell niedergelegt und da sich selbst überlassen. Nur zum Stillen nimmt die Mutter sie auf, so lange sie in ihrer Hütte weilt. Geht sie aber aufs Feld zur Arbeit, so nimmt sie den Säugling in einem Fell auf dem Rücken festgebunden, später auch in altherkömmlicher Weise auf der Hüfte reiten lassend mit, bis er selbst laufen und sie dahin begleiten kann. Die Kinder gehen splitternackt, werden nach unseren Begriffen recht verzogen und wachsen in völliger Freiheit auf. Nur während der kalten Jahreszeit wird ihnen ein wärmendes Fell oder eine wollene Decke umgehängt. Sonst sind um den Hals oder um die Hüfte gehängte Amulette alles, was sie anhaben.

Was das Familienleben der Kaffern anbetrifft, so ist bei ihnen die Vaterherrschaft schon so sehr erstarkt, daß neben dem Vater auch der älteste Sohn zum Gebieter und Beschützer geworden ist. Der Vater tut nichts, ohne sich vorher mit ihm beraten zu haben. Er vermittelt auch zwischen den anderen Kindern und dem Familienoberhaupt. Vom etwaigen Erbe gibt er gerade so viel an die jüngeren Geschwister als ihm beliebt. Hat der Vater mehrere Frauen und von diesen Kinder, so steht auch da der älteste Sohn über allen übrigen Kindern. Derselbe wohnt selten bei seinem Vater, sondern hat seine eigene Hütte, sowie eigene Dienerschaft, „des Sohnes Diener“ genannt. Die bevorzugte Stellung bringt aber auch besondere Verpflichtungen mit sich. So wird der älteste Sohn vom Vater für alles verantwortlich gemacht, z. B. wenn die jüngeren Geschwister etwas Übles anstiften oder ihnen ein Unglück zustößt. Einzig in der Häuptlingswürde folgt in der Regel nicht der älteste, sondern der jüngste Sohn dem Vater, indem der Häuptling, in dem Maße als er Ansehen gewinnt, seine späteren Frauen aus einer reicheren und vornehmeren Familie zu wählen vermag, sich auch durch den Tribut an Vieh bereichert, den

ihm sein Volk bei jeder Heirat darbringt. So gehört der jüngste Sohn des Häuptlings angeseheneren und reicheren Familien als seine älteren Brüder an und wird deshalb auch für die Nachfolge bevorzugt.

Auch bei den Bantustämmen wird ein Mannbarkeitsfest gefeiert, das dazu dient, das junge Volk in den Kreis der Erwachsenen aufzunehmen. Das weibliche Geschlecht wird damit für reif erklärt und das männliche beschnitten. Dieses Fest findet nicht jedes Jahr statt und wird auch nicht zu gleicher Zeit für beide Geschlechter gefeiert. Wer sich ihm nicht unterwerfen wollte, würde getötet oder zum mindesten aus dem Stammesverband verjagt werden. Alle, die zusammen dieses Mannbarkeitsfest durchmachten, bilden zusammen eine „Kameradschaft", die für ihre Zusammenkünfte einen bestimmten Ort besitzt. Dort wird vom Zauberpriester die Beschneidung vollzogen. Wehe dem, der dabei Angst verrät oder ein Zeichen des Schmerzes äußert! Er erhält unbarmherzig Rutenschläge von den beiwohnenden älteren Männern und zwar um so stärkere, je mehr er Zeichen des Schmerzes von sich gibt. Nach der Beschneidung wird die gewöhnliche Lendenbedeckung nicht wieder angetan, sondern ein dem der Mädchen ähnlicher Schurz. Die Beschnittenen bleiben drei Monate im Felde draußen, bis sie völlig geheilt sind. Zugleich werden sie von einem dazu angestellten Aufseher „geschult", d. h. in alles eingeweiht, was ein Mann zu beobachten hat. Bei dieser Schulung werden die Schüler von den sie besuchenden älteren Beschneidungsklassen vielfach gequält und, äußern sie dabei Schmerz, geprügelt. Eine weibliche Person darf sich ihnen in dieser Zeit nicht nahen, umgekehrt aber auch kein Mann den Mädchen, deren Mannbarkeitsfest aber mildere Formen als das der Jünglinge aufweist. Das weibliche Geschlecht zieht in dieser Zeit vermummt, in Männerkleidung und mit Waffen herum und übt am Mannsvolk allerlei Mutwillen, der in einzelnen Fällen bis zum Todschlag geht, was dann aber nicht geahndet wird. Den Schluß macht ein Fest im Januar oder Februar, der Erntezeit der ersten grünen Feldfrüchte, zu welchem die zuletzt beschnittenen Burschen eingeladen werden. Da gibt es dann Schmausereien, Tänze und Ausschweifungen. Auf Keuschheit der Jugend wird keinerlei Gewicht gelegt. Ja, die Unverheirateten schlafen bei manchen Festen, besonders bei Verlobungen, mehrere Nächte nacheinander zusammen. Unzucht ist Volkssitte, und nur im Falle ein Mädchen dabei schwanger wird — was man aber durch gewisse Mittel zu verhüten weiß — muß eine Buße von einigen Ziegen oder Kühen bezahlt werden. Unter solchen Umständen ist es

natürlich ganz ausgeschlossen, daß ein Mädchen oder gar ein Jüngling keusch in die Ehe tritt. Dafür fehlt den Leuten jeglicher Sinn.

Anders war es in dieser Beziehung bei den alten Indogermanen, die auch noch die Kaufehe kannten, aber die Keuschheit der jungen Frau hochschätzten. So wird heute noch in Rußland in feierlicher Zeremonie das Brauthemd oder Bettlaken des Hochzeitsbettes, falls es mit Blut befleckt ist, also die Braut die Keuschheitsprobe bestanden hat, im Triumph unter Liedern und Tänzen auf den Hof getragen. Dabei werden irdene Gefäße zerschlagen und der junge Ehemann verbeugt sich vor der Mutter. Ist es unbefleckt, so wird dem Schwiegervater oder dem Bruder der Braut ein Halfter umgebunden, der Ehemann verbeugt sich nicht vor der Braut und es werden keine Gefäße zerschlagen, wohl aber bringt man den Eltern ein Gefäß mit einem Loch herbei. Zweifellos haben einst auch in Deutschland solche Sitten geherrscht und geht unser Polterabend, der am Vorabend der eigentlichen Hochzeit gefeiert wird, auf das Zerbrechen von Gefäßen im Falle der bestandenen Keuschheitsprobe der Braut zurück. Wenn auch, wie bei den Griechen des Altertums und den süddeutschen Stämmen der Gegenwart dem Jüngling eine Probenacht gestattet war, so durfte er während derselben nur eine Prüfung der körperlichen Reize seiner Braut vor der Hochzeit vornehmen, nicht aber den Beischlaf ausüben.

Immerhin galt auch bei den Indogermanen die Frau als unter dem Manne stehend. Sie hatte bevor sie aß zuerst den Mann zu bedienen und erst wenn dieser gesättigt war, durfte auch sie speisen. Noch im Nibelungenlied essen die Ritter und Frauen für sich gesondert. Früher als an den Mahlzeiten durften die Frauen an den festlichen Trinkgelagen der Männer teilnehmen. Doch erhielten sie von ihren Männern bei jeder Gelegenheit noch reichlich Prügel; so sagt selbst die Königin Kriemhild im Nibelungenlied von ihrem Gatten, er habe ihren Leib gehörig zerbläut. Heute noch kann sich die russische Bäuerin das Leben ohne „die Belehrung“ (uschit), d. h. ohne die Prügel des Mannes nicht denken. Ja, sie würde sich von ihm für ungeliebt halten, wenn sie nicht nach irgend einem Vergehen geprügelt würde. Gar oft ist in den russischen Volksliedern von der „seidenen Peitsche“, die der Mann handhabt, als dem stehenden Requisit eines jeden ordentlichen Haushalts die Rede.

Schlug auch der Mann in der Vorzeit seine Frau und würdigte sie nicht einmal, seine Tischgenossin zu sein, so ruhte auf ihren Schultern alle Arbeitslast im Hause und auf dem Felde, durch die zahllosen

Geburten, denen sie ausgesetzt war, doppelt schwer gemacht. Der Mann pflegte der Ruhe, soweit er sie nicht durch Jagd und Raubzüge, Waffenübungen und Trinkgelage unterbrach. Die Frau aber war das geborene Arbeitstier, das sich keinerlei Rechte erfreute, sondern nur Pflichten besaß. Sie war ja gekauft und der Mann konnte mit ihr machen, was ihm beliebte. Da aller Besitz dem Manne gehörte, waren nur die Söhne erbfähig, während Mutter und Töchter nur in dem Falle erbten, daß jene fehlten. Und diese allen Mißhandlungen ausgesetzte und vom Erbe ausgeschlossene Frau war mit ehernen Ketten an den Mann gefesselt, der sie ganz ohne Grund aus seinem Hause fortjagen, ja sie töten konnte. Und welche harte Strafe empfing nicht die Frau, die, der Mißhandlungen satt, dem Manne entlief? So bestimmt das Gesetz der Burgunder: „Wenn eine Frau dem Manne, dem sie gesetzlich verheiratet ist, entläuft, so soll sie im Sumpfe ertränkt werden." Es war dies eine entehrende Todesstrafe, die, wie Tacitus in seiner „Germania" berichtet, nur noch Feiglingen, Päderasten und Sodomiten gegenüber angewandt wurde. Bloß ein Mittel gab es für die Unglückliche, sich von ihrem Peiniger zu befreien: das ist der Mord des verhaßten Ehemannes durch Vergiften oder Erwürgen, der uns bis in die geschichtliche Zeit hinein als letzte Ausflucht der armen, gepeinigten und mißhandelten Frau entgegentritt. Und doch war das Los der Frau bei Lebzeiten ihres Mannes immerhin noch besser als dasjenige nach seinem Tode. So war es nicht nur in Indien, sondern in fast ganz Europa, bei den Skythen, Thrakern, Slawen, gewissen Germanenstämmen, in Spuren aber auch bei den ältesten Griechen Sitte, daß die Frau oder die Frauen am Scheiterhaufen oder Grabe des Mannes getötet und mit ihm zusammen bestattet wurden, auf daß sie ihm im Jenseits diejenigen Dienste leisten können, die sie ihm im Diesseits geleistet hatten. Wo aber dieser Brauch nicht bestand — vielleicht waren es nur die Vornehmen, für deren Wohlbefinden in der Geisterwelt in solcher Weise gesorgt wurde, indem mit den Frauen auch ihre Lieblingstiere, Pferd, Hund und Jagdfalke getötet und nebst dem Schiff, auf dem sie einst ihre Raubzüge ausgeführt hatten, verbrannt wurden — gab es Gesetze, die eine Wiederverheiratung einer Witwe strenge verboten, wie uns Tacitus von den Germanen berichtet. Sie blieb geduldet im Hause des Sohnes oder der Verwandten des Mannes wohnen, wenn nicht der Sohn als Erbe des Vaters die Stiefmutter als Frau übernahm. Einzig zu Zauber und Gegenzauber war eine alte Frau sehr wohl zu gebrauchen, da man sie als beste

Kennerin aller geheimen Kräfte der Natur und der heilkräftigen Wurzeln und Kräuter schätzte und sich gerne bei Krankheiten und Verwundungen von ihr als dem geborenen Arzte behandeln ließ. So schreibt Tacitus von den Germanenfrauen: „Nahrung und Ermunterungsmittel führen sie den Kämpfenden zu; auch pflegen sie die Verwundeten. Ja, man glaubt, daß etwas Heiliges und in die Zukunft Schauendes den Frauen innewohne; deshalb verachten sie ihre Ratschläge nicht und kümmern sich wohl um ihre Antworten."

Schon bei der Geburt wurde das Mädchen, obschon es unter Umständen bei seiner Verheiratung einen guten Kaufpreis einbringen konnte, vielfach mit Verwünschungen von seiten des Vaters empfangen oder von ihm in die Wildnis ausgesetzt, wo es ein Raub der reißenden Tiere wurde. Noch heute gilt die Geburt eines Mädchens im Südosten und Osten Europas als ein „Jammer". Bei den Albanesen gilt eine Frau, die nur Mädchen hat, für eine schlechte Gattin und wird nach dem Tode des Mannes einfach aus dem Hause gewiesen. Von den russischen Bauern wird nach O. Schrader ein Mann, dessen Frau bei ihrer ersten Geburt ein Mädchen zur Welt gebracht hat, durchgeprügelt, und zwar nicht nur zum Schein. Wenn man einen Litauer, der fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter hat, nach der Zahl seiner Kinder fragt, so wird er antworten: „drei", indem er die Mädchen nicht mitzählt. Der Grund dieser Mißachtung der Töchter und der Wunsch, recht viel Söhne zu haben, lag in dem Umstand, daß infolge der ewigen männermordenden Kriege, Fehden und Raubzüge, von denen wir uns das hohe Altertum erfüllt denken müssen, ein starker Überschuß an Frauen vorhanden war, die deshalb keinen großen Wert besaßen und beim Verkaufe nur einen geringen Kaufpreis einbrachten. Die Söhne aber als Mitkämpfer, Bluträcher und Darbringer der Totenopfer, ohne die es dem Geist des Verstorbenen, wie man allgemein glaubte, in der Geisterwelt sehr schlecht erging, waren dem Vater unentbehrlich. So begreifen wir, weshalb es in einem altindischen Hochzeitsgebet heißt: „Zehn Knaben, o Indra, lege in sie hinein!" und Tacitus von den Germanen schreibt: „Je größer die Zahl der Blutsverwandten und je größer die Zahl der Angeheirateten ist, um so erfreulicher ist das Greisenalter. Hier gibt es keine Belohnung für Kinderlosigkeit."

Auf diese Betonung der Fruchtbarkeit speziell für Knaben in der zu schließenden Ehe deuten mannigfache Hochzeitsbräuche der Indogermanen, so die Sitte, der jungen Frau beim Hochzeitsmahl einen

Knaben als Vorbedeutung künftigen Mutterglücks auf den Schoß zu setzen, das Bestreuen der jungen Eheleute, besonders der Frau, mit Früchten aller Art in der Bedeutung, auch ihre Ehe möge mit reicher Frucht gesegnet sein. Der naiven Auffassung des Geschlechtslebens der Vorzeit entsprach es, wenn noch in Rom die Braut auf das gewaltige Glied eines Priapus — des Gottes der Fruchtbarkeit — gesetzt, oder wenn bei den Nordgermanen in Skandinavien dem Gotte Fricco, dem Schutzgott der Ehe, ein Götterbild in Gestalt eines mächtigen Phallus errichtet wurde. In Litauen brachten die Bursche vor der Hochzeit dem Gotte Pizius Opfer dar, dessen Name offenbar von pisti, den Beischlaf ausüben, herkommt. Die Wichtigkeit, die der Kopulation unter diesen Umständen gezollt wurde, läßt es auch begreifen, daß die Besteigung des Brautbettes nur vor Zeugen stattfinden durfte, wobei dem jungen Paar von älteren Personen, im alten Rom von der Pronuba, im modernen Rußland von der Svacha, der Heiratsvermittlerin, Anweisung für die richtige Vollziehung des Beischlafs gegeben wurden.

Da die indogermanische Ehe eine Kaufehe war, so ist es selbstverständlich, daß über die Abschätzung und Festsetzung des Kaufpreises Vorverhandlungen gepflogen worden sein müssen. Wie es wohl dabei zugegangen sein mag, zeigt uns etwa eine Werbung bei den Bauern Rußlands. Bei ihnen erscheint der Vater des Freiers gewöhnlich mit einem Verwandten bei den Eltern des Mädchens und sagt: „Wir haben einen Käufer, ihr eine Ware; wollt ihr nicht eure Ware verkaufen?“ Nun folgt ein Handel ganz wie beim Kaufe einer Kuh. Der Handschlag und ein Trunk bringen das Geschäft zum Abschluß. Genau dieselben Züge treten uns bei der altgermanischen Verlobung entgegen, wo auch die Verwandten beim Handeln um das auserkorene Mädchen mitwirkten. So sagt Tacitus in seiner „Germania“: „Über den Abschluß von Ehen beraten sie beim Trunke.“ Es ist dies der Verlobungstrunk, der dem Handschlage folgte, welcher auch nach dem germanischen Rechte die Verlobung rechtskräftig machte. „Und Eltern und Verwandte sind zugegen und billigen die Geschenke“, d. h. den Kaufpreis.

Das ist also die prosaische Grundlage der indogermanischen Eheschließung. Es handelt sich dabei zunächst um ein Geschäft der beiden Väter. Nach einer Neigung der hierbei zu Verheiratenden wurde nicht gefragt; dies geschieht auch heute noch in Rußland so wenig als bei unseren Bauern oder in der Ilias, wo Agamemnon dem zürnenden Achilleus eine beliebige unter seinen drei Töchtern zur Ehe anbietet.

Mit diesem naiven Egoismus der Väter hingen auch die Kinderverlobungen, ja Kinderhochzeiten zusammen, von denen wir so häufig bei allen indogermanischen Völkern hören. Wenn eben eine günstige Gelegenheit sich bot, ein gutes Geschäft zu machen oder auch eine wichtige Familienverbindung anzuknüpfen war, so tat man es, ohne dabei an das spätere Glück oder Unglück der Kinder zu denken. Eine gute Gelegenheit, passende Partien für die Söhne auszusuchen, boten auch die Mädchenmärkte, von denen uns aus verschiedenen Teilen Europas, namentlich wieder aus Rußland, berichtet wird.

An die erfolgreiche Werbung schloß sich als der wichtigste Akt der indogermanischen Eheschließung die schon in den Veden genannte „Handergreifung", wobei der Jüngling die Hand des Mädchens in Gegenwart ihres bisherigen Gewalthabers ergriff, zum Zeichen dessen, daß sie nunmehr in seine Gewalt überging. So hieß auch bei den Römern die Eheschließung „Handergreifung" (mancipium, von manus Hand und auf capere ergreifen, gewinnen), wie das altdeutsche Mund, das wir noch in Vormund und Mündel haben, mit dem lateinischen manus etymologisch verwandt ist und nichts anderes als „Hand" bedeutet. Der alte Begriff „Handergreifung" aber ist auf die der geregelten Kaufehe vorausgegangene gewaltsame Raubehe zurückzuführen, bei der wirklich ein Mädchen mit dem Ausspruch: Die gehört mir — wie so noch heute der Australier bei der aus dem Hinterhalt erfolgenden Besitzergreifung seiner Braut sagt — an der Hand ergriffen, um in die Ehe „gerafft und gerissen" zu werden, wie Matthaeus Praetorius von dem Raub der mannbaren Mädchen bei den alten Preußen berichtet, die „nicht vom Bräutigam selbst, sondern von dessen zwei nächsten Freunden entführt wurden". Auf diese alte Raubehe deuten aber noch viele andere Hochzeitssitten, so die bei Indern, Römern, Germanen und Slawen gebräuchliche Sitte, der zufolge die Frau über die Schwelle der Wohnung der Eltern des Mannes, in die sie durch die Eheschließung einzog, getragen werden und daselbst auf einem Fell sich niedersetzen mußte. Letzterer Zug wird an die Zeit erinnern, da es in den menschlichen Wohnungen keine anderen Sitzgelegenheiten gab als solche Felle. Auch die weit verbreitete Zeremonie der Brautverhüllung (Brautschleier) hat als Erinnerung an die Raubehe zu gelten, bei der nachweislich das Überwerfen eines Tuches über den Kopf des Mädchens die Entführung erleichterte. In demselben Sinne spricht die verbreitete Sitte, daß der Hochzeitszug von Freunden und Helfern des Bräutigams, die ursprünglich bewaffnet erschienen, um-

geben ist. Solche bewaffnete Hilfe war aber den Neuvermählten selbst noch im Zeitalter des Brautkaufs sehr notwendig, da überall die Sitte bestand und noch heute besteht, mit scherzhaften Überfällen und anderen Hemmnissen den Brautzug zu stören und aufzuhalten, wobei es oft sehr wild und gewaltsam zuging. So verbietet das langobardische Gesetz des Ahistulf stinkendes Wasser und Mist über den Hochzeitszug zu schütten, damit daraus nicht etwa Aufruhr und Totschlag erwachse. Bei den russischen „Diebesehen" kommt es heute noch zwischen Verfolgern und Verfolgten nicht selten zu Mord und Totschlag, so daß wir sehen, wie die Gewohnheiten der Raubehe, zwischen Ernst und Scherz schwankend, auch während der Kaufehe noch eine Zeitlang vorhielten.

In den homerischen Epen bewegt sich die Frau, im Gegensatz zu ihrer späteren Einschließung innerhalb des Frauengemachs bei den Griechen der klassischen Zeit, frei umher. Wenn ihr Mann dabei ist, kommt sie mit ihrer Arbeit in den Saal zu den Gästen. Von unfreien Dienerinnen begleitet geht sie aus. Wie die Achäer leben auch die Söhne König Priamos' von Troja in Einehe, während Priamos selbst nach orientalischer Sitte mehrere Frauen besitzt; doch gelten nur die Söhne der Hauptfrau Hekabe für vollbürtig, also thronberechtigt. Die Hochzeit findet im elterlichen Hause des Mannes statt. Dabei bringen Brautführer, von der Braut mit frischen Gewändern beschenkt, nachts unter Fackelbeleuchtung und Hochzeitsgesängen die Braut durch die Stadt in des Bräutigams Behausung, wo sich Festschmaus und Tanz anschließen.

Bei den Römern, deren Töchter schon sehr frühe heirateten — so sind uns mehrfach Grabschriften von zehn- oder elfjährigen Frauen erhalten, und Agrippina, war noch nicht 12jährig, als sie die Gattin des Domitius Ahenobarbus wurde, auch Octavia, die Tochter des Claudius, war erst 11 Jahre alt, als sie mit dem 16jährigen Nero vermählt wurde — wurde die kindlich junge Braut, die bis dahin einen kurzen Rock getragen hatte, mit der altertümlichen Matronentracht, einer langen, mit einem wollenen Gürtel zusammengehaltenen Tunika gekleidet und die mädchenhaften Zöpfe durch eine Frisur nach Frauenart mit Flechten und Bändern ersetzt. Ihr Haupt wurde mit einem roten Tuche, dem flammeum genannten Zeichen der Ehefrau, eingehüllt. Deshalb waren bei den Römern „das Haupt verhüllen" (nubere) oder „die Flechten annehmen" synonyme Begriffe für heiraten. Wie Bräutigam und Hochzeitsgäste, die reiche Gaben beisteuerten, war

die Braut zum Hochzeitsfeste mit Blumen und Zweigen aller Art bekränzt. Als erste Zeremonie wurde bei der Hochzeit im Hause der Braut unter Zuziehung von zehn Zeugen der Hochzeitskontrakt abgeschlossen, worin die Vermögensverhältnisse geregelt und die Höhe der Mitgift bestimmt war. Sollte die Frau nach der älteren Art der Trauung mit ihrem Hab und Gut in die Gewalt des Mannes übergehen, so wandte man noch die uralte Form des Scheinkaufes an, indem der Bräutigam dem Vater die Tochter um ein As (im Werte von ursprünglich 47, später nur 4 Pfennigen) abkaufte. Hierauf übergab eine verheiratete Frau, die ihren ersten Mann noch hatte, als Stellvertreterin der ehestiftenden Juno (Juno pronuba) die Braut dem Bräutigam. Dann folgte das Opfer, das die Neuvermählten meist im benachbarten Tempel darbrachten; dabei wurden die Gottheiten der Ehe um ihren Beistand angerufen und die Anwesenden sprachen ihre Glückwünsche aus. An das Opfer schloß sich dann das Festmahl, bei dem es hoch herging. Abends wurde dann die Braut, die scheinbar der Mutter entrissen wurde — angeblich eine Erinnerung an den Raub der Sabinerinnen — von drei Knaben, deren zwei ihr Rocken und Spindel nachtrugen, während der dritte mit einer Fackel aus Weißdorn, dem der Ceres geweihten Symbol der Fruchtbarkeit, voranleuchtete, in das Haus des Mannes, also der Schwiegereltern, geleitet und, dort angekommen, über die Schwelle gehoben. Unter keinen Umständen durfte sie dieselbe berühren. Dort wurde sie von Knaben aus der Verwandtschaft des Mannes in Empfang genommen und in das Schlafgemach, den Thalamus, geführt, wo sie von älteren Frauen gebettet wurde. Indessen stimmten die durch das Gelage heiter gestimmten Gäste den sogenannten Fesceninnengesang an, worin in toller Ausgelassenheit die Heimlichkeiten der Brautnacht persifliert wurden. Dann wurde der Bräutigam, nachdem er den Knaben Nüsse ausgestreut hatte, zum Beilager seiner Braut geführt und sie mit dem Wunsche, einmal einen Sohn zu haben, allein gelassen. Bei der Erziehung der später eintreffenden Kinder war die Großmutter eine wichtige Person. Jeder Geburtstag wurde als Festtag mit Gottesdiensten und Geschenken gefeiert. Ähnlich auch der Tag, an welchem die Kinder aus der Kindheit ausschieden, den Göttern ihr Spielzeug darbrachten und die Knaben die Männertracht der toga virilis anlegten. Damit wurden sie, obschon noch blutjung, mündig und berechtigt, über ihr Vermögen zu verfügen. Doch erst mit dem 25. Jahre wurden sie zu Rechtsgeschäften befähigt.

Neben dieser gewöhnlichen römischen Eheschließung bestand aber noch zu Beginn der römischen Kaiserzeit die hochsakrale Form der Eheschließung durch Konfarreation (von far Spelt, also etwa mit „Zusammenspelteſſen“ zu übersetzen), bei welcher die ganze Strenge des altrömischen Familienrechts eingehalten wurde. Dadurch trat die Frau mit ihrem ganzen Besitztum völlig unter die Gewalt des Mannes und konnte sich von ihm nicht scheiden lassen. Von Männern, die hohe priesterliche Funktionen bekleideten, wurde eine solche Eheschließung verlangt. Diese Art der Eheschließung war einst die allein gültige für Leute patrizischen Standes. Im Rom der älteren Zeit der Republik durften innerhalb der patrizischen Sippe (gens) durchaus keine Heiraten stattfinden. Der Jüngling hatte sich außerhalb derselben nach einem Weibe umzusehen, das ihm von dessen Gewalthaber, sei es Vater, Großvater oder Bruder, ohne Kauf feierlich zugesprochen wurde. Die Geschlechter standen untereinander in einem Konnubialverbande, so daß für eine ebenbürtige Verheiratung gesorgt war. Eine solche patrizische Ehe durch Konfarreation wurde ebenfalls vor zehn Zeugen wie eine gewöhnliche bürgerliche Ehe geschlossen, wobei bestimmte feierliche Worte gesprochen wurden. Beim Eintritt in das Haus ihres Mannes bestrich die junge Frau die Türpfosten mit Schweinefett. Das so dem Hausgeiste dargebotene Opfer führt uns also in eine Zeit zurück, da das Schwein das wichtigste Speisetier des altitalischen Bauern bildete. Dazu trat dann das Schaf als Opfertier, das bei der feierlichen Kulthandlung geschlachtet wurde und auf dessen Fell sich die neuen Ehegatten setzen mußten, um Früchte und gesalzenen Speltschrot verbunden mit der jüngeren Form des Speltbrotes zu essen. Damit hatten sie die legitime Herdgemeinschaft geschlossen und waren Mann und Frau.

In der älteren römischen Zeit wurde die Braut jenseits der Schwelle des elterlichen Hauses mit Feuer und Wasser empfangen, wodurch angedeutet werden sollte, daß fortan Feuer und Wasser im Hause unter Obhut der Frau standen. Sie, die bei der unter Vaterrecht bestehenden Exogamie als Stammfremde ins Haus des Mannes trat und widerstrebend über die Schwelle gehoben wurde, empfing also schon jenseits derselben die beruhigende Versicherung, daß sie nicht zu „Wildfremden“ komme, sondern den Schutz des Friedensverbandes genieße. Diese uralte Form des Empfanges „mit Feuer und Wasser“ war nicht nur bei der Konfarreation, sondern bei jeder Art römischer Eheschließung gebräuchlich. War damit gleichsam die unterste Stufe einer Aufnahme in die Lebensgemeinschaft ausgedrückt, so bedeutete das gemeinsame

Mahl der jungen Ehegatten das Eintreten in die höhere Stufe der Haushaltungsgemeinschaft. Obschon bei den Römern schon frühe der Getreidebau, sobald er mit Hilfe des von Ochsen gezogenen Pfluges und nicht mehr durch Hackbau ausgeübt wurde, zur Sache des Mannes erhoben wurde, so brachte die junge Frau wie Rocken und Spindel, so auch ihren Korb mit Getreide mit, während der junge Mann das Fleisch zum ersten gemeinsamen Mahle lieferte und damit das Opfer bestritt. So war auch späterhin das Fleischopfer stets Sache des Mannes, das Fest der Vestalien aber, das nur die Frauen feierten, hieß das Fest der Brote. In der Vereinigung der Pflanzenkost gewinnenden Tätigkeit der Frau und der Fleischspeise — in der älteren Form durch Jagd, in der jüngeren durch Viehzucht — beschaffenden Tätigkeit des Mannes bestand also, wie die Symbole der Hochzeit andeuteten, die altrömische Ehe. Daß noch in späterer Zeit der Weingenuß der Altrömerin bei Todesstrafe verboten war und noch der ältere Cato das Kosten dieser Flüssigkeit von ihrer Seite dem Ehebruch gleichsetzte, beweist, daß die Frau schon längst aufgehört hatte, den Landbau zu ihrem Berufe zu zählen, als der Weinbau den Römern durch die unteritalischen Griechen bekannt wurde. Ihn hatte der Mann als Herr seines Grund und Bodens eingeführt und deshalb weigerte er sich, diesen kostbaren Ertrag seiner Arbeit dem Ertrage der Frauenarbeit als gemeinsames Gut beizumischen und reservierte sich diesen Trank als tabuierte Männerlabung, wie es der Grönländer mit dem Speck der Seetiere und der Polynesier mit dem Schweinefleisch und dem Kawatrank tat.

III. Die Frau als Gattin.

Der Urmensch kannte, wie gesagt, keine Ehe, sondern die Geschlechter vereinigten sich nach Belieben. So gab es keine Vaterschaft, sondern nur eine Mutterschaft. Liebe in höherem Sinne fehlt heute noch allen Primitiven, so fehlen ihnen auch alle Liebeslieder; denn den animalischen Akt der Paarung, den sie als etwas ebenso Selbstverständliches wie ihre Notdurft vollziehen, zu besingen, kommt ihnen gar nicht in den Sinn. Den Naturvölkern mangelt wie der Begriff, so auch das Wort Liebe. Selbst da, wo eine Ehe geschlossen wird, spielt das Gemütsleben keine Rolle und heiratet man nicht, um Kindern das Leben zu schenken, sondern man nimmt sich eben eine Frau, um sich von ihr bedienen und das Essen zubereiten zu lassen. Von gegenseitiger Neigung bei diesem Akte ist nie die Rede.

Irgend welcher Eheschließung ging die Stufe der Promiskuität voraus, bei welcher ungebundene freie Liebe herrschte. Mit ihr gleichbedeutend ist die Gemeinschaftsehe, die in China bis zu Fuh-hi's und in Griechenland bis zu Kekrops Zeiten geherrscht haben soll. Auf dieser niederen sozialen Stufe standen in geschichtlicher Zeit die primitiven Stämme der Skythen, von denen der griechische Geschichtschreiber Strabon berichtet, daß sie die Stammesfremden schlachteten, deren Fleisch aßen und deren Schädel als Trinkgefäße benutzten, während sie in Frieden und gegenseitigem Wohlwollen miteinander lebten und alles, sogar Frauen, Kinder und die ganze Verwandtschaft gemeinschaftlich hatten. Die Urfamilienverfassung in der demnach jene noch lebten, hatte also nicht nur die Gemeinschaft aller Güter, sondern auch diejenige der Frauen zur Folge. Ein persönliches Eigentum gab es bei ihnen noch nicht, oder, besser gesagt, es begann sich bei ihnen eben zu entwickeln, indem Strabon von ihnen bemerkt, daß sie außer dem Amulettschmuck, der als Gegenstand an ihrem Leibe das erste Objekt des persönlichen Eigentums bildete, auch noch Schwert und Becher

beziehungsweise Trinkschale als individuelles Eigentum innerhalb der Blutsverwandtschaftsgruppe betrachteten.

Eine etwas jüngere Kulturstufe bezeichnete diejenige der Nachbarn, jener der Massageten, von denen Herodot berichtet, daß sich zwar jeder eine Frau nehme, aber es allen erlaubt sei, ihr beizuwohnen. Nur wie zum Zeichen einer vorübergehenden Besitzergreifung hänge der betreffende Mann, der die Frau besuche, seinen Köcher außen an die Wagenwohnung oder stecke seinen Stab als sein Leibzeichen an der betreffenden Stelle in die Erde. Der Sinn dieser Vorkehrung kann nur der sein, daß durch das Leibzeichen, welches den Stammesgenossen die Person des ihnen Angehörigen bezeichnet, diesem für die Zeit des vorübergehenden Besitzes Frieden erwirkt werde; denn was dem Stammesgenossen erlaubt war, das war für den Stammesfremden ein Frevel.

Bei manchen drawidischen Stämmen hat sich Frauengemeinschaft bis heute erhalten. Auch von einigen Völkern des Altertums wird uns solches berichtet. Von andern heißt es, daß nur die jungen Mädchen zur Verfügung sämtlicher Stammesgenossen waren und jedem, der wollte, ihre Gunst schenken mußten. Sobald aber ein Mann sich eins für sich allein erworben hatte, hörte dieses Verhältnis auf und es gehörte von da an ihm allein zu eigen. So war es auch bei den nordafrikanischen Nasamonen des Altertums; aber bei diesen hatten alle Gäste und Stammesgenossen noch das Recht auf den Besitz der jungen Frau bis am Morgen nach der Hochzeit. So lange durfte sie sich keinem verweigern; erst dann trat sie in alleinigen Besitz des Mannes. Herodot, der uns solches berichtet, fügt dem bei, daß die Braut von den Gästen für ihre Gunst je ein Geschenk erhielt. Das war eine Art Entschädigung an den Mann, der sie sich erworben.

Von den Troglodyten im Innern Afrikas melden verschiedene Schriftsteller des Altertums, daß bei ihnen Gemeinschaft der Frauen und Kinder herrschte. Nur der Häuptling besaß einzelne Frauen des Stammes zu seinem ausschließlichen Besitz, während die gewöhnlichen Männer in Gemeinschaft sämtlicher übrigen Weiber blieben. Auch bei manchen Negerstämmen der Loangoküste Westafrikas sind die Prinzen in der Weise vor den Stammesgenossen bevorzugt, daß sie schon unter den Kindern ein Mädchen für sich auswählen können, das fortan ihnen allein gehört, während die Männer aus dem Volke erst dann eine Frau für sich allein erwerben können, wenn diese ihrer Verpflichtung gegen den Stamm Genüge getan hat. Niemand darf seine

Tochter einem einzelnen Manne vermählen, bevor sie nicht in der sogenannten Brauthütte sich allen anbot, die mit Geschenken um ihre Gunst werben wollen. Deshalb muß jedes mannbar gewordene Mädchen in bräutlichem Schmucke in einer offenen Halle allen Männern des ganzen Stammes angeboten werden und darf sich keinem versagen. Die dafür empfangenen Geschenke aber bilden die Ausstattung der schließlich mit einem einzelnen Manne geschlossenen Haushaltsehe. Dabei war es nicht nur gewinnbringend, sondern auch eine Ehre bei dieser Ausbietung an die Männer des Stammes, von möglichst vielen begehrt worden zu sein; denn Herodot berichtet vom nomadischen Stamme der Gyndanen aus Nordafrika, die ebensolcher Sitte huldigten, daß die Frauen lederne Fußringe trügen, an deren Zahl diejenige ihrer erfolgreichen Umwerbungen erkannt würden. Eine große Menge solcher Ringe gelte für ein Zeichen der Trefflichkeit der Frau, weil sie damit bewies, einst eine der begehrtesten von allen gewesen zu sein.

Solche Sukkoth-bennoth, d. h. Töchterhütten genannte Brauthütten, in denen sich die mannbar gewordenen Mädchen öffentlich ihren Stammesgenossen anbieten und auf Wunsch preisgeben mußten, brachten auch zum Gräuel der Israeliten die nach dem entvölkerten Lande Palästina gezogenen babylonischen Kolonisten mit. In Babylon nämlich bestand die in geschichtlicher Zeit als sehr drückend empfundene, aber altgeheiligte Sitte, daß die herangereiften Jungfrauen sich im Tempel der Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, Aschtarot oder Astarte, von Herodot Mylitta genannt, einmal öffentlich darbieten und dem sich preisgeben mußten, der mit einem Silberstück um ihre Gunst warb. Keiner durfte verschmäht werden; die Silberstücke aber fielen in den Tempelschatz der Göttin. Wie sehr diese Sitte dem Gefühl der späteren Zeit und der damaligen Moral Babylons zuwider war, drückt Herodot, der uns solches aus eigener Erfahrung berichtet, durch die Bemerkung aus, habe sich die Babylonierin nur einmal „auf diese Weise mit der Göttin abgefunden", so werde sie sich um keinen Preis mehr dazu hergeben.

Nach Herodot herrschten auch auf Cypern und nach Strabon in Armenien solche der babylonischen Mädchenweihe ähnliche Gebräuche, indem alle, selbst die vornehmsten Jungfrauen, sich in gleicher Weise vor der Verheiratung in den Dienst der Liebesgöttin stellten, und kein Bräutigam nahm Anstoß daran. Auch in Lydien und beim illyrischen Volke der Eneter (Veneter) bestand solcher allgemeiner Verkehr der

Geschlechter vor der Verheiratung, allerdings ohne Verbindung mit der Gottheit als Repräsentant des Stammes. Was das Mädchen an Geschenken für ihre Gunst erhielt, durfte sie als Ausstattung für sich behalten. Auch bei den Völkerschaften Thrakiens folgte auf das freie Jugendleben, das am Rechte der Vorzeit festhielt, wonach alle Mädchen den Stammesgenossen gehörten, die Forderung der Treue der Frau nach der Heirat und deren strenge Bewachung innerhalb derselben, ein Zustand, der noch bei vielen der heutigen Naturvölker als der des vermittelnden Überganges von einer älteren zu einer jüngeren Familienverfassung Geltung besitzt.

Gebräuche, welche das ehemalige allgemeine Anrecht an die Frau auf die Festzeit vor der Heirat beschränkten, beobachtete Garcilasso bei den altperuanischen Mantas und Langsdorf auf Nukuhiva in der Südsee. Beim indischen Stamme der Sonthals werden wie bei einem Teil der Südslawen alle Ehen zu einer bestimmten Zeit des Jahres geschlossen; aber dort tritt vor dieser noch die alte Sitte der Frauengemeinschaft in ihr Recht. Erst dann sondern sich Paare. Ein Ausklang dieses bei den verschiedensten Volksstämmen heute noch geübten Gebrauchs ist wohl die Sitte, dem Gastfreund, der in die vollen Rechte des Stammesgenossen tritt, nicht etwa nur die unverheirateten Mädchen der Familie, sondern die eigene Frau für kürzere oder längere Zeit, je nach der Dauer der Anwesenheit desselben, zu beliebiger Beiwohnung zu überlassen. Nicht nur fast alle Naturvölker der ganzen Welt, sondern selbst die höherstehenden Mongolen, Abessinier und Araber handeln solchermaßen. Bei den Griechen und Römern kam es noch in historischer Zeit vor, daß Frauen von ihren Männern nicht nur vorübergehend, sondern ganz an zu ehrende gute Freunde abgetreten wurden. So sagt Strabon, daß die Handlungsweise des älteren Cato, der seine geliebte Marcia seinem Freunde Hortensius überließ, im Einklange gestanden habe mit einer altrömischen Sitte.

Während nun auf einer späteren Kulturstufe von den verheirateten Frauen verlangt wurde, daß sie ausschließlich ihrem Manne zur Verfügung standen, konnten Unverheiratete ohne Minderung ihres Ansehens jedem ihre Gunst schenken und sich dafür bezahlen lassen. Solche Unverheiratete sind die Hetären oder Genossinnen der alten Griechen, mit denen auch die angesehensten Männer mit Vorliebe verkehrten, weil sie durch ihre feine Bildung und den anregenden Verkehr weit über den gewöhnlichen Hausfrauen standen. So konnte der um Athen so verdiente Staatsmann Perikles unbeschadet seines Rufes

viele Jahre hindurch mit der schönen, geistreichen Hetäre Aspasia vor allem Volke verkehren und mit ihr öffentlich auftreten, obschon er zu Hause eine legitime Gattin besaß, von der er als selbstverständlich verlangte, daß sie ihm allein gehöre. Solches war damals in den Griechenstädten etwas ganz Gewöhnliches und wurde keinem Manne übelgenommen, so wenig als die gewiß sehr viel unanständigere Knabenliebe (Päderastie), von der in Platons Phädon ohne Scheu als etwas ganz Natürlichem gesprochen wird. Noch heute genießen in Südindien, auf Indonesien und in einigen Teilen Westafrikas solche gebildete öffentliche Dirnen die höchste Wertschätzung, während die gewöhnlichen Sängerinnen als ehrlos verachtet werden. Die durch solchen Hetärenlohn gesammelten Reichtümer sind dann dem Manne, der später eine solche heimführt, eine willkommene Mitgift, der durchaus nichts Anrüchiges anhaftet. So liefert beispielsweise in der Gegenwart der kleine Araberstamm der Ulad Nail in der nördlichen Sahara die Tänzerinnen und Prostituierten für einen guten Teil Nordafrikas. Wenn dann die Mädchen durch die von ihren Liebhabern erhaltenen Geschenke ein stattliches Heiratsgut zusammengebracht haben, kehren sie nach Hause zurück und heiraten ohne Schwierigkeit, werden auch treue Hausfrauen und gute Mütter.

Letzte Überreste aus den Rechtsanschauungen der Blutgemeinschaftsfamilie haben sich auch in Europa bis in die Gegenwart erhalten. Es soll hier nicht vom alten Herrenrechte der ersten Nacht (jus primae noctis) die Rede sein, laut welchem im Mittelalter die Grundherren das Privilegium besaßen, bei der Verheiratung ihrer weiblichen Hörigen ihnen zuerst in der Brautnacht beizuwohnen, bevor sie der Bräutigam als seine Frau übernahm, ein Recht, das später in eine als „Jungfernzins“ bezeichnete Geldabgabe verwandelt wurde. Dagegen gehören verschiedene Hochzeitsgebräuche der Slawen dahin. Bei den heutigen Serben im Banat füllen die Hochzeitsbräuche, während deren Dauer der Dever oder Brautführer gleichsam die alte Gesamtheit der Stammesgenossen repräsentiert, immer noch einige Tage aus, und während dieser Zeit teilt der Dever das Bett der Braut; erst am letzten Tage tritt der Bräutigam an seine Stelle. Da nun dieser alte Brauch bei den gebildeteren Volksgenossen Anstoß erregte, erfüllten sie die Anforderungen desselben damit, daß sie den Dever aus der Zahl der unreifen Knaben der Verwandtschaft auswählten, was aber nicht hindert, daß er im übrigen seiner Bedeutung nach noch immer als Mann behandelt wird. Bei den Serben der ehemaligen Karlstädter

Militärgrenze hat sich diese alte Sitte in der Form erhalten, daß der dort als Kum bezeichnete Brautführer mit den Brautleuten das erste offizielle Beilager im Bette teilt, der Braut näher als dem Bräutigam. Nach kurzer Zeit verläßt er aber dasselbe und das junge Paar wird allein gelassen.

Ein anderes Rudiment der Ablösung des alten Rechtes, wonach sämtliche Stammesgenossen bzw. Hochzeitsgäste vor oder bei der Hochzeit der Braut beiwohnen durften, ist die bei manchen Stämmen der Südslawen übliche offizielle Brautschau. Wie sich einst die Jungfrauen in der babylonisch-afrikanischen Brauthütte ausstellen und sich von jedem, der Lust dazu hatte, gebrauchen lassen mußten, wobei sie einen zunächst der Gottheit geschenkten, später aber ihnen selbst verbleibenden Brautschatz erwarben, so geht bei dem südslawischen Stamm der Bacska schon der Verlobung eine formelle Brautschau voraus, die aber ganz harmlos verläuft. Im Kreise ihrer Freundinnen und unter Assistenz zweier älterer Frauen erwartet die Heiratslustige in hellerleuchteter Stube den Besuch der Burschen und, während jene Frauen mit Kerzen leuchten, folgt sie dem Bewerber zu einem Tanze. Das müsse geschehen, erklärt das Volk, damit der Freier nicht etwa von einer Lahmen getäuscht werde. „Jede solche Besichtigung," sagt Rajacsich in seinem Buche: Leben der Südslawen, Wien 1873, „wird mit Geld bezahlt, wobei der Kreuzer Dukaten genannt und als solcher hergegeben wird. Ein solches Mädchen sammelt sich manchmal eine bedeutende Geldsumme auf diese Art, da sie mitunter von mehreren Burschen an demselben Tage angesehen wird." Dieses Geschenk verbleibt dem Mädchen auch für den Fall, daß die Besichtigung zu keiner Werbung führte. Bezeichnenderweise ist es in diesen Gegenden nicht üblich, daß die Braut eine Mitgift von zu Hause mitbringt, während es die Hochzeitsgäste sind, welche eine solche für sie zusammenlegen. In vielen Fällen geschieht dies in einer ganz besonderen, an altertümliche Sitten erinnernden Form. Wie die alten Babylonier nach Herodot, ebenso die Araber und Juden, stets ein Bad am Morgen nach der Nacht, da sie ihrer Frau beigewohnt hatten, nahmen, so ist es allgemein bei den Südslawen üblich, daß die Braut am Morgen nach der Brautnacht zunächst allen Männern des Hauses, dann allen des Gastgefolges ein Bad der Hände bereitet und dafür von diesen jenes Ausstattungsgeschenk erhält.

Auch in deutschen Gegenden gibt es noch eine „Brautschau" am Abende des Hochzeitstages, bei welcher jeder Gast das Recht für sich

in Anspruch nehmen darf, daß die Braut mit ihm tanzt, wogegen er dann zu einem Geschenke verpflichtet ist, das nun freilich zur Bezahlung der Spielleute Verwendung findet, und nicht der Braut zufällt. Dagegen erhält die Frau am Morgen nach der Hochzeit von ihrem Gatten die „Morgengabe“, die bei den Südslawen noch von sämtlichen Teilnehmern an der Hochzeit gestiftet wird. Außer dieser Morgengabe des Gatten, die im Mittelalter auch bei uns auf dem Lande noch allgemein gebräuchlich war, in der Neuzeit aber besonders in den Städten ganz in Wegfall geriet, sind die Geschenke der Hochzeitsgäste nur noch blasse Erinnerungen an die Gaben, die einst die Mitglieder der Blutsverwandtschaftsfamilie für einen vorübergehenden Besitz, zu dem sie berechtigt waren, der Braut spendeten.

Auf die uralte Blutsverwandtschaftsfamilie ist auch die Vielmännerei (Polyandrie) zurückzuführen, die heute noch besonders in Südasien und in Tibet Sitte ist. Man hat diese auf die Armut der betreffenden Völker zurückführen wollen; doch ist diese Anschauung durchaus falsch. Sehr wohl könnte auch bei ihnen jeder Mann eine Frau erhalten, aber es hat dort die ältere Anschauung Geltung behalten, wonach eine Frau, die die Ehe mit einem Mann eingeht, den Blutsverwandten nicht vorenthalten werden kann. Wenn nun ein Toda auf den Blauen Bergen Indiens oder ein Tibeter eine Frau heiratet, so wird seine Frau zugleich die Gattin aller seiner Brüder, in dem Maße, als diese der Reihe nach geschlechtsreif werden. Gleicherweise betrachten diese auch sämtliche Schwestern der Frau als Gattinnen. Die aus solcher Gemeinschaftsehe hervorgehenden Kinder werden den Brüdern der Reihe nach zugesprochen, so daß das erstgeborene Kind als das des ältesten Bruders, das zweite als das des zweitältesten Bruders usw. gilt, bis alle eins haben, dann beginnt das Zuerkennen der Kinder wieder von vorn. Auch von den Tottiyars in Indien wird uns berichtet, daß die Brüder, Onkel und Neffen ihre Frauen gemeinsam besitzen. Auf dieser Stufe der Gemeinschaftsehe ist der Mann eben noch nicht im „Besitz“ einer Frau, sondern er hat sich einer solchen nur ehelich angeschlossen. Das war nur unter mutterrechtlichen Verhältnissen möglich. Sobald aber das Vaterrecht aufkam, war eine solche Gemeinschaftsehe undenkbar, indem der einzelne Mann eine Frau zu seinem ausschließlichen Gebrauche begehrte und eifersüchtig darüber wachte, daß seine Rechte an ihr nicht dadurch geschmälert wurden, daß sich andere mit ihr einließen.

Schon in der Raubehe, noch mehr aber in der Kaufehe war die

einzelne Frau ein Erwerb des einzelnen Mannes, das er unbestritten für sich in Anspruch nahm. Durch den Kaufpreis oder die Geschenke an die Stammesgenossen hatte er die alten Anrechte derselben an diese rechtskräftig abgelöst; sie war sein und durfte nur ihm allein gehören. Daraus entstand für die solchermaßen erkaufte Frau die Verpflichtung der Treue innerhalb der Ehe. Während innerhalb der Blutsverwandtschaftsfamilie nur ein Fremder Ehebruch begehen konnte, indem er mit einer ihm nicht Blutsverwandten sexuell verkehrte, beging auf dieser höheren Stufe, auf der ein Fremder durch das Eintreten in die väterliche Gewalt vermittelst einer Abfindung an dieselbe in den rechtlichen Besitz der fremden Frau gelangt war, auch der Blutsverwandte ein Verbrechen gegen ihn, wenn er dieses Sondereigentum nicht respektierte. In der ältesten Zeit durfte ein solchermaßen „Bestohlener" den auf frischer Tat Ertappten wie jeden anderen Dieb durch Abhauen der Hände oder Töten überhaupt bestrafen. Die Frau aber ließ er als einen ihm gehörenden Wertgegenstand am Leben. Erst als die Strafgewalt vom Hausvater an den Verband der Männer, den Staat, überging, wurde der Ehebruch auch mit dem Tode der Frau gebüßt. Daß auch der Mann seiner Frau die Ehe brechen könne, war auf jener Stufe ein Unding; denn mit dem Eingehen einer Ehe wurde nicht gegenseitige Treue gefordert, sondern diese verlangte nur der Mann von der Frau, in deren Besitz er gelangt war. Und nur das Besitzrecht an sie wollte er aufrechterhalten wissen, wenn er ihr verbot, mit einem anderen Manne geschlechtlich zu verkehren. Weil nicht der Begriff der Keuschheit dabei mitspielte, mußte die Frau nach vielleicht ungezügeltem Leben vor der Ehe die größte Sittenstrenge nach der Hochzeit bewahren. Aus dem Begriff des Besitzes heraus ist es auch begreiflich, weshalb bei allen Völkern auf dieser Kulturstufe die Witwe des älteren Bruders auf den jüngeren überging, wobei allerdings, wie wir später sehen werden, die von ihm erzeugten Kinder als solche des älteren Bruders galten und damit, falls keine leiblichen vorhanden waren, zur Kultpflege seiner Seele verpflichtet waren.

Der Begriff Keuschheit konnte erst aufkommen, als mit fortgeschrittenem Vaterrecht das weibliche Kind ein besonderer Wertgegenstand des Vaters geworden war und deshalb einer verschärften Aufsicht von seiner Seite unterworfen wurde. Der volle Wert desselben wurde nun immer mehr von seiner Integrität, d. h. Unversehrtheit, abhängig gemacht, wozu allmählich auch die sittliche Reinheit gezählt

wurde, so daß es im väterlichen Interesse lag, seine Fürsorge für die Tochter als Wertobjekt durch Überwachung derselben bis zum Termine des Verkaufs bei der Hochzeit zu bekunden. Erst durch priesterliche Vermittlung ist dann dieser Begriff der Keuschheit mit einem ethischen Inhalte erfüllt worden, wie auch die Ehe erst durch kirchliche Sanktion fester geschmiedet wurde. Es gab nämlich der Ehemann gerne auch seine Frau in den Besitz eines Gottes, damit sie als dessen Eigentum ihm Treue halte. Dabei nahm man an, daß er sie mit schwerer Krankheit und Tod bestrafen werde, sobald sie sich eine Untreue zuschulden kommen ließ und ihm damit den Gehorsam verweigerte. So werde sie aus Angst vor den Folgen dem Gotte und damit auch dem Manne die Treue halten.

Sicherer aber erschien es jedenfalls, die Frau zur Vorbeugung von Ehebruch in einem besonderen Gemache, dem *Frauengemache*, einzuschließen. So konnten ihr andere Männer nicht zu nahe treten und die Eigentumsrechte des Mannes an ihr verletzen. So haben schon die Griechen ihre Frauen in ein Frauengemach verbannt, und nur Hetären nahmen bei ihnen am öffentlichen Leben mit dem Manne teil. Noch weiter gingen darin die mohammedanischen Völker, die einen strengen Abschluß der Weiblichkeit in einem, keinem andern Manne als dem Gatten zugänglichen, von Kastraten gehüteten *Harem* bis auf den heutigen Tag durchführten. Zu solchen Vorbeugungsmaßregeln gehören auch die verschiedenartig üblichen *Verhüllungen der Frau außer dem Hause* und die *Entstellungen ihres Gesichtes* durch Entfernung der Augenbrauen und Schwärzung der Zähne, wie solches bei den Ehefrauen in Japan üblich ist. Dahin gehört auch das Abschneiden des Haupthaars als des schönsten natürlichen Schmuckes des Menschen oder das Verbergen desselben unter eine Haube. So war den alten Germanen, die das Haupthaar der Frau umhüllende Haube der Inbegriff des Unantastbaren, dessen Angriff schwer geahndet wurde, so mit einer Buße von 15 Goldschillingen im Werte von ebensoviel Kühen in den Gesetzen der salischen Franken. Doppelt so hoch war allerdings die Buße beim Angriff auf das darundergelegene Haupthaar. Im Gottlandrecht war überhaupt jede freventliche Berührung der Frau mit Strafe bedroht; geschah das aber mit Einverständnis der Frau, so waltete darüber noch die Strafgewalt des Mannes.

So ist also eheliche Treue früher ein ethisches Prinzip geworden als jungfräuliche Keuschheit. Das strenge Vaterrecht verlangte erstere von der Verheirateten, während die Unverheiratete noch nach altem,

weniger strengem Mutterrecht lebte und machen konnte, was ihr gefiel, bis sich der um seine Ware besorgte Vater auch darein mischte. Doch wurde dabei weniger der Verkehr mit den jungen Leuten der Blutsverwandtschaft als die Folgen desselben verpönt. Erst viel später als die verheiratete Frau ist dann auch die unverheiratete unter den Schutz des Gesetzes gestellt worden. So bestrafte das fränkische Recht die Gewalttat an einer Jungfrau wie den Raub derselben mit dem vollen Wergelde. Aber auch im Fall das Mädchen selbst eingewilligt hatte, wurde der Raub derselben mit 40 Mark gebüßt, weil der Täter in diesem Falle das väterliche Recht an seinem Kinde gekränkt hatte.

Wie eifersüchtig in Altisrael Väter und Brüder über die Unversehrtheit der Jungfrau wachten, zeigt uns die Geschichte von Jakobs und Leas Tochter Dina, als sie vom Heviter Sichem geschändet worden war, trotzdem dieser sie zur Frau begehrte und sich seine ganze Familie dieser Heirat zuliebe der Beschneidung, d. h. der Aufnahme in den Stammesverband der Kinder Israels, unterzog, in der Weise gerächt wurde, daß Sichem und dessen ganze Blutsverwandtschaft dennoch von den erbosten Brüdern der Geschändeten getötet wurde. In späterer Zeit verfügte das jüdische Gesetz, daß der Verführer der unverlobten Jungfrau dem Vater derselben 50 Sekel Silber (im Werte von 120 Mark) Buße bezahlen und jene zudem zum Weibe nehmen müsse, ohne sich jemals wieder von ihr trennen zu können. Die aber ihren Fall verbarg und mit solcher Täuschung in die Ehe trat, sollte durch die Gemeinde der Männer den Tod erleiden. Wenn aber der Mann überwiesen wurde, seine Braut fälschlich dessen beschuldigt zu haben, so sollte er mit 100 Sekel Silber büßen, welche dann dem in seiner Tochter beleidigten Vater zufielen.

Da die Frau in der Kaufehe einen Besitz darstellt, der sich durch seine Arbeitsleistung gut bezahlt macht, so taten sich die Reichen und vor allem die Häuptlinge deren mehrere zu. Solchermaßen begreifen wir, wie einst in Uganda und an anderen afrikanischen Königshöfen Hunderte, ja Tausende von Frauen gehalten wurden. Das war durchaus kein Luxus, sondern ein zinstragender Besitz, in welchem man am besten und nutzbringendsten seine Ersparnisse anlegte. Solcher Besitz erbte wie jedes andere Wertstück von Vater auf Sohn und konnte, im Falle man seiner überdrüssig war, als besondere Ehrung einem Untertan geschenkt werden. So treffen wir durch die ganze Erde auf einer gewissen Kulturstufe die Vielweiberei (Polygamie) als etwas vollkommen Selbstverständliches. Nur Arme begnügten sich notge-

drungen mit einer Frau, sonst nahm sich jeder deren so viel, als er zu bezahlen vermochte. In der möglichst großen Zahl der Frauen beruhen ja Vermögen und Ansehen des einzelnen Mannes bei seinen Stammesgenossen. Wenn nun J. Lubbock diese Tatsache durch den Umstand erklären will, daß die Mädchen in den Tropen ungemein früh heiraten, aber dafür auch ebenso schnell verwelken, während die Männer ungleich länger im Besitze ihrer Kraft bleiben, also das Bedürfnis fühlen, neben ihrer rasch alternden ersten Frau jüngere Nebenfrauen zu besitzen, so ist dies ebensowenig stichhaltig als der andere von ihm angeführte Grund, daß durch die Notwendigkeit, ihre Kinder infolge Mangel von Tiermilch als Ersatz der Muttermilch mehrere Jahre lang stillen zu müssen, die in diesem Stadium begriffene Frau dem Gedeihen ihres Kindes zuliebe sich des Umganges mit dem Manne enthalten mußte, um nicht dadurch vor der Zeit wieder schwanger zu werden. Das sind alles Gründe, die an sich nicht genügt hätten, um den Mann zu veranlassen, sich mehrere Frauen gleichzeitig zuzutun. Auch von den Indogermanen lebten in Asien die Inder und Perser, in Europa die Thraker, Päonier, Preußen, Slawen und älteren Germanen nur soweit sie arm waren in Einehe, sonst aber stets in Vielehe. So spricht Tacitus von den Germanen, daß nur die Armen sich mit einer Frau begnügen, die Reichen und Vornehmen aber deren in Mehrzahl besäßen. So galt der Besitz von mehreren Frauen auch bei diesen Stämmen just als Zeichen der Vornehmheit. Und Adam von Bremen berichtet noch im Mittelalter von den Skandinaviern, daß sie in der Zahl der Frauen kein Maß kennen. Jeder habe nach der Größe seines Vermögens deren zwei, drei oder mehrere zugleich, die Reichen und Fürsten unzählige. Das waren alles rechtmäßige, ebenbürtige Gattinnen, deren Kinder frei und alle dem Vater gleichgestellt waren. Diese Vielweiberei wird durch die häufigen Kriege, die die Männer umbrachten und einen großen Überschuß an Frauen bedingten, begünstigt worden sein; denn zu jener Zeit gab es keine ledigen Frauen. Wer unter ihnen mannbar geworden war, wurde alsbald an einen Mann verkauft und damit verheiratet.

Als Fortschritt in dieser reinen Polygamie treffen wir schon sehr frühe die Anordnung, daß nicht alle Frauen einander gleichgestellt waren, sondern die eine, und zwar die zuerst geheiratete, die Hauptfrau war und die andern nur als Nebenfrauen und Beischläferinnen galten. Sie sanken also dem Ansehen nach im Urteile der fortgeschrittenen Zeit. Demgemäß waren auch nur die Kinder der

einen rechtmäßigen Frau dem Vater gesellschaftlich gleichgestellt und einzig erbfähig, während die der anderen unfreie „Mägdekinder" waren. So ist schon in der Gesetzgebung des sechsten Königs der I. semitischen Dynastie von Babylon, Chammurabi (1958—1916 v. Chr.), stets nur von einer ebenbürtigen Frau die Rede neben beliebig vielen Nebenfrauen. Vom orientalischen (semitischen) Worte pilegeš Nebenweib entstand das schon bei Homer vorkommende griechische Wort pallakis und das lateinische pelex für Kebsweib, wie sich Luther in seiner Bibelübersetzung für Nebenweib ausdrückt. Dieses Wort Kebse (althochdeutsch kebisa) ist urgermanisch und schwankt in seiner Bedeutung zwischen Sklavin und Konkubine. So hatten die Kelten und Germanen, als sie in das Licht der Geschichte traten, das Institut der Konkubinen neben der einen gesetzlichen Frau. Und dieses Institut der Nebenfrauen hat das Christentum ebenso wie dasjenige der unfreien Knechte und Mägde den Mächtigen und Fürsten lange Zeit hindurch gelassen, bis es ihm gelang, die von ihm angestrebte strenge Einehe zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. So galt in Europa bis ins Mittelalter hinein der Besitz von Nebenfrauen als ein Zeichen der Vornehmheit und des fürstlichen Standes. Der Biograph Kaiser Karls des Großen, Einhart, nennt die Namen von vier Nebenfrauen oder Kebsen dieses Fürsten; den einer fünften hat er vergessen.

Der völlige Sieg der Einehe konnte nur durch wachsende Achtung vor der Persönlichkeit der Frau errungen werden, indem diese eine sorgfältige Erziehung genoß und dadurch dem Manne eine geistige Ergänzung seines Wesens zu bieten vermochte. Als man begann die Frau zu respektieren, ihre Keuschheit vor der Ehe zu schätzen und infolgedessen geradezu zu fordern, sie dadurch vor allzufrühem Geschlechtsverkehr zu behüten und sie in der Ehe von übermäßiger Arbeit zu entlasten, vermochte sich ihre Individualität immer besser zu entfalten und bewahrte sie ihre Jugendfrische länger, so daß der Mann sich mehr und mehr mit einer einzigen solchen begnügen lernte. Und als das Christentum, das auf der Einehe als vorgefundenem Gesellschaftszustand der damaligen Kulturwelt am Mittelmeer basierte, den Völkern Europas nördlich der Alpen und späterhin aller anderen Erdteile gebracht wurde, zwang es diese zur Respektierung dieser Einrichtung, so daß mit der Zeit auch die Vornehmen und Reichen das Institut der Kebse aufgeben mußten, wollten sie nicht die Feindschaft der allmächtigen Priester dieser Religion auf sich ziehen und dadurch schwere Einbuße ihrer gesellschaftlichen Stellung erleiden.

Das Ideal der Einehe, das treue Zusammenhalten zweier Gatten bis zum Tode, ist gar nicht denkbar ohne ein Zurückdrängen der den natürlichen Menschen beherrschenden sinnlichen Triebe durch das Erwachen der Sympathie und Liebe im Ehe- und Familienleben. Erst durch diese wurden die Kulturvölker zur strengen Einehe, als dem vorläufigen Endpunkt des gesellschaftlichen Fortschritts, geführt. Aber in dem Maße als die ehrbare Frau dadurch stieg, sank das leichtsinnige Mädchen und wurde zur Prostituierten, welche ihren Körper um Geld ausleiht. Leider ist die Menschheit noch nicht so weit gekommen, daß das die ganze Frauenwelt demütigende und unsere sonst so hoch gestiegene Kultur verunehrende und beschämende Schandmal der Prostitution abgeschafft wäre. Wenn sie auch von der Öffentlichkeit verschwand und die Frauenhäuser nicht mehr beliebte Belustigungsorte sind, in denen sogar die Priester ungescheut verkehrten und in welche die offiziellen Gäste einer Stadt auf gemeine Kosten zu ihrer Erholung geführt wurden, wie bei uns noch im Mittelalter, so ist dafür die geheime Prostitution um so verbreiteter und wird erst verschwinden, wenn die Männerwelt moralischer geworden sein wird und eingesehen hat, daß, wer Keuschheit von seiner Frau verlangt, diese auch ihr bieten muß, wenn er in die Ehe tritt. Es ist ein schon längst widerlegtes Märchen, zu glauben, daß Enthaltung von geschlechtlichem Verkehr nachteilig für die Gesundheit sei. Wenn junge Leute heute noch damit ihr Laster beschönigen, so ist das eine höchst fadenscheinige Ausrede, die ein bedenkliches Licht auf ihre Moralität wirft.

Mit der Einführung der strengen Einehe konnte die Frau auch als Witwe über sich selbst bestimmen und wurde nicht mehr wie in der Kaufehe als ein Stück Ware an den Rechtsnachfolger ihres verstorbenen Gatten vererbt. Folge der strengen Einehe war auch die Adoption. Wenn früher ein Mann von einer Frau keine Kinder erhielt, so nahm er sich auf deren Wunsch eine Nebenfrau, deren Kinder dann als legitim erklärt werden konnten. Dies ist etwas ganz Gewöhnliches in den Lebensbeschreibungen der jüdischen Erzväter. Bei den Römern war dies schon nicht mehr möglich. Da erwarb der Kinderlose einen erwachsenen jungen Mann durch Adoption, welche ein Kaufgeschäft wie die Heirat war. Damit gewann er einen Sohn und Leibeserben, der dereinst seinem Geiste die nötigen Totenopfer darbringen konnte.

IV. Der Mann als Bürger.

Wie einst für die Frau, so war auch für den Mann das Heiraten etwas ganz Selbstverständliches. Der Unverheiratete galt seit dem frühesten Altertum und gilt heute noch bei allen nicht überkultivierten Völkern als etwas ganz Ungehöriges, Unvollkommenes, und das Leben ohne Frau als etwas geradezu Ungesetzliches, Unerlaubtes. Im ganzen semitischen Orient ist wie einst, so heute noch das Junggesellentum fast undenkbar. Der Mohammedanismus gestattet es nicht, so wenig als die Ehelosigkeit der Frau, und nach dem Talmud ist jeder Jude, der keine Frau geehelicht hat, „kein Mensch". Daher wird heute noch im Judentum der alte Hagestolz als minderwertiger Staatsbürger betrachtet; es heißt von ihm: „Er lebe ohne Segen, ohne Freude, ohne Gut"; denn in den Sprichwörtern heißt es schon: „Er fand die Frau, er fand ein Gut". Der Ledige darf daher keine wichtigen Ämter bekleiden, er kann unmöglich Hoheprieſter werden, darf nicht Vorbeter sein, nicht als Lehrer Kinder unterrichten oder überhaupt als Vorsteher und Nährvater einer Gemeinde fungieren; „denn die Lehre (thôrah) ist nicht bei ihm". Sobald jemand das 20. Lebensjahr überschritten hat und noch als Junggeselle frei umherläuft, heißt es im Talmud von ihm: „es verlösche sein Geist". „Denn nicht zur Wüste hat Gott die Welt geschaffen, sondern damit sie bewohnbar sei." Deswegen ist jedermann verpflichtet, das Gebot: „Seid fruchtbar und mehret euch!" strikt zu befolgen; und wer dies nicht tut, der gleicht einem, „der Blut vergießt und das Menschenantlitz ausrottet". „Denn nicht um der fleischlichen Lust zu frönen, ist der Geschlechtstrieb gegeben, sondern zur Erhaltung des Menschengeschlechts." „Sobald ein Mensch eine Frau genommen hat, werden seine Sünden zunichte"; „denn sie schützt vor sündhaften Gedanken."

Bei der Wahl der Frau soll man auf gute Familie sehen. So sangen die vornehmen Mädchen: „Jüngling, schaue nur auf die Sippe!"

„Überhaupt suche man die Tochter eines Gelehrten zu ehelichen und achte auf die Brüder der Braut, weil die Söhne den Brüdern der Mutter nachgehen". „Alles soll der Mensch verkaufen, um nur seine Tochter einem Schriftgelehrten zur Frau geben zu können, damit seine Kinder Gelehrte werden." Es soll also wenn möglich eine Vererbung geistiger Anlagen erstrebt werden. Entsprechend der hervorragenden Rolle, welche die Ehe im jüdischen Staatsgefüge spielte — man durfte sogar eine Thôrahrolle verkaufen, um dadurch eine Heirat zustande zu bringen (!) — ist der Prostitution beziehungsweise dem außerehelichen Verkehr für immer der Krieg bis aufs Messer erklärt worden. Schon im Gesetzbuch Mosis steht: „Es dürfen keine Prostituierten, weder weiblichen noch männlichen Geschlechts existieren unter den Kindern Israel", und „Du sollst deine Tochter nicht zur Dirne verkuppeln, damit die Erde nicht verbuhle und voller Unzucht sei." Wer mit einer ledigen Person Hurerei getrieben, der erhielt 39 Schläge als Strafe zudiktiert, und bei einer Verheirateten wurde der außereheliche Geschlechtsverkehr als Ehebruch mit Todesstrafe an beiden Frevlern geahndet. Schon das bloße Alleinsein mit einem fremden Manne wurde im Judentum der Frau als Verdachtsmoment des Ehebruches ausgelegt und gab dem Manne unter Umständen das Recht, die Ungetreue aus dem Hause zu jagen. Deshalb ist das Alleinsein mit Weibern, sogar unverheirateten, im Talmud sehr strenge verboten. Dort heißt es: „Wessen Beruf es mit sich bringt, daß er mit Weibern zu tun hat, der vermeide es, mit Weibern allein zu sein." Es wird daher dringend empfohlen, jeglichen Anlaß, der zu unerlaubtem Geschlechtsverkehr führen könnte, streng zu meiden. Man darf sogar brieflich eine verheiratete Frau nicht direkt grüßen, sondern läßt dies durch Vermittlung ihres Gatten geschehen. Ein Schriftgelehrter soll nicht beständig in einem Hofe wohnen, in welchem eine Witwe wohnt, und ein Junggeselle darf nicht eine Witwe als Dienerin engagieren. Unter keinen Umständen ist es erlaubt, den Vermittler zur Kuppelei zu spielen. Besonders wird vor intimem Verkehr mit denjenigen weiblichen Blutsverwandten dringend gewarnt, mit denen die Ehe beziehungsweise der Geschlechtsverkehr als Blutschande gilt. Die aus solch sündhaftem Geschlechtsverkehr in frevelhafter Weise gezeugten Kinder gelten gleich den Kindern der Ehebrecherin als Bastarde (Mamser) und dürfen nach biblischem Gebot nicht in die jüdische Gemeinde aufgenommen werden, auch darf kein Jude einen solchen Bastard heiraten. Tut er es dennoch, so wird er erbarmungslos aus der Gemeinschaft seiner Volksgenossen

ausgestoßen. Sogar die Nachkommen der Bastarde oder mit Bastarden Gezeugte sind bis ins zehnte Geschlecht von der Aufnahme in die jüdische Gemeinde ausgeschlossen, da die Rasse makellos erhalten bleiben soll. Wie dem Juden die Kastration von Mensch und Tier durch das Gesetz verboten ist, so wird auch ein Jude, der, sei es auch nur durch einen Unfall, seiner Geschlechtsdrüsen beraubt wurde, aus dem Verband seines Volkes ausgestoßen.

Auch bei den Indogermanen war das Ledigbleiben geradezu gesetzlich verboten, so bei allen Kulturvölkern des Altertums und heute noch in Indien. Der griechische Geschichtschreiber Plutarch berichtet vom spartanischen Gesetzgeber Lykurg: „Er setzte auch die Strafe der Ehrlosigkeit für die Ledigbleibenden fest. Sie wurden bei den Spielen von dem Anblick (der nackten Knaben- und Mädchengestalten) ausgeschlossen. Im Winter befahlen ihnen die Archonten, nackt im Kreise rings um den Markt herumzuziehen, und indem sie so herumzogen, sangen sie ein Spottlied auf sich selbst, daß sie Gerechtes erduldeten, weil sie den Gesetzen nicht gehorchten.“ Auch in Athen und Rom waren ähnliche Bestimmungen in Kraft. Bei den Römern hieß ein solcher Sonderling coelebs, bei den alten Germanen hagustalt, woraus unser Hagestolz wurde. Hagustalda — ein solcher namens R. begegnet uns schon in einer der ältesten Runeninschriften — war ursprünglich der technische Ausdruck für eine bäuerliche Standesklasse, die an der Feldgemeinschaft der Dorfgemeinde nicht teilnahm, sondern auf ein kleines eingehegtes Stück Feld angewiesen war, das für eine Familie nicht ausreichte.

Ein solcher Hagestolz war auch bei den Kelten und Germanen ein durchaus verachtetes Wesen, das zwar an der Sippe einen Rückhalt fand, sonst aber allein stand. So ist es bei den Slawen, dem konservativsten Bevölkerungselement Europas, bis auf den heutigen Tag geblieben. In Montenegro ist nur ein verheirateter Mann ein wirklicher Mensch (coek), während ein unverheirateter immer nur Bursche, d. h. wörtlich Kind (djete), genannt wird. Auch in Serbien und Bulgarien wird das Heiraten für eine unumgängliche Pflicht gehalten, die jeder erfüllen muß, und je größer seine Familie und Verwandtschaft ist, um so geehrter und angesehener ist er. Für einen als Junggeselle Gestorbenen wird vielfach noch nach seinem Tode gesorgt, indem ihm eine Frau formell angetraut wird. So berichtet der arabische Reisende Masudi von den alten Russen, zu denen er auf seinen Handelsfahrten kam: „Sie verbrennen ihre Toten, indem sie auf demselben Scheiter-

haufen deren Waffen, Lasttiere und Schmuck legen. Wenn nun einer stirbt, so wird sein Weib lebendig mit ihm verbrannt; wenn aber das Weib stirbt, so unterzieht sich der Mann nicht solchem Los. Wenn einer aber als Junggeselle stirbt, so verheiraten sie ihn nach seinem Tode."

Einem solchen Junggesellen gegenüber war ein Verheirateter denn doch ein ganz anderer Mann, wie dies heute noch bei den Bauern auf dem Lande gilt. Er besaß Ansehen, Söhne, die ihm Gefolgschaft im Kriege leisteten und zu Blutrache verpflichtet waren, die ihm auch, was besonders wichtig war, die schuldigen Totenopfer darbringen konnten und damit für sein Wohlergehen in der Geisterwelt sorgten. Durch die Söhne und Enkel wurde er zum Patriarchen, d. h. zu einem Erzvater, einem Vater von vielen, denen er zu befehlen hatte und die ihm blind gehorchen mußten, wie dies im vaterrechtlichen Familienverbande ganz anders als in dem vom laxeren Mutterrechte regierten der Fall war. Ein solcher pater familias, d. h. Vater des Gesindes, nämlich der Sklaven, die alle Arbeit verrichteten, wie er uns beispielsweise bei den Römern entgegentritt, war Eigentümer wie der Leibeigenen so auch der Frau, die er aus ebenbürtigem Hause gekauft, und deren Kinder und Kindeskinder. Wurde dem Gatten und Vater, der die Arbeit der anderen überwachte, aber nicht selbst arbeitete, ein Kind geboren, so hing es ganz von seinem Willen und seiner Laune ab, ob es am Leben gelassen wurde oder nicht. Hob er es auf, so anerkannte er es damit und es durfte am Leben bleiben. Ließ er es liegen, so verwarf er es und es wurde dann in der Wildnis ausgesetzt, den Raubtieren zum Fraß. Kein Sohn des Hauses konnte zu Lebzeiten des Vaters Grundeigentum erwerben, und auch eigenen Viehbesitz gönnte der allgewaltige Vater selbst den erwachsenen Söhnen, die sich selbständig machen wollten, nur widerruflich. Schuldner, die nicht bezahlten, gerieten in die Gewalt des Gläubigers, der sie nach sechzigtägiger Frist ins Ausland verkaufen, ja sogar töten konnte.

Durch das Recht des Stärkeren setzte sich der Mann solchermaßen zum unumschränkten Herrn über seine Familie, deren Töchter er an Fremde verkaufte und ihnen damit jegliche Verbindung mit den Blutsverwandten abschnitt. Wie die Töchter, so war auch die Frau ein nur von ihm aus entäußerbarer Besitzgegenstand. Erst gehörte sie als Besitz ihrem Vater als dem Herrn ihrer Mutter, dann nach ihrem Verkauf dem Manne. Starb dieser, so fiel sie seinem Erben zu und wäre dies ihr eigenes Kind. So beansprucht der junge Telemachos

im Hause seiner Mutter Penelopeia auf Ithaka in Abwesenheit seines Vaters Odysseus die Herrschaft; Erfahrung verleiht sie ihm nicht, wohl aber das Recht. So eilt der Königssohn Absalon, nachdem er im Aufstande seinen Vater vertrieben, vor allem dessen Frauen in Besitz zu nehmen. Sie fallen ihm von Rechts wegen zu, wenn er siegt.

Anfänglich war jeder Kreis Blutsverwandter, jede von einem Vater beherrschte Familie wie die Sippe ein kleiner monarchischer Staat für sich, in den kein anderer dreinzureden hatte. Sobald aber mehrere und schließlich viele Sippen sich zu Phratrien und diese zu Stämmen zusammentaten, wurde auch die Herrschergewalt des Hausvaters immer mehr eingeschränkt. So waren die Söhne, so lange sie im Heere dienten, nicht mehr unter der väterlichen Gewalt, sondern unter derjenigen des Heerführers. Bei den Volksversammlungen stimmten dieselben Söhne neben dem Vater, und, da sie befähigt waren, Staatsämter zu übernehmen, wurden sie zeitweilig sogar die Vorgesetzten des Vaters. So verlieh der Staat höhere und weitere Pflichtenkreise. Es entstanden neue Gewalten, die die bis dahin unbeschränkte Vaterherrschaft mehr und mehr einengten und sich über sie stellten, ihr geboten zu tun und zu lassen, was der Allgemeinheit frommte. Niemand, so entschied im Jahre 450 v. Chr. die in Rom mit der höchsten obrigkeitlichen Gewalt bekleidete Behörde der decemviri legibus scribendis, d. h. der die Gesetze abfassenden und niederschreibenden Zehnmänner im sogenannten Zwölftafelgesetz, durfte auch nur seine Regenrinne am Dache zum Nachteil seines Nachbarn verändern. Solche minutiöse Bestimmungen waren für diesen Wandel bezeichnend. Die Rücksichtnahme auf den Mitbürger regulierte den Verkehr. Niemand durfte auf seinem städtischen Grundstück einen Toten begraben. Auch das verlangte das Gemeinwohl, das sich vorher um solche private Angelegenheiten der einzelnen Familien nicht gekümmert hatte. So legte endlich der Staat auch Steuern auf, mit denen allgemeine, allen dienende Einrichtungen bestritten und die Gehälter der von der Volksgemeinde gewählten Beamten bezahlt wurden. Seine Gerichtsbarkeit entschied von nun an über Geldbußen und Leibesstrafe.

So wurde infolge der Dämpfung der anfänglich unbeschränkten Vaterherrschaft durch die aufkommende und immer mehr erstarkende Staatsgewalt eine gegenseitige Rücksichtnahme und dadurch eine gewisse Milderung der Sitte angebahnt. Sie verbot die Blutrache und ordnete eine Ablösung derselben durch eine Buße in festgesetztem Betrage an. So hören wir im römischen Staat seit seiner Gründung

nie etwas von Blutrache, die beispielsweise im griechischen Volke heute noch besteht. Sie war dort schon sehr frühe durch anderweitige Sühne ersetzt worden. Und im Familienleben wurden beizeiten auch die Verwandten der Frau mehr und mehr mit freiwilliger Pietät umfaßt. Das äußere Zeichen dafür war der Kuß, den wir in der Folge durch die Vermittlung der Kirche, d. h. durch die Einführung des Christentums als Staatsreligion von den Römern übernahmen. Und zwar konnte man sich solchen familiären Kuß bis zum sechsten Grade der Verwandtschaft ausbitten; das war das „Recht des Kusses“ (jus osculi). Dies Recht aber schloß die Heirat aus! Denn das Heiraten war unter Verwandten bis zum sechsten Grad verboten.

Wie einst jeder Hausherr ein König gewesen war, so wurde nun ein vom Volke gewählter Führer der König des Staatswesens. Es ahmte also der Staat ganz einfach die Familie unter Vaterherrschaft nach. Wie diese ihren eigenen Herd besaß, so hatte das römische Staatswesen seinen eigenen Herd im Herde der Vesta. Die Flamme dieses Staatsherdes hüteten die keuschen Vestalinnen, denen jeder Umgang mit Männern verboten war, da eine daraus folgende Schwangerschaft sie in ihrem Dienste behindert hätte. Diese Flamme des Staatsherdes mußte wie diejenige jedes Familienherdes jährlich einmal erneuert werden. Wie die Familie erwarb sich auch der Staat Eigentum durch Eroberung aus Feindeshand. Er feierte auch seine eigenen Götterfeste, er hatte auch seine eigene Religion. So war der monarchische Staat die erste große Schöpfung der Kultur. Aber schon im 6. Jahrhundert v. Chr. hörte nicht nur in Rom, sondern in ganz Italien das Königtum auf. Das hing mit dem Aufkommen der Schrift zusammen. Wo das Schriftwesen sich entwickelt, das schriftliche Verfahren sich ausbreitet, entsteht die Selbstverwaltung. So wurde Rom Republik.

Rasch und in großartiger Weise hat dann die Staatsidee den engherzigen Familiensinn in Rom unterjocht. Der arme Römer wurde reich durch den Staat. Man bedenke, wie einfach die Anfänge Roms waren. Da der struppigrauh in Fellkleidern und Fellkappe einhergehende Römer auf den mit Palisaden befestigten Höhen des Palatin und Quirinal in mit Strohdach gedeckten, einen einzigen Wohnraum bietenden Lehmhütten hauste, deren Dach als Kornboden diente. Der Herdrauch zog durch die schmale, niedere Tür ab. Das die Behausung mit dem Menschen teilende Vieh lief durch die schmutzigen, ungepflasterten Straßen und wurde vom dazu angestellten Hirten auf die Weide ge-

trieben. Die Niederungen zwischen den Bergen waren versumpft, bis sie durch Kanalisation entwässert wurden. Aus den benachbarten Wäldern drangen oftmals Wölfe in jene primitive Ansiedlung, die später zur reichsten und herrlichsten Stadt der Welt werden sollte. Alle Einwohner waren einfache Bauern und selbst die Vornehmsten schritten hinter dem Pfluge einher. Das Kuhhorn rief sie zur Volksversammlung. An jedem 9. Tage war Markt und die Landleute, die meist wohlhabender als diese primitiven Städter waren, brachten ihre Erzeugnisse herbei, um sie gegen Produkte der städtischen Industrie umzutauschen. Noch gab es kein Geld und das Vieh war die höchste Tauscheinheit. Daher stammt die lateinische Bezeichnung pecunia = Vermögen — von pecu Vieh — ab. Man maß nach Fuß-, Finger- und Unterarmlänge, den Ackerboden nach Jochen, d. h. nach Strecken, die das Ochsengespann an einem Tage pflügen konnte.

Aus diesen überaus armselig-bäuerischen Verhältnissen ging das später weltbeherrschende Rom mit seinen Marmorpalästen, goldstrotzenden Tempeln und öffentlichen Gebäuden, seinen luxuriösen Thermen, Amphitheatern und Zirkussen von gewaltigem Ausmaße hervor. So ungebildet diese Bauern auch waren, so schlau waren sie. Zusehends erwachte in ihnen der politisch-merkantile Egoismus, der immer weiter über Land, dann auch über das Meer ausgriff, bis schließlich alle Länder um das Mittelmeer mit den betreffenden Hinterländern von ihnen unterjocht waren. So begründete sich im römischen Bürger die Selbstsucht der Masse, die wir Patriotismus nennen, und der Patriotismus wurde Religion. Das ist der griechische Staatsbegriff, der den Einzelmenschen verschlingt. Rom hat ihn am mächtigsten entwickelt und konsequent ausgebaut. Dahin gehören alle Heldennaturen des römischen Staates, wie Cincinnatus, der Vorkämpfer der Patrizier in ihrem Streit mit den Plebejern, der, 458 zum Diktator gewählt, das von den Äquern bedrohte Vaterland rettete und nach 16 tägiger Ausübung der höchsten Staatsgewalt als einfacher Bürger zum Pfluge zurückkehrte — wie Camillus, der fünfmal Diktator war, wiederholt die Angriffe der Gallier auf Rom abschlug und durch die Annahme der Licinischen Gesetze den Frieden zwischen Patriziern und Plebejern vermittelte — wie Regulus, der Apulien eroberte, die karthagische Flotte schlug, nach Afrika übersetzte, dort siegte, gefangen genommen und im Jahre 250 v. Chr. nach Rom gesandt, um den Frieden zu vermitteln, aber dort zur Fortsetzung des Krieges riet, seinem Versprechen gemäß nach Karthago zurückkehrte und hier grausam hin-

gerichtet sein soll, und viele andere, die durch ihre Tugenden, als da sind: strenge Gesetzlichkeit, Unterordnung der eigenen Interessen unter diejenigen des Staates, militärische Subordination, unbeugsame Ausdauer, große Zähigkeit im Widerstand, begeisterte Leidenschaft für alles Soldatische und die Größe Roms, den Idealen des römischen Bürgers nachlebten. Dabei leitete sie durchaus nicht etwa Ruhmsucht und brachte sie vorwärts, sondern die angeborene Herrschsucht. Die Ruhmsucht ist orientalisch, die Herrschsucht oder Gewinnsucht römisch.

Zu den Römertugenden zählte aber auch die politische Frömmigkeit, und der Staat selbst nahm sie in die Hand. Wie jede Familie ihre das Haus und die Felder hütenden Hausgötter, die Laren, besaß, die mit den Familienmitgliedern am Hausherd gespeist wurden, so hatte der Staat seine Staatsgötter, die nicht minder hungrig waren und regelmäßig gespeist werden mußten, wenn sie den Menschen ihr Wohlwollen erweisen sollten. Weiterhin ordnete der Staat den Festkalender und ließ den Vogelflug und andere Auspizien beobachten. Vor allem sättigte er den Blut heischenden Kriegsgott Mars, den die Römer neben dem Jupiter als Hauptgottheit verehrten und als ihren speziellen Stammvater ansahen. Er war ursprünglich die Personifikation der Sommerdürre, die das Korn und die übrigen Nutzfrüchte auf den Äckern verdorren ließ. Nur vor der Stadt hatte dieser gefürchtete Gott sein Heiligtum, und ihm weihte man alljährlich die Erstlinge an Frucht und Vieh, um ihn satt zu machen. Ganze Volksstämme, wie die Marser, haben sich, damit sie von ihm verschont blieben, ihm geweiht. Denn bei eintretender Volkskrankheit oder Übervölkerung wurde diesem Schreckensgotte ein Teil der heranwachsenden Jungmannschaft als „heiliger Lenz“ (ver sacrum) geweiht. Unter des Gottes Namen und unter seinem Geleit zogen diese Marsmänner abenteuernd hinaus in die Ferne. Solcher Auszug bedeutete aber Bedrängung der Nachbarn, d. h. Krieg. Sie brauchten Land, sie brauchten Frauen, und so kam es, daß Mars zum Kriegsgotte der Römer wurde. Fast jeden Sommer haben die Römer einen Krieg geführt. Ein solcher Sommerkrieg gehörte zum römischen Leben wie das Ernten zum Bauernwesen. In jedem Frühling war auf dem campus martius, dem Marsfelde, Waffenweihe und in jedem Oktober, mit Herbstbeginn, religiöse Reinigung der gebrauchten Waffen. Vor dem Beginne der Feindseligkeiten wurde über die Grenze desjenigen Landes, das man bekriegte, ein Speer geschleudert; das war die offizielle Kriegserklärung. Dann wurde auch vor der Schlacht selbst das ganze Heer lustriert,

d. h. entsühnt und geweiht, wie das ganze Volk alle fünf Jahre am Schlusse des Zensus, d. h. der Schätzung der Bürger nach ihrem Vermögen zur Bestimmung des zu leistenden Steuerbetrags entsühnt wurde. Daher der auch noch von uns gebrauchte Ausdruck Lustrum für eine fünfjährige Zeitperiode.

Aber wie Rom selbst hatte auch der zu bekriegende Feind seine Götter. Wie sollte der fromme Römer, der nichts Göttliches verletzte, gegen die Götter des Feindes kämpfen? Er war klug und zog sich in der Weise aus der Sache, daß er vor der Mauer der Stadt, die er belagern wollte, wie den seinigen, so auch den Göttern des Feindes Opfer darbrachte, sie feierlich aus der Stadt zu sich herausrief und ihnen, wenn sie der Beschwörung folgten, in Rom gute Aufnahme und Verehrung gelobte. So übernahm dann Rom in Wirklichkeit allmählich von vielen Städten, die es eroberte, die herausgerufenen Götter und stiftete ihnen Heiligtümer und Festtage, ein Verfahren, durch das Rom zur Allgötterstadt prädestiniert ward. Stets war es ein Zentrum der Frömmigkeit und des Götterkultes, bis es schließlich zum Sitze des angeblichen Stellvertreters Christi wurde.

Neben dem Ahnherrn Mars wurde besonders der Blitzgott Jupiter für Rom ein politischer Gott des Sieges. Kehrte ein Feldherr siegreich aus der Schlacht zurück, so zog er aufs Kapitol zum Tempel des Jupiter, nahm des Jupiter geweihte Gewänder, bekleidete sich damit, schminkte sich auch das Gesicht nach dem Vorbilde des Jupiterbildes und zog so angetan als Triumphator im Viergespann mit dem entsühnenden Lorbeerkranz auf dem Haupte über die heilige Straße. Das sollte heißen: der Gott war Sieger und triumphierte, nicht der Mensch, der nur sein Werkzeug war. Auch andere Städte hatten ihren Jupiter, der Jupiter Roms aber hieß „der beste und größte“ (optimus maximus), schon weil er allen andern überlegen war.

Die römische Heereseinrichtung, den Triumph, die Tempel, die bekleideten Götterbilder, zunächst aus gebranntem Ton und dann in dauerhaftem Stein, ganz bunt bemalt, alles das hatten die Römer von ihren Lehrmeistern, den Etruskern, übernommen. Für die Zeit von 700—400 v. Chr. ist noch kaum von griechisch-römischer, dagegen von etruskisch-römischer Kultur die Rede. Die Etrusker selbst holten sich damals das kostbare Gut von den Griechen. Was wir in den Museen Italiens von Bronzewerken etruskischen Stils von eigenartig harter Meisterschaft, wie die Chimära von Arezzo, den Mars von Todi, den bronzenen Redner zu Florenz, die erzene Wölfin mit den

von ihr gesäugten Romulus und Remus, den sagenhaften Stadtgründern, auf dem Kapitol, das Stadtsymbol Roms, bewundern, ist nicht von Etruskern gearbeitet, wohl aber von jonischen Griechen im Auftrage der Römer. Schon in Kleinasien, seiner Urheimat, hatte das derbe, genußsüchtige Herrenvolk der Etrusker unter griechischem Einflusse gestanden. Jetzt beherrschte es mit seiner Flotte das tyrrhenische Westmeer. Im Apennin und auf der Insel Elba grub es nach Kupfer und Eisen, wurde rasch ein üppiges Handelsvolk und drängte sich dazu, alle Vorteile des städtischen Lebens, die eben damals die genialen Griechen erschlossen hatten, sich anzueignen. Es folgte die Einführung der steinernen Wohnhäuser mit offenem Lichthof, sowie der leichten und freien griechischen Kleidung in gewebten Wollstoffen an Stelle der älteren Felle. Im 6. Jahrhundert begann auch der Tempelbau, der Tempelschmuck, die Götterbildnerei nach griechischem Vorbild. Die Gräber wurden zu unterirdischen Sälen mit vorkragenden Gewölben, mit urwüchsig gemalten Wandfriesen und reich skulptierten bunten Sarkophagen, auf denen uns vom 5. bis 3. Jahrhundert die Leute selbst realistisch porträtiert entgegentreten, zu einer Zeit, da Rom noch keine Porträtkunst besaß und die Steinsärge der vornehmen Römer nur Inschriften trugen.

Von den Etruskern übernahmen die Römer auch die eisernen Waffen und Rüstungen, vor allem Helm und Stoßlanze neben dem spezifisch römischen, aber erst im 3. Jahrhundert aufkommenden Wurfspeer mit Widerhaken, dem pilum. Ebenso übernahmen sie von jenen das Heerlagerwesen, die Schlachtordnung der römischen Phalanx, den rechtwinkligen Grundplan für den Städtebau, wie wir ihn aus dem römischen Heerlager kennen, die Feldmessung, Münze und Gewicht, die ganze Geldwirtschaft, die Kunst der Entsumpfung der Niederungen, die Anlage von Kloaken, die Pflästerung der Straßen usw. Direkt von den Griechen Süditaliens nahm dagegen Rom ums Jahr 700 v. Chr. sein lateinisches Alphabet, später die Kriegsmarine und Artillerie mit den Ballisten und Katapulten zum Schleudern von Steinen und anderen Geschossen, das ganze Belagerungswesen mit den auf Rollen laufenden Holztürmen mit Kranen und Fallbrücken usw. an.

Die Römer selbst waren ein Soldatenvolk, ihr Heer war ein Volksheer. Vom 17. bis zum 47. Jahre war jeder Mann wehrpflichtig. Alljährlich geschahen Aushebungen. Niemand konnte Beamter, Konsul, Prätor, Ädil werden, der nicht aktiv Militär gewesen war. Der Mann aus guter Familie diente gleichsam als Einjährig-Freiwilliger (tribunus

militum) und gelangte erst nach Erfüllung seiner Militärpflicht zur Quästur, dann in die höheren Ämter und zuletzt in den Senat, den „Rat der Alten“ (von senes Greis), der sich zu großen Teilen aus solchen gewesenen Staatsbeamten zusammensetzte. Mit ihnen saßen eine Menge höherer Offiziere und Feldherren, lauter im Kriege und in der Politik erprobte Leute, in der obersten, gesetzgebenden Behörde. Daher wuchs der Senat Roms stetig mit seinen Zwecken. Seit dem 3. Jahrhundert begann er die spießbürgerlichen Volksversammlungen, in denen das Volk seinen Willen kundtat und Vorschläge für die Gesetzgebung machte, niederzudrücken, unterjochte die stets nur ein Jahr hindurch ohne irgend welche Entschädigung oder Geldvergütung amtenden Magistrate unter seinen methodischen Willen, stolz, geschäftsklug, energisch, furchtlos, kriegerisch und dabei stets in bewunderungswürdiger Einigkeit. Die Geschlossenheit der wenigstens 300 Stimmen zählenden obersten Behörde war das Größte und ist wohl beispiellos in der Geschichte. Der Senat regierte den Staat, erwählte die Beamten nach ihrer Tüchtigkeit, verteilte die eroberten Provinzen unter sie, bestimmte den Kriegsschauplatz und die auszuhebende Truppenzahl, verfügte über die Staatsgelder, empfing Gesandtschaften, schloß Frieden, machte Handelsabschlüsse ab und vor ihm beugten sich die Könige des Auslands.

Vom energischen Willen zu herrschen beseelt, reihte der Senat Krieg an Krieg, Eroberung an Eroberung. Und die eroberten Länder wurden mit den wie für die Ewigkeit gebauten Staatsstraßen, die Heer- und Handelsstraßen zugleich waren, durchzogen. Energisch geradlinig zogen sie über Berg und Tal, auf steinernen Brücken über die größten Flüsse setzend, fest chaussiert oder mit Fliesen belegt, im Durchschnitt 6—7 m breit, im Gebirge schmäler. Den Anfang damit machte die 312 v. Chr. von Appius Claudius Caecus von Rom bis Capua angelegte, später bis Brundusium (Brindisi) verlängerte, Süditalien mit Rom verbindende Appische Straße (Via Appia). Ihr folgte die 220 vom damaligen Censor (Finanzminister) Gajus Flaminius gebaute, von Rom nach Ariminum (Rimini) in Umbrien führende Flaminische Straße (Via Flaminia) und alle anderen, die wir hier nicht aufzählen wollen. Sie standen jedermann zur Benutzung offen, ohne daß irgend welche Wege- oder Brückengelder, wie leider heute selbst in manchen Gegenden des an der Spitze der Gesittung marschierenden Deutschland noch nicht ganz abgeschafft — vom Mittelalter gar nicht zu reden — zu entrichten gewesen wären. Innerhalb des gesamten, stetsfort wachsen-

den römischen Machtbereichs fielen alle Zollgrenzen, die heute noch alle Kulturländer aus finanziellen, handelswirtschaftlichen und zollpolitischen Gründen wie Stacheldrahtzäune gegenseitig abschließen. Alle Unsicherheit, alle Räuber und Diebe fehlten auf dem Lande, wie aller Seeräuberei auf dem Meere gründlich der Garaus gemacht wurde. Es begann das Postwesen mit regelmäßigen Verbindungen von Stadt zu Stadt, die Reiselust, vor allem aber der Warenaustausch von Land zu Land. Es gabe viele Wege, und alle führten schließlich nach Rom, der Hauptstadt des Weltreichs, der Stadt (urbs) schlechthin, nach der alle politischen und finanziellen Fäden aus aller Welt hinführten. Die Meile ist ein römisches Wort, von mille, nämlich tausend Schritte Wegs. Die Meilensteine wurden von Rom aus gezählt, und sie wurden die Grundlage für die Berechnung der geographischen Entfernungen und schließlich zur Messung der Größe des Erdkörpers, die der Grieche Erathostenes aus Athen, ein Beamter der Bibliothek in Alexandrien, schon 200 Jahre vor dem Beginne unserer Zeitrechnung, zuerst wissenschaftlich — allerdings etwas zu groß — berechnete. An den Poststationen entstanden Gasthäuser und neue Ortschaften: Zur Mühle, Zum Nußbaum, Zum Schwert, Zu den Salinen usw. Ein allgemeiner wirtschaftlicher Aufschwung ergriff selbst die abgelegenen Landstrecken, ausgehend von Roms Kaufleuten, die überallhin ihre Agenten entsandten und den Handel auf eine bis dahin unbekannte Höhe brachten. So ward Rom mehr und mehr die Hauptfinanzgröße der Welt, eine Kapitale des Kapitals, bei der selbst die reichen griechischen Könige borgen mußten.

Das waren die Interessen, denen der Senat diente, jene mächtige Körperschaft von gewiegten Geldleuten und Praktikern, der alles Geschehen im ganzen Reiche unterstellt war. Während die an Begabung und Kulturbesitz viel höher stehende griechische Welt den Trieb zur Individualisierung hatte und dadurch zu Vereinzelung, Zersplitterung und politischer Ohnmacht gelangte, besaß das nüchterne, reale Rom den Trieb zur Universalität, zur Vereinheitlichung des Vielgestaltigen, zur Umfassung und zur Einheit und wurde so die Hauptstadt des größten und am nachhaltigsten bis auf unsere Tage wirkenden Reiches der Alten Welt. In den Entscheidungen des Senats ist dieser Trieb zum Willen zur Tat geworden.

Aber die technisch-intellektuellen Verdienste Roms sind nicht minder groß. Reiche zu erobern war nichts, wenn man sie nicht zu behaupten, sie mit dem Ganzen zu verschmelzen und einzuverleiben wußte. Nun

denke man sich, was es bedeutete, die engbegrenzten Einrichtungen der stadtrömischen Verfassung zu dem Verwaltungsapparat eines Weltreichs umzugestalten! Dies geschah entweder durch Erweiterung der Kompetenzen, wie bei den bis 336 v. Chr. ausschließlich aus den Patriziern auf ein Jahr gewählten Konsuln, deren ursprünglich der königlichen entsprechende zivile und militärische Machtbefugnis im Laufe der Zeit durch die Einrichtung des Volkstribunats, die Abzweigung der Zensur und Prätur u. a. vielfach beschränkt wurde, oder aber durch Pluralisierung des betreffenden Amtes. So hatte die Stadt für die Rechtsprechung anfangs nur einen Prätor, nachher aber gab es 6, 8, 10, ja 18 Prätoren und sie wurden den eroberten Provinzen durchs Los zugewiesen. Seit Sulla, der sich 82 v. Chr. Roms bemächtigte und sich zum Diktator mit unumschränkter Gewalt hatte ernennen lassen, um dann als solcher die aristokratische Restauration des Staats durchzuführen, wurden auch die älteren Kräfte nutzbar gemacht und auch solche Mitglieder des Senats, die die Prätur oder das Konsulat schon hinter sich hatten, als Statthalter in die Provinzen hinausgesandt. Und sie taten es gern; denn es war für sie nicht nur sehr ehrenvoll, sondern auch gewinnbringend.

Wie planvoll war schon Rom vorgegangen, als es noch ganz am Beginne seiner Expansionspolitik stand! Wie war es nicht nur bestrebt, die in Italien bestehenden Landstädte als Munizipien, d. h. Städte mit Vollbürgerrecht und Selbstverwaltung zu erhalten, sondern ihnen mehr und mehr römisches Bürgerrecht einzuräumen, indem es sie dabei allerdings möglichst voneinander isolierte und in ihren politischen Rechten nach außen hin schwächte. Vor allem ging es rücksichtslos in der Gründung von Kolonien vor und scheute sich vor keiner Enteignung des Grundbesitzes, um lateinisch sprechende Bauern in für sie geeigneten Gegenden anzusiedeln, und zwar so, daß immer zugleich damit eine städtische Gründung verbunden war; auch nach Afrika, Südgallien gingen solche Ansiedler, schließlich auch durch den ganzen Westen. Bis zum Jahre 177 v. Chr. gründete Rom in Italien 40 solcher Städte, unter ihnen Spoleto, Cremona, Aquileja. Ein Hauptbeispiel dafür ist Venusia, die Heimat des Dichters Horaz. Im Jahre 291 wurde den samnitischen Eigentümern gegen 30 deutsche Quadratmeilen fruchtbares Ackerland weggenommen, um darauf 20 000 lateinische Kolonisten anzusiedeln. Solche Plätze waren Festungen, auf die sich das Römertum sicher stützen konnte. Und Rom hat sich nicht verrechnet. Solche Kolonien waren die Ausgangspunkte der Latinisierung. Mit

unfehlbarer Sicherheit fand der Scharfblick der römischen Senatoren die dafür geeigneten Plätze.

Der letzte furchtbare Feind, der Boden Italiens betrat, waren nach den Galliern die libyschen und iberischen Söldner unter Hannibal. Als diese in furchtbarem Ringen nach mehrfachen schweren Niederlagen der sieggewohnten römischen Legionen im Jahre 201 niedergekämpft waren, atmete Rom auf und ward Italien Frieden geschenkt. Die Festungsmauern konnten nun verfallen. Aber erst als die nicht minder energische und mächtige Rivalin Roms, das punische Karthago, 146 v. Chr. am Schlusse des dritten punischen Krieges durch den Feldherrn Scipio, der den Ehrenbeinamen Africanus erhielt, erobert und dem Erdboden gleichgemacht und die ganze Bevölkerung, soweit sie nicht dabei umgekommen war, in die Sklaverei verkauft worden war, war auch die Seeherrschaft im westlichen Mittelmeer errungen und konnte die systematische Kolonisierung Nordafrikas beginnen.

Mit dem Eindringen des Ölbaums von Süditalien her, der dazu beitrug, die Viehwirtschaft zurückzudrängen, indem das Öl seiner Früchte mehr und mehr der Volksernährung diente und die Verwendung des tierischen Fettes bedeutend einschränkte, drang auch griechisches Wesen und griechische Bildung in Rom ein und die Weltherrschaft griechischer Kultur begann. Die altrömischen Götter verkrochen sich vor den griechischen und Apollon und Hera zogen in Rom ein. Jupiter wurde dem Zeus, Venus der Aphrodite und Diana der Artemis gleichgesetzt. Mit griechischem Ritual und mit griechischen Tempelbildern schmückten sich die Gottesdienste. Eifrig wurden jetzt auch die homerischen Heldengedichte übernommen und die Ursprünge Roms mit reicher griechischer Legendenbildung umrankt. Rom stammte jetzt vom griechischen Helden Aeneas ab, der nach der Zerstörung Trojas nach mancherlei Abenteuern nach Latium kam und an dem linken Ufer des Tiber Rom gründete und zum Ahnherrn der Römer und speziell des julischen Geschlechtes wurde, das mit Augustus auf den Kaiserthron gelangte und durch Vergil seine ganze Stammesgeschichte in ein Epos in Hexametern, ähnlich der Ilias und Odyssee zugleich, aber in lateinischer Sprache, bringen ließ. Das war aber erst später, als das Römertum sich auf sich selbst besann und römisch zu sein begehrte. Damals, als das Griechentum mit vollen Segeln in Italien einfuhr, dachte man nicht daran. Damals schrieben vornehme Römer, wie Fabius Pictor, römische Geschichte in griechischer Sprache für griechisch sprechende Leser, nicht nur Griechen, sondern auch gebildete Römer; denn jeder gebildete Römer

sprach damals auch geläufig griechisch, hatte seinen griechischen Hauslehrer, der meist aus einer der hochgebildeten kleinasiatischen Städte stammte, und ergänzte seine griechische Bildung auf einer der berühmten Hochschulen Griechenlands, wenn möglich in Athen, wo er besonders in der vorbildlichen griechischen Rhetorik und Philosophie ausgebildet wurde. Griechische Statuen in Marmor und Erz wurden als Kriegsbeute massenhaft, zu Tausenden, nach Italien, besonders nach Rom gebracht und später vielfach durch griechische Künstler kopiert. In sklavischer Nachahmung des griechischen Vorbildes entstand das römische Theater, entstand eine lateinische Literatur. Aber alles das war auch für die Vornehmen Roms nur mehr Verzierung des Daseins als inneres Bedürfnis wie bei den Griechen.

Doch hinter dem glanzvollen Leben der begüterten Klassen ging die Verarmung des Volkes immer weiter. Die Bauernsöhne Italiens hatten die Welt erobert, aber die großen Finanziers Roms hatten allein den Gewinn davon. Der Bauernstand wurde ruiniert — das war das Werk des Großkapitals —; umsonst suchten ihm die Gracchen aufzuhelfen. Die Kriege hatten enorme Reichtümer gebracht, aber diese fielen nur in die Hände der Würdenträger, der senatorischen Männer. Schon früh hatten die großen Häuser begonnen, als sicherste Kapitalanlage alles Land zusammenzukaufen, um es von einer vielköpfigen Sklavenschar bearbeiten zu lassen. Damit wurde den kleinen Landwirten ihr Besitz und ihre Arbeit weggenommen, sie verarmten und zogen mit ihren Familien als hungerndes Proletariat vom Lande in die Stadt Rom, das diese immer zahlreicheren Massen auf Staatskosten zu füttern hatte. Seitdem die Landbevölkerung betteln ging, mußte man die Soldaten bezahlen. So hatte man nur noch Legionen von Söldlingen, ein für Geld angeworbenes stehendes Heer. Von jetzt an war für den Ehrgeiz einzelner das Feld offen. Die Söldner wurden zum blinden Werkzeug der Usurpatoren, die sie bezahlen konnten, und in blutigen Bürgerkriegen zerfleischten sich die Machthaber volle 70 Jahre hindurch, bis endlich Julius Caesar, indem er, die aufgeklärte Despotie fortsetzend, dem Volke schmeichelte und den Senat knebelte, die Alleinherrschaft erreichte. Aber er fiel schon am 15. März 44 unter den Dolchstichen jener idealistischen Verschwörer, die ihm das Leben nahmen, in der Meinung, damit die unhaltbar morsch gewordene Republik retten zu können. Doch trat der Neffe Oktavian, der sich später Augustus nannte, sein Erbe an und faßte

nach Besiegung des Pompejus die Welt zusammen wie in einem Zwinger. Die Volksversammlungen wurden von ihm beseitigt und der Wille des Senats für immer gebrochen. Dafür aber wurden die Provinzen vor der bis dahin üblichen Ausraubung geschützt, die Veteranen der kämpfenden Heere angesiedelt, neue Reichsstraßen gezogen, neue Römerstädte gegründet, die Verwaltung durch besoldete Beamte trefflich organisiert, und zum erstenmal war ein dauernder Friede da. Willenlos fügte sich der vornehme Römer dem so geschaffenen großartigen Organismus als Werkzeug ein. Der Plebs in Rom ließ sich füttern und durch Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe unterhalten. Die römische Kaiserzeit hatte begonnen.

Jetzt war Rom die Welt! Das römische Stadtbürgerrecht dehnte sich langsam über den damals bekannten Erdkreis (orbis terrarum) aus; auch der Apostel Paulus, ein griechisch gebildeter Jude aus Tarsus in Kilikien, besaß es. Damit schwand im Reiche der Gegensatz der Nationen, es gab zunächst keinen Landesfeind mehr, sondern nur noch Welt- oder Reichsbürger, auch keinen Patriotismus mehr, sondern nur noch Menschenliebe und Menschenhaß. Von dieser Situation sind auch die christlichen Evangelien und die besonders durch Paulus gepredigte Lehre vom Gottesreiche auf Erden weitgehend beeinflußt worden. In der Hauptstadt, die zunächst noch der Schauplatz für alles Geschehen blieb, ging die reiche griechische Saat üppig und herrlich auf. Der Römer kehrte sich nunmehr von der Politik, die es nicht mehr gab, ab; nicht mehr der Staat, den der vergöttlichte Kaiser regierte, sondern das eigene Ich jedes einzelnen beherrschte sein Denken und Wollen. Der Mensch lebte entweder seiner Leidenschaft in frivoler Genußsucht, oder er vertiefte sich in die geistigen Güter des Griechentums durch gesteigerte Selbstkultur. Es begann ein enthusiastischer Kult des Schönen und des Guten, zugleich aber ein Suchen nach religiöser Befriedigung. Neue Kulte wurden aus dem Orient nach Rom eingeführt, bis schließlich unter Kaiser Konstantin, der selbst bis auf dem Totenbett ein Heide blieb, das Christentum, weil es zu mächtig geworden war, an Stelle des alten, überlebten Heidentums zur Staatsreligion erhoben wurde. Damit hat zwar das Christentum an ethischem Werte bedeutend eingebüßt; denn statt innerlich erfaßt zu werden, nahm das Heidentum einen christlichen Anstrich an. So wurde ein nur mit christlichen Äußerlichkeiten gefirnistes Heidentum zur Staatskirche erhoben. Und das Römertum versank immer mehr in Unfrucht-

barkeit und Degeneration, bis schließlich die rohen, aber unverdorbenen Germanenstämme dessen verkommenes Reich zertrümmerten und seine Kultur, soweit sie dazu reif waren, übernahmen.

Es ist nicht meine Aufgabe, den Niedergang der Römerherrschaft zu schildern. Ich wollte nur an einem typischen Beispiel zeigen, wie aus der väterlichen Gewalt in der Einzelfamilie durch Unterordnung derselben unter die Gewalt des Stammes und dann des Staates schließlich ein von genau umschriebenen und sorgfältig gehandhabten Gesetzen gestütztes Staatswesen wie das römische hervorging. In ihm mußte sich der einzelne Mann den von der Gesamtheit der Genossen oder deren Vertretern aufgestellten Verordnungen fügen und konnte nicht mehr machen was er wollte. So wurde dem Manne die engere Verbindung mit seinesgleichen zu einem für ihn überaus wichtigen und segenbringenden Kulturfaktor, der ihn allmählich aus der Stufe der Barbarei zu höchster Gesittung emporführte.

V. Die gesellschaftlichen Schichtungen.

Es liegt tief in der menschlichen Natur begründet, daß nicht jeder Mann dieselben Fähigkeiten, denselben Fleiß und denselben Ehrgeiz hat. Diejenige menschliche Gesellschaft, die unterschiedslose Gleichheit proklamieren wollte, würde gegen die natürlichen Gesetze handeln und bald einsehen, daß solches Streben ganz unmöglich ist. Und wäre es möglich, so wären nur schwächliche Mittelmäßigkeit und völlige Vernichtung allen Vorwärtsstrebens die Folge. Kampf und die Möglichkeit freier Betätigung muß sein, wenn die Menschheit sich weiterentwickeln und immer höhere, äußere und innere Kultur erlangen soll. Und daß sie dies tut, ist ihre höhere Bestimmung.

Unstät als Jäger familienweise dem Wilde nachziehende Menschengruppen haben keine eigentlichen Häuptlinge. Aber auch bei ihnen wird sich der Stärkste einen Vorrang über die anderen erringen und bei gemeinschaftlichen Jagden die andern leiten und das Ganze überwachen. Je häufiger dies nun geschah, um so größer wurde seine Autorität und um so williger fügte man sich seinen Anordnungen. So entstand allmählich die Häuptlingsschaft, die durchaus noch etwas Ungeregeltes war, der man nur bedingten Gehorsam schenkte und bei welcher von einer Vererbung von Vater auf den ältesten Sohn durchaus keine Rede sein konnte. Auch im Tierreich mißt sich der stärkste Bulle die Führung der kleinen Herde zu und verlangt von den Mitgliedern derselben Unterordnung.

Der niedrigste Grad der Häuptlingsschaft ist, das Haupt einer Familie oder Sippe zu sein. Ein solcher ist der Agala der Bewohner Neupommerns. Von ihm schreibt Hahl: „Er ist das Haupt einer Familie (Sippe); seine Würde vererbt sich (dem Mutterrechte gemäß, d. V.) vom Oheim auf den im Weiberstamme nächsten Neffen. Ihm haben die Familienmitglieder zu gehorchen, er kann ihre Arbeitsleistung zur Bestellung der Felder, zum Hausbau und zum Fischfang fordern,

ist aber dann zur Gewährung des Unterhaltes verpflichtet. Im besonderen müssen sich die jungen Leute die für sie gekauften Weiber wieder abverdienen. Wie er die Frauen kauft, so verkauft er die Mädchen in die Ehe. Er verwahrt das in Tabu (Muschelgeld) bestehende Vermögen der Familie und ist der Repräsentant des Grundvermögens. Ihm steht das Recht der Züchtigung und sogar der Tötung zu. Wegen Unwürdigkeit ist er absetzbar; der Nächstberechtigte folgt an seine Stelle." Daneben aber kennen die Bewohner Neupommerns noch einen Kriegshäuptling, Luluai genannt. Er ist der Führer des Männerbundes und erringt seine Würde durch Tapferkeit im Kriege, so daß man ihm die Führung bei Überfällen überläßt und ihn etwa auch bei Streitfällen als Richter anruft.

Auch bei den Indianern Nordamerikas standen sich Friedenshäuptlinge (Sachems) als Vorsteher der Sippen und Kriegshäuptlinge gegenüber, die letzteren als Vertreter des staatlichen Zusammenschlusses, wie denn der Bund der Irokesen keinen obersten Friedenshäuptling, wohl aber, wie einst die Römer nach der Abschaffung der Königswürde (in ihren beiden Konsuln), zwei sich gegenseitig kontrollierende und eifersüchtig einander überwachende Oberführer für den Krieg besaß, in deren Personen sich der Bundesbegriff verkörperte. Innerhalb der einzelnen Stämme aber hatte die Ratsversammlung der Sachems das entscheidende Wort.

Im Wettbewerb zwischen Sippen- und Kriegshäuptling wird wohl ersterer bei friedlich lebenden, letzterer jedoch bei kriegerisch gesinnten Stämmen allmählich das Übergewicht bekommen haben. Dabei kam es auf persönliche Tüchtigkeit und vor allem auf die Fähigkeit an, imponieren zu können. Nun imponiert dem Wilden nichts mehr als außergewöhnliche Brutalität und Grausamkeit. Demgemäß benahmen sich zwei Häuptlinge von Fidschi, von denen der eine Fleischstücke aus dem Körper eines Unglücklichen schnitt, um sie vor dessen Augen zu braten und zu verzehren, während ein anderer von seinem eigenen Weibe Brennholz sammeln und einen Ofen bauen ließ, worauf er sie tötete und im Ofen als Mahlzeit zubereitete. Beide Heldentaten wurden, wie Pritschard bezeugt, eingestandenermaßen nur deshalb begangen, um sich bei den Stammesgenossen berühmt und gefürchtet zu machen. Afrikanische Häuptlinge, wie die Könige der Aschanti u. a., haben mit ihren rasenden Menschenschlächtereien nicht weniger die scheue Furcht ihrer Untertanen zu erwecken gewußt. Und es ist für die menschliche Natur bezeichnend, daß die Erinnerung an Scheusale dieser Art tiefer

Jugendliche Battafrau von Sumatra auf der primitiven Leiter ihres Pfahlhauses. Als Haarschmuck trägt sie eine Doppelspirale aus Messing.

Fürst der Batta vor seinem Pfahlhaus mit dem stets getragenen Kris oder Dolchmesser. An der Türe des Hauses sieht man seine Frau kauern.

Ein jüngerer Korjaken-Schamane, nach Jochelson.

haftet als die an die besten Herrscher. Niemand aus dem Volke spricht mehr in Italien von den guten Kaisern wie Vespasian oder Mark Aurel, wohl aber leben die unmenschlichen Bösewichte wie Nero und Caligula in der Volkserinnerung weiter. Der Ungebildete verwechselt eben Güte mit Schwäche und Grausamkeit mit Stärke. Das ist besonders typisch für alle primitiven Menschenstämme.

Wo die Furcht keinen Gehorsam erzwingt, da bleibt zunächst nur die Überredung, die Anwendung überlegener Klugheit und Tatkraft. So imponiert ein tapferer Draufgänger seinen Genossen so sehr, daß sie ihm bald unwillkürlich die Führerschaft im Kriege anvertrauen; gleicherweise wird ein schlauer, energischer Mann, der sich durch Gewandtheit im Verkehr mit anderen auszeichnet, vor anderen, die diese Fähigkeit nicht haben und sich keine Autorität zu verschaffen wissen, zum Haupt der Sippe erkoren. In ihrer erhöhten, angesehenen Stellung wissen nun diese Bevorzugten zu Vorteilen mancherlei Art zu kommen. Dem siegreichen Kriegshäupling wird ein größerer Teil der Beute zuteil, dem Friedenshäuptling aber fallen gerichtliche Strafen oder Zahlungen der Rechtsuchenden als der vermutlich ersten Steuerquelle zu, kurz, beide sind in der für sie angenehmen Lage, sich vor anderen Güter erwerben zu können, durch deren Verschenken sie sich neue Anhänger und Freunde zu gewinnen vermögen. Beim Papuastamme der Jabim auf Neuguinea ist Geizhals, wie Vetter berichtet, das ärgste Schimpfwort, das einem Häuptlinge gesagt werden kann. So steigt mit dem Reichtume dieser Bevorzugten ihr Ansehen und ihre Macht, so daß Häuptling bei manchen Stämmen so viel als „reicher Mann“ bedeutet. So schreibt Grant von den malaiischen Kopfjägern auf Borneo: „Jeder Stamm der Land-Dajaks hat einen Orang kaja (reichen Mann), der Häuptling ist; unter ihm ist ein Pangara (Oberer), der eine weiße Jacke trägt, und ein Panglima (Kriegshäuptling), der eine rote Jacke trägt. Jedes Langhaus hat einen Tuak (Ältesten), der im mittleren Teile des Gebäudes wohnt, Streitigkeiten schlichtet und für die Gäste zu sorgen hat.“ Hier sind also bereits eine ganze Reihe von Rangstufen eingeführt, deren jede ihr bestimmtes Amt hat.

Während nun geistige Begabung, Tatkraft, Gewandtheit und alle anderen für einen Häuptling erforderlichen Eigenschaften leider nicht erblich sind, bietet sich dagegen in der Anhäufung von Reichtümern ein Ersatz, die ein ehrgeiziger, kluger Vater seinem minderbegabten Sohne als wirksame Stütze seines Ansehens zurückläßt. Das erleichtert ihm den Aufstieg zur Nachfolgerschaft in der Würde des Vaters,

wenn er damit seine minder reichen, aber vielleicht begabteren Nebenbuhler herausstechen kann. So kann gewissermaßen eine Erblichkeit solcher Würde in der reichsten Familie der Sippe angestrebt werden. Aber Anspruch auf solche Erblichkeit läßt sich zunächst durchaus noch nicht geltend machen; denn wenn eine andere Familie noch reicher und damit mächtiger wird, beansprucht ihr Haupt die Häuptlingswürde für sich. Von den Indianern Nordwestamerikas berichtet beispielsweise Niblack: „Die Häuptlingswürde ist bis zu einem gewissen Grade erblich, aber da sie auf dem Reichtum beruht, vermag jeder freie Mann, der Besitz angehäuft hat, sich durch Errichtung eines Hauses und Geschenkfeste zu Ehren seiner Vorfahren endlich zum Vorsteher einer Hausgemeinschaft zu machen und sich zum Unterhäuptling und hervorragenden Mann des Dorfes aufzuschwingen. Gute Geburt, Reichtum und einflußreiche Familienverbindungen sind die ersten Vorbedingungen für einen, der nach dem höchsten Range strebt. Doch müssen die Feste und Austeilungen von Geschenken von Zeit zu Zeit wiederholt werden, um die Achtung der übrigen zu bewahren."

Besondere Macht gewinnt die gebrechliche Häuptlingsmacht durch die Verbindung mit den unheimlichen Gewalten, die die Totengeister in ihre Abhängigkeit zu bringen vermögen. Schon der Sippenführer, der zugleich den Kult seiner Genossen leitet, kann dadurch zu erhöhtem Ansehen gelangen. Vor allem aber ist das Männerhaus mit seinem Masken- und Geisterspuk, das der von ihm ausgehenden Herrschermacht die vortrefflichsten Waffen liefert. So bemerkt der vorgenannte Niblack, daß in Nordwestamerika ein Häuptling besonders gern einen Teil seines Besitzes dafür verwendet, sich die Hilfe des gefürchteten Medizinmannes zu erkaufen, und auf seine Hilfe gestützt vermag er dann leicht den feindseligen Machenschaften emporstrebender Rivalen zu begegnen. Das erinnert ganz an die älteren Zeiten deutscher Kaisermacht, da Bischöfe noch die festesten Stützen des Kaisertums gegen die unbotmäßigen Fürsten waren.

Bevor wir nun in unserer Betrachtung weitergehen, wird es am Platze sein, etwas über die Entstehung und Bedeutung der für diese Machenschaften so wichtigen Männergesellschaften zu sagen. Schon frühe hat sich vor allem die männliche Jugend aus Sympathie der Gleichalterigen zusammengetan, um Geselligkeit zu pflegen. So sondern sich in Australien die jungen Leute von der Horde ab, lagern an besonderen Feuern und bewohnen besondere Hütten, bis ihnen nach der Aufnahme unter die Erwachsenen die Verheiratung gestattet wird und

sie dann in der Lage sind, sich eine eigene Familie zu gründen. Bei höher gestiegenen Völkern, so in ganz Melanesien, Mikronesien, im malaiischen Archipel, in Indien, Afrika und Südamerika wohnen nun vielfach teils bloß die unverheirateten, teils aber auch alle Männer des Stammes überhaupt in dem ihnen gebauten großen, geräumigen Junggesellen- oder Männerhaus, während die Familien in besonderen, meist viel kleineren Häusern wohnen. Ganz ohne weibliche Einwohnerschaft ist aber auch dieses Junggesellen- oder Männerhaus nicht, indem darin vielfach geraubte oder gekaufte stammesfremde junge Mädchen zum Zwecke des Geschlechtsverkehrs gehalten werden. Gegen Befruchtung derselben wird gesorgt, auch allfällige Früchte abgetrieben; jedenfalls werden nie irgend welche Kinder von diesen am Leben gelassen. Das widerspräche ja ganz dem Zwecke des Junggesellenhauses.

Es ergibt sich nun von selbst, daß auch da, wo die verheirateten Männer für gewöhnlich mit ihren Familien zusammenhausen, das Junggesellenhaus zum Mittelpunkte des Männerlebens wurde, wo man sich nicht nur unterhielt und Fremde zum Logieren aufnahm, sondern wo auch die Krieger zum Beraten der Stammesangelegenheiten zusammenkamen und wo Waffen, Trophäen, Vorräte, Kostbarkeiten, vor allem auch die Stammesgötzen aufbewahrt wurden und ihr Kult vor sich ging. So ist es begreiflich, wie diese Klubhäuser von den Reisenden meist als Gemeindehäuser oder geradezu als Tempel bezeichnet werden, obschon das Leben in ihnen alles andere als anständig und seriös ist, nicht nur Klatsch und Unfug von morgens früh bis abends spät getrieben wird, sondern auch zahlreiche Mordtaten an mißliebigen Männern, unschuldigen Frauen und Kindern geplant und unter dem Schutze des Geisterspuks ausgeübt werden. Es ist wohl unnötig, zu sagen, daß das Betreten dieser Klubhäuser den Frauen des Stammes strengstens untersagt ist und durch schreckhafte daraus hervorgehende Töne und furchterweckende Maskentänzer, die sie oft genug bedrohen, dafür gesorgt wird, daß sie eine heillose Angst vor diesem Männerhause haben und durchaus kein Verlangen danach tragen, dessen Geheimnisse zu erfahren.

In allen solchen Männerhäusern wird ein weitgehender Ahnenkultus getrieben und bilden sich Geheimbünde, die als düstere, geheimnisvolle Macht den ganzen Stamm tyrannisieren. So schreibt Schurtz in seiner Urgeschichte der Kultur: „Innerhalb des kriegerischen Männerbundes muß fast mit Notwendigkeit eine eigene Art des Ahnen-

kultus entstehen, die unter günstigen Umständen alle anderen Bestrebungen überwuchert und sich auch nach außen hin entscheidende Geltung verschafft. Der im Kampf gefallene Krieger scheidet im Tode nicht aus der Reihe seiner Genossen aus, er umschwebt noch als Geist das Männerhaus, er beansprucht seinen Platz am Feuer und seinen Teil an der Mahlzeit wie bisher; es ist eine Hauptaufgabe der lebenden Genossen, sich mit dem Toten abzufinden, seinen Leichnam oder doch einen Teil, mit Vorliebe den Schädel, aufzubewahren, Holzfiguren als Wohnort der Seele zu schnitzen und durch Tänze den gefährlichen Gast zu unterhalten oder einzuschüchtern. Es sind gerade die Geister der Tapfersten und Gefürchtetsten, mit denen man es hier zu tun hat, und im Verkehr mit denen sich ein förmliches System entwickelt. Nirgends weiß man denn auch so gut wie im Männerhause mit den Gespenstern fertig zu werden; aber Weibern und Kindern ist es nicht geraten, dem Junggesellenheim nahe zu kommen, wo die Schädel der Verstorbenen von den Wänden grinsen, geheimnisvolle Holzbilder drohend umherstehen und von Zeit zu Zeit die Trommel, die Flöte oder das Schwirrholz die Bewohner zum unheimlichen Geistertanze ruft. Der Männergesellschaft entgeht die Furcht des schwächeren Geschlechts nicht, die bald als ein Machtmittel ersten Ranges erkannt wird. Wenn die maskierten Geistertänzer erscheinen, stäuben die Ungeweihten in sinnloser Angst auseinander, der Wille der unheimlichen Gesellen ist Gesetz, und so geht denn schließlich vom Männerhaus ein Terrorismus der unwiderstehlichsten Art aus. Allmählich werden vom Männerbunde die Sklaven und die Leute niederen Ranges ausgeschlossen, bis sich endlich klubartig organisierte geheime Gesellschaften herausbilden, die wie eine Art Feme den Stamm beeinflussen oder beherrschen."

Besonders in Melanesien und Westafrika wimmelt es von solchen geheimen Gesellschaften, die bald neben den Männergesellschaften ihr Wesen treiben, bald ganz an deren Stelle treten. Man kann sich durch Muschelgeld und Ausrichtung festlicher Schmausereien in sie einkaufen. Diese Spenden müssen dem Grade der Weihen entsprechend in verstärktem Maße wiederholt werden, bis die Würde eines Vorstehers erreicht ist, in welchem die ganze unheimliche Macht der Männergesellschaft vereinigt ist. Mit den stärksten Mitteln zur Geisterbeschwörung vertraut, ist er zugleich Herrscher und Priester und verdoppelt auf diese Weise seinen Einfluß, indem er so seine Volksgenossen materiell und intellektuell beherrscht. Auf den Neuen Hebriden ist es

fast nur diese Zaubermacht (mana), die der Häuptlingschaft Ansehen verleiht und eine Vererbung der Würde ermöglicht. So schreibt Codrington von den dortigen Insulanern: „Der Sohn erbt nicht eigentlich die Häuptlingswürde, aber er erbt, wenn sein Vater es durchsetzen kann, das, was ihm Würde gibt, nämlich seines Vaters mana, seine Zaubermittel, magischen Gesänge, Steine und Geräte und seine Kenntnisse über die Art, wie man mit Geistern verkehren kann . . . Wenn ein Mann keinen geeigneten Sohn hat, kann er seinen Neffen nehmen; manchmal, wenn der Sohn zu jung ist, folgt dem Häuptling sein Bruder; zuweilen, wenn kein Nachfolger da ist, wirft sich ein Mann selbst zum Häuptling auf, oder das Volk wählt sich irgend einen zum Führer."

Wer nun immer die vom zaubermächtigen Priesterhäuptling beim Tode abgegebene Seele in sich aufgenommen hat und dessen Zauberkünste, dazu noch gar dessen ererbte Reichtümer besitzt, ist unbestritten sein Nachfolger, und sollte er ein unmündiger Knabe sein. Ein solcher wird gerne zur Befestigung seiner Macht sich mit einem Hofstaat und allerlei zauberkräftigem Nimbus umgeben, als dessen letzte Reste die schon in Afrika gebräuchlichen Szepter, Kronen, Mäntel, Agraffen und andere „heilige" Herrscherinsignien unserer europäischen Regenten in möglichst kostbarem Material figurieren. Noch für heiliger als seine Embleme gilt der Herrscher selbst. Schon in Polynesien ist der Häuptling oft so heilig, daß er keinen Fuß auf den Boden setzen darf, um ihn nicht für andere unbetretbar zu machen. Er muß vielmehr auf den Schultern seiner Diener getragen werden, darf auch selbst nicht Ansprachen an das Volk halten, sondern muß dies von einem Hofbeamten tun lassen. Auch bei den Tlinkit in Alaska spricht der Häuptling, wie Boas berichtet, nicht selbst zu gewöhnlichen Menschen, sondern läßt seine Gedanken durch einen Sklaven mitteilen. Bei den Azteken Mexikos hatte die geheiligte Person des Herrschers, die sich überallhin mit größtem Pomp herumtragen ließ und die niemand bei Todesstrafe berühren durfte, seinen besonderen Sprecher. In Afrika sitzt der Herrscher bei feierlichen Empfängen oft hinter einem Vorhang und begrüßt Fremde gar nicht oder nur sehr ungern, und wie sein zauberkräftiger Anblick andern gefährlich wird, muß er selbst wieder seine geheiligte Person vor allem möglichen schützen, das sie bedrohen oder profanieren könnte. Es bedarf dann nur noch eines Schrittes, und der Fürst lebt, wie früher der Mikado in Japan, als machtloser Schattenkönig versteckt in seinem Palaste, behütet und bewacht von

seinen Hofbeamten, die alle wirkliche Macht in Händen haben. Von einem solchen afrikanischen Herrscher schreibt Zündel: „Der König der Eweer ist zugleich auch oberster Priester. In dieser Eigenschaft war er besonders in früheren Zeiten seinem Volke unnahbar. Nur bei Nacht durfte er seine Wohnung verlassen, um sich zu baden usw. Nur sein Stellvertreter, der sogenannte „sichtbare König", mit noch drei auserwählten Ältesten durften mit ihm verkehren, aber auf einer Ochsenhaut sitzend und ihm den Rücken zuwendend. Er durfte keinen Europäer und kein Pferd sehen, auch die See nicht zu Gesicht bekommen, weswegen er seine Residenz auch nicht für einen Augenblick verlassen durfte." Je und je liebten es ehrgeizige Hofbeamte solchermaßen, unter dem Vorwande zu großer Heiligkeit des Fürsten, ihn als unnahbares Wesen von allem Verkehr mit seinen Untertanen abzuschließen und für ihn zu regieren.

Allerdings wird es im Laufe der geschichtlichen Entwicklung an den meisten Orten nicht gelingen, auf die Dauer Häuptlingsmacht und Priestertum in einer Person zu vereinigen, da nicht jeder Fürst alle die Eigenschaften in sich vereinigte, die ihm das Vertrauen des Volkes als zaubermächtigster Mann erwarben. Zu diesen verlangten Eigenschaften gehörte als notwendigste die Fähigkeit, in Verzückungen zu geraten, um in einem solchen Zustande, wie man auf dieser niedern Erkenntnisstufe allgemein glaubt, mit den zaubermächtigen Geistern der Verstorbenen in Verkehr zu treten, Bauchreden und andere Künste zu verstehen, mit denen man den Verkehr mit solchen Geistern für jedermann überzeugend beweisen konnte. Da mußte der Häuptling wohl oder übel den für ihn so unschätzbar wertvollen Zauberstab des Priestertums, d. h. der Vermittlerrolle zwischen den Lebenden und den alles Geschehen bedingenden Geistern der Verstorbenen, die später zu Göttern erhoben wurden, an die darauf dressierten Berufspriester abtreten und sich mit dem Szepter der Stammesherrschaft begnügen. Doch war es auch dann noch sein Bestreben, diese mächtigste Kaste zum Freunde und nicht zum Feinde zu haben, da es sonst auch ihm an den Kragen gegangen wäre und er seine Rolle bald ausgespielt gehabt hätte. Je und je haben es die Herrscher schwer büßen müssen, indem sie keine ruhige Stunde mehr hatten und meist sogar des Thrones verlustig gingen, wenn sie sich zur mächtig auf die Masse wirkenden und sie durch ihre Schreckmittel weitgehend beeinflussenden, ja sie geradezu in der Hand haltenden Priesterschaft in Gegensatz brachten. So war es ihr eigenstes Interesse, sich mit jenen vielvermögenden

Herren in möglichst gutes Einvernehmen zu setzen und sie durch reichliche Spenden als getreue Stützen ihrer Herrschaft zu verwenden, nachdem sie selbst dieses außerordentlich bedeutsamen und unfehlbaren Schreckmittels, die Geister beherrschen und die Gemüter knebeln zu können, verlustig gegangen waren.

Aber auch als sich das Priestertum von der Königsherrschaft (unser Wort König kommt vom althochdeutschen Kuning, d. h. Haupt der Kuni oder Sippschaft) losgelöst hatte und selbständig geworden war, blieb es gleichwohl zur Knechtung der in Geister- und Todesfurcht bangenden Menge in beiderseitigem Interesse aufs engste mit jenem verbunden. Dabei konnte sich ein förmlicher Priesteradel bilden, wie beispielsweise der Stamm Levi im alten Israel. Im ganzen neigt das Priestertum, wie sich bereits bei den Naturvölkern erkennen läßt und wie es im Klosterwesen der buddhistischen und christlichen Völker und in der katholischen Hierarchie noch weit stärker hervortritt, sehr dazu, sich zu geschlossenen Gruppen zu vereinigen, um um so größere Macht über die Menge zu gewinnen, ja selbst das Königtum in seine Abhängigkeit zu bringen und dessen Vertreter, je nachdem er sich den Wünschen der Priesterschaft fügt oder nicht, ein- oder abzusetzen. Es sei hier nur an die Anmaßungen des Papsttums gegenüber den deutschen Kaisern im Mittelalter erinnert.

In diesen Kämpfen der Fürstenmacht gegen die unbotmäßige herrschsüchtige Priesterschaft stützte sich erstere mit Vorliebe auf den Adel, der meist in engem Zusammenhange mit der Herrscherwürde zu stehen pflegt. Der Adel ging meist auf zweierlei Art aus der Masse des Volkes hervor. Entweder war der größere Besitz dasjenige Mittel, welches dem einzelnen höheren gesellschaftlichen Rang verlieh, oder es war größere militärische Tüchtigkeit, wodurch der Betreffende durch den Herrscher, der unmöglich das eroberte Land selbst bewirtschaften konnte, mit einem gewissen Teile desselben belehnt wurde. Auf letzterem Wege ist in der ersten Hälfte des Mittelalters der niedere und mittlere deutsche Adel entstanden, indem sich die ursprünglich leibeigenen Mannen der Fürsten als seßhafte Lehnsleute, die ihrem Herrn treu ergeben waren und seine Gefolgschaft im Kriege bildeten, zu einer bevorzugten Klasse umwandelten. So hat der durch Eroberungen entstehende Adel immer feudalistische Züge. Neben ihm bildet sich in der Folge auch leicht ein Beamten- und Hofadel heraus, bis schließlich beide Arten miteinander verschmelzen. Dies geschieht aber nicht in allen Fällen. Es sei hier nur an Japan erinnert, wo der kriegerische Landadel der

Daimio, deren natürlicher Führer der Shogun genannte oberste Feldherr war, bis zur Gegenwart vom Hofadel der Kuge, der sich um die geheiligte Person des Mikado scharte, vollkommen getrennt blieb. Um nun diejenigen Eigenschaften, wie kriegerische Tüchtigkeit und starke Herrscherinstinkte, auf denen seine Macht beruht, möglichst auf seine Nachkommen zu vererben, sucht der Adel sich Frauen unter den Angehörigen der väterlichen Sippe, also auf endogamischem Wege, zu verschaffen. Damit ist durch allzu häufige Verwandtenehen eine gewisse Gefahr der Rassendegeneration durch Inzucht vorhanden, der auch zahlreiche Adelsgeschlechter mit der Zeit erlagen.

Wie der Adel sich durch Reichtum und damit zusammenhängende höhere Bildung über die übrige Masse des Volkes erhob, so erhob sich mit der Zeit im allgemeinen der Freie über den Unfreien. Dieser letztere Stand ging in der Regel aus den außerhalb der Sippe stehenden Elementen hervor, die sich aus Stammfremden rekrutierten, welche als Fremde ergriffen oder als Kriegsgefangene in die Gewalt der Sieger geraten waren. In der Urzeit hat man beide Arten von Gefangenen einfach getötet, d. h. den Göttern geopfert, wie der Ausdruck euphemistisch lautete. Nicht nur der im Kampfe Besiegte verfiel mit Leib und Leben dem Sieger, sondern jeder außerhalb der Sippe Ergriffene hatte sein Leben verwirkt und wurde alsbald umgebracht. Der indogermanische Ausdruck für Fremder hat sich einerseits aus dem gotischen gasts zum neuhochdeutschen Gast, wie andererseits zum lateinischen hostis = Feind entwickelt. Er stand im Gegensatz zum Ausdruck „Freund“, der noch althochdeutsch winni, d. h. zur Sippe gehörig, bedeutet. Wie eng in alten Zeiten die Begriffe Freundschaft und Blutsverwandtschaft beieinander lagen, ja überhaupt nicht voneinander getrennt gedacht werden konnten, beweist die noch heute bei Primitiven allgemein verbreitete Sitte, daß zwei Fremde, die miteinander Freund werden wollen, zuerst ihr Blut miteinander vermischen müssen. Auch die Indogermanen haben, wie alle alten Völker, den Fremden zunächst als einen durchaus rechtlosen Mann betrachtet, der ungestraft beraubt und getötet werden durfte. Dies spricht sich noch in Wörtern wie „elend“ (althochdeutsch elilento, d. h. aus fremdem Lande) oder dem englischen wretch = „Unglücklicher“ (vom angelsächsischen wrecca, d. h. aus der Sippe ausgestoßen) aus. Ein solcher schweift nach den damaligen Anschauungen rechtlos wie ein Wolf im Lande umher und ist, wie Homer sich ausdrückt, ein atímētos metanástēs, „ein ungeehrter, (eigentlich: des Wergeldes) beraubter Fremd-

ling", d. h. er war „vogelfrei" erklärt. Noch bei den Franken, Westgoten, Burgundern und anderen germanischen Stämmen wurden heimatlose Fremdlinge bis ins 7. Jahrhundert jederzeit als Sklaven verkauft, seitdem man erkannt hatte, daß es besser sei, solche Menschen als Arbeitsknechte für den Landbau und alle schwere Arbeit, die die Frau nicht bewältigen konnte, zu verwenden, denn zwecklos zu töten. Erst Karl der Große traf in bezug auf die Fremdenbehandlung eine, wenn auch nicht durchgreifende Veränderung, indem er in Anlehnung an die autokratische Kaisermachtsidee ein Obereigentum an allem Grund und Boden, wie auch an allen herrenlosen „fremden" Personen für sich in Anspruch nahm. Der Fremde wie sein allfälliges Eigentum oder sein Nachlaß kamen auf diese Weise in die Hände des Kaisers. Als kaiserliches Eigentum durften heimat- und damit schutzlose Fremde seit jener Zeit nicht mehr straffrei getötet oder auch nur geschlagen, beraubt oder verkauft werden, sondern die kaiserlichen Vögte waren angewiesen, das neue Besitztum des Kaisers so viel als möglich zu beschirmen und zu schützen. War auch durch dieses Vorgehen Karls des Großen die Person des Fremden selbst aller Mißhandlung und Barbarei entzogen, so blieben dennoch der Fremdenbegriff und die Abneigung gegen alles Fremde in den Rechtsordnungen jener Zeit haften. Damals galt noch jeder als fremd, der nicht innerhalb des engeren Kreises der Dorf- und Markgenossenschaft irgend ein Stück Grund und Boden besaß. Wer also solches verlor, wurde damit zu einem Fremden. Als solcher wurde er ursprünglich, wie die Gesetze der Burgunder und Westgoten beweisen, auch wenn er vorher als Grundbesitzer frei gewesen und als Sippengenosse geschützt gewesen war, unweigerlich und schleunigst als Sklave über die Grenze verkauft. Aber auch bis ins Spätmittelalter zählten bei uns alle landlos gewordenen Freien alsbald zu den Fremden oder sogenannten „Wildfängen". Der Schollenbegriff übertrug sich dann auch auf die Stadt. In derselben wurde jeder als fremd betrachtet, der nicht in irgend ein Hörigkeits- oder Schutzverhältnis zur Stadt stand, ganz gleich, ob er demselben Land oder Gau angehörte oder aus weiter Ferne kam. Nur widerstrebend öffnete die Stadt selbst dem unter Königsschutz stehenden fremden Kaufmann ihre Tore. Mit Ausnahme der Meß- und Markttage wurden solche Leute nur vorübergehend in der Stadt geduldet. Gegen Nichtkaufleute machte man noch kürzeren Prozeß. Höchstens drei Tage durften sie sich in der Stadt aufhalten, sonst wurden sie aufs Rathaus geführt, in Halseisen gesteckt und geprügelt.

Später durften solche, mit Einschluß der Kaufleute, nur in bestimmten Quartieren wohnen. Aber auch in dieser humaner denkenden Zeit traf den Fremden jede mögliche Einschränkung. Bei allfälligen Streitigkeiten nahm die Stadtbehörde stets für ihren Bürger gegen den Fremden Partei. Und zog er weiter, so waren ihm Weg und Steg aufs genaueste vorgeschrieben. Verließ beispielsweise in England ein fremder Reisender die Heerstraße, ohne ein Horn zu blasen oder zu schreien, so sollte er wie ein Dieb betrachtet werden und durfte als solcher ungestraft erschlagen werden. Tötete ein Bürger einen Fremden, so geschah ihm nichts, tötete aber umgekehrt ein Fremder einen Bürger, so wurde er unweigerlich hingerichtet, auch dann, wenn er von jenem zuerst angegriffen worden war und in absoluter Notwehr gehandelt hatte.

Erst in der Neuzeit ist der Fremde als ein Mensch, der gleiche Rechte wie der Bürger zu verlangen hat, betrachtet worden, wie auch der Kriegsgefangene freundlich behandelt wird. Noch die Kulturvölker des Altertums betrachteten es als selbstverständlich, daß ein Kriegsgefangener, der am Leben gelassen wurde, hinfort Sklave sei, mit Leib und Gut seinem Herrn gehöre und von ihm nach Belieben verkauft oder getötet werden könne. So bildete sich neben dem Stand von Freien ein solcher von Hörigen oder Sklaven. Erst mit der Zeit ist diesen ursprünglich vollkommen rechtlosen Hörigen, die sich nur untereinander als untergeordnete Kaste fortpflanzten und deren Kinder ebenso dem betreffenden Herrn gehörten wie ein ihm von der Kuh geborenes Kalb, auch einiges Recht zuerkannt worden, so daß sie nicht mehr grundlos getötet oder aus der von ihnen eingegangenen Familienverbindung herausgerissen und verkauft werden konnten. Auf einer noch höheren Stufe der Entwicklung erlangten diese Hörigen, wenn sie sich die Zufriedenheit ihrer Herren zu erwerben wußten, immer mehr Rechte, bis sie schließlich frei wurden. Damit waren sie zwar ihren Herren noch nicht gleichgestellt, genossen aber als Freigelassene das Vorrecht, den Ertrag der Arbeit ihrer Hände für sich verwenden zu dürfen. So sind im alten Rom alle freien Handwerker aus solchen Freigelassenen hervorgegangen, die sich zu Innungen zusammentaten und eine besondere Menschenklasse im Staate bildeten, bis sie schließlich, allerdings erst im Laufe von vielen Generationen, mit den Freigeborenen gleichgestellt wurden.

Bekanntlich war die ganze antike Kultur auf der Arbeit der Unfreien aufgebaut, und Rom war, wie alle Staaten des Altertums, durchaus ein Sklavenstaat. Das gesamte Hauswesen der Alten war

durch die Sklaverei beeinflußt und bestimmt. Das römische Wort familia bedeutete nicht Familie, sondern Dienerschaft; der Sklave bildete also die Familie und sein Herr nannte sich pater familias, d. h. Vater der Dienerschaft. Das ist vielsagend. Der Sklave wurde „Knabe" (lateinisch puer, griechisch pais) gerufen, entsprechend dem heutigen garçon oder boy — meist waren es ja auch junge Leute, die in den Zustand der Unfreiheit gerieten — er schlief für sich, aß aber mit der Herrschaft, und wenn er sich gut aufführte, konnte er der Vertraute des Herrn werden. Solche Vertrauenspersonen waren vor allem der Hausmeister (atriensis), der das Gesinde beaufsichtigte, der Rechnungsführer (dispensator), der Kammerdiener, der im Alkoven im Zimmer seines Herrn schlief, und der Portier, der, war er ein unsicherer Mensch, damit er sich nicht vom Hause entferne, vielfach wie ein Hund an die Kette gelegt wurde. Weiter hatte der Wohlhabende seinen Rasiersklaven, seinen Schuhanzieher usw. Kurz es bestanden die Verhältnisse, die jetzt noch in Südasien und China bestehen, wo ein mittlerer Hausstand sich von mehreren — bis 14 — Kulis bedienen läßt, weil jeder Diener seine besondere Funktion hat, und keiner die des anderen übernimmt. So war auch im alten Rom durch die große Zahl der Hilfskräfte eine Überlastung des einzelnen ausgeschlossen. Zudem schützte sie die Herrschaft und sorgte für ihre Ausbildung. Den Hochbegabten wurde gelegentlich die beste Erziehung, die unserer Gymnasialbildung entsprach, zuteil. Viele wurden zu Musikern, Gelehrten und Schauspielern herangebildet, die der Besitzer dann gegen Geld vermietete. Fast alle lernten lesen und schreiben. Selbst die Pferdeknechte bei Varro lesen in Büchern. Alles dies taten die Besitzer gewiß nicht aus Menschenfreundlichkeit, sondern aus Egoismus, um den Wert ihrer Menschenware zu steigern; aber auch der Sklave hatte einen großen Vorteil davon, indem er sich durch seine Tätigkeit den Dank und das Zutrauen seines Herrn gewann und dann einer freundlichen Behandlung sicher war.

Die Sklaven waren entweder Kriegsgefangene, wobei oft ganze Stadtbevölkerungen und Völkerschaften, die sich durch hartnäckige Verteidigung ihrer Unabhängigkeit den Zorn des betreffenden Feldherrn auf sich geladen hatten, in die Sklaverei verkauft wurden, oder durch Seeräuber geraubte und in die Knechtschaft gebrachte Menschen, die dann von Unternehmern im großen gezüchtet und, auf irgend eine Beschäftigung abgerichtet, mit Gewinn weiterverkauft wurden. Der Kauf und Verkauf von Sklaven, wie auch der Preis derselben, regelte

sich auf den großen Sklavenmärkten des Ostens, von denen jener zu Delos in der letzten Zeit der Republik ausschlaggebend war. Der Preis schwankte nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Als Lucullus, Legat des Sulla, im ersten Kriege gegen König Mithridates von Pontus, 74 v. Chr. Konsul geworden, zuerst diesen und dann 69 auch König Tigranes von Armenien besiegt hatte, wurde der Markt mit einer solchen Menge in die Sklaverei gebrachter Menschen überschwemmt, daß der Preis derselben gewaltig herunterging. Damals bekam man einen Sklaven schon um 4 Drachmen (etwa 3 Mark), während gleichzeitig ein Rind eine Drachme (75 Pfennige) kostete.

So billig aber gewöhnliche, ungelehrte Sklaven waren, so teuer kamen gelehrte und einer Profession kundige Sklaven, wie Ärzte, Hebammen und Eunuchen, zu stehen. Auch für Luxussklaven, hübsche Mädchen, Saitenspielerinnen, berühmte Gladiatoren zahlte man fabelhafte Summen, von 100000 bis 700000 Sesterzien (= 15000 bis 105000 Mark). Es gab dafür in Rom stehende Handlungen, wie z. B. am Kastortempel, auch öffentliche Märkte. Dabei wurde von den die Polizei übenden Ädilen darauf gesehen, daß des Publikum vor zu arger Beschwindelung durch die meist orientalischen Sklavenhändler bewahrt blieb. Auch erhob der Staat eine Eingangs- und Verkaufssteuer, welche für die Luxussklaven ziemlich hoch war. Die zu verkaufende Ware befand sich auf einem Gerüst ausgestellt; frisch über See gekommene war durch geweißte Füße kenntlich gemacht. Auf einem Täfelchen standen Alter, Geburtsland und Befähigung verzeichnet; auch sollten Fehler oder Krankheiten nicht minder als die Zahl der Bestrafungen darauf vermerkt sein.

Der Händler „garantierte“ die Ware. Trotzdem war es gut, sich persönlich von deren körperlicher Beschaffenheit zu überzeugen. So wurden die zu kaufenden Sklaven wie vom Fleischer ein Stück Vieh entblößt, besehen, abgegriffen, wobei der Händler mit der Peitsche nachhalf, damit der Sklave lustiger spränge. Feinere Ware, die man nicht allen profanen Blicken bloßstellen wollte, wurde in einem Extrakabinett gezeigt, wo nur notorisch zahlungsfähige Kunden den Zutritt erlangten. Der Händler verfehlte nicht, auch hier jede einzelne Gewandtheit, die geistige Ausbildung, Schönheit und Jugend mit marktschreierischer Zungenfertigkeit anzupreisen, mit dem Kunden zu feilschen und, wenn er ansah ohne zu kaufen, tüchtig zu schimpfen. Die Qualität des Sklavenmaterials wurde vielfach nach der Nationalität abgeschätzt. So galten die Kleinasiaten, Sarden und Korsen im allgemeinen als

schlechtes Volk, während die Illyrier vorzugsweise als Hirten, die Gallier als Pferdeknechte, Lydier, Phrygier und Lykier zur Aufwartung bei Tisch, Syrier als Gärtner, Kappadokier, Liburner und Germanen als Sänftenträger Verwendung fanden. Wie der Eigentümer über Leib und Leben seiner Sklaven frei verfügte, war diesen gegenüber gesetzlich alles erlaubt, man konnte ihnen die gemeinsten und unsittlichsten Dienste zumuten. „Was der Herr befiehlt, ist nicht schändlich!“ lautete der Grundsatz, den sich die Sklaven in ihrem eigenen Interesse zur Richtschnur ihres Handelns machen mußten. Im ganzen waren die Griechen milder gegen die Sklaven als die Römer, die sie, als nicht mit zur Nation gehörend, in keiner Weise von Staats wegen gegen ihre Herrschaft schützten, sondern der Willkür ihrer Herrschaft preisgaben, und, da es zu allen Zeiten nichtswürdige Menschen gab, erfuhren sie vielfach eine schmähliche Behandlung. Beim geringsten Vergehen harrte ihrer der ehrlose Tod am Kreuz als die für sie reservierte Todesart. Jede Unbotmäßigkeit wurde zum mindesten durch Peitschenhiebe mit einer Knute aus geknoteten Stricken oder kurzen Ketten mit Metallknöpfen am Ende bestraft. Als Strafe galt auch die Versetzung aus dem städtischen Dienst in den ländlichen, ferner die Arbeit beim Drehen des schweren Mühlsteins der Kornmühlen und die Arbeit in den Steinbrüchen. Floh ein Sklave, so wurde er nach der Einbringung an Händen oder Füßen oder an der Stirn mit glühenden Stempeln gebrandmarkt und ihm ein eiserner Ring um den Hals geschmiedet, der wie ein Hundehalsband mit einer Inschrift versehen war, die den Namen des Sklaven und den des Herrn angab, an den er eventuell abzuliefern wäre. Unverbesserliche Sklaven übergab man der Arena, um sie zum Ergötzen des zuschauenden Volkes von wilden Tieren zerreißen zu lassen. Wenn ein Besitzer umgebracht wurde und der Schuldige sich nicht ermitteln ließ, oder wenn man fand, der Ermordete sei nicht genügend bewacht worden, so mußten nach dem Herkommen sämtliche Sklaven des betreffenden Haushalts ans Kreuz geschlagen werden. Dies geschah noch unter der Regierung des Kaisers Nero, als der damalige Stadtpräfekt Pedanius Secundus von einem seiner Sklaven, den er persönlich gereizt hatte, umgebracht worden war. An der 400 Köpfe starken „Familie“, d. h. also Dienerschaft desselben, wurde mit ausdrücklicher Gutheißung der Regierung das Todesurteil vollstreckt. Man betonte, von einem „Rechte“ des Sklaven, einem „Unrecht“ des Herrn, könne unter keinen Umständen die Rede sein; gestände man dies zu, wohin würde es schließlich kommen? Die

Grundlagen des gesamten Besitzstands müßten erschüttert werden. Das Wohl aller erfordere, daß das alte Herkommen beibehalten bliebe, wenn dabei zufällig auch Unschuldige büßen müßten.

Wo ein zornmütiger Herr oder eine launenhafte Frau im Hause das Kommando führten, waren Sklaven und Sklavinnen vor den schändlichsten Mißhandlungen, den grausamsten Bestrafungen und dem Tod am Kreuz nicht sicher. Wir wissen von einem gewissen Vedius Pollio, einem Freunde des Kaisers Augustus, daß er Sklaven, die etwas versehen hatten, lebend in die Muränenteiche werfen ließ, damit diese Raubfische sie fräßen; die Schmackhaftigkeit dieser Muränen führte er auf die Fütterung mit Menschenfleisch zurück. Als Augustus einmal bei ihm zu Tisch geladen war, zerbrach der Mundschenk ein kostbares murrhinisches Gefäß (aus farbigem Glas). Alsbald ertönte aus dem Munde seines Herrn der Befehl: ad muraenas — zu den Muränen mit ihm! — und nur das energische Auftreten des Princeps rettete den Unglücklichen vor jener Strafe. Aber Augustus selbst trug kein Bedenken, einen der Verwalter seines Hauswesens (procurator) wegen einer Bagatelle an den Schiffsmast nageln zu lassen; und von Hadrian wird berichtet, daß er einem Sklaven mit einem Griffel das Auge ausstieß. In einem Epigramme Martials tötete eine Dame namens Lalage ihre Zofe eigenhändig, einzig nur aus dem Grunde, weil eine zu locker gesteckte Nadel das künstliche Lockengebäude ihres Haares zum Wanken brachte.

Erst nach und nach im Laufe der Kaiserzeit trat eine Änderung zum Besseren ein, indem seit der Begründung der Friedensära durch Augustus das abgehende Sklavenmaterial nicht in gleichem Maße wie früher ersetzt werden konnte und deshalb die Preise desselben auf den Sklavenmärkten in die Höhe gingen. Der Besitzer von Sklaven war zwar nach wie vor befugt, sie nach Belieben zu martern und zu töten, aber er fügte sich dabei einen Schaden zu, wie wenn er seinen Zorn an einem kostbaren Pferd ausließ. Dazu kamen die Gründe, welche die Anhänger der stoischen Philosophie entwickelten, daß nämlich der Sklave auch ein Mensch sei und deshalb human behandelt werden müsse. So wurde schon unter Augustus den Herren die Befugnis genommen, nach eigenem Ermessen Sklaven den wilden Tieren vorwerfen zu lassen; das sollte künftighin nur der dazu verordneten Behörde zustehen: in Rom dem Stadtpräfekten, in den Provinzen dem Statthalter. Ein weiterer Schritt geschah durch einen Erlaß des äußerst milden Antoninus Pius (138—161), des Gemahls der unwürdigen

Faustina, wonach ein zu hart behandelter Sklave in einen Tempel oder zu einer der Kaiserstatuen seine Zuflucht nehmen und gefeit gegen Verfolgung dort Beschwerde erheben konnte. Wurde diese gerechtfertigt gefunden, so war der Sklave von Amts wegen an einen andern Herrn zu verkaufen. Kaiser Claudius, der nach Caligulas Ermordung 41 v. Chr. von den Prätorianern zum Princeps ausgerufen wurde und sich ganz der Leitung seiner berüchtigten Gemahlin Messalina und der Freigelassenen Pallas und Narcissus überließ, nach der Ermordung seiner Gemahlin auf Anstiften des Narcissus 48 die Agrippina heiratete, die ihn 54 mit einem Pilzgericht vergiften ließ, hatte verordnet, daß ein kranker Sklave, den sein Herr verstieß, um ihn nicht unnütz pflegen und erhalten zu müssen, frei sein sollte. Hadrian (117—138) verbot den Herren nachdrücklich, Sklaven willkürlich zu quälen, zu prostituieren oder zu töten. Eine Matrone, namens Umbra, welche ihre Mägde aufs grausamste behandelte, schickte der Kaiser sogar auf fünf Jahre in die Verbannung. Im Zeitalter der Antonine, besonders des überaus edeldenkenden Mark Aurel (161—180), eines Anhängers der stoischen Philosophie, vollendete sich der Umschwung in der besseren Behandlung der Sklaven, indem sie als Menschen angesehen wurden, und man begann es unpassend zu finden, wenn vornehme Damen, wie dies bis dahin allgemein geschah, sich von männlichen Sklaven ins Bad begleiten und bedienen ließen. Seit Konstantin (306—337) wurde die absichtliche Tötung eines Sklaven dem Totschlag (homicidium) gleichgeachtet, und mit der Erhebung des Christentums, das den Sklaven sogar als einen Bruder in Christo erklärte, dem man Liebe schulde, zur Staatsreligion, wurde nach und nach das Los der Sklaven noch humaner.

Zahllos war die Sklavenschar in einem vornehmen römischen Haushalt. Da jede Verrichtung einem besondern Sklaven anvertraut war, und es schon in einem Bürgerhause nicht für nobel galt, die Funktionen zu kumulieren, gab es in den Palästen der Großen Hunderte, ja Tausende derselben, so daß der reiche Crassus einmal meinte, niemand sei eigentlich reich zu nennen, der nicht aus eigener Tasche ein Heer zu unterhalten vermöchte. Und dieses Wort ist bis zum Ende der Kaiserzeit wahr geblieben. So wehrten sich im Jahre 409, als die Vandalen und andere deutsche Stämme über die Pyrenäen nach Spanien eindrangen, die Verwandten des theodosianischen Kaiserhauses tapfer an der Spitze einer Miliz, die sie aus ihren Hörigen rekrutiert hatten. Und aus dem 6. Jahrhundert wird uns überliefert,

daß Belisar seinen letzten Feldzug gegen die Goten in Italien auf eigene Kosten führen mußte, weil der Kaiser Justinian, bei dem der General in Ungnade gefallen war, es so gebot. Und Belisar vermochte allein aus seinen Eigenleuten 7000 Reiter auszurüsten.

An der Spitze des Gesindes, familia genannt, das in den Zünften der freigelassenen Arbeiter ähnlich organisierte Abteilungen (decuriae) geordnet war, standen in den vornehmen Häusern bevorzugte Sklaven, die ihrerseits wieder Sklaven, sogenannte vicarii halten konnten und mitunter recht große Herren waren. So führte ein Sklave des Kaisers Tiberius, der Kassier bei der Landeshauptkasse in Lyon gewesen war und auf seiner Heimreise nach Rom durch Krankheit den Tod fand, folgenden Hofstaat mit sich: 1 Arzt, 3 Sekretäre, 1 Geschäftsführer, 1 Kassier, 1 Garderobier, 2 Kammerdiener, 2 Silberdiener, 2 Köche und 2 Lakaien.

Natürlich ging es im Palaste des Kaisers in bezug auf Dienerschaft am allergroßartigsten zu. Da führte ein Prokurator die Verwaltung des Hauswesens und ein Dispensator die Kasse; dann kamen die Chargen des häuslichen Dienstes: der Hausmeister, der Portier, die Zimmeraufseher, die Diener für die Bedienung der Fremden, die als Gäste im Hause waren, die Aufseher der Gemäldesammlung und des Ahnensaales, der Küster für die kleinere oder größere Hauskapelle, in welcher der Lar, der Hausgott, verehrt und ein „ewiges Licht“ unterhalten wurde. Weiter das ausgedehnte Küchenpersonal: voran der Oberkoch, den man sich gern ein gehöriges Stück Geld kosten ließ, da auf eine gute Küche etwas gehalten wurde. War der Koch geschickt, so fehlte es ihm nicht an Anerkennung von seiten der Herrschaft. Marcus Antonius, der ein Schwelger war, schenkte dem seinen einmal ein Haus, weil er bei einem Essen seine Sache besonders gut gemacht hatte. Entsprach der Koch nicht den Erwartungen, die man auf ihn gesetzt hatte, so bekam er es nicht zuletzt zu fühlen, daß er nichts anderes als eine lebende Ware war, die man beim geringsten Zeichen von Unzufriedenheit weiter verkaufte.

Unter dem Oberkoch standen zahlreiche Sklaven und Sklavinnen, welche die einzelnen Spezialitäten der Küche zu versehen hatten: Holzträger, Einkäufer, Küchenbäcker u. a. Man sah ferner darauf, daß die Bedürfnisse des Personals durch die eigenen Erzeugnisse und Arbeiten des Hauswesens gedeckt würden. Dazu waren unter den Sklaven Müller, Bäcker, Weber, Walker, Schuster, Schneider und Näherinnen vorhanden. Die Vorräte an Speisen und Geschirr, besonders das Silberzeug, hatten gleichfalls ihre eigenen Vorstände. Bei Tische fun-

gierten Aufwärter und Abräumer, die einem Truchseß untergeben waren, ein Vorschmecker und ein Mundschenk, letzterer gewöhnlich ein schöner Knabe, wenn möglich kleinasiatischer Abkunft. Ferner ein Vorschneider. Dieser war um so nötiger, als es vornehme Sitte war, bei Tische zu liegen, auch Gabeln nicht im Gebrauch waren und man mit den Fingern aß. Jeder der geladenen Gäste brachte einen eigenen Sklaven mit, der ihm die Schuhe abnahm; denn man speiste leicht bekleidet und unbeschuht.

Zur unmittelbaren Bedienung der Herrschaft gehörten Kammerdiener, Pagen, Garderobediener, Zofen, Friseure, Bademeister und Ärzte. Die letzteren kamen als stete Begleiter ihrer Herren, namentlich auf Reisen, sehr zur Geltung. Als Julius Caesar von den Seeräubern gefangen wurde, behielt er bis zur Ankunft des Lösegeldes zwei Sklaven und einen leibeigenen Arzt bei sich. Es war dies immer ein Grieche bzw. Orientale, der auf einer der berühmten Schulen des Ostens, etwa in Alexandria, seine Ausbildung genossen hatte. Einem solchen unfreien Hausarzt vertraute ein römischer Großer weit lieber seinen Leib an, als den zahlreichen freien Ärzten, unter denen sich viele Scharlatane befanden. Augustus stellte aus diesem Grunde seiner erkrankten Enkelin Agrippina seinen eigenen Arzt zur Verfügung.

Auch sonst fanden sich unter den Sklaven zahlreiche wissenschaftlich gebildete Leute, die ihren Herrn, wenn er literarisch tätig war, unterstützen konnten, für ihn Notizen machten, Exzerpte anlegten, Vorarbeiten und Untersuchungen für spezielle literarische Zwecke machten, so daß der Herr schließlich dem ganzen Produkt nur den Stempel seines Geistes aufzudrücken brauchte, alles andere war schon gemacht. So arbeiteten Cicero und Atticus, die ihre Sklaven selbst zu unterrichten pflegten. So erklärt sich auch die enorme Fruchtbarkeit einiger Schriftsteller des Altertums, wie des älteren Plinius, der neben den naturwissenschaftlichen auch historische Studien trieb. Atticus rühmte sich in seiner familia Knaben zu besitzen, die als Vorleser, Bücherabschreiber und Künstler ganz Außerordentliches leisteten. Mitunter schlug diese bequeme Art, sich mit fremden Federn zu schmücken, allerdings ins Lächerliche über, so z. B. bei jenem Calvisius Sabinus, von dem uns Seneca berichtet. Dieser war reich, dabei ungebildet und ohne Gedächtnis; trotzdem wollte er um jeden Preis für einen gelehrten Mann gelten. Zu diesem Zweck ließ er einen seiner Sklaven den ganzen Homer auswendig lernen, einen zweiten den Hesiod und so fort alle möglichen andern Dichtungen. Diese Sklaven mußten, wenn

Calvisius ein Gastmahl gab, hinter ihm stehen und ihm die für den Moment passenden Verse soufflieren. Jeder dieser gedächtnisstarken Sklaven repräsentierte einen Wert von 100000 Sesterzien (= 15000 Mark); „ebenso viele Bücherkisten", bemerkte ihm ein Freund, „würden dich weniger kosten." Die Faulheit, die manche reiche Leute zur Schau trugen, war geradezu ekelhaft, und man erzählte sich darüber die wunderlichsten Dinge. So spottete derselbe Freund über Calvisius, weshalb er denn nicht seine Sklaven für sich krank werden lasse.

Für die Tafelmusik und die Unterhaltung der Gäste bei den Einladungen, die der Herr gab, hatten ebenfalls unfreie Kräfte zu sorgen, wie Kapellmeister, Flötenvirtuosen, Mimen, Sängerinnen und Tänzerinnen. Dabei ging es meist sehr wenig sittsam zu, so daß die Frau des Hauses, wenn sie halbwegs auf Anstand hielt, sich beizeiten zurückzog. Ein besonderer Sport wurde auch mit menschlichen Abnormitäten getrieben. Man hielt Riesen, Zwerge, Mißgeburten, Narren, Kretins zur Ergötzung der Herrschaft und der Gäste. Auch ließ man kleine Kinder wie Junge von Tieren nackt um sich spielen. Jene mußten durch ihre drolligen Einfälle und ihr harmloses Geschwätz amüsieren. Wer recht protzig tun wollte, verwendete statt eines Handtuchs die Haare schöner Knaben zum Trocknen der Hände. Wollte die Herrschaft ausgehen, so wurde ein zahlreiches Gefolge von Klienten, d. h. ökonomisch abhängigen Schützlingen, die „Freunde" genannt wurden, und Sklaven in Bewegung gesetzt, so daß, wenn einer der römischen Herren feierlich einherzog — und die Etikette verlangte ein stattliches Auftreten vor Gericht, bei offiziellen Besuchen, beim Antritt eines Amtes und dergleichen —, man einem marschierenden Regiment zu begegnen schien. Da gab es Vorläufer und Nachtreter, Sandalen-, Fächer- und Sonnenschirmträger. Als Fächer diente ein Wedel von Pfauenfedern, der Sonnenschirm hieß imbracula, d. h. Schattenspender. Ein nomenclator hatte die Aufgabe, dem Herrn die Namen der Begegnenden zuzuflüstern, was in der republikanischen Zeit, wenn man sich um eine Magistratur bewarb, größere Wichtigkeit gehabt hatte, um die Wähler für sich zu gewinnen. Man ging entweder zu Fuß oder bediente sich einer Sänfte, denn mit Wagen kam man in den überaus engen Straßen der alten Städte nicht vorwärts. Bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. sind Wagen in Rom von Personen nur zum Zwecke des Gottesdienstes und großer Festlichkeiten gebraucht worden. Sie gehörten zu den Ehrenrechten der Magistrate und der Priester. Später wurde das Fahren in der Stadt als besonderes Recht an Senatoren und höhere Beamte ver-

liehen. Erst im 4. Jahrhundert fuhr man in Rom allgemein. Die Sänften, die bis dahin im Gebrauche waren, zeigten nach der Würde des Besitzers verschiedene Embleme; über sie führte der Obersänftenträger die Aufsicht. Kehrte man nach Einbruch der Dunkelheit nach Hause zurück, so brauchte man auch Fackel- und Laternenträger, da die Beleuchtung der Straßen, wenigstens in der früheren Kaiserzeit, viel zu wünschen übrig ließ oder auch ganz fehlte. Die Zahl der Fackelträger war für Privatpersonen beschränkt, für Magistrate fixiert; der Kaiser erschien in glänzendster Beleuchtung. Für Reisen außerhalb der Stadt bediente man sich eines Wagens, dem berittene Sklaven folgten; in der letzten Zeit der Republik waren dieselben zum Schutz der Herrschaft bewaffnet gewesen, in der Kaiserzeit war dies dank der Sicherheit der Straßen nicht mehr nötig. Der Troß von leibeigenen Reitknechten, Bereitern, Stallmeistern, Maultiertreibern, Läufern, Vorreitern usw. war gleichwohl sehr zahlreich, besonders wenn man mit Damen reiste.

Man ersieht aus alledem, welche Verschwendung an Menschenkraft im alten Rom beliebt war. Das Haus eines römischen Großen bildete einen kleinen Staat für sich, mit eigenen Ministerien, eigener Verwaltung, Ackerbau, Industrie, Wissenschaft, Kunst, Kultus, Justiz. In seinem Hause war der Herr Souverän; er verfügte nicht nur über die Fähigkeiten, sondern auch über Leben und Tod seiner Diener. Der Verkehr zwischen dem Herrn und der Dienerschaft war nach einer Etikette geregelt, die besonders in adeligen Häusern nach alter Sitte streng eingehalten zu werden pflegte. Morgens und abends wurde dem Herrn der Gruß dargebracht und über das Personal der Rapport erstattet, wer gestorben war, wie viele geboren seien; es wurden Dispositionen getroffen, Befehle erteilt, Strafen diktiert, Belohnungen zuerkannt usw. Alles ging seinen geregelten Gang. So lernte der römische Große regieren. Den Mitgliedern eines anderen Geschlechts stand er wie ein König gegenüber, und man begreift, wie es in der letzten Zeit der Republik wiederholt zu förmlichen Schlachten unter den Parteiführern kommen konnte. Wurde ein solcher Mann dazu berufen, ein Staatsamt zu bekleiden, so trat er dasselbe an auf die Mittel gestützt, die ihm sein Hauswesen gewährte. Seine Sklaven übten die gewohnten Funktionen weiter als wären sie Organe des Staates. So hat auch das Julische Geschlecht, als es mit Augustus zur Alleinherrschaft gelangte, diese in der Weise organisiert, das es die wichtigsten Teile der Staatsverwaltung in seine eigene Hand nahm, d. h. sie

durch seine Sklaven führen ließ. Der Prokurator des Palastes fungierte als Minister der Finanzen, die Sekretäre als Minister des Innern usw. Für die Provinzen, die unter dem Kaiser standen, waren die Prokuratoren gleichfalls dem Gesinde entnommen. Am vollständigsten ist dieses System unter willensschwachen Kaisern zum Ausdruck gekommen, die von ihren Bedienten regiert wurden, so unter Claudius.

Aber auch in den Häusern des Mittelstandes war die Organisation der Arbeit durch das System der Sklaverei bestimmt. Kein unabhängiger Mann konnte der unfreien Arbeitskräfte entbehren, weder der Schneider noch der Schuster, der Bäcker oder der Schmied, der Arzt, der Advokat, der Gelehrte, der Bankier, der Schauspieldirektor, der Gastwirt usw. Dem einen ersetzten sie die Maschinen, dem andern das Bureaupersonal, dem dritten die Assistenten, dem vierten den Sekretär, dem fünften seine Truppe, dem sechsten die Schenkmädchen. Nach der Zahl der Sklaven schätzte man das Vermögen der Leute. Ein Bürger, der keinen Sklaven besaß, war nach den Anschauungen und Bedürfnissen der Zeit ein Proletarier, der dem Staate zur Last fiel. Seiner Hände Arbeit konnte er nicht verwerten, da die Konkurrenz der unfreien Leute zu groß war. Ein Student, der nur noch einen Sklaven hatte, mußte daran denken, zu pumpen; war der Sklave alt, so mußte er ernährt werden, aber verkaufen konnte man ihn nicht, weil niemand einen solchen kaufte. Ein Mann des Mittelstandes, der nicht mehr als drei Sklaven sein eigen nannte, galt als wenig bemittelt. Hingegen wurden drei Freigelassene, wenigstens in der Provinz, schon als Zeichen eines gewissen Wohlstandes betrachtet. Auf eine familia im technischen Sinne des Wortes rechnete man 15 Sklaven. Zehn Sklaven erschienen für einen mittleren Mann ausreichend, um sich bei Besuchen standesgemäß repräsentieren zu können; deshalb spottet Horaz über einen seiner Zeitgenossen, den Dichter Tigellius, der aus einem Extrem ins andere fiel: „Nichts Gleichmäßiges ist an dem Mann . . . oftmals zweihundert der Knechte hat er, und oft nur zehn."

Horaz selbst besaß in seinem Hause drei Sklaven, auf seiner Villa acht, womit er als Junggeselle sein Auskommen fand. Von Magistratspersonen verlangte man ein größeres Gefolge, wie aus mehreren Beispielen hervorgeht. So erregte es z. B. seinerzeit Aufsehen, daß Scipio Africanus der Jüngere, der als Kommissär des Senats das Königreich Ägypten inspizierte, dort in Begleitung von nur fünf Sklaven erschien. Einem Prätor der augustischen Zeit, d. h. einem dem Konsul unter-

stellten Zivilrichter, der als Ehrenrecht seines Amtes die toga praetexta trug und sich in der Stadt Rom von zwei, in der Provinz von sechs Liktoren mit je einem Bündel Ruten (fasces) und dem Beil als dem Zeichen der Gewalt zu prügeln und zu köpfen begleiten ließ, wurde es sehr verübelt, als er aus seiner Villa zu Tibur (Tevere) mit einem Gefolge von nur fünf Sklaven nach Rom kam. Vom jüngeren Cato wird berichtet, daß er als Militärtribun nach Makedonien vier „Freunde", d. h. Klienten, zwei Freigelassene und 15 Sklaven mitnahm. Crassus floh zur Zeit der Schreckensherrschaft des Cinna nach Spanien mit drei „Freunden" und zehn Sklaven. Eine Verordnung des Kaisers Augustus besagte, daß kein Verbannter mehr als 20 Sklaven oder Freigelassene zu seiner Bedienung haben dürfe.

Neben dem Wohlwollen des Herrn für einen Diener, den er besonders an sich zu ketten suchte, war es ein Ausfluß der Eitelkeit, daß es zu Ende der Republik Mode wurde, sei es bei festlichen Gelegenheiten, sei es in testamentarischen Verfügungen, infolge deren Freibriefe vom Herrn selbst oder von seinen Erben ausgestellt wurden, mit Freilassungen von Sklaven zu prunken. Dabei machte es einen Unterschied, ob der gewesene Unfreie einem Toten oder einem Lebenden seine Freiheit verdankte, weil Undankbarkeit gegen den Freilasser gesetzlich belangt werden konnte. Aber auch nach der Freilassung blieb ein Pflicht- oder Interessenverhältnis, eine Zusammengehörigkeit bestehen. Der Patron behielt sich oft einen Anteil am Geschäftsgewinn seines entlassenen Dieners und gewährte ihm, der nunmehr unter die Schar seiner Klienten oder „Freunde" trat, Rechtsschutz bis an sein Lebensende. Wie oft machte, wer kinderlos starb, im Testament seinen Freigelassenen zum Erben! Als Beispiel diene nur des Plinius Freigelassener Zosimus, der ihm durch seine Begabung besonders teuer war und den er, als er brustkrank wurde, zu seiner Erholung nach Ägypten sandte. Zosimus kam scheinbar geheilt zurück, fing aber doch wieder an, Blut zu husten, und so bemühte sich Plinius, ihn bei einem Freunde an der Riviera unterzubringen, wo er ein mildes Klima und reichlich Milchspeisen zur Verfügung habe. Derselbe Plinius schenkte seiner alten Amme ein Landgütchen und mehreren seiner jungen Sklaven, als sie auf den Tod erkrankten, die Freiheit, wodurch sie die Möglichkeit erlangten, ein Testament zu machen. Eine römische Dame hatte ihrem Sklaven Modestus schriftlich ein Legat unter der Voraussetzung vermacht, daß sie ihm die Freiheit geschenkt habe. Sie unterließ es aber, diese Freilassung zu vollziehen. Nichtsdestoweniger beschlossen die Erben,

den Sklaven als freigelassen zu betrachten und ihm sein Erbe nicht anzufechten. Als ein Arzt hörte, daß ein sehr tüchtiger Sklave seines weit über Land wohnenden Freundes schwer erkrankt sei, rettete er den Sklaven, erlag aber dabei den Anstrengungen der Reise. Dies erzählt uns Aristides nicht etwa als Beispiel für Menschenliebe, sondern für Überanstrengung im Berufe.

Das an sich löbliche Beginnen der Freilassung ward schließlich in Rom geradezu zum Unfug, so daß die Regierung einschritt. Das sogenannte Caninische Gesetz verordnete: wer 3 Sklaven hat, soll nicht mehr als 2 im Testament freilassen können; wer 4—6 hat, nicht mehr als die Hälfte; wer 11—30 hat, ein Drittel; wer 31—100 hat, ein Viertel; wer 100—500 hat, ein Fünftel. Über 100 Sklaven sollten auf einmal nicht freigelassen werden dürfen. Trotzdem häuften sich mit der Zeit die Freilassungen derart, daß bald der größere Teil des Gewerbes und des Handels in den Händen von Freigelassenen war, den rechten Emporkömmlingen jener Zeit. Es kam ihnen zugute, daß die Handarbeit und der Kleinhandel bei den Römern nie in besonderer Achtung gestanden hatten, vielmehr von Anfang an Sklaven dazu verwendet worden waren. So setzten sie das früher als Sklaven betriebene Handwerk oder Geschäft fort, organisierten sich zu Innungen, die ihre eigene Schutzgottheit besaßen und an bestimmten Tagen ihre Feste mit dem obligaten Opfer feierten, an das sich ein solenner Schmaus, Musik, Gesang und Tanz anschlossen. Kein Wunder, daß ein Teil dieser organisierten Handwerker und Geschäftsleute, von denen die Orientalen in Rom ihre Geschäftsverbindungen mit dem Osten anknüpften und seit der Begründung des Kaisertums jene reiche Stadt zu einem Hauptabsatzgebiet seiner Produkte und Industrien machten, bald zu großem Reichtum gelangte und dadurch auch gesellschaftlich eine gewisse Rolle spielte. Besonders gerne suchten sie sich bei der Einwohnerschaft der von ihnen bewohnten Stadt dadurch beliebt zu machen, daß sie für die öffentlichen Spiele etwas spendierten. So konnte Martial in einem Epigramm spotten:

„Schönes Bononia, dir gab Spiele ein Schuster, ein Walker,
Mutina, dir; wo wird es jetzt vom Schankwirt geschehen?“

Diese Freigelassenen, die immer mehr alle Geschäftszweige und den Handel an sich rissen, hatten dadurch, daß sie an den Lasten der Gemeinde teilnahmen, gewisse Rechte erlangt, wenn sie auch noch lange nicht den Freigeborenen gleichgestellt wurden. Sie bekamen ihre eigene

Vertretung, an deren Spitze „Sechsmänner“ standen, die jährlich wechselten und nachher eine Art Freigelassenensenat bildeten, die sogenannten Augustalen, welche die Rechte ihrer Standesgenossen auf dem Petitionswege bei der nur aus Freigeborenen bestehenden Stadtvertretung wahren sollten. Zugleich war hierdurch dem Ehrgeiz reicher Libertinen eine Bahn vorgezeichnet: die „Sechsmänner“ wetteiferten mit den ordentlichen Magistraten in Entfaltung von Prunk in öffentlichen Kundgebungen, sie hatten ihre eigenen Plätze im Theater, ließen sich zum Zeichen ihrer Würde Rutenbündel vortragen, legten massive Ringe an, so daß man sie für „Ritter“ hätte halten mögen, gaben Gastereien und Spiele, um sich beliebt zu machen. Besonders aber war ihnen durch Augustus, der sie enge mit seinen Institutionen verknüpfte, der Kaiserkult zur Pflicht gemacht worden. So waren sie die festesten Stützen des kaiserlichen Regiments, das den ersehnten Frieden gebracht hatte. Neben der Verehrung des Mercurius, des Gottes des Handels, und der Laren oder Hausgötter, ließen sie sich den Kult der vergöttlichten Kaiser angelegen sein und bekränzten an deren Geburtstag oder bei sonstigen festlichen Anlässen ihre Werkstätten und die von ihnen gehaltenen Kneipen, die Innungen zogen mit ihren Fahnen auf bei Triumphen und Empfängen des aus dem Kriege zurückkehrenden Kaisers; feierlich wurde er von ihnen eingeholt. An Trauertagen dagegen, die das kaiserliche Haus betrafen, wurden die Werkstätten, Läden und Kneipen geschlossen und an der Beisetzung der Asche verstorbener Prinzen teilgenommen. Nirgends in solchen von Freigelassenen gehaltenen Lokalitäten fehlte eine Büste oder ein Bildnis des regierenden Kaisers, mochte dasselbe auch nicht sehr gelungen, der Dargestellte kaum zu erkennen sein.

Auch in der Literatur jener Zeit spielt der Libertinenstand eine Rolle: der protzige Emporkömmling, der seine geringe Bildung bei allem Reichtum doch nicht verleugnen konnte, wurde zur Zielscheibe der Satire, zur lustigen Person des Romans. In köstlicher Weise hat Petronius zur Zeit des Nero in seinem „Trimalchio“ einen solchen Typus gezeichnet. Es ist dies einer der „Sechsmänner“ einer Stadt an der kampanischen Küste, der ein üppiges Mahl gibt, dessen Einzelheiten genau beschrieben werden. Während desselben läßt der reiche Emporkömmling sich berichten, was alles sich auf seinen Besitzungen zugetragen hat. So wird ihm unter anderem berichtet, auf seinem Landgute bei Kumae seien ihm 30 Knaben und 40 Mädchen, also lauter Sklavenkinder, geboren worden; der Sklave Mithridates sei ans Kreuz

geheftet worden, weil er den Genius des Kaisers Gajus beschimpft habe usw. Bei seinem Freunde, dem Steinmetzen Habinnas, der von einem andern Essen stark angetrunken sich einfindet, bestellt Trimalchio sein Grabmal. Darauf sollen Schiffe abgebildet werden, die mit vollen Segeln dem Hafen zueilen. Die Leute müßten sehen, auf welchem Wege er reich geworden sei. Er selbst sollte in seiner Amtstracht als „Sechsmann" dargestellt werden, auf einem Tribunal sitzend, mit sechs Ringen angetan und Geld aus einem Beutel unter die Menge werfend. Ferner sollte darauf ein Gastmahl wiedergegeben werden, bei welchem sich das ganze Volk gütlich tut. Zu seiner Rechten sollte seine Mätresse Fortuna mit einer Taube in der Hand abgebildet sein, auf der Basis dagegen sollten Fechterspiele angebracht werden, die Grabschrift sollte möglichst lang und geschmackvoll sein, namentlich sei folgende Bemerkung nicht zu vergessen: er sei von kleinen Anfängen groß und dreißigfacher Millionär geworden, „ohne jemals Philosophie gehört zu haben". Diese köstliche Persiflage des protzigen Libertinertums ist, allerdings mit starken Übertreibungen, ganz dem Leben abgelauscht.

Hatten nun auch die griechischen Philosophen schon seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. gepredigt, daß alle Menschen gleich, auch der Ausländer und der Sklave Brüder seien, und war diese Lehre auch von den gebildeten Kreisen der kosmopolitischen Kaiserzeit theoretisch angenommen worden, so fehlte doch der Anlaß dazu, diese Gleichheit auch gesetzlich herzustellen. Auch das Christentum hat durchaus nicht daran gedacht, in diesem Sinne zu wirken. Nur gewisse mildernde Bestimmungen wurden von wohlwollenden Kaisern erlassen. Doch wäre das Sklaventum schließlich vielleicht aus Mangel an käuflicher Bevölkerung eingegangen — in Ägypten herrschte es kaum noch —, hätten ihm nicht die siegreichen Germanenstämme von neuem Nahrung gegeben. Denn auch da verkauften wieder die Sieger die Besiegten, ja Kläger die Verurteilten und sogar Eltern ihre Kinder. Die Grausamkeiten in der Mißhandlung der rechtlosen Sklaven steigerten sich noch bei den vielfach rohen Völkern, und die christliche Kirche, der sie angehörten, legte auch damals kein Veto dagegen ein. Der Verkauf der Freien in die Knechtschaft diente sogar noch in der ersten Hälfte des Mittelalters als Kirchenstrafe. Es gab damals sogar zahlreiche Kirchen- und Klostersklaven. Nur suchte die Kirche zu verhindern, daß christliche Sklaven in jüdische Hände fielen. Sie wirkte zwar gelegentlich für Freilassung, nicht aber gegen die Anschaffung von Sklaven.

Wie die Kulturvölker des Altertums hatten auch die Germanen, schon lange bevor sie mit der römischen Kultur in Berührung kamen, einen aus Kriegsgefangenen hervorgegangenen unfreien Stand von Leibeigenen, der für sie arbeiten mußte und ihnen mit Leib und Gut angehörte. Dieser Leibeigenenstand ging erst im Laufe des Mittelalters in eine erbliche Abhängigkeit vom „Leibherrn“ über, dem die „Eigenleute“ fronen mußten. Fro ist althochdeutsch Herr, daher bedeutet Frondienst Herrendienst. Später bestand die Abhängigkeit nur noch in gewissen jährlich, insbesondere aber beim Tode eines Leibeigenen zu entrichtenden Abgaben, die die sonstige vermögensrechtliche und soziale Freiheit in keiner Weise beeinträchtigten. Erst die französische Revolution hat die letzten Reste dieser Leibeigenschaft in Mitteleuropa beseitigt, während sie in Rußland 1861 nominell und 1883 auch tatsächlich aufgehoben wurde. In den christlichen Vereinigten Staaten haben die darin strenger denkenden Nordstaaten einen blutigen Krieg führen müssen, bis die Südstaaten sich endlich dazu entschließen konnten, bei sich die allerdings nur auf Schwarze beschränkte Sklaverei aufzuheben. Heute noch besitzt die ganze mohammedanische Welt die Institution der Sklaverei, von den weniger hoch kultivierten Völkern ganz zu schweigen. Nirgends ist aber die Sklaverei so ausgebildet und ein so selbstverständlicher Teil des Volkslebens als bei den meisten Negerstämmen Afrikas, bei denen allerdings die Lage der Sklaven im allgemeinen nicht sehr schlimm ist. Wegen Faulheit, Ungehorsam und sonstiger Vergehen darf sie ihr Herr nach Belieben züchtigen, töten aber darf er sie nur, wenn sie beim Ehebruch mit einer seiner Frauen ertappt werden. Die Hausklaven werden von ihrem Herrn vollständig ernährt und bekleidet, die Feldsklaven dagegen arbeiten fünf Tage der Woche für ihren Besitzer und zwei Tage, an denen sie sich selbst ernähren müssen, für sich selbst. Andere leben vollständig für sich und zahlen nur eine bestimmte jährliche Abgabe an ihren Herrn, werden aber samt all ihrem Besitz, zu dem ebenfalls Sklaven gehören können, stets als dessen Eigentum betrachtet. Sklaven, die sich schlecht behandelt oder ernährt glauben, dürfen sich beim Rate der Ältesten beschweren, der, wenn er die Klage für berechtigt hält, entweder Abhilfe schafft oder den Besitzer zwingt, den Beschwerdeführer an einen andern Herrn zu verkaufen. Den weiblichen Sklaven winkt außerdem, wenn sie körperliche Vorzüge besitzen, die Beförderung zu Nebenfrauen des Eigentümers, was zwar an sich noch nicht von der Sklaverei befreit; erst die Geburt eines Kindes hebt in solchen Fällen die Knechtschaft auf.

Trotz dieser humanen Einrichtungen fällt in Afrika ein düsterer Schatten auf das Sklavenwesen durch die außerordentlich weit verbreitete Sitte, den Verstorbenen Sklaven zu ihrer Bedienung im Lande der Geister ins Grab mitzugeben, und überhaupt diese unglücklichen Gefangenen als blutige Opfer den höheren Gewalten darzubringen. Zum Teil mögen diese Bräuche auf die gewohnheitsmäßige Tötung der Kriegsgefangenen zurückgehen und insofern eher eine Abmilderung bedeuten, aber in der Hauptsache entwickelten sie sich gemeinsam mit denen der Totenopfer und arteten vielfach zu gräßlichen Schlächtereien aus, so in den Negerstaaten der Guineaküste. In Dahome hatten, nachdem der Sklavenhandel mit den Europäern zu Ende war, die alljährlichen Kriegszüge fast nur noch den Zweck, Menschenopfer für die großen Feierlichkeiten und Totenfeste herbeizuschaffen. Zum Glück aber hält in den meisten Fällen die Erwägung, daß jeder Sklave eine beträchtliche Geldsumme repräsentiert, die Besitzer von einem allzu grausamen Vorgehen ab, wie denn überhaupt die wirtschaftliche Bedeutung der Sklaverei am nachdrücklichsten und frühesten ein Gefühl für den Wert des Menschenlebens und der Menschenwürde hervorrief. Es ist also ganz derselbe Weg, auf dem durch die Zwischenstufe des Frauenkaufes das weibliche Geschlecht höhere Achtung und ein besseres Schicksal erreichte.

Vielleicht noch schärfer als beim Sklavenwesen tritt die Sonderung von der Hauptmasse des Volkes rein nach der Herkunft bei jenen Pariavölkern hervor, die vielfach die Stelle der Sklaven in gewissem Sinne vertreten, ohne doch ihre Selbständigkeit aufzugeben. So sank in Indien die von der weißhäutigen, blonden Rasse der Arier unterworfene dunkelfarbige, schwarzhaarige Eingeborenenbevölkerung zu einer minderwertigen herab. Die Heerführer des Eroberervolkes erhielten den Löwenanteil an der Beute und wurden dadurch zu den Reichen, den Vornehmen, den Gebietenden im Lande. Die Priester besaßen die Geheimnisse des Verkehrs mit den Göttern und wurden dadurch dem Volke unentbehrlich. Aus ihnen entwickelte sich der auch noch geachtete Priesterstand, während das gewöhnliche Volk der Eroberer den Kriegerstand bildete, der den Staat beschützte und deshalb Ansehen genoß. Während dieser als der Besitzer ausgedehnter Liegenschaften, die er bei der Aufteilung des Landes erhalten hatte, alle Vorteile des landwirtschaftlichen Betriebes im großen für sich hatte, konnte der kleine Bauer neben ihm nicht aufkommen, sondern er mußte froh sein, jenem um Lohn dienen und so seinen Lebensunterhalt

bestreiten zu können. Auch gab es der milderen und schärferen Zwangsmaßregeln genug, um ihn zu nötigen, seinen Grund und Boden dem mächtigeren Nachbarn abzutreten oder sich wenigstens unter dessen Schutz zu stellen und so sich und seinen Nachwuchs dauernd von demselben abhängig zu machen. Die Gewerbetreibenden und Handelsleute aber taten sich zusammen, um ihre Interessen zu wahren und standen durch ihre bald sich einstellende Wohlhabenheit dem untersten Stande der armen Lohnarbeiter als Gebietende gegenüber, wie die Grundbesitzer und die durch Besitz und Stellung Mächtigen überhaupt; denn auch sie bedurften dienender Kräfte, und so lag es nahe, diese zu knechten, um sie desto besser ausnützen zu können. So entstanden aus den sozialen Schichtungen, wie sie überall von selbst eintreten, in Indien durch gegenseitige Abschließung der verschiedenen Stände zu Volksgruppen für sich, die nichts mehr miteinander zu schaffen hatten, die Kasten, innerhalb welcher eine immer weitergehende Spezialisierung erfolgte, so daß heute das indische Volk in viele Hunderte von streng untereinander abgeschlossenen Klassen zerfällt. So zerfiel selbst die Priesterkaste der Brahmanen in 35 Unterkasten, zwischen denen keine Wechselheiraten stattfinden, und diese wiederum bilden einzelne Gotras oder Sippen, die exogamischen Ehegesetzen folgen, also auch nicht untereinander heiraten dürfen. Dieses indische Kastenwesen ist der größte Fluch des sonst so hochbegabten Volkes und das größte Hindernis für den sozialen Fortschritt. Die Einrichtung der Eisenbahn, die nicht jeder Einzelkaste einen besonderen Platz zuweisen kann, arbeitet aber mächtig an der Umstoßung dieser pedantischen Einrichtung, die dem Verkehr der Menschen untereinander die allerengsten Schranken zieht.

Aber auch ohne daß die trennenden Schranken innerhalb eines Volkskörpers so raffiniert ausgebildet werden, wie gerade in Indien, gibt sich bei allen Völkern eine Abscheidung gewisser als unehrlich betrachteter Berufsarten vom Gros des Volkes von selbst. Wie bei den das Schwein als unreines Tier verabscheuenden alten Ägyptern die Schweinehirten eine von der übrigen Bevölkerung streng abgeschlossene Kaste bildeten, die nur unter sich heiraten und keinen Tempel noch sonst ein öffentliches Lokal betreten durfte, um nicht die mit ihr in Berührung Kommenden zu verunreinigen, so waren namentlich in Ländern, die religiöse Bedenken gegen den Fleischgenuß entwickelten, wie bei den Buddhisten, die Fleischer, besonders aber die als Schinder bezeichneten Abdecker und Wasenmeister solche verachtete Parias, die für sich abgeschlossen leben müssen. Zu ihnen gesellen sich in Japan auch

die Gerber und Lederarbeiter, die außerhalb der Ortschaften wohnen und kein Haus eines Höherstehenden betreten dürfen. Ihnen gleichgestellt und ebenfalls als Hefe der Bevölkerung betrachtet werden auch die Gaukler, Musikanten und Schauspieler, ebenso die Freudenmädchen, d. h. die berufsmäßig Prostituierten. Auch in Europa hat es früher solche als Parias betrachtete Berufsgenossen gegeben, mit denen man nichts zu tun haben wollte und denen kein anständiger Mensch über den Weg getraut hätte, geschweige denn geduldet hätte, daß seine Tochter einen solchen Verachteten geheiratet hätte. Es sind die wohl auch vielfach durch einen zügellosen Lebenswandel und ihre Loslösung vom schirmenden Verbande der Sippe der allgemeinen Verachtung anheimgefallenen Abdecker, Scharfrichter, Gaukler, Schauspieler und alle von Stadt zu Stadt und von Jahrmarkt zu Jahrmarkt fahrenden Leute mit Einschluß der aus Indien zu uns gekommenen Zigeuner. Zu diesen notgedrungen endogamisch lebenden Ständen gesellen sich die in Deutschland bis gegen das Ende des Mittelalters als „unehrlich“ betrachteten Weber und Töpfer, deren Geringschätzung nur davon herrühren kann, daß sie ein ursprünglich nur den Frauen vorbehaltenes Handwerk trieben. Ebenso war es mit den Schneidern der Fall, denen es zwar gelang, den Ruf eigentlicher Unehrlichkeit von sich abzuschütteln, die aber der Volkswitz seit Jahrhunderten unerbittlich mit Scherzen aller Art verfolgt, in denen das unmännliche Wesen der Scheren- und Bügeleisenhelden in ein möglichst grelles Licht gestellt und ihre vielfach auch tatsächlich vorhandene körperliche Schwächlichkeit verhöhnt wird.

Wie schwer ist es nicht selbst in Europa den Schauspielern und Scharfrichtern geworden, das Vorurteil gegen ihren Beruf zu zerstreuen! Erstere erreichten dies vor allem dadurch, daß die besseren Elemente ihres Standes sich der sozialen Hebung würdig zeigten. So war es schließlich keine Schande mehr ein „Komödiant“ zu sein. Auch war es eine gewaltige Errungenschaft, als gegen das Ende des 18. Jahrhunderts einzelne Scharfrichtersöhne sich die Berechtigung erkämpften, Medizin studieren und die Heilkunst öffentlich als „ehrlichen“ Beruf ausüben zu dürfen. Als unzünftige Ärzte hatten ja die Scharfrichter immer gewirkt. Einzig der Beruf des Schmieds, der im größten Teil des Sudans als verachteter Paria lebt und sein Handwerk von der Masse des Stammes gesondert betreibt, ist bei den alten Deutschen von jeher, unbeschadet eines unheimlichen Zuges, der ihm anhaftet, so daß das Volk vielfach wähnte, er betreibe seine Kunst mit dem Bösen im

Bunde, besonders geachtet gewesen. Diese Hochachtung vor der Schmiedekunst erklärt sich bei den Ariern, wie bei allen kampfesfrohen Völkern, denen die eiserne Waffe der höchste Besitz ist, leicht aus seiner Tätigkeit als Verfertiger des so geschätzten Schwertes. Das Wort Schmied ist der älteste urgermanische Handwerkername, der sich noch nicht auf die heutige Bedeutung als Bearbeiter von Metall eingeschränkt hatte, sondern allgemein den „kunstverständigen Mann" bezeichnete. Als dann das Erz, d. h. die Bronze, und später das Eisen zur Herstellung der wichtigsten Waffen und Geräte des Menschen benutzt wurde, erhielt der kunstverständige Erzeuger derselben einen Nimbus des Hexenmeisters, dem besondere Hochachtung zuteil wurde. So wurde schon im alten Hellas der unansehnliche Schmied Hephaistos nicht nur unter die unsterblichen Götter erhoben, sondern er erhielt die schönste der Göttinnen, die Liebesgöttin Aphrodite, selbst zum Weibe, die ihm allerdings sehr wenig die Treue hielt; und im wallenden Nebel der deutschen Heldensage tritt uns die düstergewaltige Reckengestalt Wielands des Schmieds entgegen, der den Helden die unvergleichlich scharfen Schwerter schmiedet, von denen ein jedes für sich genannt und bewertet wird und ein höchst wertvolles, vom Vater auf den ältesten Sohn vererbtes Gut darstellt.

VI. Das Eigentum.

Ein persönliches Eigentum ist dem Urmenschen absolut fremd; daher kommt es, daß alle Naturvölker rein kommunistisch leben. Selbst vom einzeln umherschweifenden Menschen zufällig gefundene Speise wird, soweit er sie nicht selbst aufessen kann, gern mit jedem Sippengenossen geteilt. Ein solches Mitteilen der Nahrung ist für den primitiven Menschen so selbstverständlich, daß, wenn ihm ein solcher Glücksumstand zuteil wird und er keinen Genossen bei sich hat, der mit ihm die gefundene Speise teilen kann, er wenigstens laut die Aufforderung am Mahle teilzunehmen erschallen läßt. Hört es ein Sippengenosse, so wird er kommen; hört es aber keiner derselben, so hat er mit dem Ruf wenigstens der kommunistischen Pflicht genügt.

Der Begriff des Eigentums hat sich erst an dem zu persönlichem Gebrauche hergestellten Werkzeug und Zauberschmuck allmählich herausgebildet. Unser Wort „Leibwaffe“ bezeichnet noch recht natürlich die auserlesen enge Verbindung eines solchen Gegenstandes mit dem Menschen, er ist ein Teil von ihm. Auch noch die Art, wie in später Zeit gerade die Waffe als Individualität betrachtet und als solche benannt und geachtet wird, gleichsam wie dem betreffenden Manne angewachsen erscheint, deutet in rudimentärer Weise auf jene Hochschätzung des ersten Eigentums zurück. Ein solcher Gegenstand repräsentiert nicht nur ein gewisses vom betreffenden Träger aufgewandtes Maß von Arbeit, das respektiert werden soll, sondern ist gleichsam ein Anhängsel desselben, das, wenn auch entfernbar, ganz zu ihm gehört und nicht straflos von ihm weggenommen werden darf.

Das älteste Privateigentum an Grund und Boden haben jedenfalls nicht die Lebenden, sondern die Toten gehabt. Man dachte sie sich als Geister in der Weise, wie sie es im Leben getan, unter den Sippengenossen weiterlebend, an ihrem Herdfeuer sich wärmend, an ihren Mahlzeiten, an all ihrem Tun und Treiben teilnehmend. Das

Stück Boden, in welchem ihr Leib ruhte, ward als ihr unantastbares Sondereigentum betrachtet, das ihnen niemand streitig zu machen wagte; denn man hätte damit nach allgemeinem Glauben der Urzeit den Geist des Toten erzürnt und Unglück, und sogar Tod auf sich herabbeschworen. Die auf einem solchen Grundstücke wachsenden Beeren und lebenden Tiere gehörten als Sondereigentum dem betreffenden Totengeiste oder dem in späterer Zeit daraus hervorgegangenen Gotte und durften nicht berührt werden. Wir werden im Abschnitte über den Totenkult näher auf diese Verhältnisse und die Tabuierung solchen Landes, d. h. Weihung an den Totengeist und damit Unberührbarerklären von seiten der Lebenden in seinen Besonderheiten würdigen.

Sehr viel später als der Tote hat der Lebende sich Sondereigentum an den von ihm bewohnten Grund und Boden erwerben können. Anfänglich lagen die Sammel- und Jagdgründe der Erde jedermann zu freiem Wettbewerb offen. Als aber die Bevölkerung eines Landes sich so weit vermehrt hatte, daß eine größere Anzahl von Horden ihren Nahrungserwerb in einem bestimmten Reviere suchte, waren kriegerische Verwicklungen unvermeidlich. Der stärkere Stamm verjagte den schwächeren und fraß ihn, wenn möglich, auf, um damit gleichzeitig auch dessen Eigenschaften und Rechte auf sich übergehen zu lassen. Erst als die unvermeidlichen Rivalitäten und daraus hervorgehenden Überfälle eine allgemeine Unsicherheit der schlimmsten Art geschaffen hatten, die die Existenz aller bedrohte, einigte man sich darüber, welche Gebiete einem jeden Stamme unbestritten zufallen sollten. So erhielt eine jede Horde durch friedliches gegenseitiges Übereinkommen ein bestimmtes Gebiet für sich ausschließlich zugewiesen, in welchem es den anderen verboten sein sollte, ihre Nahrung zu suchen. Auf diese Weise wurde schon sehr frühe das zur Verfügung stehende Land in einzelne Jagdreviere eingeteilt, deren Grenzen durch Berge, Flüsse, einzelne große Bäume oder andere auffallende Landmarken bestimmt und genau respektiert wurden. Innerhalb derselben durfte die betreffende Horde nach Belieben schalten und walten; außerhalb derselben aber stand ihr keinerlei Recht zur Gewinnung der darauf gedeihenden Nahrungsmittel zu, da sie damit die Interessen der Nachbarhorde, die Anspruch darauf erhob, verletzte und deren Existenzbedingungen gefährdete. Da nun bei solcher Einteilung des Grund und Bodens die durch Sammeln und Jagen zu beschaffende Nahrung beschränkt war, boten die Sammel- und Jagdgründe eines einzelnen Stammes nur einer gewissen Menschenzahl Unterhalt. Dadurch waren die Mitglieder des betreffenden Stammes

darauf angewiesen, die Zahl der Sippengenossen nicht über ein bestimmtes Maß hinaus anwachsen zu lassen. So war man mehr oder weniger dazu gezwungen, einer zu starken Zunahme der Horde durch Kindermord zu wehren. Daher rührt es, daß alle primitiven Stämme sich kaum vermehren. Eine Verdichtung der Bevölkerung war erst möglich, als die Daseinsbedingungen für eine größere Zahl von Essern durch die Aufnahme des Landbaues und der Viehzucht geschaffen worden waren.

Erst viel später bildete sich innerhalb des Landeigentums der Sippe ein beschränktes Privateigentum an Land aus. Dabei waren die sonderbarsten Anschauungen maßgebend, wie uns Colenso bezüglich der Neuseeländer mitteilt. Dort hatten die Einzelindividuen bereits gewisse Landrechte, die er in bestimmte und unbestimmte einteilt. Die ersteren konnten auf neun verschiedene Arten erworben werden, ganz abgesehen vom Wege der Erbschaft oder der Schenkung, der vorhandene Rechte einfach auf neue Personen übergehen ließ. Wie nach primitiver Anschauung ein Jeder Eigentümer des Landes wird, auf das sein Blut beim Kampfe oder bei sonst irgend einer Gelegenheit floß, erwirbt bei den Neuseeländern wie bei den Australiern der, dessen Geburt an einer bestimmten Stelle erfolgte, damit zugleich ein lebenslängliches Anrecht an den betreffenden Boden, weil beim Zerreißen des Nabelstrangs hier sein erstes Blut floß. Landansprüche hat aber auch der an den Boden, auf dem nahe Verwandte entweder begraben liegen oder getötet und verzehrt wurden, ja es genügt schon, daß irgend eine Verwünschung im Zusammenhang mit dem Boden über einen ausgesprochen wurde — z. B. mögen die Beeren dieses Gehölzes in deinem Schädel gekocht werden! —, um dem Verwünschten ein Anrecht auf das Land zu geben. Auch das Stück Land, auf dem die Nachgeburt eines Menschen als ein für wichtig erachteter Teil seiner selbst begraben liegt, wird als sein Eigentum betrachtet. Die darauf wachsenden Beeren und das darauf erbeutete Wild gehören ihm, aber er teilt diese Funde selbstverständlich mit seinen ihn begleitenden Genossen, da in bezug auf Speise noch vollkommener Kommunismus herrscht.

Neben solchen mystischen Beweggründen, die einem Einzelnen ein persönliches Besitzrecht an Land verschaffen, stehen bei den Neuseeländern als einem fruchtbauenden Volke auch bereits die wirtschaftlichen. So wird man bei ihnen demgemäß auch Eigentümer von Land durch auf ihm verrichtete Sonderarbeit; wer ein Grundstück ohne Widerspruch anderer bebaut oder ein Haus nach öffentlich erteilter Erlaubnis der

Sippengenossen errichtet, erwirbt damit Anspruch auf das von ihm in Besitz genommene Land. Im Gegensatz zu diesen von niemandem anfechtbaren bestimmten Landrechten stehen die unbestimmten, die sich beispielsweise der erwirbt, der an einem Kriegszuge teilnimmt. Aber auch jeder, der einen solchen mit Lebensmitteln oder dem Ausleihen von Waffen unterstützt, hat ein Anrecht auf das eroberte Gebiet, ferner der Gatte auf das Land, das seiner Frau gehört, so lange die Kinder noch nicht erwachsen sind und nach Mutterrecht ihr Eigentum verlangen können.

Merkwürdig ist, daß hier immer von Landstücken die Rede ist, ohne daß deren Grenzen, die doch vor allem wichtig wären, genannt würden. Dies ist unnötig, weil die Sippe ihr Stammesgebiet schon von sich aus in kleinere Stücke geteilt hat, deren Bezeichnungen älter und bekannter sind, als die der Berge oder Flüsse, die in den meisten Fällen selbst erst nach dem betreffenden „Gau" genannt werden, in welchem sie sich befinden. Weiterhin handelt es sich bei allen diesen Ländereien, die als Sondereigentum angesprochen werden, weniger um den Boden als solchen als um das, was auf ihm an Speise zu erlangen ist. Erst allmählich entstand beim Menschen eine wirkliche Schätzung des Landes, als er darauf seine ersten Nährfrüchte pflanzte und Bäume zog, deren Früchte er ein für allemal für sich in Anspruch nahm. So ist in Polynesien, wo überall der Landbau, wenn auch meist in sehr bescheidenem Maße, Eingang fand, diese Wertschätzung des Landes in sehr verschiedener Weise entwickelt. Auf der in deutschem Besitz befindlichen Insel Nauru ist der Grund und Boden niemandes Eigentum. Nur da, wo ein Fleck Erde ausschließlich mit Fruchtbäumen, in erster Linie Kokospalmen, desselben Besitzers bepflanzt ist, pflegt dieser eine Grenze zu errichten, um zu verhindern, daß andere dazwischen pflanzen; sonst werden bloß Ansprüche auf die Fruchtbäume erhoben, von denen jeder mit dem Zeichen des Eigentümers in der Rinde versehen ist. So kann der Besitz eines einzelnen über die ganze Insel verbreitet sein und beschränkt sich eigentlich nur auf die von ihm gepflanzten oder geerbten Fruchtbäume. Auf das Land, auf dem sie wachsen, hat er kein Anrecht, insofern nach dem Absterben jener Bäume das von ihnen eingenommene Land der Allgemeinheit zufällt. Wenn auf einer späteren Stufe auch das Land seinen Herrn gefunden hat, so kann doch solches Privateigentum an Fruchtbäumen noch weiter bestehen. So sind nicht nur in manchen Gebieten Polynesiens, sondern auch allgemein in den Oasen der Sahara die Fruchtbäume, also in

letzterem Gebiet die Dattelpalmen, das Besitztum ganz anderer Leute als derer, denen der Boden gehört, auf dem sie wachsen.

Wie bei den unstet als Sammler und Jäger lebenden Völkern der glückliche Finder, der einen von Bienen bewohnten oder mit eßbaren Früchten beladenen Baum zuerst entdeckt und sein persönliches Zeichen in dessen Rinde schlägt, als der Eigentümer dieses Schatzes betrachtet wird, so gilt bei den Ackerbauern in der Regel der erste, der ein Stück Wildnis urbar macht, als der Besitzer dieses neuen Kulturlandes, und der allgemeine Kommunismus, der daneben immer noch recht mächtig sein kann, erstreckt sich nur noch auf die Ernte, die der allerdings nur vorübergehend in Besitz genommene Boden trägt. Hier bleibt das Eigentumsrecht stets nur so lange in Kraft, als die Benutzung dauert, und es muß schon ein höherer Grad von Seßhaftigkeit und staatlicher Ordnung erreicht sein, wenn das von einem einzelnen in Besitz genommene Land in seiner Familie erblich werden soll. Besteht ja die primitive Wirtschaftsweise ohnehin in beständigem Wechsel des in Anbau genommenen Landes und in Neurodungen, da der betreffende Boden ohne Düngung und Wechsel in der Fruchtfolge sehr rasch erschöpft ist und die den Hackbau betreibenden Frauen dann gezwungen sind, ein neues Stück Land urbar zu machen, um auf dem jungfräulichen Boden wieder reiche Ernten erzielen zu können. Bei den Galla muß der Fürst, der als Besitzer alles ungerodeten oder durch Eroberung herrenlos gewordenen Landes gilt, erst die Erlaubnis zur Urbarmachung des betreffenden Landes erteilen; dann aber geht das Grundstück in den erblichen Besitz des Anbauers über und die Ansprüche des Fürsten bleiben nur in der Form einer Grundsteuer erhalten. Es ist das zugleich ein Beispiel, wie Königs- und Volksrechte sich miteinander abzufinden pflegen.

Das Herrscherrecht selbst entsteht im Grunde erst aus einer Einschränkung des alten gemeinsamen Sippen- und Stammesrechtes. Indem sich der Häuptling über die Volksgenossen erhebt und gewissermaßen alle Untertanen in sich verkörpert, erlangt er zugleich das ausschließliche Verfügungsrecht über das Land, wobei die Entwicklung wieder auf sehr verschiedenen Stufen Halt machen oder auch bis zu den äußersten Konsequenzen durchgeführt werden kann. In den meisten Fällen muß der Herrscher seinen Besitz doch wieder an die einzelnen verteilen, die dadurch gewisse Rechte auf bestimmte Grundstücke erwerben. Die aus dieser Quelle fließenden Gegensätze und Kämpfe, mögen sie nun in kleinen Prozessen oder Volksunruhen sich abspielen

oder in gewaltigen Prügeleien und Handgemengen ausgefochten werden, führen dann doch endlich fast überall zu der natürlichen Lösung, daß der Herrscher gewisse allgemeine Rechte, vor allem das der Besteuerung, sich bewahrt, dafür aber den Schutz des Landes vor äußeren und inneren Feinden übernimmt und allen nicht aufgeteilten Boden verwaltet, während die einzelnen ihren Landbesitz ungestört benutzen, verkaufen und vererben können.

Wie der Landbau, je intensiver er betrieben wird, immer mehr eine zeitweise oder dauernde Verteilung des Landes an einzelne fordert, so drängt dagegen die Viehzucht zur Bewahrung gemeinsamer Weidegründe hin. Wo beide Wirtschaftsformen vereinigt sind, wie beim größten Teil des mitteleuropäischen Bauernstandes, da erhält sich meist neben den einzelnen Gütern die als Allmend, d. h. gemeinsames Land bezeichnete Gemeindeweide, nicht selten auch der Gemeindewald, der hauptsächlich in seinem Laube die Streu für das Vieh zu liefern hat. Wo es aber, wie in England und in Mecklenburg, dem Adel gelang, diesen gemeinsamen Besitz der Dorfgenossen an sich zu reißen, wurde der kräftige freie Bauernstand vernichtet und zu armseligen Landarbeitern herabgedrückt.

Das Festwurzeln des einzelnen am Boden, das eine Vorbedingung alles höheren Staatslebens darstellt, ist nur denkbar durch die Errichtung fester Siedelungen, deren Entstehung zum guten Teil wieder mit der Wirtschaftsweise zusammenhängt. Weder der unstete Sammler und Jäger, noch der den Weidegründen für die Ernährung seines Viehes nachziehende Hirte besitzt dauernde Wohnstätten, aber auch der primitive Ackerbauer, der keine Düngung und keinen Fruchtwechsel zum Zweck der längeren Anbaumöglichkeit kennt, muß, sobald der Boden seiner Äcker erschöpft ist, den von ihm besiedelten Grund und Boden verlassen und neue Wohnsitze aufsuchen. So ist diese unstete Lebensweise der Hauptgrund dafür, daß allen primitiven Organisationen eine so vorübergehende, kurzlebige Bedeutung zukommt und sie keinen Bestand haben. In Gebieten des Nomadismus würde deshalb kein Staatsleben denkbar sein, wenn nicht an Kultusstätten, wie in Mekka, oder in dem Ackerbau günstigen Oasen, wie in Medina, oder endlich an Knotenpunkten des Verkehrs, wie in Palmyra, die Bevölkerung sich dauernd dichter zusammenscharte und durch städtische Wohn- und Befestigungsweise sich fest an den Boden klammerte. In solchen Städten pulsiert denn auch das Staatsleben. So spielte sich die Geschichte des islamitischen Weltreichs in ihren ersten Anfängen zwischen Mekka und

Medina, später zwischen Bagdad, Damaskus und Kufa ab, während die eigentlichen Wanderhirten Arabiens nur vorübergehend an der großen, staatenbildenden Bewegung teilnahmen. Die märchenhafte Blüte Palmyras aber, dessen Herrscher sich die Beduinen der Syrischen Wüste dienstbar gemacht hatten, erlosch sofort mit der Zerstörung dieser Stadt, weil sie an jenen keinen Rückhalt zum Wiederaufbau und zur Erneuerung ihres Daseins hatte.

Beim Entstehen fester Siedelungen hielten die Sippen der Blutsverwandten natürlich eng zusammen und bildeten Dorfgemeinden, die sich zunächst ganz unabhängig voneinander entwickelten, mit der Zeit aber sich zu größeren, bei den Germanen Völkerschaften genannten Verbänden zusammenschlossen. Hatte eine Völkerschaft in erfolgreichem Kriege ein Land erobert, so war der in Besitz genommene Grund allen am Kriege teilnehmenden Genossen gleicherweise zugehörend, und sie hatte als Obereigentümerin von allem Grund und Boden auch über die Art der Nutzung desselben zu bestimmen; denn alles Land war ja Kriegsbeute, durch Kampf errungen und nur durch neue Kämpfe zu behaupten. Die freien Kriegs- und Volksgenossen, die dabei mithalfen, hatten deshalb auch alle denselben Anspruch auf Nutznießung. Diese war bei den Germanen anfänglich so geordnet, daß jeder Kriegsabteilung, d. h. jeder aus mehreren Sippen bestehenden Hundertschaft, die die einzelnen Völkerschaften zusammensetzten, in jedem Jahre ein bestimmtes Stück des gemeinsam eroberten Landes zugewiesen wurde. Demnach vertauschten die Hundertschaften alljährlich ihre Gebiete untereinander. Das ist der Zustand, den Julius Cäsar als für die Germanen charakteristisch beschreibt. 150 Jahre später berichtet Tacitus von einem ungeheuren Fortschritt. Die Hundertschaften wechselten nicht mehr das Land, sondern eine jede saß fest auf dem ihr zuletzt angewiesenen Landstrich. Das war der erste und wichtigste Schritt zum seßhaften Leben.

Innerhalb des Hundertschaftgebietes vollzog sich nun die weitere Besiedelung des Bodens. Die einzelnen Sippen und Familiengruppen ließen sich bald dorfweise, bald in zerstreuten Ansiedelungen da und dort nieder, mit Vorliebe da, wo große Weideflächen den zahlreichen Herden Nahrung versprachen und wo altes Kulturland aus keltischer Vorzeit den Ackerbau erleichterte. Wo dies aber nicht der Fall war, da wurde unter gemeinsamer Anstrengung aller der Wald gerodet, der Same ausgestreut und die Ernte unter die einzelnen Haushaltungen verteilt; denn ein anderer als gemeinsamer Ackerbetrieb war noch nicht möglich. Erst allmählich konnte man zur Sondernutzung des Ackers

übergehen. Dazu aber bedurfte es der Einteilung. Die gesamte Flur zerfiel in eine Anzahl großer, rechteckiger Ackerfelder, Gewanne genannt. Jedes derselben teilte man mit dem Meßstrick in so viele gleiche Streifen, als flurberechtigte Haushaltungen vorhanden waren, und überließ jeder von ihnen einen Streifen auf jedem Gewanne zur Sondernutzung. Da nun die Erträge der einzelnen Ackerstücke je nach deren Lage verschieden sein konnten, so wechselten die Familien in der Bewirtschaftung dieser Acker miteinander ab, indem sie das Los über die Reihenfolge der Nutzung entscheiden ließen. Der jeder Familie zukommende Anteil am Acker betrug in der Regel 30 Morgen und führte später den Namen Hufe.

Der Anspruch auf Hufennutzung beruhte ursprünglich auf der Kriegspflicht des freien Mannes. Dennoch konnte innerhalb derselben Siedelungsgemeinde dieser Gesichtspunkt nicht immer durchgeführt werden; denn die Zahl der Hufen, die sich nach der Zahl der anfangs vorhandenen Haushaltungen richtete, war bald geschlossen. Waren auch die Söhne eines Hufners schon längst wehrhafte Krieger, so konnten sie ihr Recht auf selbständige Hufennutzung doch nicht immer erfüllt sehen, und sehr häufig blieb ihnen keine andere Wahl, als in den Wald zu ziehen und sich hier durch Rodung und Anbau eine neue Heimat zu gründen. Die Erlaubnis dazu gab die Hundertschaft, die man, weil ihr das Verfügungsrecht über die gemeinsame Mark zustand, auch als Markgenossenschaft bezeichnete, willig. An diesen Rottäckern, die ihre Entstehung lediglich der Arbeit ihrer Inhaber verdankten, haftete von Anfang an nicht mehr der Begriff des Gemeindebesitzes, und auch der militärische Gesichtspunkt, der in der Hufennutzung nichts anderes sah als den Beutelohn des freien Wehrmannes, mußte hier vor dem wirtschaftlichen zurücktreten. An ihnen entwickelte sich am frühesten der Begriff des Privateigentums an Grund und Boden und drang von hier aus allmählich auch in die älteren Niederlassungen ein.

Innerhalb der gemeinen Mark konnte nun ein jeder nur so viel Land für sich in Anspruch nehmen, als er zur Errichtung seiner Hofstätte brauchte. Diese allerdings zunächst auch nur vorübergehende und später erst bleibende Besitzergreifung tat er den Markgenossen gegenüber durch Umzäunung oder Einhegung öffentlich kund. Der „Zaun“ oder „Gard“ gewinnt dadurch eine außerordentliche Bedeutung in der Geschichte des Besitzes und der Bewohnung des Landes, und das Zeugnis dessen haben selbst die Sprachen der mitteleuropäischen Völker wohl erhalten, indem zahlreiche Ortschaften im Deutschen den

Bestandteil „hag“ oder „gart“, im Slawischen „hrad“ und „gorod“ in der Bedeutung von „Umzäunung“ enthalten. Das gleichbedeutende dänische gaard und das englische yard bezeichnen sowohl den Bestandteil des Zaunes wie den Hof, der dadurch umgrenzt wird. Diese umhegte Stelle, innerhalb welcher unsere Vorfahren die Gegenstände ihres beweglichen Besitzes unterbrachten und die Schutzdächer ihrer Wohnräume aufschlugen, nannten sie die „Hofreite“, in lateinisch abgefaßten Urkunden als area bezeichnet. Noch im beginnenden Mittelalter gab es auch in den deutschen Ortschaften keinen anderen Grundbesitz als den der area, jenes durch einen Hag abgeschlossenen Wohnraums, innerhalb dessen ein jeder ganz nach Belieben schalten konnte. Was ein Bauer verkaufen, vererben oder verschenken konnte, das war immer nur diese Hofreite, die der Mann allein schon hegen, wahren und verteidigen konnte. Das weitere Land innerhalb der Mark aber gehörte der Markgenossenschaft, die es auch in ihrer Gesamtheit zu beschützen hatte. Wer nun einmal seine Hofreite in der Mark besaß, der gehörte damit auch dieser Gesamtheit an und hatte an seinem Teile die Nutznießung am gemeinsamen Lande, an der Allmend. Wenn ein Bauer seine Hofreite verkaufte, an jemanden abtrat, so ging stillschweigend auch dieses Nutzungsrecht an der Allmend an seinen Rechtsnachfolger über, nicht aber irgend welches bestimmtes Stück Land; denn an solchem hatte er noch kein Sondereigentum, das er hätte abtreten können.

Noch sehr lange blieb der Verschluß eine wesentliche Bedingung für die Anerkennung des Sonderbesitzes. So sind noch in der Zeit der Aufzeichnung der deutschen „Volksrechte“ nur diejenigen Besitztümer jemandem zu eigen gegeben, die von ihm eingehegt oder mit seiner Eigentumsmarke versehen waren. Was sich etwa an Vieh ungezeichnet umhertrieb, das war nicht geschützt, so wenig als das herrenlose Wild; wer es erlegte, erwarb es damit zu eigen. Dagegen gewährte jeder Zaun und Verschluß dem Eigentume Sicherheit, nicht bloß durch sich selbst, sondern auch dadurch, daß allmählich die Gesamtheit das also Geborgene als Eigentum anerkannte und nach Übereinkommen schützte. So war auch die Strafe auf Diebstahl eines aus einer geschlossenen Wohnstätte entwendeten Gegenstandes sehr viel höher, als wenn es außerhalb des Verschlusses gelegen hatte und dort genommen worden war.

Wieder nur vermittelst Einzäunungen und Hegungen konnte allmählich das Sondereigentum einen Schritt weiter über die Hofstätte hinaus in die offene Mark wagen. Jedem der Markgenossen stand es nun frei, ein Stück der Allmend in der Weise zu benutzen, daß er

das darauf gewachsene Gras zur Fütterung seiner Haustiere mit nach Hause nahm, oder daß er ein besonderes Stück in Bearbeitung nahm, irgend welche Frucht darauf säte und deren Ertrag erntete. Damit nahm er durchaus nicht vom betreffenden Grundstück Besitz, sondern nur von dem darauf wachsenden Halm oder den Früchten. Aber auch diese zu schützen war anfangs nur seine eigene Sache, und er hatte wiederum als Zeichen seiner vorübergehenden Besitzergreifung um die so aus der „gemeinsamen Mark" ausgeschiedenen Stücke Land einen Hegezaun anzulegen. Verfiel dieser und brach das weidende Vieh aus, so leistete ihm niemand Ersatz für den daraus erwachsenden Schaden. Dieses Stück Grund war vor dem Betretenwerden nur so weit sicher, als er es wirklich selbst zu sichern vermochte. Deshalb wurden jedes Jahr aufs neue zu Georgi, da man das Vieh auszutreiben begann, „die Wiesen eingehegt", d. h. jene Stücke der gemeinsamen Mark geschützt, deren Gras man nicht abweiden lassen wollte, um das daraus gewonnene Heu zu benutzen. Zu Johanni aber, wenn die Heuernte vorüber war, mußten alle diese Zäune fallen, da der Wiesengrund gemeinsames Eigentum war. Und war auf den Fruchtfeldern die Ernte vorbei, welche Zeit durch den Michaelitermin bezeichnet wurde, dann fielen auch die Feldzäune und das Vieh hatte wieder wie in den ältesten Zeiten freien Weg durch die ganze offene Mark. Selbst die mittelalterliche Rechtsaufzeichnung des Sachsenspiegels, die das in Norddeutschland, besonders im damaligen Herzogtum Sachsen geltende Recht enthielt und im 13. Jahrhundert in ganz Deutschland und darüber hinaus Geltung fand, schützt nur die „gehegte" Wiese vor dem Befahrenwerden, aber das geackerte Feld schützte sich nach diesem Gesetzbuch auch ohne Hegung, schon durch das Zeichen der Ackerung. Aber bereits der Herbst warf auch hier alle Sonderrechte über den Haufen. Wer sein Korn auf dem Felde ließ, wenn die andern das ihrige schon eingeerntet hatten, dem schützte es niemand mehr, und niemand hatte den Schaden zu ersetzen, den Weidevieh darauf verursachte.

So zeigt sich also ein allmählicher Fortschritt in der Richtung zur Besitzentwicklung hin auch auf diesem Gebiete. Erst kann auch die reifende Frucht auf dem Felde nur durch eine wirkliche Hegung gleich der des Hofes für den einzelnen geschützt werden, dann aber genügt schon das sichtbare Zeichen, daß eine Stelle bebaut sei, zu ihrem Schutze. Wer hat nun diesen an Stelle des Zaunes übernommen? Das Übereinkommen und die Bürgschaft aller. Man kann sich leicht denken, wie ein solches Übereinkommen auch ohne Verabredung zustande kam;

fand doch ein jeder seinen Vorteil dabei. Den Schutz bildete fortan der Schadenersatz und die Buße, welche nach überliefertem Herkommen alle Markgenossen zusammen von demjenigen einzelnen einzutreiben eines Sinnes waren, welcher das Zeichen der Hegung oder Bebauung nicht geachtet und respektiert hatte. Wir stehen hier vor der Schwelle des Gerichtswesens und erlangen einen Einblick in dessen Zusammenhang mit der Entwicklung des Eigentums. So konnte endlich auch das Eigentum an dem Grase einer Wiese seinen Schutz finden, auch ohne daß diese fest umhegt war. Den Hirten mußte ein Zeichen der Hegung genügen. Es blieb vom Zaune nur ein Pfahl mit einem Strohwisch, ein sogenannter „Hegewisch", übrig, welcher bis auf den heutigen Tag noch diejenigen Stellen bezeichnet, welche allgemeiner Nutzung entzogen sein sollen.

Den Weg von solcher Nutznießung bis zum Besitz des Grundes und Bodens ist leicht gefunden. Fast seine einzige Voraussetzung ist Stetigkeit des Anbaues, und diese wird mit der befestigten Seßhaftigkeit zum Bedürfnis und zur Bedingung des gesitteten Lebens. Es bildet sich mit der Zeit in jeder Gemarkung eine feste Grenze zwischen jenem Landstriche, der seines fruchtbaren Bodens, der Möglichkeit der Bewässerung und seiner bequemeren Lage wegen zum Anbau ausersehen wird, und demjenigen, der besser als Weideland zurückbleibt. Nur innerhalb jener Grenze findet dann noch ein Wechsel von Acker und Brache statt. Erst die Einführung der Düngung gestattete einen schnelleren Wechsel auf demselben Boden. Aber gerade diesen Wechsel hielt auch wieder die Tradition so sehr fest, daß er ein Hindernis im Fortschreiten zum Sonderbesitz am Grund und Boden wurde. In Groß- und Weißrußland besteht die Sitte des Bodenwechsels noch bis heute, und sie erhielt sich auch im Nordwesten Deutschlands unter verschiedenen Formen vereinzelt bis in das jüngstvergangene Jahrhundert. Wo aber dieser häufig durchs Los vollzogene Wechsel, sei es nach ein- oder mehrjährigen Perioden, weiterbestand, da konnte sich ein Sondereigentum am Grunde nicht bilden, sondern die Erinnerung mußte an dem Gesamteigentum und dem Nutznießungsrechte festhalten. Auf solchen Gebieten sind dann aber nicht die Fortschritte der Landwirtschaft zu suchen. Wo man aber durch letztere so weit kam, daß ein und dieselbe Feldflur in wechselnder Bewirtschaftung andauernd gleich erträgnisreich blieb, da konnte die fortdauernde Benutzung derselben Flur den Charakter der Nutznießung völlig verlieren, und das Verhältnis des Bebauers mußte dann als dasselbe erscheinen, in welchem

er zu seiner Hofstätte stand. Die Flur wurde der ergänzende Bedarf der Hofreite, ihr zu ihrem „Behufe“ zugeteilt und somit ein Gegenstand des Sonderbesitzes.

Wo indessen auch auf diesem Wege der Sonderbesitz an Grund und Boden entstand, da hielt doch noch immer mancher volkstümliche Brauch und Rechtssatz die Erinnerung an die alten Verhältnisse fest. So hat uns J. Grimm nach alten Weistümern auch Rechtsgrundsätze mitgeteilt, wie den, daß der Bauer sein Recht an seinem Acker verliere, wenn er ihn so lange nicht beackerte, daß das Buschwerk dem Reiter bis an die Sporen wuchs, oder daß zwei Ochsen sich in ihm verbergen konnten. Ebenso besteht noch heute aus jener alten Zeit selbst in Gegenden, die als Kolonistenland eine solche Besitzverfassung überhaupt nicht mehr besaßen, der fortgeerbte Grundsatz, daß auf St. Michael alle Weiden frei werden sollten und daß es dann eines Hegewisches bedürfe, wenn jemand ein Sondereigentum darauf geltend machen wolle.

Der Wald als solcher ist am spätesten ein Gegenstand des Besitzes geworden. In der Volksmeinung ist er es sogar bis heute noch nicht in vollkommener Weise, indem noch jedermann gewisse Rechte an dem offenen Wald zu haben glaubt, so in ihm dürres Holz zu sammeln und Beeren oder Pilze zu lesen. Früher fand nur der Eichen- und Buchenwald, der im Herbste den Schweinen an den Eicheln und Bucheckern reiche Nahrung zur Mast bot, größere Beachtung und Wertschätzung, während der gewöhnliche Wald nicht zur Besitzergreifung reizte, da man mit Holz zum Bauen und Brennen aus der nächsten Nachbarschaft reichlich versehen war. Und die Tiere, die er barg, waren jedermann zugänglich, der sich die Mühe nahm, sie zu fangen. Was hätte da eine besondere Besitzergreifung genützt? Der Wald blieb also für die beginnende Kultur der Seßhaftigkeit und den sich entwickelnden Besitz am Boden zunächst noch außer Betracht. Standen auch im alten Deutschland die Viehweiden bereits unter einem Gesamtbesitze, so beanspruchte niemand den Wald darüber hinaus. Wie hätte man ihn auch, der nach außen zu unbegrenzt sein konnte, im Besitze halten können, wie hätte man ihn „hegen“ sollen? Daß aber diese Markwälder möglichst groß seien, das war ein Stolz unserer Ahnen; sie bildeten dann selbst ein schwer durchdringliches Gehege um den in Besitz genommenen Grund.

Erst mit der Zeit lockten die verschiedenen Nutznießungen des Waldes, außer dem Holz zu Häusern und Gerätschaften, wie auch zum

Brennen, das Wild, der Honig, das Mastfutter der Eicheln und Bucheckern, die Beeren und Pilze, zur Besitznahme desselben, wie es einst die offenen Fluren getan hatten. Das Holz im Walde und die in hohlen Bäumen von Wildbienen angesammelten Honigvorräte erfuhren zunächst ganz dieselbe Behandlung, wie einst das von jemandem für sich beanspruchte Gras auf der Trift. Wer da wollte, konnte es für sich in Anspruch nehmen; er mußte es dann aber anderen gegenüber als seinen Besitz schützen. Nur geschah dies hier nicht durch Hegung, sondern, wie uns das Recht der salischen Franken und andere Gesetzbücher der alten Deutschen belehren, durch Zeichnung. Auf den Baum, den jemand für sich gewählt hatte, setzte er sein Merkzeichen, gerade wie heute noch der Förster die demnächst zu fällenden Bäume anzuhauen pflegt. Aber gerade wie das Gras der Wiese nach dem Ablaufe des Sommers wieder der gemeinen Mark zufiel, so wurde der Baum wieder frei, wenn das Merkzeichen ein Jahr alt geworden war, ohne daß jener, der ihn zeichnete, den in ihm angehäuften Honig geholt hatte. Gleicherweise konnte man durch Zeichnung von einem herrenlosen Bienenstocke im Walde Besitz nehmen.

Wollte dagegen jemand das Wild auf einer bestimmten Strecke Waldes für sich allein in Besitz nehmen, so mußte er genau wie bei der Besitzergreifung des Grases einer Wiese verfahren, er mußte die ganze Strecke wirklich einhegen. So entstanden die „Bannforste". Ein solches Vergnügen konnten sich indessen nur sehr reiche Leute leisten. Gewöhnlich war es der Mächtigste des ganzen Landes, der König selbst, der solches Vorrecht für sich in Anspruch nahm. So haben vor allem die Frankenkönige solche Bannforste errichtet, und als viele reiche Privatleute ihrem Beispiele folgten, zwang sie Ludwig der Fromme im Jahre 819 alle zur Wiedereröffnung dieser eingehegten Forste, falls sie nicht eine besondere Erlaubnis von einem der vorangegangenen Könige aufzuweisen hatten. In der Folge war es von der Erlaubnis des Königs abhängig, ob jemand einen Wald in Bann legen könne und sich die alleinige Nutznießung desselben, vor allem in der Ausübung der Jagd bestehend, zusprechen dürfe oder nicht. Wie die Weiterentwicklung des Besitzrechtes an den Erzeugnissen des Waldes und an diesem selbst verlief, möge in meiner Kulturgeschichte der Nutztiere in den Abschnitten über die Geschichte der Jagd und über die Honigbiene nachgelesen werden.

Den alten Römern war es ein Merkmal der Kulturlosigkeit, daß Germanien so reich an Wäldern und Sümpfen war; denn ihr eigenes

Land und alle Kulturländer am Mittelmeer waren schon damals durch ihren Mangel daran ausgezeichnet. Der einst auch dort vorhandene Waldreichtum war damals durch rücksichtsloses Abholzen, ohne für Nachwuchs zu sorgen, vollkommen verschwunden. Dieser Fehler hat nie wieder gut gemacht werden können, da inzwischen der Untergrund vom Humus befreit wurde und keinen Wald mehr zu tragen vermag. So ist auch das uralte Kulturland China vernichtend gegen den Wald vorgegangen, indem es ihn zur möglichsten Ausdehnung des Ackerbaues fast ganz beseitigte, ebenfalls zu seinem großen, unverbesserlichen Schaden, da, wie ja allgemein bekannt ist, der Wald für die Bewässerung und die Regenmenge, wie die allgemeinen klimatischen Verhältnisse von der größten Bedeutung ist.

Der hier für Deutschland geschilderte Gang vom gemeinsamen Landeigentum der Sippe zum Privateigentum an Land hat überall ungefähr diesen Verlauf genommen. Alle in der Kultur zurückgebliebenen Völker haben noch die Gemeinsamkeit des Bodens. Die Gesamtheit der Genossen verfügt über ihn und nicht der einzelne, der nur ein Nutznießungsrecht daran hat. Auch in Griechenland und Rom ist die Gemeinsamkeit des Bodens der individuellen Aneignung desselben durch einzelne vorausgegangen. In Sparta hielt das Verbot des Bodenverkaufs und des Testaments, das durchaus kein Ausfluß des Naturrechts, sondern eine spätere Erfindung wahrscheinlich römischen Ursprungs war, lange Zeit die Gleichheit des Besitzes aufrecht. Nach Plutarch war es sogar den Spartanern erlaubt, sich der Pferde, Hunde und Werkzeuge ihrer Nachbarn zu bedienen, wenn diese keinen Gebrauch davon machten. Auch in Athen unterwarfen Solon und seine Nachfolger in Erinnerung an einen anfänglichen Kommunismus das individuelle Eigentum erheblichen Beschränkungen. Gleicherweise hat sich in Rom das individuelle Eigentum erst nach und nach aus dem gemeinsamen herausgebildet. Erst mit dem Jahre 450 v. Chr. durch die Decemviri oder Zehnmänner zustande gebrachten Zwölftafelgesetz und mit der Einführung der Rechte von Verkauf und Testament bekam der persönliche Besitz ein Übergewicht über den gemeinsamen, bis schließlich das große Grundeigentum das kleine verschlang und bei den Römern die ungesunde Latifundienwirtschaft entstand, in welcher das ganze Land einigen Großen gehörte, die es durch ihre Sklaven bewirtschaften ließen und die Erträgnisse in der Hauptstadt verzehrten, während die große Menge der Volksgenossen zu einem besitz- und damit auch rechtlosen Pöbel herabgesunken war, das in Rom auf Kosten des

Staates gefüttert und mit Zirkusspielen unterhalten werden mußte, damit es sich zufrieden gab. Gerade das römische Recht mit seiner übermäßigen Betonung des Individualismus und privater Besitzrechte hat dem Gemeinbesitz auch in Deutschland, wie überall, wo es sich einnistete, den Boden entzogen, so daß hier gleicherweise mit der Zeit ein Proletariat entstehen konnte, dessen Armut in grellem Widerspruch steht zum übermäßigen Besitz einzelner Reicher, die es sich dank ihrer großen Einkünfte wohl sein lassen können.

VII. Die Wohnstätte.

Während die Menschenaffen, vor allem der Orang-Utan, sich vielfach zum Übernachten Nester aus Zweigen auf Bäumen herstellen, über die sie zum Schutze gegen den Regen die beblätterten Zweige herabziehen, hat sich der Mensch ursprünglich ohne irgend welche Behausung begnügt, höchstens vorübergehend bei großer Kälte Obdach in hohlen Bäumen und Felsspalten suchend. So treffen wir ihn in Europa zur Eiszeit mit Vorliebe in Höhlen und unter vorspringenden Felsen hausend. Dort haben sich uns zusammen mit seinen primitiven Waffen und Werkzeugen mancherlei Tierknochen als die Überreste seiner Mahlzeiten teilweise in Verbindung mit Asche und verkohltem Holz als dem Überbleibsel seiner Lagerfeuer erhalten, als Zeugen dafür, daß hier einst der Mensch vorübergehend hauste. Für diesen Urmenschen war nicht der Schlupfwinkel als solcher, sondern die Feuerstelle, die er in der Regel im Freien unter irgend welchen schützenden Bäumen errichtete, das maßgebende Moment. An ihm lagerten die Frauen mit den Kindern und zu ihm kehrte er mit der Beute zurück, wenn ihm das Jagdglück hold gewesen war. So ist auch noch auf einer viel späteren Stufe der Kulturentwicklung die Feuerstätte, die Schutz vor Kälte und den von allen Primitiven so gefürchteten Schrecken der Nacht, mögen es bösgesinnte Nachbarn, wilde Tiere, besonders aber die am allermeisten gefürchteten Geister der Abgeschiedenen sein, bot, der Kernpunkt des später darum herum entstehenden Wohnhauses. Deshalb hieß noch bei den alten Römern sowohl das Haus als der Tempel, in denen das Feuer niemals fehlen durfte und den Inbegriff der Häuslichkeit bildete, aedes, d. h. die Feuerstätte, und bis ins späte Mittelalter repräsentierte auch bei den Germanen und Slaven die Feuerstelle, beziehungsweise der davon ausgehende Rauch die Einheiten der Haushaltungen.

So war also das offene Lager ums Feuer die erste Heimstätte

des Menschen, um die sich später ein Obdach zog. Dieses ist vom Menschen nicht sowohl zu seinem Schutze, als vielmehr zum Schutze des Feuers selbst um die Feuerstelle errichtet worden; denn Schutz des Feuers vor Wind und Regen war dem Urmenschen zunächst weit wichtiger als der Schutz seines eigenen, abgehärteten Körpers vor der Unbill der Witterung, an die wir Kulturmenschen zuerst denken würden. Das Bestreben, das Herdfeuer vor dem Auslöschen durch den Regen zu bewahren, ließ den Menschen zuerst ein Stück Rinde, dann mehrere nebeneinander an eine Stange gelehnt und durch einen dagegengestellten Stock gestützt als Windschirm konstruieren; damit war der Anfang zum Hüttenbau gemacht, der sich ganz allmählich daraus entwickelte. Aber auch als der Mensch dazu gelangt war, sich und seine Habe in einer geschlossenen Behausung zu bergen, war darin das Herdfeuer immer noch das wichtigste und der allein maßgebende Faktor. Diese Feuerstelle, nach deren Zahl auch noch viel später die Familien gezählt wurden, faßte man vielfach mit Steinen ein und erhöhte sie schließlich durch einen Aufbau mit Steinen und einer Füllung mit Erde. Diese Erhebung, der eigentliche Herd nach jüngerer Bezeichnungsweise, wurde zum Mal-Herd, wie sich die Bibel ausdrückt, oder zum Altar, wie wir sagen würden. Beide Bedeutungen besitzt noch das lateinische ara, das sowohl den profanen Herd als die Feuerstelle bezeichnet, auf der der Gottheit in ihrem Tempel das Opfer dargebracht wurde. Beide Lokalitäten waren dem primitiven Menschen heilig und unantastbar. Durch Anhäufung von Steinen um solche ehemalige heilige Herdstellen entstanden in Steppen des Orients und Zentralasiens weithin sichtbare Erdhügel als Male, die den Nomaden zu Orientierungs- und Ruhepunkten wurden. „Hügel der Anbetung“ nennt der Buddhismus diese von den Mongolen sonst „Obos“ geheißenen Haufen von Steinen und Erde, zu denen jeder Vorüberwandernde alter Sitte gemäß unter Murmeln eines Weihespruchs einen Stein hinzufügt, so daß sie sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr erhöhen. Sie deuten sie als Malzeichen über den Gräbern ihrer Häuptlinge; das ist auch so. Es sind tatsächlich Gräber, aber diese Gräber der Häuptlinge wurden nach ihrem Tode an den Herdplätzen ihrer vorübergehenden Niederlassungen errichtet, und dann zog die Sippe mit ihren Herdentieren weiter, nachdem sie um das unter der Feuerstelle errichtete Grab die ersten Steine zum Male gehäuft hatten. Hier an der alten Herdstelle dachte man sich den Totengeist weiterhausend und hier erfuhr er die ihm schuldige Verehrung von seiten der Lebenden, die sich damit sein

Wohlwollen erwarben, was so viel bedeutet, daß er ihnen Glück in allem ihren Tun und reiche Vermehrung ihrer Herden als ihres kostbaren Gutes bringen werde.

Wie einst in der Urzeit Grab und Herd eins waren, so war damals auch der gehegte Raum um die Feuerstätte, also der „Hofraum", das wesentlichste der Wohnstätte, weshalb wir heute noch jede Einzelsiedelung als „Hof" bezeichnen. Alle späteren Zutaten des Schutzes vor der Unbill der Witterung gruppierten sich um diesen Hofraum als etwas durchaus Sekundäres. Das Primäre war und blieb die Feuerstelle, der heilige Herd, um den sich die älteste Mutterfamilie sammelte, um den sich auch später das ganze häusliche Leben abspielte, so daß auch wir noch vom „heimischen Herde" im Sinne von heimatlichem Hause sprechen und sagen, daß wir uns einen eigenen Herd gründen, wenn wir davon reden, uns selbständig zu machen und eine eigene Familie zu gründen. Wie das heilige Grabmal unter dem ehemaligen Herde durch die Umstellung mit einem Steinkreise als ein dem betreffenden Totengeiste geweihter, der allgemeinen Nutzung entzogener Ort gekennzeichnet war, so hegte der alte Indogermane seine Feuerstelle mit einem gewissen sie umgebenden Raum durch das Umstecken von Ruten ein und machte sich damit den Grund, auf dem jener stand, zu eigen. Wie wir im vorigen Abschnitt sahen, war die als Hofreite (lateinisch area) bezeichnete altdeutsche Hofstätte noch im späteren Mittelalter nur ein von einem Holzzaun eingehegter Platz, der mit allem, was darauf stand, dem Heger zur dauernden Nutznießung gehörte, während sonst alles Land dauernd der Sippschaft verblieb und nur vorübergehend in persönliche Benutzung eines einzelnen als Acker usw. genommen werden konnte. So ist unser „Zaun" — altniederdeutsch tûn —, welcher im Angelsächsischen als tûn den gehegten Wohnort, im modernen Englischen als town die Stadt, im Slavischen als tyn Hof und Burg bezeichnet, zur Benennung des umgrenzten Wohnraums der Einzelfamilie herangezogen worden. Von diesem umzäunten Platz mit der Feuerstelle, dem Herd, als Mittelpunkt nahm die menschliche Wohnstätte ihren Ursprung; denn alles, was dazu kam, war nur eine Verbesserung im Sinne von wohnlicher werden, von Schutz gegen die Unbill der Witterung Bieten. Dieser Schutz ist je nach den Bedürfnissen der betreffenden Völker verschieden ausgefallen.

Auf der niedrigsten Stufe mußte, wie heute noch bei den Australiern, ein Windschirm aus Zweigen oder Baumrinde zum Schutz des Herd-

feuers und der darum kauernden Menschen dienen. Indem man einen solchen Schirm weiter ausbaute und ihn zum Kreise schloß, war der älteste Wohnraum als gehegter Hof um das Herdfeuer entstanden. Aus ihm hat sich das „Hofhaus“ der in gemäßigten Klimaten lebenden Völker entwickelt, in welchem der Hof immer noch das wichtige Zentrum des Hauses darstellt und sich die vor Regen und Kälte schützenden Wohnräume um ihn herum gruppieren. Das Wohnhaus als solches entstand ganz einfach dadurch, daß man die oberen Enden der zur Hegung des betreffenden Raumes abgebrochenen, kreisförmig um den zu schützenden Herdraum herum in den Boden gesteckten Zweige miteinander verband und sie durch Belegen mit Rindenstücken oder großen Blättern, wie Bananenblättern, oder abgerissenem Gras in dicker Schicht undurchlässig machte, so daß der Regen nicht durchdrang. Damit war das menschliche Wohnhaus im Prinzip erfunden und brauchte nur noch weiter entwickelt zu werden, um alle verschiedenen Systeme von Wohnhäusern aus sich hervorgehen zu lassen. Viel besser war der Schutz der Wände, wenn die in den Boden gesteckten Ruten durch ein Geflecht von Zweigen verstärkt und dazu noch durch Ausstreichen mit Lehm verdichtet wurden. Charakteristisch für die Bedeutung des Flechtwerks bei allen Hüttenbauten der Urzeit ist, daß unser Wort „Wand“ zu „winden“ gehört, also die „aus Ruten Gewundene“ bedeutet. Im Gotischen bedeutet wandus noch „Rute“.

Nachdem man einmal dazu fortgeschritten war, die Wände aus Flechtwerk zu errichten, war es zweckmäßiger und viel vorteilhafter, auf diesen Rundbau das Dach besonders zu setzen, und zwar meist aus anderem Material, da es anderen Zwecken zu dienen hat. Es mußte unbedingt undurchlässig für das atmosphärische Wasser sein, was von den Wänden der Hütte durchaus nicht gefordert werden mußte. Durch die Tür als der einzigen Öffnung zog nun der Rauch des Herdfeuers nach außen. Da sie schon, um die Wärme recht beisammenzuhalten und die Stechfliegen möglichst nicht hereinzulassen, recht klein und niedrig gehalten war, war die ganze Hütte von beizendem Rauch erfüllt, der die Augen der Insassen zu beständigen Tränen reizte und den Aufenthalt in diesem dunklen Loch nach unserem Empfinden sehr wenig angenehm gestaltete. Doch den bescheidenen Ansprüchen der noch nicht verweichlichten und an keinen größeren Komfort gewöhnten Menschen der Vorzeit genügte solche Behausung vollkommen; auch wurde sie außer zur Einnahme der Mahlzeiten und zum Aufenthalt bei schlechtem Wetter vorzugsweise während der Nacht bewohnt. Da hockte oder

Wohnhaus der Eskimo aus Torferde in Ata, Nord-Grönland.
(Nach Aufnahme von Dr. Arnold Heim.)

Grashütten der Haussa-Händler in Duala (Kamerun).

Mit Gras gedeckte Hütte der Balineger Westafrikas. Die kleine Haustüre ist die einzige Öffnung, durch welche Licht und Luft eintritt und der Rauch abzieht. Die Leiter führt zur oberen Etage. Rechts vom Haus ein kleiner Maisspeicher. (Nach Aufnahme von Cl. Schultze.)

Malaiische Pfahlbauansiedelung mit größerer Plattform an der Meeresküste Südjavas. (Nach) Aufnahme von Prof. Gust. Senn.)

Pfahlhaus des Häuptlings aller Orang Mammas im Urwaldinnern von Indragiri auf Sumatra.

Die breite Leiter aus Bambus zu obigem Haus des Häuptlings der Orang Mammas, stärker vergrößert. (Beides Aufnahmen von Gust. Schneider.)

Eingeborenen-Gehöft auf der Insel Ukerewe im Viktoriasee zum Schutze von einer stachlichten Euphorbienhecke umgeben. Im Hofe zwei Papayen- oder Melonenbäume. (Nach einer Photographie von Generaloberarzt Prof. Dr. Steudel.)

Pfahlhäuser der Battas von Sumatra mit kleineren Vorratshäuschen, ebenfalls auf Pfählen, daneben. (Nach Aufnahme von Gust. Schneider.)

lag denn die ganze Familie um das wärmende Herdfeuer herum, das man nie ausgehen ließ, und fühlte sich vor den Gefahren der Umwelt geborgen. Wie die Frau die Hüterin und Unterhalterin des Herdfeuers war, verrichtete sie alle Hantierung um diesen für sie so wichtigen Sitz, wobei sie von der niederen Türe oder vom Feuer selbst das dazu nötige Licht erhielt.

Für die Menschheitsstämme, die weiter nach dem kalten Norden vordrangen, war es sehr zweckmäßig, diese in ihrer warmen Heimat entstandene Hütte ziemlich tief in die Erde zu versenken und oben mit einer mächtigen Schicht Rasen zu decken. Dadurch entstand die Wohngrube, die wir überall in Europa in früher bis später neolithischer Zeit als die für jene Menschen, die nicht mehr Höhlen bewohnten, zweckmäßigste und daher allgemein gebräuchliche Form der Behausung antreffen. Weiter nach Norden zu, wo das Holz zur Errichtung solcher Bauten mit einer Eindeckung aus schräggestellten Balken fehlte, errichtete man sie aus den großen Steinblöcken, die die letzte Eiszeit mit ihren gewaltigen Gletschern überall in den einst vereisten Gebieten zurückgelassen hatte, und weiter nach Norden zu aus Eis oder hartgefrorenem Schnee. Das sind die Iglus oder Schneehütten der zirkumpolaren Völker, die eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den dolmenartigen Ganggräbern haben, in denen die Vorfahren der Germanen, die Megalithiker, in neolithischer Zeit wenigstens ihre Toten bestatteten, als sie selbst schon bessere Wohnungen zu errichten verstanden. Da man aber in nichts so konservativ ist als im Kulte, glaubten sie wenigstens den Geistern ihrer Toten noch die Art Behausung errichten zu müssen, die einst den Lebenden in vergangener Zeit als Wohnraum gedient hatte und worin sie sich, so überaus bescheiden er auch war, in ihrer Art glücklich gefühlt hatten. Ist doch heute noch der Buschmann Südafrikas, der keine regulären Behausungen baut, in kalten Nächten damit zufrieden, sich in den vom Herdfeuer erwärmten Boden eingraben und sich mit der ausgehobenen warmen Erde und Asche bis an den Hals zudecken zu können. In Australien muß vielfach sogar das zusammengescharrte Laub als Lagerstätte dienen. Der Naturmensch ist eben mit gar wenigem zufrieden und stellt keinerlei Ansprüche an seinen Wohnraum. Sein Herdfeuer ist ihm noch der Inbegriff seiner Häuslichkeit. Einen geschlossenen Raum über sich begehrt er gar nicht und würde sich darin nur beengt fühlen.

In dem feuchten, vielfachen Überschwemmungen ausgesetzten und mit einer Menge höchst unangenehmer Geschöpfe, vor allem den sich

mit äußerstem Raffinement heranschleichenden Blutegeln, versehenen Boden der Tropen war es nun ebenso selbstverständlich wie man sich im kalten Norden mehr in den wärmenden Boden verkroch, daß man die Schlafstelle und damit die ganze Behausung durch ein Gerüst von Stangen über den Erdboden erhöhte. So kam man zur Herstellung der Pfahlbauten, als deren einfachste Form vielfach noch von den Malaien Indonesiens eine viereckige Plattform mit Windschirm benutzt wird. Max Moszkowski fand Überreste dieser primitiven Wohnstätten überall in den Wäldern Ostsumatras und beschreibt sie in seinem Buche: Auf neuen Wegen durch Sumatra (Reimer, Berlin 1909) folgendermaßen: „Vier Pfähle werden im Rechteck in die Erde gerammt. In der Höhe von etwa 1 m wird mittels Bast oder Rotan ein Rahmen aus vier anderen Stämmen an diesen Pfählen befestigt und auf den Rahmen Quer- oder Längsstäbe als Fußboden gelegt, die mit Rotanseilen untereinander verbunden werden. Dann wird in Höhe von etwa 1,5 m über dem Fußboden, der noch mit Baumrinde bedeckt wird, auf der dem Winde abgewandten Seite ein Querholz zwischen zweien der Tragpfähle angebracht. Gegen dieses Querholz wird ein leichtes Gerüst aus zwei oder drei Längs- und ebensoviel Querhölzern schräg angelehnt und mit Palmblättern bedeckt. Eine Leiter vermittelt den Zugang zu der Plattform."

Dieses Urpfahlhaus, bestehend aus einer Plattform auf Pfählen mit einem einfachen Windschirm, ist der Ausgangspunkt aller höheren Pfahlbauhäuser, wie sie heute noch überall in den Tropen mit infolge des Regenreichtums sumpfigem Boden gebräuchlich sind. Da nun aber ein solches Urpfahlhaus meist nur sehr beschränkten Raum gewährt — die größte schon aus konstruktiven Gründen mögliche Ausdehnung einer derartigen Plattform beträgt nach Moszkowski 2,5 × 2,5 m —, wurde es mit wachsenden Ansprüchen nach jenem Autor zunächst in der Weise erweitert, daß man den Windschirm an seinem unteren Ende etwas erhob und den so entstandenen Raum zwischen dem unteren Rande des Windschirms und der Plattform durch eine senkrechte Wand von Palmblättern verdeckte. Diese Wand wurde bald auch auf die beiden anstehenden Seiten ausgedehnt. Nur die dem Winde abgekehrte vordere Seite wurde noch offen gelassen. Eine Vergrößerung der Länge nach ließ sich durch Einschieben von weiteren Stützpfählen ermöglichen; um aber in der Tiefe Raum zu gewinnen, was sich auf die Dauer als unumgänglich notwendig erwies, schob man zwei Plattformen mit ihren offenen Seiten aneinander. So entstand das vierseitig geschlos-

sene Haus mit Satteldach, dessen Wände und Dach aus getrockneten Palmblättern bestanden. Die vier Wände sind an einem, dem Fußboden parallelen, 1,5 m über ihm befindlichen Rahmen befestigt, der zugleich auch die beiden Dachtafeln trägt. An den beiden Schmalseiten des Hauses bleibt oberhalb des Wandrahmens jederseits ein Dreieck frei, durch das Luft und Licht hereindringen und der Rauch abziehen kann. An dem einfachen Haus der Sakai in Ostsumatra könne man diese Entwicklung noch heute erkennen, und zwar an zwei Dingen: die Tür desselben befindet sich noch meist an einer Schmalseite. Der Zugang zur Plattform geschah einst von der offenen Vorderseite aus. Beim Zusammenschieben der beiden Plattformen zu einem Hause verschwanden aber die offenen Vorderseiten. Das neue Gebäude hatte gewissermaßen zwei Hinterfronten. Da nun eine einheitliche Hinterfront im Grunde das wesentlichste am Hause ist, so widerstrebt es der ganzen Denkart der äußerst konservativen Eingeborenen, sie zu durchbrechen. So dauerte es denn auch sehr lange, bis man auf die Idee kam, die Tür an eine der beiden Längsseiten zu verlegen, die dadurch zur Vorderfront wurde, wie das heute bei den malaiischen Häusern ganz allgemein der Fall ist. Die Entstehung des Hauses aus zwei verschiedenen Komponenten zeigt sich nach unserem Gewährsmann ferner darin, daß von vornherein jede von ihnen verschiedenen Zwecken dient: die eine Hälfte wurde zur Küche, die andere dagegen zum Wohn- und Schlafraum. Um die Feuersgefahr zu vermindern, isolierte man die Herdstelle auf eine unverbrennliche Unterlage von Lehm oder Sand, die man später sauber mit einem Holzrahmen einfaßte. Als Kesselstützen werden bei den Sakai Ostsumatras drei Steine verwandt. Da man die konservierende, das Ungeziefer vertreibende Eigenschaft des Rauches schon seit langem kennt, baut man bei ihnen über dem Herd einen leichten Rost, der als Vorratskammer dient.

Da nun dort öfter zur Nachtzeit der Tiger in die Hütten der Eingeborenen einbrach, um sich daraus ein Opfer zu holen, erhöhte man die Plattform des Pfahlhauses auf etwa 2—3 m und verschloß den Eingang mit einer schweren Falltür. Weiterhin verschloß man die offenen dreieckigen Räume über den Schmalseitenwänden mit einem Vorhang aus Palmblättern. Um nun Ersatz für die jetzt mangelhaft gewordene Ventilation zu schaffen, hob man das Dach vom Rahmen ab, an dem die Wände aufgehängt wurden, und gab ihm einen eigenen Stützrahmen, der es trug, zumal es viel zu schwer geworden war und die Wände auseinanderzupressen drohte. So entstand der Dachstuhl.

Zwischen diesem und dem Wandrahmen ließ man einen Zwischenraum frei, indem der Dachrahmen gewöhnlich hinter, der Wandrahmen aber etwas tiefer vor den Pfählen befestigt wurde. Auch sonst machte die Konstruktion des Hauses den erhöhten Anforderungen und der größeren Belastung entsprechend eine Reihe von Veränderungen durch. So deckte man das Dach, statt wie bis dahin mit Palmblättern, mit dachziegelförmig übereinander geschichteten Tafeln von sorgsam um einen dünnen Stab vermittelst einer Rotangschnur aneinander gereihten Palmblättern. Als Material für die Wände brauchte man vielfach statt der Palmblätter ordentlich zugeschnittene Rindenstücke, die so längs nebeneinander gestellt wurden, daß ihre äußere Seite nach außen, die weniger dichte innere aber nach innen des Hauses gekehrt war. Die Befestigung geschah auch hier mit Rotang, der, wie der Bambus das Universalbaumaterial, das wichtigste Bindemittel der Tropenvölker ist. Da nun die Rinde die Eigenschaft besitzt, sich zu werfen und zu verbiegen, so daß die Wände bald unansehnlich würden und ihren Zweck nicht mehr erfüllen könnten, preßt man die Rindenstücke in ein Rahmenwerk von Quer- und Längsstäben. Soweit läßt sich die Entwicklung des malaiischen Pfahlhauses in Ostsumatra direkt verfolgen.

Wie das Rundhaus sich aus dem bodenständig gebliebenen Schutzdach von Ruten mit dazwischengeflochtenen und mit Lehm verdichteten Zweigen über dem Herdfeuer entwickelte, nahm die viereckige Hausform zweifellos von dem auf einen Pfahlrost über den Erdboden erhobenen Pfahlhause seinen Ursprung, und beide Bauformen entwickelten sich dann in ihren Besonderheiten weiter. Letztere Bauart, das Viereckhaus, wurde dann von Stämmen, die nicht mehr in feuchten und von lästigem Ungeziefer besiedelten Gegenden hausten, auch dann noch aus alter Gewohnheit beibehalten, als sie nicht mehr auf einem Pfahlrost zu leben gezwungen waren, sondern auf ebener Erde, wie die übrigen Menschen, leben konnten.

Es ist natürlich im Rahmen dieses Buches ganz unmöglich, auf die zahllosen Varianten einzugehen, die je nach den Bedürfnissen klimatischer und privater Natur aus den beiden Grundformen, der bodenständigen Rundhütte und dem viereckigen Haus auf Pfahlrost, hervorgingen. Nur das sei hier bemerkt, daß wie die Unterhaltung des Herdfeuers auch der Bau dieser einfachen ältesten Häuser, die also wesentlich zum Schutze des glimmenden Herdfeuers gegen Wind und Regen errichtet wurden, stets Sache der arbeitsamen Frau war, der alle Tätigkeit, die Geduld und Ausdauer verlangten — Eigenschaften,

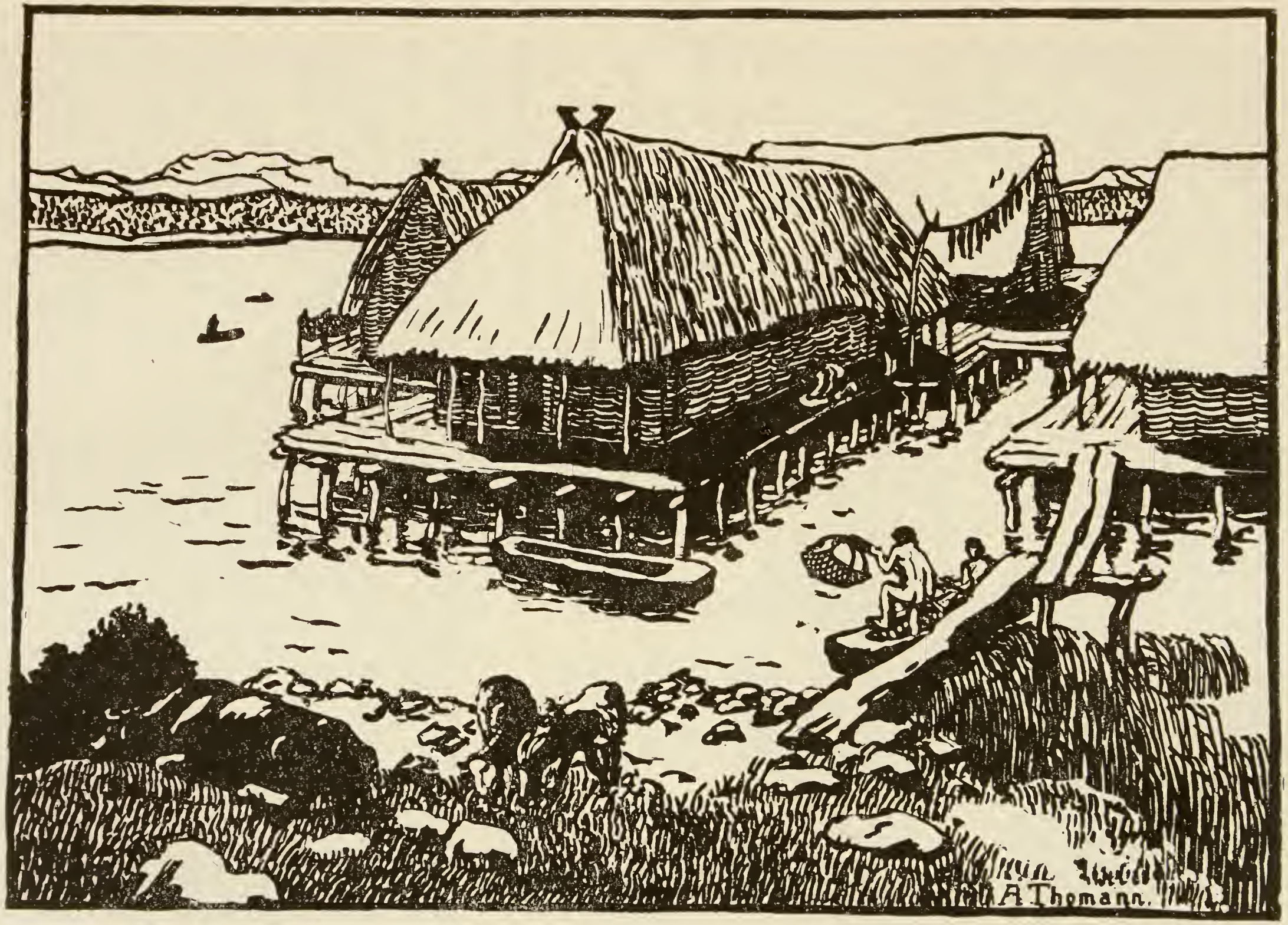


Bild 1. Rekonstruktion eines europäischen Pfahlbaues der neolithischen Zeit.

die der Mann nicht besaß — aufgebürdet war. So hatte sie auch ganz selbstverständlich den ältesten Hausbau zu besorgen, wie dies heute noch bei allen primitiven Menschenstämmen der Fall ist. Erst als der Hausbau mit schweren Balken bewerkstelligt wurde, zu deren Hantierung männliche Kraft notwendig war, wurden kriegsgefangene Männer dazu verwendet, und erst ganz zuletzt bequemte sich der faule und höchst arbeitsscheue freie Mann zu solcher Beschäftigung, für die er sich viel zu gut hielt. Ebenso war es, wie wir später sehen werden, mit dem Ackerbau und aller anderen Arbeit der Fall, die erst dann, als sie für die Frau zu beschwerlich und mühsam geworden war, so daß sie sie nicht mehr richtig und ausgiebig leisten konnte, von den Männern übernommen wurde, und zwar zuerst stets nur unfreiwillig, indem Kriegsgefangene dazu gezwungen wurden, und schließlich erst, als solche nicht mehr zu haben waren, notgedrungen. So wurde die grimme Not die Erzieherin zuerst der schwachen, aber geduldigen und ausdauernden Frau, der der Mann alle Arbeit, die getan werden mußte, auflud, und erst zuletzt auch des Mannes, der sich aller anstrengenden Beschäftigung, außer der Jagd, die er notgedrungen selbst besorgen mußte, solange er konnte, entzog.

Bild 2.

Bild 3.

Zwei Zeichnungen von Zelten der Mammut- und Renntierjäger der frühen Nacheiszeit aus der Höhle von Font-de-Gaume in Südwestfrankreich.

Wie bei den unsteten Jägervölkern ist auch bei den ihrem Vieh zuliebe nomadisierenden Hirtenvölkern stets die Frau die Errichterin der Hütte. Die oft ihren Wohnplatz zu ändern genötigte und zu steten Wanderungen gezwungene Lebensweise dieser Nomadenstämme zwang sie, die Bauart ihrer Hütte diesem Umstande anzupassen. Bei ihnen konnte von einer soliden Wohnstätte keine Rede sein, sondern sie mußten eine leicht abbrechbare und transportable Hütte haben. Zu diesem Zwecke wurden die Wände, statt aus Flechtwerk, das ihnen in den Steppen auch nicht zur Verfügung gestanden hätte, aus Tierfellen gebildet, die um die rundumgestellten Stangen gebreitet wurden. Dabei wurde meist oben ein verschließbarer Teil zum leichteren Abzuge des Rauches offen gelassen. In den allseitig geschlossenen Kibitken oder Jurten der asiatischen Viehhirten war dies allerdings nicht mehr der Fall, indem die halbkugelige Hütte in allen Teilen mit den später die Felle ablösenden, dichteren und viel zweckmäßiger die Kälte und den Regen abhaltenden Filzdecken belegt wurde. Das primitive Zelt aus einem mit Tierhäuten bedeckten Stangengerüst kannten schon die dilu-

vialen Jäger Europas als allein übliche Sommerhütte; nur im allerkältesten Winter zogen sie sich in die dann allerdings viel wärmeren Höhlen zurück, die sie mit dem ersten Regen der Frühlingswärme verließen, um wieder in den einfachen Zelten zu kampieren, deren Gestalt sie an den Höhlenwänden zwischen den Darstellungen der ihre ganze Gedankenwelt beherrschenden Beutetiere zeichneten. Ohne diese Zeltzeichnungen wüßten wir nichts Sicheres von den Wohnstätten des Eiszeitmenschen, als daß er sich eben bei Kälte in die Höhlen zurückzog, wo wir die Überreste seiner Lagerfeuer und den Wegwurf an Tierknochen seiner Mahlzeiten finden.

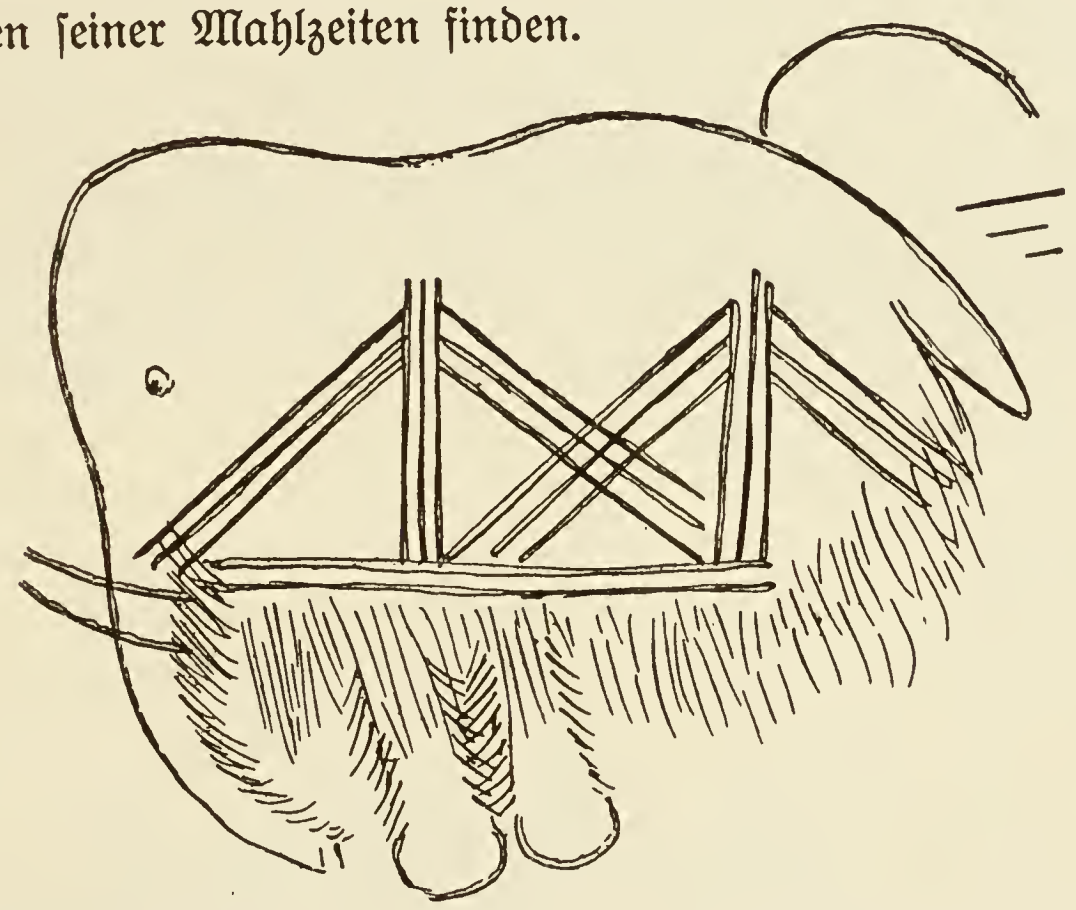
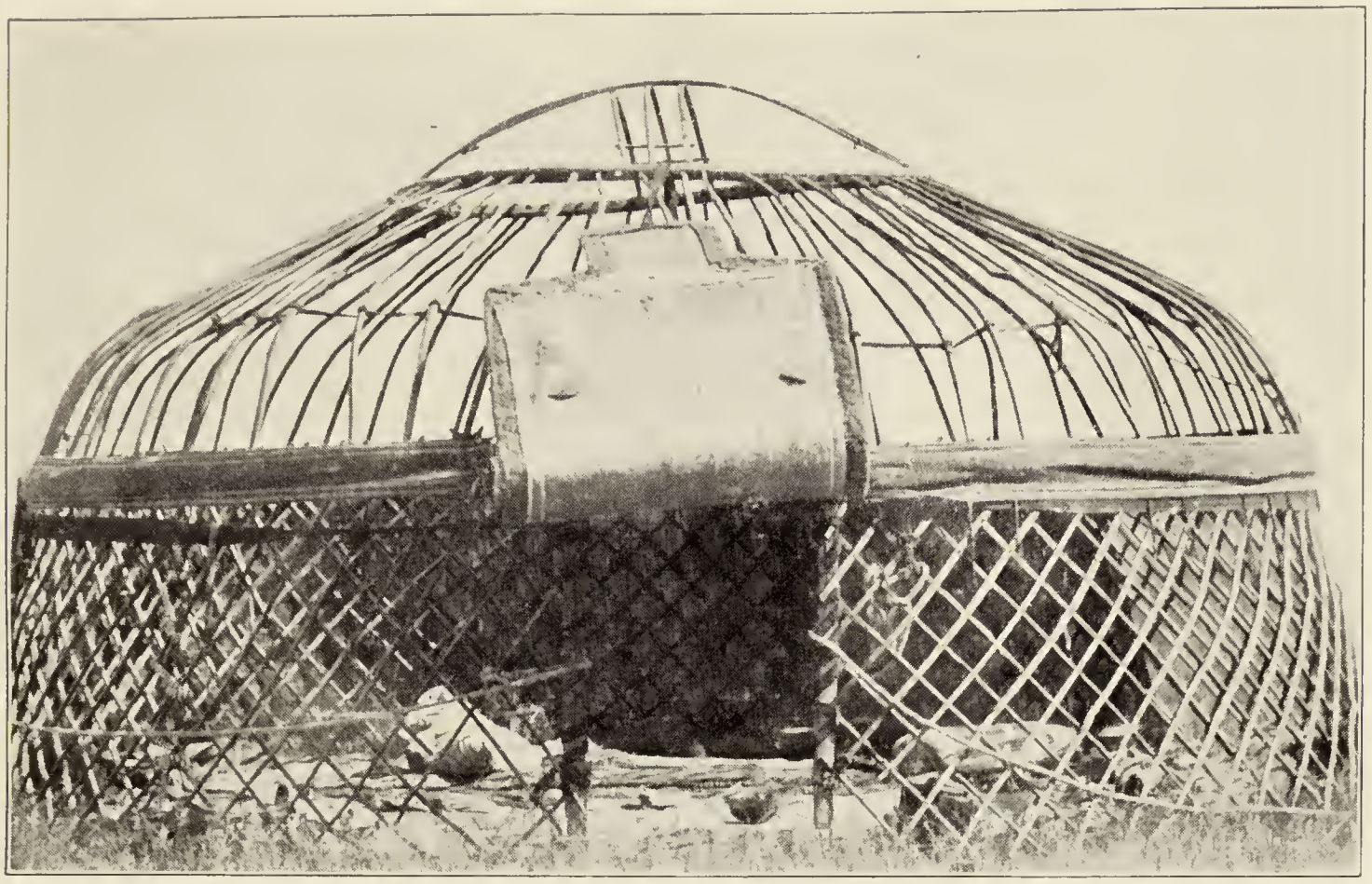


Bild 4. Diluviale Darstellung von zwei Zelten in einer Mammutzeichnung, ebenfalls aus der Höhle von Font-de-Gaume in Südwestfrankreich.

Das primitive Zelt löste mit dem Seßhaftwerden infolge des aufkommenden Hackbaues in neolithischer Zeit die uralte runde (bis ovale) Hütte aus Flechtwerk ab, die anfänglich zum besseren Wärmeschutz noch tief in den Boden eingegraben wurde und sich mit dem Wärmerwerden des Klimas erst frei auf der Erde erhob. Dieses Rundhaus behielten die im nördlichen Mittel- und Nordeuropa heimischen Indogermanen auch späterhin als Behausung für die Toten und als Tempel bei — es sei hier nur an die Tholosgräber der ältesten Griechen, beispielsweise das „Schatzhaus“ des Atreus oder Agamemnon in Mykene, und den runden Vestatempel der Römer erinnert —, als sie selbst bereits zu den in Europa modernen viereckigen Häusern aus Holzbalken vorgeschritten waren. Diese Form ergab sich wiederum wie

beim älteren Pfahlbau aus dem dabei verwendeten Material, indem aus Holzbalken gezimmerte Wände in Gestalt eines Blockhauses nicht anders als viereckig erstellt werden können. So hausten die alten Deutschen in ihren festen, von der umzäunten Hofstatt, der Hofreite, umgebenen viereckigen Holzhäusern von einfachster Einteilung, in welchen auch das Vieh während der Nacht und der kalten Jahreszeit mit dem Menschen die Wohnung teilte. In der Mitte des einzigen Raumes, der als Wohn-, Schlaf- und Arbeitsstätte für alle Hausgenossen mitsamt den aus Kriegsgefangenen dazu gemachtem leibeigenen Gesinde diente, brannte als der wichtigste Bestandteil der Wohnstätte das auf mit Steinen bepflastertem Grunde errichtete Herdfeuer, das die Wohnung erwärmte und zugleich erhellte. Der Rauch zog nicht mehr ausschließlich durch die niedere Türe, sondern schon durch ein Rauchloch seitlich unter dem Giebelvorsprung, das „Windauge“ genannt — im englischen window für Fenster, Öffnung noch erhalten — ab. So überaus einfach wie die Ansprüche der die Herdgemeinschaft bildenden Familie war die ganze Ausstattung dieses Hauses, in welchem man auf einer den Wänden entlanglaufenden Bank auf Tierfellen in der noch vorwiegend aus Pelzen bestehenden, nur zum Baden abgezogenen Kleidung schlief, und zwar der Freie neben dem Sklaven.

Später wurde der schwerfällige Blockbau aus Rundhölzern durch den heute noch angewandten Fachwerkbau abgelöst, in welchem die Lücken des Gerüstes von viereckig zugehauenen Balken mit Steinbrocken und Lehm ausgefüllt wurden. Aber auch dieses Haus wurde noch immer mit einem Dache von Stroh oder Schilf gedeckt, wie wir solche heute noch in entlegenen Landgebieten antreffen. Wer die höchst bescheidene Einrichtung des altdeutschen Hauses kennen lernen will, der braucht nur in ein einfaches Bauernhaus oder in eine Alphütte einzutreten. Besonders im weltentlegenen Gebirge hat sich das Alte bei der in der ganzen Lebensweise und Anschauung höchst konservativen Bevölkerung mit merkwürdiger Zähigkeit erhalten. Alle Bestandteile in einer solchen Alphütte, wie alle Geräte überhaupt, sind fast ausschließlich aus Holz hergestellt, wie dies früher allenthalben der Brauch war. Charakteristischerweise sind alle Bezeichnungen der alten Deutschen, die das ganze Gebäude oder Teile desselben benennen, urdeutsch, so Haus, Halle, Saal, Stube, Wand, Dach, Tür, wie auch Balken, Brett, Zaun, Zimmer usw. Römischen Ursprungs aber sind alle Neuerungen, die durch die Römer in Germanien bekannt wurden, wie Fenster, Erker, Pfahl, Pfosten, Pfeiler, Pforte, Küche, Speicher,



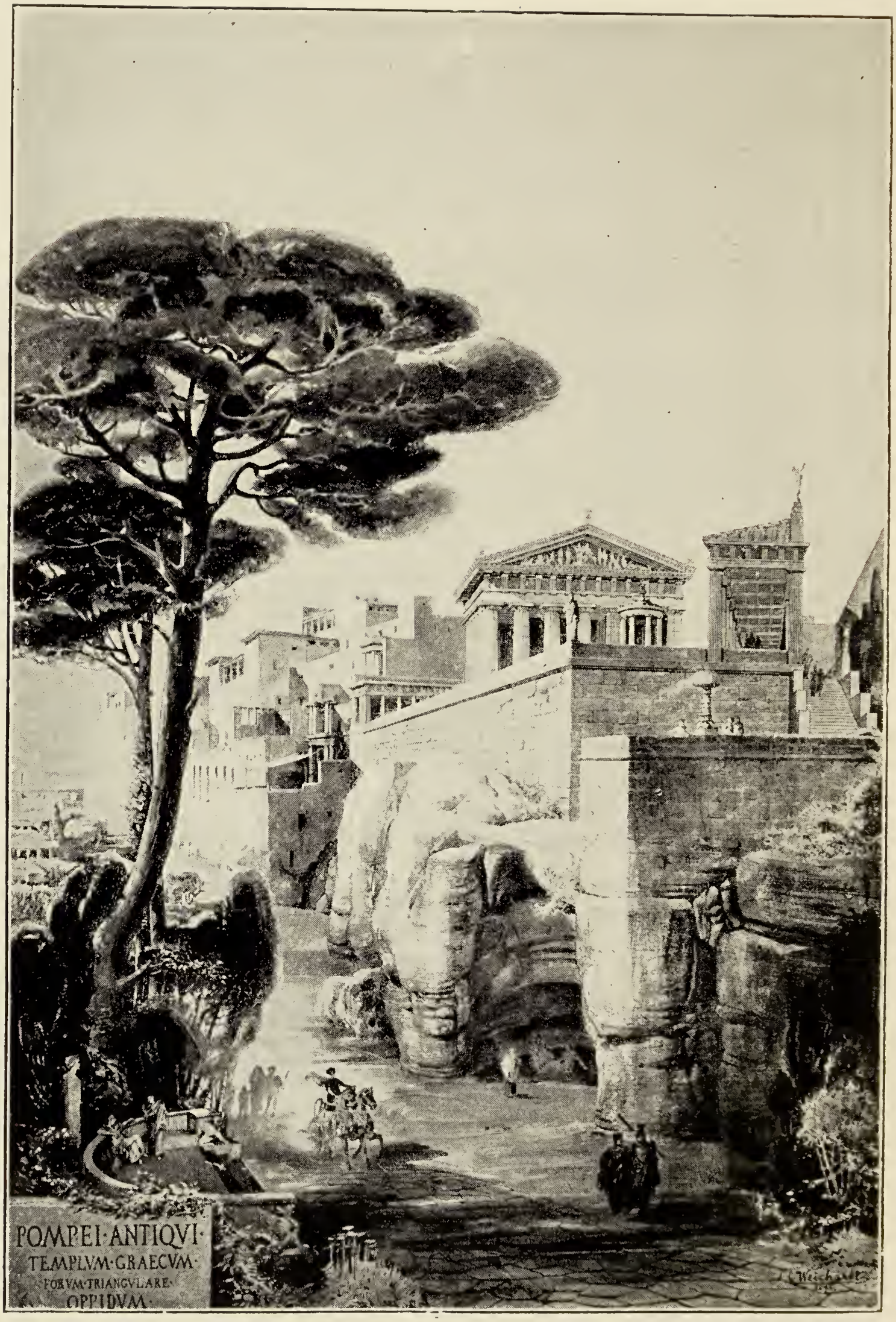
Gerippe eines Kibitke genannten Filzzeltes der Kirgisen mit aufgerollter vorhangartiger Türe.

Hausbau in einem Dorfe der Mẽkubengokra-Kayapó-Indianer am Ribeirão dos Arraias im Flußgebiet des Araguaya in Brasilien.
(Nach einer Aufnahme von Dr. W. Kissenberth.)

Akhal-Turkmenen vor ihrem als Jurte bezeichneten Filzzelt.

Durch Gebüsch verdecktes Wahutudorf in Ruanda, Deutsch-Ostafrika. Auf dem Baume befindet sich ein Bienenkorb.
(Nach einer Photographie von Generaloberarzt Prof. Dr. Steudel.)

Schlafkranke im Schlafkrankenlager von Usambara vor ihren Hütten sitzend.
(Nach einer Photographie von Generaloberarzt Prof. Dr. Steudel.)



Ansicht von der Südseite Pompejis mit dem griechischen Tempel auf dem Forum triangulare. Dahinter Privathäuser.
(Nach „Pompeji vor der Zerstörung" von Karl Weichardt.

Estrich, Söller, Kammer, Keller, Stall, Tisch, Kiste, Schrein, Sack, Korb, Büchse, Schüssel, Becher, Kelch, Bütte, Flasche, Lägel, Kufe, Kessel, Käfig, Kachel, Kunkel, Spiegel, Pfund, Münze, Flegel, Furke oder Gabel usw. Da nun die Römer auch die Kenntnis des reinen Steinbaues in die Länder nördlich der Alpen brachten, ist es kein Wunder, daß alle darauf bezüglichen deutschen Worte römischen Ursprungs sind, wie Kalk, Mörtel, Pflaster, Ziegel, Mauer, Kamin, Straße (von strata sc. via, d. h. eingelegter Weg), Meile, wie später Zelle, Dom, Münster usw.

Noch in der Völkerwanderungszeit war das altdeutsche Haus ein einziger, einheitlicher Raum, ohne innere trennende Wände und ohne wagrechte Decke; denn nach dem Gesetzbuch der salischen Franken mußte sich der Büßende so neben der Tür hinsetzen, daß er das ganze Innere des Hauses bis zum Dach überschauen konnte. Ebenso war nach dem Gesetz der Alemannen die Erbberechtigung des Neugeborenen daran geknüpft, daß er die Augen aufgeschlagen und die vier Wände wie den First des Daches geschaut habe. Wie primitiv und liederlich die Häuser damals noch gebaut waren, beweist die Bestimmung des Gesetzbuchs der salischen Franken, daß, wenn jemand das Haus eines Freien umwarf, er dafür Strafe zu bezahlen habe. Und in der Beowulfsage wird berichtet, daß ein überfallener Held, dem die Haustür versperrt war, kurzerhand sich dadurch rettete, daß er mit gewaltigem Sprunge das Dach abhob und so ins Freie gelangte. Noch zu Ludwigs des Frommen Zeiten dienten sehr bescheidene Reisighütten als Sommeraufenthalt des Hofes; ja, noch im späteren Mittelalter zählt das Haus des Bauern zur „fahrenden Habe“ und häufig wird uns berichtet, wie ganze Dörfer von ihrer Stelle genommen und anderswohin verpflanzt wurden. Das hätte doch nicht sein können, wenn das Holzwerk des Baues nicht auseinandernehmbar gewesen wäre. Ein Steinfundament fehlte noch vollkommen, ebenso die erst später durch römischen Einfluß aufgekommene Unterkellerung. Man setzte das aus Balken gezimmerte Haus ganz einfach auf eine hölzerne Schwelle, so daß der Gote Wulfilas, d. h. Wölfchen, in seiner Bibelübersetzung für „gründen“ das Wort gasulgan, zusammenhängend mit Sülle, Schwelle, gebraucht. Wo der Boden sumpfig war, wurde das Haus auch auf Pfählen frei über dem Boden errichtet. So wird uns beschrieben, wie Kaiser Karl der Große vom Fenster seiner Aachener Pfalz aus den ganzen Hof übersehen und beobachten konnte, wie sich unter den dort auf Pfählen stehenden Gebäuden das Gefolge bei schlechtem Wetter zum Schutz gegen Regen sammelte.

Zur Erwärmung und Beleuchtung des Hauses diente das auf der bloßen Erde brennende offene Feuer; denn Herdfeuer bedeutet das „auf der Erde brennende Feuer“. Daß der Fußboden wie in der Urzeit noch aus dem gewachsenen Boden bestand und nicht gedielt war, beweist die Gesetzesbestimmung der salischen Franken, wonach ein Büßender gehalten war, vom Boden des Hauses eine Handvoll Erde zu nehmen und sich auf das Haupt zu legen. Eine erst später vorgenommene Verbesserung war die Einführung eines festeren Lehmschlages als Fußboden, für dessen Namen flazzi (verwandt mit flach, Fladen) der Hauptraum des Hauses in der Folge den Namen Fleet oder Fleetz erhielt. In ähnlicher Weise ist der weiter südlich auftretende Name dieses Raumes die Deele, von dal niedrig, flach abzuleiten und nicht von einem Dielenbelag des Fußbodens; denn im ganzen Mittelalter war nicht Dielung, sondern Lehmschlag und Plattenbelag die übliche Form desselben. Wir wissen, daß sogar bei Bauten, die auf Pfählen errichtet waren, die also einen Dielenfußboden haben mußten, dieser für die Benutzung mit einem Lehmschlag überdeckt wurde.

Der Hausrat dieser Häuser kann nicht einfach genug gedacht werden. Der Hauptsitz war immer noch die der Wand entlanglaufende Bank, und ein Stuhl kam nur ausnahmsweise als Ehrensitz zur Verwendung. Tische in unserem Sinne gab es ebensowenig; zum Speisen wurden Holzteller vorgesetzt, wie sie uns schon Homer beim Gastmahl der Freier schildert. Man aß immer noch wie in der Urzeit mit den Fingern, und nur für flüssige Speisen, wie Milch und Brei, waren Holzlöffel im Gebrauch, die man nach Beendigung der Mahlzeit sauberschleckte und wieder an ihren Platz am Holzrahmen an der Wand steckte. Zum Aufbewahren der Vorräte und Kleider dienten statt Schränke Tröge von Holz, Truhen genannt. Das Wort Kiste (vom lateinischen cista) bedeutete im Mittelalter einen Kleinodienbehälter. Die Schlafstätte war die Bank oder der blanke Boden, auf dem ein einfaches Lager auf aufgeschüttetem Stroh mit einigen Fellen oder aufgelegten Decken errichtet wurde. Der Ofen war allerdings bekannt, aber es war nur ein topfartiges Gefäß aus gebranntem Ton, zur Aufnahme von glühenden Kohlen für bestimmte Handwerke. Für die Vorräte an Korn baute man Speicher (vom lateinischen spicarium) und für solche von Rüben und dergleichen die Keller (vom lateinischen cellarium), nicht in unserem Sinne als unterirdische Räume, sondern zunächst auch noch als oberirdische Vorratshäuser.

Indem durch römischen Einfluß der Steinbau allmählich eingeführt wurde, begann man das Holzhaus nach und nach auf ein solideres Steinfundament zu setzen, das man als grundfesti bezeichnete. Aber ganz aus Stein gebaute Häuser waren noch lange so selten, daß ein Steinhaus, das sich Bischof Allebrand in Hamburg im Jahre 1036 errichtete, als das einzige seiner Art weit und breit die Eifersucht des Herzogs Bernhard von Holstein in solchem Maße erregte, daß er sich selbst ebenfalls ein solches zu bauen beschloß. Auch in der Bezeichnung der städtischen Häuser unterschied man noch lange im wesentlichen Lehmhäuser (glebeae), d. h. Bauten aus mit Lehm beworfenem Flechtwerk, und Holzhäuser (ligneae). Bei diesem Fortbestehen des Holzbaues treffen wir aber auf verschiedene Vervollkommnungen der Zimmertechnik, indem Zapfen und Dübel, wie auch Nut und Falz angewandt wurden und die Kunst bekannt war, Schindeln auf römische Art aus Holz zu spalten und statt Stroh oder Schilf als Dachdeckung zu verwenden.

Sehr lange war der Bau auch dieser größeren und ansehnlicheren hölzernen Häuser, selbst wenn sie kein Obergeschoß trugen und nur aus einer Halle zu ebener Erde bestanden, höchst unsolid, so daß sich leicht schwere Unfälle ereigneten, namentlich wenn, wie dies oft in den Städten aus Platzmangel selbst in den vornehmsten Gebäuden geschah, die Abtrittgrube unter dem Saal lag. So brachen, als im Jahre 1183 Kaiser Friedrich I. einen Reichstag zu Erfurt abhielt und eine glänzende Versammlung von Fürsten und Herren bei sich sah, plötzlich die Balken, die den Saalboden trugen, und die ganze erlauchte Gesellschaft versank in die unmittelbar unter dem Saal zu ebener Erde gelegene Kloake, wobei acht Fürsten und mehr als hundert Ritter den Tod fanden. Der Kaiser selbst rettete sich nur durch einen Sprung aus dem Fenster.

Durch den Einfluß des höher in der Kultur stehenden Südens wurde dann durch die von dorther bezogenen Arbeiter — so ließ Karl der Große zur Errichtung seiner steinernen Bauten, besonders des Doms in Aachen, darin geübte Arbeiter aus Südfrankreich und der Lombardei kommen, da es im Norden an solchen fehlte — außer dem Steinbau auch die Zweigeschossigkeit der aus Stein errichteten vornehmen Hauptgebäude eingeführt. Über der herkömmlichen Halle wurde der Söller als Schlafraum errichtet. Wie schwierig die Einbürgerung dieser neuen Einrichtung sich gestaltete, ist durch die Nachrichten von häufigem Einsturz solcher ungewohnter zweistöckiger Ge-

bäude ersichtlich. So brach im Jahre 876 ein Söller unter Karl dem Deutschen zusammen, ebenso noch 1045 unter Kaiser Heinrich III. Es fehlte eben jede Sicherheit in der Herstellung und Unterhaltung solcher Gebäude, weil diese kaum anderswo als an Fürstenhöfen errichtet wurden. Ein solcher Geschoßbau verlangte die Herstellung von Treppen und Decken, die man bis dahin nicht gekannt hatte. Es ist für die Übertragung aus der Antike bezeichnend, daß die Decke den Namen himilezza oder gehemelze („Himmel") von der nach der Überlieferung darauf angebrachten Sternverzierung erhielt. Die Treppen wurden unter der Bezeichnung „Stiege" leiterartig von außen angelegt, eine Einrichtung, die sich im Gebrauche hoher Freitreppen in monumentaler Fassung durch das ganze Mittelalter erhielt.

Durch die Anlage des oberen Geschosses wurde es fernerhin nötig, für das untere Geschoß seitliche Lichtöffnungen anzulegen; die Bezeichnung dafür kam mit der ganzen Einrichtung aus dem Süden; so wurde aus dem lateinischen fenestra das deutsche Fenster. Diese hat man sich aber durchaus noch nicht mit Glasscheiben verschlossen zu denken, sondern sie standen offen und wurden bei Nacht und im Winter bei Kälte mit hölzernen Läden geschlossen, die zur Zuführung des nötigsten Lichtes einen kleinen Ausschnitt besaßen, der nur ausnahmsweise mit einem Stück Leinwand oder Schweinsblase durchsichtig gemacht war. Erst im 13. Jahrhundert führte sich die Verglasung der Fenster in den reichen Städten ein, doch wird diese Neuerung als Prunksache bis zum 16. Jahrhundert immer wieder besonders erwähnt, ein Zeichen, daß sie nicht allgemein üblich war. Für diese Einführung haben wir die näheren Daten, daß im Jahre 1296 in Bremen der erste „Fenstermaker" genannt wird, desgleichen ebendort 1299 zwei „Glasmaker" und in Hamburg 1291 der erste Glasmacher „vitrearius" namens Risewite. Auch aus dem 14. Jahrhundert geben uns alte Stadtrechnungen von Basel, Bern und Hildesheim, also aus den verschiedensten Gegenden, den Nachweis, daß man selbst in öffentlichen Gebäuden die Fenster nicht mit Glas, sondern mit feiner Leinwand oder Tierblase verschloß. Noch im Jahre 1501 bemerkt die bernische Glasmacherordnung, daß niemand mehr mit stoffenen Scheiben oder solchen von Tierblase oder Pergament zufrieden sei, sondern solche von Glas begehre. Da die damalige Technik noch keine größeren Scheiben zu liefern vermochte, so begnügte man sich bis ins 17. Jahrhundert hinein mit den „Butzenscheiben", indem die kleinen runden Scheiben — daher der Name — mit Blei gefaßt und so zu größeren Flächen zusammengesetzt wurden.

Nach wie vor brannte auch im mehrräumigen Hause das Herdfeuer im Untergeschoß, und als Vollbürger galt nur, wer seine eigene Feuerstelle besaß; der technische Ausdruck dafür lautet: wer seinen „eigenen Rauch“ hat. Unter dem Rauche des Herdfeuers hatte man nach wie vor noch sehr stark zu leiden. Wie in der Vorzeit war auch damals die ganze Halle, in welcher das Herdfeuer Tag und Nacht brannte, vom Rauche geschwärzt. Da im Stockwerkshause die Dachöffnungen im unteren Stocke fehlten, so mußte der Herd an die Wand gerückt werden und bekam einen Schornstein. Auch dieser wurde als Einführung südlicher Sitte gleichzeitig mit dem Kamin nach Deutschland übertragen. Der Name Schornstein bedeutete zunächst den ausladenden Kragstein des Kaminmantels, und erst allmählich bildete sich die Beziehung auf Rauchfang und Abzugsschlot aus. Die ganze Einrichtung blieb wie die sie bedingende Mehrstöckigkeit der Häuser eine Ausnahme, so daß die Rauchbelästigung sogar in den besseren Häusern, die Nebenräume besaßen, allgemein war. Erst im 15. Jahrhundert wurde die Ableitung des Rauches über das Dach allgemein. Um 1427 schreibt die Ulmer Bauordnung, um 1491 diejenige verschiedener Städte am Mittelrhein vor, daß Schornsteine angelegt werden müssen. Noch 1430 verlangt aber in Brünn die Bauordnung solche Vorkehrung nur von Handwerkern wie Schmieden, Bäckern und dergleichen, die viel mit Feuer zu tun haben. 1453 wird der erste Schornsteinfeger in Bremen als slotman genannt.

In den Steinhäusern waren neben dem Herdfeuer Kamine im Gebrauch; da aber erstere sehr selten waren, waren es auch letztere. Von der Benutzung der alten handwerklichen Öfen zum Erwärmen von Zimmern gibt uns der großartige Plan des Klosters St. Gallen gegen das Jahr 800 die erste Kunde. Sie sind dort nach Art von Backöfen, welche von außen gefeuert werden, in die Holzhäuser eingebaut als Ersatz für die in Holzbauten nicht anzubringenden Kamine. Auch diese zunächst sehr plumpen Öfen führten sich nur sehr allmählich ein; besonders einzelne Gegenden blieben damit lange Zeit im Rückstand. Während im Laufe des 14. Jahrhunderts schon in manchen Gegenden die künstlerische Durchbildung solcher Öfen aus Kacheln begann, wurde beispielsweise in Genf der erste Ofen im Jahre 1415 gesetzt. Bis dahin bestimmte auch bei den Vornehmen und Reichen das rauchende Herdfeuer den Charakter des Hauses und seines Hauptraumes, der hohen schwarzen Diele.

Als ganz neue Zutat kam ebenfalls in karolingischer Zeit die An-

lage von besonderen Abortgebäuden in den Häusern der Vornehmen und Reichen auf. Der Name Feldgang (feltganc), welcher zunächst dafür üblich war, gibt uns gleichzeitig Aufschluß, wie diesem Bedürfnis bis dahin genügt worden war. Diese Abortgebäude wurden meist durch einen bedeckten Gang mit dem Saalbau verbunden; daher der spätere Name „Gang". Diese Anlage hielt sich im mittel- und süddeutschen Bürgerhause bis in die jüngste Zeit und hat in den „Danzkern" der Deutschordensburgen ihre monumentale Durchbildung erfahren.

Fernerhin wurde die Umgebung durch die Anlage eines Gartens bereichert, der aber nicht als Zier-, sondern als Nutzgarten mit Gemüsen und allerlei Heilpflanzen angelegt war. Entsprechend der besseren Lebensführung und der damit zusammenhängenden reicheren inneren Gliederung des Hauses nahm auch die Ausstattung an Mannigfaltigkeit zu. Die Verwendung des Stuhles für gewöhnliche Zwecke wurde neben derjenigen der älteren Bank allgemeiner und der Tisch (vom lateinischen discus, Scheibe) kam mehr und mehr in Aufnahme. Für das Bett blieb immer noch eine Lage von Stroh oder dürrem Laub mit darübergelegten Decken das Üblichste. Dazu fügte sich das Kissen (vom lateinischen cussinum), der Pfühl (vom lateinischen pulvinum) und der Bettüberzug „Zieche" (von theke, dem Überzug der Reliquien) ein, und zum Ausruhen über Tag wurde ein sofaartiges Möbel, das auf Gurten ruhende „Spannbett", allgemeiner. Daneben zeigte sich der erste Vorläufer des Schrankes unter dem Namen scafreiti als eine Art Lattenverschlag zum Aufbewahren von allerlei Hausgerät. Zur Beleuchtung diente nach wie vor der Kienspan, in Tierfett getauchte Wergzöpfe, Karz genannt (daraus bildete sich unsere Bezeichnung Kerze für die feineren Talgkerzen) und das Lichtfaß, ein mit Tierfett gefüllter Topf, der vor dem Anzünden des darin befindlichen Dochtes erwärmt werden mußte. Letzteres Gerät wurde die Ursache vieler Brände dadurch, daß sich der ganze Inhalt des Gefäßes entzündete. Man suchte diese Gefährlichkeit dadurch zu mildern, daß man feinen Sand der Fettmischung beifügte. Die Wachskerzen waren viel zu teuer, als daß einfache Leute sich ihrer hätten bedienen können. Man stiftete sie höchstens in die Kirchen, wo sie zu Ehren Gottes und der Heiligen brannten. Auch das Öl, zunächst Olivenöl, war damals eine Kostbarkeit, die nur für Kirchenzwecke aus dem Süden eingeführt wurde. Erst als man eigene Fettspender anpflanzte und dadurch vom Olivenöl des Südens unabhängig wurde, kam die Ölampel auch im Bürgerhause auf.

So bildeten sich bei unseren Altvordern aus den bescheidensten Anfängen die Ansätze zur behaglicheren Gestaltung des Hausbaues durch Bereicherung des Hausrates und durch eine weitergehende Gliederung der Innenräume aus. Auch in den künstlerisch durchgebildeten Stadthäusern blieb die Mehrräumigkeit fast durchweg auf die oberen Räume beschränkt, während das Erdgeschoß meist auf einen einzigen großen Raum beschränkt war, in welchem der Handwerker vorn seinem Geschäfte und die Hausfrau hinten dem ihrigen oblag.

Durchaus verschieden vom deutschen hat sich das Privathaus des wohlhabenden Griechen und Römers im Altertum entwickelt, das wir nun auch noch etwas näher besprechen möchten. Auch in ihm war der Herd mit dem gehegten Raum darum das Zentrum, um das sich die Einzelräume, die mit der Zeit zum Zweck der bequemeren Lebensführung für notwendig erachtet wurden, herumgruppierten. Schon bei den Mykenäern des zweiten vorchristlichen Jahrtausends trat man durch eine kurze, von zwei Holzsäulen gestützte Vorhalle in das später mégaron genannte Hauptgemach, den „Männersaal“ Homers, der anfänglich nur aus Holz und Lehm hergestellt war und durchaus keinen Schmuck trug. Ein solcher wäre schon aus dem Grunde überflüssig gewesen, da der vom stets auf dem Herde flammenden Feuer hervorgerufene Rauch den ganzen Raum samt den Balken der Decke schwärzte. Für den in der Mitte des mégaron stehenden Herd war kein Rauchabzug da, und so suchte sich der Rauch seinen Abzug durch die Lücken unter dem Dach. Nach dieser Schwärzung heißt der „Männersaal“ bei Homer auch mélathron, d. h. der geschwärzte Raum. Die Schwärze dieses wichtigsten Wohngemachs bildete einen besondern Stolz des Hausherrn; zeigte sich doch darin, wie lange er und seine Vorfahren hier auf eigener Scholle saßen, denn ein neuer Bau kann nicht das gleiche tiefe Schwarz wie ein lange gebrauchter aufweisen. Schlimmer noch als der in ihm vorhandene Qualm würde uns der Zustand des aus Lehm gestampften Fußbodens anmuten, auf dem achtlos weggeworfene Speisereste, vor allem Knochen, umherlagen. Erfahren wir doch aus der Odyssee, daß bei Gelegenheit des Schmauses der Freier im Hause des Odysseus in Ithaka sogar die Felle und Klauen der geschlachteten Tiere im Saale liegen blieben.

An den Hauptbau, das rußige mégaron mit dem Herdfeuer in der Mitte, schlossen sich beim Begüterten noch mancherlei Nebenbauten, wie Wohnungen für die erwachsenen Söhne und Sklaven, dann ein Badezimmer und Vorratsräume. So entwickelte sich aus dem ein-

fachen Wohnhaus der Griechen des heroischen Zeitalters das viel luxuriösere der Griechen der klassischen Zeit. Auch in ihm war der Herd im gemeinsamen Wohnraum, dem mégaron, der Mittelpunkt der Wohnstätte, und um den mit der Zeit geschwärzten Raum gruppierten sich die mancherlei Nebenräume, die der besser Situierte nicht mehr missen mochte. Ganz abgesehen von den reichgegliederten, offenen, d. h. ohne irgend welche Befestigungen daliegenden Königspalästen der hochentwickelten kretischen oder mykenischen Kultur des vorletzten christlichen Jahrtausends, die schon Baderäume und mit einer Wasservorrichtung zum Spülen versehene Klosetts kannte, wohnte das arme Volk damals in einfachen, aus Ruten geflochtenen und mit Lehm verstrichenen Rundhütten mit Strohdächern, die bescheiden genug eingerichtet gewesen sein mögen. Die Hauptsache in ihrem Innern war das Herdfeuer, das noch wie in den homerischen Epen den Mittelpunkt des Hauses bildete. Während in der Folge die Götter das Erbe der mykenischen Herrenburgen antraten, indem aus dem viereckigen Wohnraum mit der Türe an der vorderen Schmalseite als einziger Öffnung und der Herdstelle in der Mitte sich der dorische Tempel entwickelte, lebten auch die wohlhabenden Griechen der klassischen Zeit, als man die prächtigsten Tempel, Theater und öffentlichen Gebäude errichtete, höchst bescheiden und einfach. Das Leben des Bürgers spielte sich in der Öffentlichkeit ab, auf dem Marktplatz und in den Gerichtssälen; das Haus selbst war sehr dürftig und bot nur Unterschlupf gegen Unwetter und Gelegenheit zum Schlafen. Das athenische Bürgerhaus im 5. Jahrhundert v. Chr. hatte den Grundriß vom mykenischen Palastbau übernommen und bestand aus einem hofartigen Vorgemach als Eingang, an das sich der Hauptraum mit dem Herdfeuer und einige Nebenräume darum herum anschlossen. Bekannt sind die Klagen des Demosthenes über die gute alte Zeit, in der nur die Tempel und Staatsgebäude prächtig waren, die Wohnhäuser eines Themistokles, Miltiades, Aristides usw. in keiner Weise sich von den Nachbarhäusern unterschieden. Auf den gleichzeitigen Darstellungen begegnet uns nur das dürftigste Hausgerät, und der Handwerker übte damals, wie noch heute im Süden, sein Gewerbe mehr auf der Straße, als im Hause aus.

Erst um die Wende vom 4. zum 3. Jahrhundert v. Chr. hob eine neue Entwicklung an, die ihre Erklärung hauptsächlich im zunehmenden Wohlstand findet. Das ältere Haus von Priene an der kleinasiatischen Küste zeigt noch dieselben Bestandteile wie der Palast von Tiryns in mykenischer Zeit. Wir treten wie dort zunächst in die ge-

räumige Vorhalle, auf die sich der Hauptraum, das Megaron, mit dem wichtigsten Bestandteil, dem Herd, öffnet. Daneben findet sich ein zweiter Typus, der damals den älteren zu verdrängen begann und uns besonders in Delos entgegentritt. Bei ihm fällt die Vorhalle weg und zieht sich um den ganzen Hof eine Säulenhalle, Peristyl genannt. Wir nennen danach dies den Peristylhof und wissen, daß er um die Wende des 2. Jahrhunderts in der kleinen Provinzialstadt Pompeji mit vielen anderen griechischen Elementen seinen Eingang fand.

War das Haus des 5. Jahrhunderts v. Chr. bescheiden und dürftig, so ist das hellenistische Haus durchaus wohnlich zu nennen. Die vornehmsten Gemächer öffneten sich in ihm mit der Front nach Süden, wie in dem glänzenden pergamenischen Königspalaste und wie noch heute in Griechenland und der Türkei. In Südeuropa steht die Sonne schon so hoch am Himmel, daß die Mittagsstrahlen wirklich fast senkrecht herabfallen. In diesem Verhalten gegen das Sonnenlicht liegt der Hauptunterschied zwischen dem griechischen und dem italienischen Hause. An den sonnigen griechischen Hof schloß sich der Hauptsaal, schattig zurückliegend, durch eine Tür zugänglich und mit vorgelagerter Halle, die im Sommer luftig war und Schatten spendete. Das Innere war mit einem Sockel von Marmorplatten getäfelt oder mit Marmorstuck belegt, über dem ein Bord herumlief, auf dem allerlei Hausgerät, Götterbilder und Terrakottastatuetten ihren Platz hatten. In den Häusern von Delos finden sich auch gemalte Friese, z. B. ein köstlicher Erotenfries, und die Zimmer und Höfe sind mit glänzenden Proben der Mosaikkunst ausgelegt. Die Frauengemächer lagen der zurückgezogenen Lebensweise der Frauen entsprechend im Oberstock, und erst als die Emanzipation der Frau in der Zeit des Hellenismus Ansprüche auch in dieser Richtung geltend machte, verband man zwei gleichartige Häuser zu einem; das eine war dann die Männerwohnung, die Andronitis, das andere dagegen die Frauenwohnung, die Gynaikotis.

Ganz anders gestaltete sich dem griechischen gegenüber das altitalische Haus. Auch es war lediglich ein Innenbau, wie der Tempel ein Außenbau, dazu bestimmt, die Straße oder einen Platz zu schmücken; aber bei ihm bildete der vom Rauche des beständig brennenden Herdfeuers geschwärzte und deshalb Atrium (von ater schwarz) genannte Raum den Hauptraum. Diese „schwarze Stube", die getreue Übersetzung von des Nordländers „Rauchstube", war ein flachgedeckter Raum von Rechteckform ohne irgend welche Fenster, nur mit einer Öffnung zum Abzug des Rauches in der Mitte, durch welche auch

das Tageslicht in den sonst lichtlosen Raum schien. Unter dieser viereckigen Öffnung (impluvium) war ein Raum für das zeitweilig einfließende Regenwasser gelassen, und dahinter im Atrium, der Haustür gerade gegenüber, stand der Herd mit den Bildern der Hausgötter oder Laren in der Nähe und daneben das Ehebett; denn hier herrschten im Gegensatz zu den Griechen, die die Frau vollkommen von der Öffentlichkeit abschlossen, Mann und Frau in *demselben* Saale. Und als dieser Saal mit dem Herdfeuer, als dem wichtigsten Bestandteil, längst zu einem dienenden Teil der Bauanlage degradiert war, wurden in treuer Erinnerung dessen, daß einst das ganze häusliche Leben mit dem Kochen, Schlafen usw. sich hier abgespielt hatte, wenigstens noch am Hochzeitstage an dieser Stelle das Hochzeitsbett (lectus genialis) aufgeschlagen.

Der nächste Weg zur Fortentwicklung dieses den Etruskern entlehnten bäuerlichen altitalischen Hauses mußte nun auch hier, wie überall sonst darauf gerichtet sein, wenigstens für die verheirateten Mitglieder der Familie gesonderte Schlafkammern diesem Raum anzufügen; denn auch nach der Heirat blieben die Söhne in der Familie der Eltern. Hier bedurften diese Sonderfamilien keines neuen und gesonderten Herdes, wohl aber gesonderter Lagerstätten, die man mit der Verfeinerung der Lebensweise nicht mehr inmitten des Gesindes, sondern in besonderen Räumen hinter dem Atrium aufschlug. Diesem ersten Anlaß zur Erweiterung des Hauses durch Nebenräume ließ eine verfeinerte Zeit andere folgen; so fand man das Speisen in einem Raum, in welchem der Herd stand und gekocht wurde, für unangemessen, schuf deshalb besondere Speisezimmer und schob endlich den Herd in eine abseits gelegene Küche. Aber auch in einer späteren Zeit, als das altgeheiligte Atrium des altrömischen Hauses zu einem dienenden Vorsaal ohne irgend welches Herdfeuer und deshalb auch nicht mehr von ihm geschwärzt, herabgesunken war, wußte es seine alte Hoheit zu behaupten, indem nach wie vor die Bilder der Ahnen in ihm standen und die Hausgötter darin verehrt wurden und an Stelle des daraus entfernten rohen Herdes Lampen auf kunstvoll hergestellten hohen Leuchtern brannten. Der offene Raum unter dem rechteckigen, nach innen zu abfallenden Dache, durch den das Regenwasser in das darunterliegende Wasserbecken aus Marmor hinabfloß, wurde mit einer zierlichen und oft kostbaren Decke geschlossen. Diese, in Verbindung mit dem Ornamentschmuck der Wände, bot einen Vorraum, der durchaus nichts mehr als den Namen mit dem rauchgeschwärzten Atrium des altrömischen Hauses gemein hatte.

Mit der verfeinerten Kultur wurde das Haus des reichen Römers an Flächeninhalt verdoppelt, und hinter dem zum Vestibül oder Empfangsraum herabgesunkenen Atrium öffnete sich ein zweiter offener Hof, das längliche Rechteck des Peristyls: ein Stückchen Garten, von schönen, gedeckten Säulengängen eingefaßt, auf die wieder Stuben sich ringsum öffneten, wie einst um das Atrium herum. Das Peristyl war griechischem Vorbild entlehnt, und hier hatte nun die Familie Raum, abgerückt vom Gassenlärm sich auszuleben. Hier lagen nun die Schlafräume, vor allem aber die Speiseräume. Dazu kam noch, ebenfalls den Griechen entlehnt, wie der Name schon andeutet, die Exedra, das ist die Plauderecke, der Unterhaltungsraum, mit festen Bänken.

Dem üppigeren Römer genügte auch das noch nicht. Er dehnte seine Wohnräume noch weiter aus und legte ein doppeltes Atriumhaus vor sein Peristyl, oder auch, wenn man so will, zwei Peristyle hinter sein Atrium, so daß nun aus drei Höfen Licht und Luft ins Haus strömten und ein wundervoll weites Raumgefühl entstand. So konnte die Wohnung des in den Provinzen zu Reichtum gekommenen Vornehmen sich schließlich durch einen ganzen Häuserblock ausdehnen. Sie war zum Palaste geworden; aber auch dann war sie niemals ein Zentralbau, sondern zerfiel in mehrere aneinandergelegte selbständige Komplexe.

Allen diesen antiken Häusern fehlte in der Regel ein Keller, da die Parterreräume kühl genug zur Unterbringung der Vorräte waren. Wo Villen an Bergabhängen stehen, wie beispielsweise in Antium, finden wir allerdings auch mächtige Kellerwölbungen. Eine geniale Nachlässigkeit aber herrschte in der mangelhaften Planierung der Bodenfläche. War das Terrain uneben, so ließ man einen Teil des Parterre ruhig um eine oder mehrere Stufen höher liegen als den andern. Alle Stuben öffneten sich nach dem Hofe. Im Sommer nahm man sogar die Türen ganz heraus, und eben für die warme Jahreszeit war das Wohnen in diesen Häusern sehr angenehm. Aber im Winter fror man in diesen offenen Hallen scheußlich, da jegliche Heizung fehlte und nicht einmal Kamine vorhanden waren; damals schon benutzte man höchstens kleine Pfannen für Holzkohlen, wie sie heute noch der fröstelnde Italiener in der Hand hält. So suchte man sich durch Tragen mehrerer Kleider übereinander und durch Trinken von Wein zu erwärmen.

Mit Holz schmilz aus die Kälte; verbreit' es weit
Hin übers Becken. Hole in reichrem Maß
Vierjähr'gen Wein, o Thaliarchos,
Hol ihn in sabinischen Henkelkrügen, —

singt Horaz, indem er friert. Von Kaiser Augustus wird berichtet, daß er im Winter eine besonders dicke Toga trug, darunter vier Tuniken übereinander, darunter noch ein wollenes Unterhemd, eine wollene Brustbinde und dazu Gamaschen, die bis hoch über das Schienbein gingen. Nur in den Gegenden nördlich der Alpen wurden die Wohnungen ähnlich den Tepidarien oder Heißbadzimmern der römischen Bäder durch sogenannte Hypokauste mit erhitzter Luft, die von unten und von der Seite einströmte, erhitzt. In Italien selbst fehlte den Wohnungen diese Annehmlichkeit, weil sie für gewöhnlich nicht nötig erachtet wurde.

Wunderlieblich muß in der guten Jahreszeit der Blick durch die offenen Hallen mit buntbemalten Wänden und Säulen der römischen Villen gewesen sein. Marmortische und Becken nebst allerlei Statuen schmückten das Gärtchen (viridarium), in welchem man zwischenhinein lustwandelte. Farbenreiche Vorhänge (vela) mit eingewebten Bildern und Arabesken verdeckten die Eingänge der Zimmer, soweit sie nicht verschlossen wurden. Die Haken zur Anbringung der Portieren fanden sich noch an den Wänden der Zimmer Pompejis. Mit den Möbeln war man sparsam, wie heute noch in Italien. Nicht nur die Marmortische im Atrium, auch die Speisetische im Saal oder im Gärtchen pflegte man festzumauern. Auch die Holzschränke standen auf gemauerten Untersätzen, und die Betten waren meist nur Aufmauerungen, auf die man die Matratzen legte, in jedem Schlafgemach eins, aber oft breit genug für zwei Personen. In die Wand eingemauert war gelegentlich auch der Waschtisch, ebenso die Geldkisten im Atrium. Da man beim Speisen lag, war auch die Zahl der hölzernen oder aus Weiden geflochtenen Stühle gewiß nicht groß. Beliebt waren bewegliche Setztische aus Bronze, auf denen das Getränk stand und die man beim Gelage sich neben das Lager stellen ließ. Die schöngeformten Tischuntersätze bewundern wir noch heute in dem Museum von Neapel. Es sind zum Enger- und Weiterstellen eingerichtete Dreifüße; denn die Tischplatten waren auswechselbar und von verschiedener Größe. In meiner Kulturgeschichte der Nutzpflanzen wurde ausführlich gezeigt, welch ungeheurer Luxus von den reichgewordenen Römern in kostbaren Tischplatten getrieben wurde. Bevorzugt wurden die aus dem schöngemaserten Holze der citrus genannten nordafrikanischen Sandarakkypresse aus dem Atlasgebirge, von denen besonders kostbare bis 200 000 Mark kosteten. Seneca, der Erzieher des Kaisers Nero, soll deren 500 besessen haben. Übrigens herrschte in den Formen der

Möbel, die von griechischem Schönheitsgefühl modelliert waren, eine merkwürdige Konstanz, und es gab trotz allem unerhörten Luxus keinen Wechsel der Mode.

Der antike Mensch war Frühaufsteher. Schon vor Tagesanbruch war Kaiser Vespasian an der Arbeit, und Plinius besuchte ihn so früh. Mit der Sonne ging die Haustür auf und das Atrium füllte sich mit Besuchern, die dem Hausherrn ihre Aufwartung machen wollten. Es waren die Klienten oder „Freunde", die wirtschaftlich Schwachen und in Abhängigkeit Geratenen, die täglich, auch beim garstigsten Wetter, in ihrem besten Anzuge vor ihrem Beschützer zu erscheinen hatten. Er empfing sie auf einem Lehnsessel thronend, dessen Form wir als Bischofsstuhl kennen, tauschte Handschlag und Kuß mit den Männern und lud sie wechselweise zu Tische ein; die übrigen konnten sich ihre Beköstigung selbst aus der Küche holen und mitnehmen. In der dritten Stunde des Tages, also etwa um neun Uhr, ging der Hausherr seinen Geschäften nach, denen der Vormittag gewidmet war. Die Sklaven und Sklavinnen besorgten indessen ihre Arbeit unter der Oberaufsicht der Herrin. Um Mittag kehrte der Hausherr zurück, denn dann fand das Hauptfrühstück statt, nach welchem man allgemein ein Mittagsschläfchen abhielt. Während bei uns Gespenster nur nachts erscheinen, erschienen sie bei den Alten auch während der Stille der mittäglichen Siesta. Der übrige Nachmittag diente der Zerstreuung und dem Vergnügen; man ging ins Theater, in den Zirkus oder ins Amphitheater zu den Kampfspielen der Gladiatoren oder den nicht minder beliebten Tierhetzen. Immer war in Rom und in den wichtigeren Provinzialstädten etwas los, das dem müßigen Pöbel zur Unterhaltung dienen sollte. Vor dem Diner um 6 Uhr abends nahm man ein Schwitzbad mit nachfolgender kalter Abwaschung und setzte sich dann mit den nie fehlenden Gästen zu Tisch. Der Eßsaal faßte auf drei Speiselagern mindestens neun Personen. Man lag zu Tische, und für jede Person war ein Sklave zur Bedienung da. Die zu Tische geladenen wohlhabenden Gäste brachten ihre eigenen Sklaven zu ihrer Bedienung mit. Den verarmten Klienten oder „Freunden" war ein besonderer Tisch angewiesen, und das ihnen servierte Essen war gewöhnlich minder gut als dasjenige des Hausherrn, aber sie wurden doch alle satt und hatten an der allgemeinen Unterhaltung teil. Die Frau des Hauses lag nicht mit zu Tische, aß auch nicht in Gegenwart der Männer, sondern sie saß dabei, entfernte sich aber nach dem Essen, wenn das Gelage (symposion) mit den zweideutigen Unterhaltungen, dem Ballett

der losen Tänzerinnen und der Mimik losging. Während des ganzen Essens sorgten die musikalisch ausgebildeten Sklaven für Tafelmusik, andere, gelehrte, für unterhaltende Vorträge, allerlei Spaß und Überraschungen; die armen Klienten aber durften ihre Witze loslassen und in ihrer Weise zu der allgemeinen Unterhaltung beitragen. Das Essen war bei den Reichen mit auserwähltem Geschmack aufs üppigste zubereitet und kostete oft ganze Vermögen, wie die zahlreichen, in den Bänden meiner Kulturgeschichte der Nutzpflanzen und Nutztiere angeführten Beispiele zur Genüge dartun. Entsprachen die üppigen Schmausereien der Elite der Gesellschaft Roms dem ungeheuren in den reichen Provinzen zusammengerafften Reichtum und der durch die Griechen erlangten hohen Kultur, so ist andererseits nicht zu vergessen, daß der Durchschnittsmensch damals ebenso frugal vorzugsweise von vegetarischer Kost lebte, wie es der Südländer heute noch tut. Aber bei den Reichen hielt man sehr viel auf einen guten Koch und eine gute Küche und ließ sich diese ein gutes Stück Geld kosten.

Während des Speisens mit vielen langen Pausen, die mit allerlei Kurzweil ausgefüllt wurden, brach das Dunkel an und man brachte die Leuchtkörper herein. Meist waren es mit Olivenöl gefüllte Tonlampen, wie deren eine Fülle auf uns gekommen sind. Ihr Docht war oben stets offen und qualmte daher leicht, weil kein Glaszylinder die Flamme einfaßte und für lebhaftere Zufuhr von Sauerstoff zum kräftigeren Leuchten sorgte. Zur Steigerung des Lichts konnte man deshalb nicht etwa die Flamme vergrößern, sondern hing viele kleine Lampen an einem gemeinsamen Gestell auf oder hatte auch Lampen zu mehreren Dochten. Im Rathaus zu Tarent gab es einen ausnahmsweise großen Kandelaber von künstlerischer Herstellung, der bis zu 350 Lampen trug. Das war aber eine große Ausnahme und man begnügte sich für gewöhnlich mit einer nach unseren modernen, allerdings sehr verwöhnten Begriffen erbärmlichen Beleuchtung. Wenn Martial behauptet, daß eine einzige Lampe zu 20 Dochten ein festliches Diner (convivium) erhelle, so ersieht man daraus, wie überaus bescheiden die Ansprüche der Alten in betreff der Beleuchtung waren. Und wieviel Ruß und Gestank wird von jenen uns so lächerlich klein erscheinenden Lämpchen ausgegangen sein, in die das Öl immer wieder nachgefüllt werden mußte, wenn sie nicht erlöschen sollten. Zudem mußte an ihnen der Docht immer weiter herausgezogen werden, je mehr er verbrannte; dazu diente eine mit einer Kette an die Lampe befestigte Nadel. Da begreift man, daß der Begriff der Nachtarbeit, das Studieren bei Licht

den Alten als etwas unheimlich Staunenswertes vorkam, und sie beizeiten sich zum Schlafe zurückzogen, dafür aber mit dem Morgengrauen aufstanden, um das Sonnenlicht soviel als möglich auszunutzen.

Millionenfach war die Fabrikation und der Verbrauch der kleinen Tonlämpchen, von denen in den kleinen Thermen Pompejis allein über 1000 gefunden wurden. Welche ungeheure Bedienung setzt das voraus! Wie viele solcher Lämpchen waren nötig, um einmal den gewaltigen Steinring des Kolosseums in seinen verschiedenen Terrassen, wie auch andere öffentliche Gebäude bei den zu festlichen Anlässen beliebten Stadtbeleuchtungen unter Licht zu setzen! Als Cicero die Teilnehmer an der Verschwörung des Catilina hatte ergreifen lassen, wurde zu seinen Ehren die ganze Stadt Rom illuminiert, und der Dichter Claudianus beschreibt um 400 n. Chr., wie bei der Hochzeit des Kaisers Honorius in Mailand nicht nur Fackeln in Reihen aufgestellt, sondern auch unzählige Lampen aufgehängt waren. Natürlich besorgten solches alles die Sklaven. Eine regelmäßige Straßenbeleuchtung, wie sie uns heute ganz selbstverständlich erscheint, kannte das Altertum so wenig als die späteren Zeiten bis zur Einführung von Petroleum, Leuchtgas und elektrischem Licht. Die Römerstädte lagen nachts im Dunkel, und wer ausnahmsweise von einem Gelage spät nach Hause kam, mußte sich von einem Sklaven die Wachsfackel voraustragen lassen, wollte er den Heimweg finden.

Die Wohnung der Antike lag zu ebener Erde, und als Rom groß und der zur Verfügung stehende Raum immer beschränkter wurde, baute man erst notgedrungen mehrstöckige Mietskasernen mit schachtartigen, lichtlosen, engen Treppenkanälen von Holz. Und auch als der wohlhabendere Römer sich zum Aufbau einer Etage bequemen mußte, legte er die Arbeitsräume der Frauen und dienenden Männer dort hinauf in jene zu Altanen hergerichteten Dachflächen und leichtgebauten Zimmer, zu denen man vom Atrium oder von der Küche aus auf schmalen, steilen Holztreppen hinaufgelangte. Bezeichnend für diese primitive Hühnerstiege ist es, daß es im Lateinischen für Treppe und Leiter nur ein Wort gibt. Ihrer Unscheinbarkeit entsprechend versteckte man sie nach Möglichkeit in die Winkel des Hauses.

Das Ideal der Antike blieb stets das Einzelhaus. Ließ sich solches in der Großstadt nicht mehr erreichen, so flüchtete man bereits zu Ausgang der Republik aufs Land hinaus. Bekannt ist die warme Liebe, mit der Horaz an dem ihm von seinem Gönner Maecenas geschenkten sabinischen Landhause hing, und höchst anziehend für uns sind

die von mir in der Geschichte des Ziergartens mitgeteilten feinen Schilderungen, die der jüngere Plinius von seinen beiden Landsitzen, dem tuskischen Landgute am Fuße des Apennins im oberen Tibertal bei Tifernum, und dem laurentinischen an der latinischen Meeresküste gab. Aus jedem seiner Worte, wenn er von seinen geliebten Landsitzen spricht, klingt ein tiefes Verständnis für die Schönheit der landschaftlichen Umgebung, dessen ungerechtfertigten Mangel man dem Altertum nur zu einer Zeit vorwerfen konnte, als man es nur oberflächlich kannte. Was uns an der Anlage dieser Villen, wie auch derjenigen des Hadrian bei Tibur, am Fuße der Berge des heutigen Tivoli, am meisten auffällt, ist der Mangel ihrer Geschlossenheit. Die Gebäude zeigen keine feste Verbindung mit dem sie umgebenden Park, sondern sind regellos darin zerstreut. Dieser Mangel an Orientierung findet seine Erklärung in dem feinen Verständnis für die Schönheit der Lage und deren volle Ausnutzung. In der ländlichen Villa des Diomedes in Pompeji gibt es ein köstliches halbkreisförmiges Schlafzimmer mit drei großen, einst mit Glas versehenen Fenstern. In der Nische gegenüber stand das Bett, von dem aus man in bequemster Lage den Blick in die Ferne schweifen lassen konnte. Es erinnert dies an den Pavillon, den Plinius in seinem Laurentinum schildert, dessen stille Abgeschlossenheit er besonders liebte. Denn auf dem weichen Ruhebette gelagert, hatte er das Meer zu seinen Füßen, zu den Häupten aber die dunkelgefärbten Wälder der Landseite und im Rücken die zahlreichen Nachbarsvillen, die am Strande sich aneinanderreihten.

In diesen Villen der römischen Kaiserzeit wurde noch einmal wach, was im wesentlichen stets das Ideal der Antike war und nur durch Übervölkerung und soziale Ursachen allmählich in den Hintergrund treten mußte: das Streben nach Licht und Luft und freiem Blick, die Abneigung gegen das Treppensteigen und die Scheu, das Innere des Hauses profanen Blicken preiszugeben. In der freien Natur war kein Nachbar zu fürchten, aber in der belebten Stadt vermied man die Aussicht auf die Straße, die bei unsern modernen Wohnungen so viel zu gelten pflegt. Dieser Mangel an Fassadengestaltung weckt in dem modernen Menschen, wenn er die stillen Straßen von Priene und Delos, von Pompeji und Timgad durchwandert, jenes sonderbare Gefühl der Abgestorbenheit, das nicht bloß seinen Grund darin hat, daß das Leben in diesen Ruinen seit bald zwei Jahrtausenden erloschen ist, sondern in der ganzen Bauart liegt.

VIII. Das Feuer.

Mit der Erzeugung von Werkzeugen und Waffen, mit der Bildung einer Sprache, die zum gegenseitigen Austausch der Gedanken und Erfahrungen einlud und später sogar in Bildern aufgezeichnet und so fixiert werden konnte, und mit der Zähmung des Feuers hat der Mensch die drei grundlegenden Schritte getan, die die Kluft zwischen ihm und dem Tier, dem er einst so nahe gestanden, ein für allemal zu einer absolut trennenden machte. Alle Tiere fürchten sich instinktiv vor dem Feuer als einer unheimlichen, gefährlichen Macht; nur der Mensch fürchtet sich nicht mehr davor, seitdem er gelernt hat, die gefräßige Flamme zu bändigen und in seinen Dienst zu stellen. Einst gab es natürlich auch eine Zeit, und zwar eine Zeit von ungeheurer Dauer, während welcher der Mensch sich ebenso wie das Tier vor dem Feuer fürchtete und sich, wenn es vom Blitz in einem dürren Baume oder von einem feurigen Lavaausbruch an organischem Material beliebiger Art entzündet worden war, ängstlich vor ihm zurückzog und nichts mit dieser unberechenbar wütenden Macht zu tun haben wollte. Er brauchte sie ja nicht unbedingt zu seinem Leben; denn er war in einem warmen Klima hervorgegangen und ernährte sich da von Früchten, zarten Schossen und niedrigem Getier aller Art, das er wie jene roh verzehrte. Was hätte er auch unter solchen Umständen mit diesem unheimlichen Gesellen, dem Feuer, beginnen sollen?

Nach den Berichten griechischer und römischer Schriftsteller gab es im Altertum und nach dem Zeugnisse zuverlässiger Reisender bis in die Neuzeit hinein Menschenstämme, die den Gebrauch des Feuers nicht kannten. Zu ihnen gehörten auch die Bewohner einiger entlegenen Südseeinseln, die bei ihrer Entdeckung keinerlei Feuer besaßen, nirgends an ihren Siedelungsplätzen Spuren von Asche oder Kohle erkennen ließen, sich dagegen vor den Funken beim Feuerschlagen und vor der Glut und dem Rauch der Zigarre mehr fürchteten als vor

dem Donner der Kanonen. Andere Stämme waren wohl dazu gelangt, das Feuer in ihren Dienst zu nehmen, aber sie vermochten es nicht zu erzeugen und waren daher darauf angewiesen, es beständig zu unterhalten und, war es ihnen trotz aller darauf verwendeter Sorgfalt ausgegangen, es bei einem Nachbarstamme wieder zu holen.

Jedenfalls erschien allen Völkern auf niedriger Kulturstufe die Erwerbung des Feuers so durchaus unfaßlich für den Menschenverstand, daß man diese Tat nur durch Diebstahl am Besitze der Gottheit erklären zu können glaubte. So kennen alle Völker mehr oder weniger ähnlichlautende Mythen vom Diebstahle des Feuers, das durch schlaue Tiere oder Menschen den mächtigen Göttern entwendet und zu den Menschen gebracht worden sei. Diesen Raub vollzog nach der bekannten griechischen Sage der Titane Prometheus (eigentlich Pyrometheus, d. h. Feuerschöpfer, verwandt mit dem Pramantha genannten Feuerbohrer der arischen Indier, einem Holzstabe, durch dessen quirlende Bewegung zwischen beiden Handflächen die Priesterkaste der Brahmanen bis auf unsere Zeit das heilige Feuer erbohrte), der den den Göttern gestohlenen glimmenden Funken im hohlen Stengel eines dem Schierling verwandten Doldenblütlers, des von den Griechen nárthēx genannten gemeinen Steckenkrautes (Ferula communis) versteckt den Menschen brachte. Zur Strafe dafür sei er auf Befehl des ergrimmten Göttervaters Zeus an den Kaukasus geschmiedet worden, wo ihm Zeus' Vogel, der Adler, die täglich wieder nachwachsende Leber zerfleischt haben soll, bis ihn endlich Herakles befreite und er als Ratgeber der Götter in den Olymp aufgenommen wurde. Übrigens diente der markreiche Stengel der Ferula den Südländern am Mittelmeer nach dem Zeugnisse des Proclus und des Plinius noch vor 2000 Jahren als Zunder zur Aufbewahrung des in seinem Marke fortglimmenden Funkens, genau in derselben Weise wie der schwammige Schaft des Grasbaums, in welchem ihrer Sage nach den Australiern das Feuer von Osten her gebracht worden sein soll, heute noch diesen Menschen in derselben Weise zur Aufbewahrung des glimmenden Funkens auf Wanderungen dient.

Alle diese Mythen wollen nur dartun, daß in früherer Zeit der Glaube allgemein herrschte, daß der Mensch niemals von sich aus daran dachte, sich der göttlichen Flamme zu bemächtigen und sie in seinen Dienst zu zwingen, wenn ihn nicht der Zufall dazu gebracht hätte, indem ein Frevler sich widerrechtlich in deren Besitz setzte und sie dem Menschen mitteilte.

So verhältnismäßig spät sich der Mensch in den Besitz des Feuers setzte, so früh schon mußte er in der Natur dieses merkwürdige Ding kennen gelernt haben, das oft genug seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Vom zuckenden Blitz an einem morschen Urwaldriesen oder den dürren Gräsern der Steppe entzündet, oder auch von einem vulkanischen Ausbruche an verkohltem Holz entfacht, wurde er mit den Eigenschaften des Feuers unfreiwillig bekannt gemacht. Er erfuhr, daß es nicht nur durch seine Glut verzehre, sondern auch wohltätig sein könne, indem es in einer kalten Umgebung erwärmt, das Dunkel der Nacht erhellt und die wilden Tiere, wie auch die Spukgeister der Verstorbenen, die gerade in der Nacht ihre unheilvolle Tätigkeit ausüben, mit seinem grellen Schein besser als alles andere vertreibt. War ein Steppenbrand ausgebrochen, vor dem sich der Mensch, nicht minder erschreckt als die ihn umgebende Tierwelt, zurückzog, weil die grimmig züngelnde Glut auch ihn zu verschlingen drohte, so kehrte er nach dessen Aufhören aus seinem sicheren Schlupfwinkel zurück, um, neugierig, wie er war, die rauchende Brandstätte zu besuchen. Dort fand er viele Tierkadaver verkohlt, aber auch manche nur versengt und leicht angebraten vor. Letztere verzehrte er als willkommene Beute und fand, daß ihm solcher Braten ganz gut mundete. Außerdem machte er die Erfahrung, daß solches Anschmoren die merkwürdige, aber für ihn höchst wertvolle Eigenschaft besaß, Fleisch, das in warmen Klimaten so außerordentlich leicht in Fäulnis übergeht, für viele Tage zu konservieren, so daß er solcherweise behandeltes Fleisch einige Zeit aufbewahren konnte, ohne daß es durch weitergehende Fäulnis für ihn ungenießbar wurde.

Sehr viel später als das Braten hat der Mensch das Kochen mit Feuer kennen gelernt, selbst zu einer Zeit, da er schon längst über einfaches Geschirr, aus Ton am offenen Feuer gebrannt, und nicht nur aus hohlen Kürbissen und andern Behältern natürlichen Ursprungs verfügte. Zuerst hat er das offene Feuer, dann die erhitzte Asche und den glühendheiß gewordenen Stein zum Schmoren des Fleisches, das er konservieren wollte, und zum Rösten seiner dadurch schmackhaft werdenden fleischigen Wurzeln und mehligen Früchte benutzt. Noch heute wird selbst in Europa von Hirten und Zigeunern das Fleisch gelegentlich im offenen Feuer gebraten. Ein besonders wohlschmeckendes Essen bereiten die albanischen und makedonischen Hirten beispielsweise, indem sie Ziegen- oder Lämmermagen mit Fleischstücken, Blut, Fett und Gewürze füllen, das Ganze zubinden und gemächlich über den

glühenden Kohlen des Lagerfeuers hin und her wälzen. Dabei verbrennt der Magen keineswegs und sein Inhalt wird in köstlicher Weise gar. Schon in der Ilias wird solche primitive Art zu braten erwähnt, indem es von Nestor heißt, daß er „seine Gedanken überlegend hin und her wälzte wie den Ziegenmagen über der Glut des Lagerfeuers." Auch das Braten in heißer Asche und mit glühendgemachten Steinen ist vielfach noch gebräuchlich. Später hat der Mensch in mit Feuer erhitzten Erdgruben die Tiere und die nahrhaften Wurzelknollen, die er solcher Behandlung unterziehen wollte, ausgesetzt, um sie gar werden zu lassen. Über diese Stufe waren die Australier, Polynesier und Feuerländer nicht hinausgelangt, als sie mit der europäischen Kultur bekannt wurden. Sie kannten wohl das heiße Wasser insoweit sie vulkanische warme Quellen in ihrem Lande hatten und benutzten dieses, indem sie ihre Beute, meist Fische, hineinlegten, bis sie gar waren; aber daß der Mensch solches erzeugen könne, war ihnen vollkommen unbekannt. Ungescheut griffen sie, wenn der weiße Mann ihnen den Rücken wandte, in dessen Kessel, in welchem Fische oder Fleisch zum Sieden gebracht wurden, um zu ihrem größten Erstaunen die unangenehme Erfahrung zu machen, daß sie sich in diesem über das Feuer gesetzten Wasser gebrannt hatten.

Bevor der Mensch von sich aus zu einem solchen Fortschritt seiner Erkenntnis gelangen konnte, wurde er durch die Beobachtung, daß Wasser, auf heißgewordene Steine geschüttet, verdampft, dazu geführt, Wasser in einem Behälter dadurch zu erhitzen, daß er im Feuer erhitzte Steine hineinwarf. Auch so vermochte er es so stark zu erwärmen, daß er seine Nahrung darin garbringen konnte. Diese Art des Kochens war außer in Ozeanien auch bei manchen nordamerikanischen Indianerstämmen im Gebrauch, so daß die Assiniboin ihren Namen, der „Steinkocher" bedeutet, davon hatten. Erst als der Mensch einigermaßen gutgebranntes irdenes Geschirr zur Verfügung hatte, konnte er daran denken, den Topf mit der zu kochenden Nahrung selbst auf drei Steinen übers Feuer zu stellen und dessen Inhalt auf direktem Wege zu kochen. Auf solchem Umwege erst ist der Mensch von sich aus zur Kunst des direkten Kochens gelangt.

Aber zunächst war es sicher nicht der technische Zweck der Konservierung und Schmackhaftermachung der Speisen, die dem primitiven Menschen, der seine Nahrung roh zu essen gewohnt war, den Besitz des Feuers so wertvoll machte. Viel wichtiger waren für ihn die zuvor genannten Nutzungseigenschaften, nämlich das Spenden von

Wärme zum Schutz gegen Kälte und die Abhaltung der nächtlichen Überfälle von hungrigen Raubtieren, die sich eine Beute aus seiner Mitte holten, und übelwollenden Geistern der Verstorbenen, die er noch am allermeisten fürchtete. Diese Nutzungseigenschaften haben ihn in erster Linie veranlaßt, diese umheimliche Gewalt, die sich ihm im Feuer offenbarte und ihn, wenn er sich ihr aus Unachtsamkeit zu sehr näherte, schwer verletzte und schlimme Wunden verursachte, in seinen Dienst zu stellen und sie Tag und Nacht zu hegen, damit sie nicht erlösche. Mit ihr im Bunde hat er auch in mehr nördlichen Gegenden ausharren und die Schrecken der Eiszeit, die so manche Tiergeschlechter zum Aussterben brachte, überwinden können. So treffen wir bezeichnenderweise die ersten Spuren der Benutzung von Feuer durch den Menschen in Europa zu Beginn der Eiszeit, während aus der warmen Tertiärzeit keine solchen nachweisbar sind auch in Schichten, die unzweifelhafte Spuren von seiner Anwesenheit in Form von benutzten und teilweise zur Schärfung zugeschlagenen Werkzeugen aus Feuerstein aufweisen. Wohl wird er auch damals schon vielfach die Bekanntschaft mit dem Feuer zu machen Gelegenheit gehabt haben, aber er bediente sich desselben noch in keiner Weise, hatte es noch nicht in seinen Dienst genommen.

Wie der Mensch zum ersten Feuer gelangte, läßt sich nicht mehr ausforschen. Er wird es am ehesten durch Hineinstecken irgend eines Stockes, beim Mann am wahrscheinlichsten des kurzen Wurfspeers aus Holz, den er stets mit sich trug, bei der Frau aber des Grabstocks, der sie nie verließ, in einen aus einem Vulkan hervorgeflossenen Lavastrom gewonnen haben. Indem er auf diese Weise seiner angeborenen Neugier frönte, zu erkunden, was diese sonderbare Masse wohl sei, die da aus dem rauch- und dampfspeienden Berge hervorbrach, machte er die für ihn gewiß sehr merkwürdige Entdeckung, daß der Holzstab brannte. Dieses Feuer wird er nun gelegentlich einmal mehr aus Spielerei als aus irgend einem Nutzungszweck weitergehegt und durch Zulegung von dürrem Holz und Laub unterhalten haben. Dabei machte er die Beobachtung, daß er sich an diesem seinen neuen Besitz erwärmen konnte, wenn es ihn nachts fror, und daß er sich die unheimliche Nacht mit ihren Schrecken mildern konnte, indem er die dann besonders zu fürchtenden wilden Tiere und Geister der Abgeschiedenen von seinem Lager abhielt. So wurde das Lagerfeuer zu einem der ersten Merkmale, durch welche sich der Mensch von der übrigen Tierwelt, der er doch entsprungen war, unterschied, und so begreifen wir

auch, daß, wie wir im vorigen Abschnitt sahen, dieses Lagerfeuer zum Zentrum und Kernpunkt seiner Wohnstätte wurde, daß er ebensosehr zu dessen als zu seinem Schutze den Windschirm von abgebrochenen Zweigen und abgelöster Rinde über sich legte und so, von einer Verbesserung seiner Lagerstätte zur andern gelangend, die erste Hütte aus rund um das Lagerfeuer herum in den Boden gesteckten und über sich zusammengefaßten Zweigen mit einer wasserdichten Bedeckung von großen Blättern oder Rinde oder abgerupftem Gras schuf. Aber auch später noch, als er dazu gelangt war, sich eine sehr zweckmäßige und zugleich gemütliche Behausung zu errichten, war das geradezu als heilig betrachtete Herdfeuer immer noch der Inbegriff der Häuslichkeit, um welche die Frau, die es zu unterhalten und zu pflegen hatte, sich mit ihren Kindern aufhielt. So kristallisierte sich um den wärmenden und die Schrecken der Nacht verscheuchenden Herd und die ihn unterhaltende Frau und Mutter die Urfamilie und die Urwohnstätte, zu der der müde und hungrig von der oft genug erfolglos gebliebenen Jagd heimkehrende Mann mit Freuden zurückkehrte, um sich gegen die Kälte der Nacht zu wärmen und eine von der sammelnden Tätigkeit der Frau für ihn aufbewahrte Speise zu verzehren.

Da nun die Frau, die im Gegensatz zum Manne Stetigkeit und Geduld auszeichnen, das mühsame Geschäft der Wartung und Unterhaltung der Herdflamme, wie alle Arbeit überhaupt zu übernehmen hatte, so brachte sie auch von ihren Streifzügen zum Sammeln ihrer vorzugsweise pflanzlichen Nahrung das nötige Brennholz mit, das aus abgestorbenen Zweigen bestand. Und zog die Familie weiter, um neue Sammel- und Jagdgründe aufzusuchen, so nahm sie sorgsam das in einem morschen Stück Holz glimmende Herdfeuer mit sich, es von Zeit zu Zeit durch Umherschwingen zu neuer Glut entfachend. Wo die Familie auf Nahrung stieß, wurde gelagert und vom glimmenden Holz das Feuer durch Hinzufügen von trockenem Gras, Laub oder Reisig aufs neue zur lodernden Flamme entfacht. Dabei lernte sie die leicht brennbaren Pflanzenstoffe kennen und kam zur Erkenntnis, daß getrocknetes Pflanzenmark und dürre Baumschwämme einen besonders guten Zunder abgaben, um darin das Feuer, als Funken weiterglimmend, auf die Wanderung mitzunehmen. So hielt sie sich bald einen Vorrat dieses wertvollen Zunders in ihrer Felltasche, in der sie ihre bescheidene Habe mit sich führte, um stets das kostbare Feuer bewahren zu können.

Hatte einmal ihre Nachlässigkeit oder ein allzustarker Regen das

Feuer zum Erlöschen gebracht, so mußte sie es so lange entbehren, bis sie es von einer gefälligen Nachbarin, mit der sie auf ihrer Wanderung zusammenstieß oder die sie zu diesem Zwecke speziell aufsuchte, wieder mitgeteilt erhielt. Dieses Feuerborgen war die älteste Art von gegenseitigem Verkehr und bahnte den großen Fortschritt an, der aus solchem Austausch von Beziehungen freundschaftlicher Art und schließlich eigentlicher Gastfreundschaft hervorging. So hat das Bedürfnis nach Feuer, sobald sich der Mensch an diesen Luxus gewöhnt hatte und er ihm unentbehrlich geworden war, auch seinerseits den größten Kulturfortschritt angebahnt und gefördert, daß sich nämlich die Menschen fremder Sippen nicht mehr ausschließlich als Feinde ansahen, die man zu vertilgen suchte, so oft sich dazu Gelegenheit bot, sondern man sich schon aus dem Grunde vielfach gegenseitig schonte, weil man sich gelegentlich durch solche und andere Gefälligkeiten nützlich werden konnte.

Diese altgewohnte Sitte des Feuerborgens hat in der Menschheit noch lange nachgewirkt, auch zu einer Zeit, als man schon längst gelernt hatte, das Feuer nach Belieben frisch zu erzeugen. Bei den Australiern und Polynesiern war solches die fast einzige Beziehung freundlicher Art, die die einzelnen, durch Blutrache und zahllose Fehden einander entfremdeten Stämme miteinander unterhielten. So berichten uns die ersten Erforscher dieser Menschheitsstämme, daß von ihnen kein Weib angetroffen wurde, das nicht auf der Wanderung ein glimmendes Stück Holz mit sich trug und diesen seinen fast einzigen Schatz mit größter Sorgfalt bewahrte. Nach der Mitteilung des bekanntesten Entdeckers jener Inselwelt, des berühmten Weltreisenden James Cook, war überall in Polynesien und Australien das erste Zeichen des Wohlwollens und der Freundschaft, daß man einem von dem stets genährten Feuer mitteilte. Als dessen Gefährten Banks und Dr. Solander auf Neuseeland ankerten, wo kein Stamm sich auf die Wanderschaft zu Schiff begab, ohne sorgsam das Feuer mit sich zu nehmen, und bei einer kleineren Familie, die unter freiem Himmel um das Feuer saß, Einkehr hielten, erhielt nicht nur jeder derselben als Beweis ihrer freundlichen Gesinnung gegen sie als Gastgeschenk einen Fisch, sondern auch einen besonderen Feuerbrand, um ihn zuzubereiten.

Wie sich die leider ebenso wie die andern Naturvölker in Berührung mit der europäischen Kultur, der sie nicht gewachsen sind, aussterbenden Maori Neuseelands heute noch dank einer besondern Vorsicht ihrer von Norden her auf jener Insel eingewanderten Ahnen im

Besitze des lieben und heiligen Feuers ihrer alten, unbekannten nördlichen Heimat, dem sagenhaften Hawaiki, glauben, gerade so verknüpfte europäische Völker, an deren Spitze die wanderlustigen alten Griechen und Germanen, noch in geschichtlicher Zeit dasselbe Band mit ihrer Heimat. So oft die Hellenen auszogen, um eine neue Tochteransiedelung zu gründen, nahmen sie in feierlicher Absichtlichkeit vom altehrwürdigen Feuer der Muttergemeinde in die zu gründende neue Heimat mit. War man nun aus irgend welchem Anlaß — und wir werden bald genug solcher besonderer Gründe kennen lernen — gezwungen, neues Feuer zu schaffen, so griff man in solchen Fällen, da die durch altes Herkommen geheiligten Bräuche beobachtet wurden, nicht nach den damals längst gebräuchlichen Geräten zum Feuermachen, sondern bewies durch das Herholen des Feuers oft aus weiter Ferne, daß es die alte Art war, das Feuer nur durch Übertragung zu gewinnen. So sandte bekanntlich die Insel Lemnos alljährlich ein Schiff nach der Mutterstadt auf der Insel Delos, um von da neues Feuer für den Bedarf seiner Bewohner zu holen. Dieses wurde dann wieder ein Jahr anhaltend unterhalten, bis nach Ablauf eines Jahres neues Feuer aus der Mutterstadt beschafft worden war.

Auf die außerordentliche Anhänglichkeit des Menschen alter Zeit an sein Feuer, wie an seine Sitten und Gebräuche überhaupt, weisen viele Züge, von denen hier nur einer angeführt werden soll. Seit es persönliches Eigentum, wie Werkzeuge und Waffen, aber auch Amulettschmuck aller Art gab, hing nicht nur der Lebende, sondern nach allgemeinem Glauben auch der Geist des Toten untrennbar an diesen Dingen. So gab man sie selbstverständlich seinem Leichnam beim Begräbnis mit, und kein Lebender hätte gewagt, diesen seinen unbestrittenen Besitz auch nur anzutasten ohne grimmigste Rache von seiten des auf diese Weise erzürnt gedachten Totengeistes befürchten zu müssen. Wie man ihm deshalb alle seine Effekten in das ähnlich dem irdischen Leben gedachte Leben als Geist mitgab, erhielt er auch sein Feuer mit. Wenn daher der Geist eines Dahingeschiedenen, sei es nach eingetretenem Todesfalle oder nachdem irgend eine Zeit menschlicher Festfreuden ihn herbeigelockt hatte, wieder in Frieden dahingehen und die Lebenden in Ruhe lassen sollte, durfte nach allgemeinem Glauben der Primitiven auch das alte Feuer, an dem er hing, durchaus nicht weiterbrennen, sonst lud man sich seinen Unwillen und damit alles nur erdenkbare Ungemach auf. Dies durfte unter keinen Umständen geschehen. Deshalb verlöschte man besonders bei allen Totenfesten die Herdfeuer, als

eine den Totengeistern geweihte Gabe, um erst, wenn diese versöhnt von dannen geschieden waren, ein neues anzuzünden, und dieses mußte nach altgeheiligter Sitte stets ein herbeigeholtes, entlehntes sein.

Ist uns ein solcher Gedankengang der Vorzeit geläufig geworden, so begreifen wir auch folgende hellenische Sitte, die uns Plutarch in seiner Biographie des Aristeides erzählt, aber schon nicht ohne die durch ihr hohes Alter mißverständlich gewordenen Motive einer leichten Umdeutung zu unterziehen, die seither weiterzeugend, obschon falsch, für die spätere Auffassung maßgebend wurde. Die Griechen hatten unter Führung des Spartaners Pausanias und des Atheners Aristeides 479 v. Chr. in heroischem Ringen mit der persischen Übermacht unter Mardonios, dem Schwiegersohn des Königs Dareios I., die furchtbar blutige Schlacht bei Platää gewonnen. Auch ihre eigenen Verluste waren ganz außerordentlich schwere gewesen und die Geister der im Kampfe Gefallenen schwebten beunruhigend, ängstigend über dem ganzen Lande. So viele Familien einem der Ihrigen nachweinten und in Trauer geraten waren, so viele Herdfeuer und Familien mußten der Beunruhigung durch einen ungesühnten Totengeist entgegensehen. Die Furcht des Urmenschen lastete auch in solchen Fällen noch auf den Gemütern der Hellenen, obschon sie durch die Verbrennung der Toten besser als die Menschen der Vorzeit, die ihre Toten mit ihrer Habe nur in den Boden bestattet hatten, der Böses mit sich bringenden Wiederkehr der Totengeister zu den Lebenden zu steuern wußten. Es ist bekannt, mit welchem Aufwand und mit welcher Sorgfalt sie darangingen, allen Gefallenen jene Sühne zu verschaffen, die den zu Hause Verstorbenen auf dieser Stufe der Kulturentwicklung durch die letzten Ehren zuteil wurde. Waren doch noch sehr viel später die aufgeklärten Athener so scharf gegen ihre Feldherren, daß, wenn ihnen etwa infolge eines Sturmes oder anderer Naturgewalten nachgewiesen werden konnte, daß sie nicht ihr möglichstes taten, um die Toten aus dem tobenden Meere zu fischen, zum Zwecke, sie mit allen Ehren auf dem Lande bestatten zu können, ihnen, selbst wenn sie die größten Siege erfochten hatten und man ihnen schon aus diesem Grunde zu größtem Danke verpflichtet war, kurzerhand der Prozeß gemacht wurde und sie diese ihre schwere Schuld mit dem Tode büßen mußten. Zu dieser Sühne der Geister der Gefallenen gehörte es auch, daß man nach einer Schlacht die Feuer im ganzen Lande löschte. Solches geschah denn auch nach der Schlacht bei Platää. Um das Feuer aber wieder zu ersetzen, mußte es, der Weisung des Apollon von Delphi gemäß, nicht mit dem Feuerbohrer erzeugt, sondern

nach alter Sitte geholt werden; und so eilte der Platäer Euchidas, während sich die griechischen Führer über das Land verteilten, um alle Bewohner zum Löschen ihrer Herdfeuer zu zwingen, so schnell als möglich nach Delphi und von da mit dem dort geholten Feuerbrande unter fast übermenschlicher Anstrengung nach Platää zurück, wo er ihn eben noch übergeben konnte, ehe er zu Tode erschöpft zusammenbrach. Einer jüngeren Zeit mit rationalistischeren Anschauungen lag es natürlich nahe, diese altertümliche Kultveranstaltung der „Verunreinigung des Feuers (in der vom Kriege heimgesuchten Landschaft) durch die Barbaren" zuzuschreiben, wozu der weitausgedehnte Begriff einer „Reinigung" des Landes durch die üblichen Kultmittel Anlaß bieten konnte.

Wie die Australier oder Indianer Amerikas ihre Wanderungen und Jagdzüge nur unter Mitnahme eines Feuerbrandes vom heimatlichen Herde unternahmen, so zog noch in der geschichtlichen Zeit kein Spartanerkönig mit seinem Heere ins Feld, ohne von einem eigenen Feuerträger (pyrphóros) mit glimmendem Feuer begleitet zu sein. Von diesem mußte alles Feuer während des ganzen Feldzugs entnommen werden. Indem man dazu einen Priester wählte, dürfte dieser bei den Kämpfen der Griechen untereinander meist eine Art völkerrechtlicher Anerkennung genossen haben. Nach einer bei Herodot gebrauchten Redensart, durch welche die Perser die völlige Vernichtung der Griechen bezeichnen wollten, indem sie sagten, es solle ihnen „auch nicht ein Feuerträger durch die Flucht entkommen", darf geschlossen werden, daß das Mitnehmen des Feuers bei Heereszügen einst bei den Griechen ebenso selbstverständlich war wie beim Auszuge zur Gründung neuer Kolonien. Dasselbe war auch bei den Persern der Brauch, und es kam bei ihnen zu dem sonst allgemein bei allen Völkern geltenden Motive nur noch ein Besonderes hinzu, wenn diese in der Feuerflamme selbst ihre höchste Gottheit verehrten. Ihr opferte der König vor der Schlacht wie vor allen wichtigen Unternehmungen aus silbernen und goldenen Gefäßen, und die Magier genannten persischen Priester erhielten nach Ammian die Tradition, daß das von ihnen in ewiger Kontinuität erhaltene und bewachte Feuer von dem ursprünglich vom Himmel herabgekommenen gewonnen sei.

Nicht anders als die Griechen und Perser hingen auch die Römer wie alle indogermanischen Stämme an ihrem heimischen Feuer, das sie bei der Vornahme von Wanderzügen stets mit sich nahmen. Wenn im alten Latium bei eintretender Volkskrankheit oder Übervölkerung

dem Schreckensgotte Mars ein Teil der jung herangewachsenen Mannschaft des Jahrgangs als „heiliger Lenz“ (ver sacrum) geweiht wurde, damit er sie führe und ihnen eine neue Heimat und Weiber schenke und sie zu einem neuen selbständigen Staatswesen gedeihen lasse, nahmen sie außer den ihnen von den Zurückbleibenden gespendeten Vorräten und Vieh stets auch das heimatliche Feuer mit. Letzteres ward einigen zu diesem Zwecke mitgenommenen Jungfrauen übergeben, die sich zu Keuschheit beziehungsweise Männerlosigkeit verpflichten mußten, damit sie nicht durch das Bekommen von Kindern an diesem ihrem heiligen Amte der Hütung und Unterhaltung des Feuers verhindert würden. Aus diesen Feuerjungfrauen des wandernden Heerzuges entstanden in der Folge die Priesterinnen der Vesta, der Göttin des Herdfeuers, die das Feuer ihrer Herrin in dem ihr geweihten runden Tempel — im Gegensatz zu den sonst stets viereckigen Gotteshäusern —, jahraus jahrein zu unterhalten und zu bewahren hatten und immer noch, als der ursprüngliche Zweck und Sinn dieser Einrichtung längst hinfällig geworden und vergessen war, das Gelübde unbedingter Keuschheit ablegen mußten. Übertraten sie dasselbe, so hatten sie ihr Leben verwirkt und wurden zum Zweck des Ertränkens in den Tiber gestürzt. Wie die Jugend des heiligen Lenz oder Weihefrühlings am ersten Tage des Monats März als dem Mars geweihten Monat aufbrachen, mit Proviant für drei Monate versehen — so lange konnte im schlimmsten Falle der Zug dauern, da noch in demselben Jahre am neuen Besiedlungsorte mit Hilfe der geraubten Weiber die Hütten gebaut und die Äcker bestellt werden mußten —, so wurde an jenem Tage noch in späterer Zeit bei allen Römern das Herdfeuer zur Sühne der Totengeister der bei jenen Zügen Umgekommenen ausgelöscht und dann von den Vestalinnen mit dem heiligen Reibholz neu entzündet.

Eine merkwürdige Parallele dieser altrömischen Feuerjungfrauen ist die Funktion der Ondangere genannten ältesten Tochter der Hereros, die gleich den römischen Vestalinnen das ewige Feuer in der im Osten gelegenen Haupthütte des Krals, in welchem die Hausfrau haust, dauernd unterhält. Damit entzündet sie allmorgendlich das Opferfeuer auf dem Aschenhaufen, einer Art primitiver Altar, neben dem in jedem Kral als Symbol der daraus hervorgegangenen Ahnen gehegten Omumborombongabaum (Combretum primigenium), der südafrikanischen Eiche. Erlosch einmal das ewige Feuer, an welchem alle andern Feuer der Sippschaft entzündet wurden, so mußte es mit heiligen Hölzern neu gequirlt werden. Stammesdauer und Feuerdauer gelten bei den Hereros als

identisch. Nahm einer von einem fremden Häuptling Feuer, so trat er damit unter dessen Herrschaft und Schutz. So haben in den 1850er und 1860er Jahren viele Hereros das Feuer der Mahereros angenommen und gingen damit in deren Stamm auf.

Gleicherweise wie die Griechen, Römer und alle Völker, die ihr häusliches Feuer heilig hielten, haben auch die Germanenstämme ihr heimatliches Feuer auf die Wanderzüge mitgenommen und es während derselben durch geweihte Jungfrauen treu behüten und bewahren lassen. Noch die Wikinger zogen nie anders als mit dem Feuerbrande auf ihre Raubzüge aus, die den besonderen Zweck der Landgewinnung verfolgten, da das unfruchtbare heimatliche Land nur eine sehr beschränkte Zahl von Bewohnern ernähren konnte. So nahmen die Norweger ihr heimisches Feuer mit, als sie im 9. Jahrhundert auf ihren Schiffen auszogen, um Island zu besiedeln. Bezeichnend ist, daß sie für eine solche Besitzergreifung den Ausdruck gebrauchten, „mit Feuer zu eigen nehmen“ oder „mit Feuer heiligen“. Auch noch in jüngerer Zeit, als die Besitznahme auf gewisse Grenzen beschränkt war, wurde die Raumeinheit bei ihnen danach bestimmt, was ein Mann an einem Tage „mit Feuer umfahren“ könne. Ging einmal den Wikingern, was auf ihren waghalsigen Fahrten oft geschehen mochte, das Feuer aus, so verfiel ihr erster Gedanke nicht auf die künstliche Bereitung, sondern immer noch auf ein Holen desselben, auch wenn solches nicht ohne Gefahr und Schwierigkeiten geschehen konnte. Ein solcher Fall ist der Gegenstand der Grettenssaga. Der Held Gretter, der mit Kaufleuten von Island nach Norwegen gefahren war, wo ihnen in einem Sturme das Feuer ausging, schwamm tollkühn über einen Fjord und riß in der ersten besten Hütte einen Feuerbrand vom Herde und schwamm mit ihm dieselbe Strecke zu den Seinigen zurück.

In ältester Zeit war die Veranlassung, das Feuer des Nachts zum Erwärmen und zur Abwehr böser Geister und wilder Tier bei den ungeschützt im freien Felde Lagernden brennen zu lassen, am stärksten. Im geschlossenen Hause aber war seine Erhaltung gerade nachts eine Last, die die sonst schon mit Arbeit überladene Frau, die schon ihrer Kinder wegen die Nachtruhe öfter als ihr lieb war unterbrechen mußte, gern von sich wälzte. So erfand sie mit der Zeit den Ausweg, die glühende Kohle unter einem Haufen Asche zu verbergen und des Morgens erst wieder zum lodernden Brande anzufachen und zu nähren. Diese Art der Feuererhaltung war nicht nur im Altertum, sondern bis in die Neuzeit hinein bei allen Kulturvölkern allgemein. So war

einst, bevor man bequeme Feuerzünder hatte, das Anblasen der unter der Asche weiterglimmenden Kohle unter Zugabe von leicht entflammbaren Stoffen das erste Tagewerk der Frau, bevor sie sich an das Mahlen des Korns machte, das sie ihrem damals schon aufgehäuften Getreidevorrate entnahm. Aber daneben blühte nach wie vor das Feuerborgen, wenn etwa der glimmende Funke erloschen war. Noch in den letzten Jahrhunderten konnte man in den nordischen Städten wie einst in Athen und Rom frühmorgens die Hausfrauen von Haus zu Haus laufen sehen, bis sie in irgend einem den gesuchten Schatz von Glühkohlen fanden, die sie dann in mitgebrachtem Gefäß heimbrachten, um ihr ausgegangenes Feuer wieder zu entfachen. Dieses Erhalten von Glut unter der Asche war besonders für einsamwohnende Haushaltungen, für die das Feuerborgen sehr schwer hielt, ein Gebot der Vorsicht, wenn man nicht das auch nach der Einführung von Feuerzündern aus Bequemlichkeit gescheute Feuermachen auf sich nehmen wollte. Wie schon Homer in der Odyssee sagt:

Also verbirgt den Brand in grauer Asche der Landmann;
Auf entlegenem Felde, von keinem Nachbar umwohnt,
Hegt er den Samen des Feuers, um nicht in der Ferne zu zünden.

Zur nächtlichen Hegung des Feuers benutzte man auch alte Taustümpfe oder große Holzblöcke von dichtem Gefüge, die man in der Weise auf dem Herde bewahrte, daß man sie abends entzündete und über Nacht mit Asche bedeckt weiterglimmen ließ. In entlegeneren Gegenden Westdeutschlands ist diese Sitte erst im vergangenen Jahrhundert erloschen. Dort führte dieser Herdblock den Namen „Scharholz“. Bei den Nordgermanen mit Einschluß der Engländer hieß er Julblock, weil er am Julfeste zur Zeit der Wintersonnenwende frisch entflammt zu werden pflegte.

Die Schriftsteller des Altertums sind einer Meinung, daß man auch dem Unbekannten, ja sogar dem Stammfremden und Feinde von seinem Feuer mitteilen müsse, wenn er einen darum angehe. In Athen war solches eine von Staats wegen anerkannte Pflicht, und wer selbst solchem Begehren nicht entsprechen konnte, war angehalten, den Suchenden dahin zu geleiten, wo seinem Wunsch entsprochen werden konnte. Allerdings bestand in diesem Kultstaat die Strafe der Feuerverweigerung nur in einer öffentlichen Exsekration, d. h. die Strafe wurde nicht von der Staatsgewalt vollzogen, sondern der Rache der Götter anheimgegeben. Dies spricht auf das deutlichste für das hohe Alter der anerkannten Verpflichtung; denn sie bestand schon, bevor es einen

athenischen Staat mit besonderer Gesetzgebung gab. Als dieser sich bildete, war es nicht mehr notwendig, das geltend zu machen, was längst in jeder Familie, die er in sich aufnahm, unter der Strafsanktion der göttlichen Gewalt stand und als solches doppelt gewissenhaft beobachtet zu werden pflegte. Darum fiel das so aufgenommene Gebot in Athen wie anderswo in das Gebiet des Sittlich-Religiösen, wie wir jetzt zu sagen pflegen.

Noch in später Zeit hieß: jemanden aus der Gemeinschaft seiner Sippe verstoßen und ihn vogelfrei erklären, ihm die „Gemeinschaft von Wasser und Feuer" entziehen. Solche Atimie oder Ehrloserklärung, wie es die alten Griechen bezeichneten, erfuhr im Altertum gar mancher Staatsmann, der dem Volke nicht genehm war. Wir führen dafür ein Beispiel statt vieler an. So schreibt Herodot: „Als Aristodemos nach Sparta zurückgekehrt war, fiel er in Schande und in Atimie; infolge dieses Schimpfes widerfuhr es ihm, daß kein Spartaner ihm Feuer lieh oder mit ihm sprach." Ebenso hielt man es in Rom, wo der Rechtsgelehrte Gajus uns in seinen Institutionen belehrt, daß jemand, dem in Rom auf Grund des Cornelischen Gesetzes „Wasser und Feuer" versagt wurde, damit das römische Bürgerrecht verlor. Auch bei den alten Germanen war für die Ächtung kennzeichnend, daß dem Betreffenden niemand mehr „Feuer leihen und Wasser reichen" durfte.

Wir sehen an allen diesen Gebräuchen und Redensarten, welch ungeheuer wichtige Rolle das Feuerleihen auch in einer Zeit noch spielte, da man bereits mehrere Methoden der Feuerbereitung kannte. Namhafte Forscher haben den Menschen der Urzeit, der zuerst das Feuer selbst erzeugen lehrte, einen zweiten Prometheus genannt, würdig der größten Genies, die die Menschheitsgeschichte kennt und mit Namen nennt. Tatsächlich aber ist diese folgenschwere Entdeckung öfter und durchaus zufällig gemacht worden, so daß wir sie niemals einem einzelnen zuschreiben dürfen. Indem man das älteste Werkzeugmaterial, das Holz, durch Werkzeuge daraus oder aus Feuerstein bearbeitete, beobachtete man gewiß oft genug, daß sich das Holz infolge der Reibung erwärmte und sogar zu glimmen begann, wenn man mit dieser Prozedur lange genug fortfuhr. Drohte einmal das Feuer auszugehen und der betreffende Mensch besaß keinen geeigneten Zunder mehr zu dessen Konservierung, hatte auch keine Gelegenheit, solchen irgendwo in der Nähe zu borgen, so machte er sich notgedrungen mit aller Energie daran, durch gegenseitiges Schaben von weichem, trockenem Holz sich rasch neuen Zunder herzustellen. Mit dem kräftigen Reiben entflammte

sich aber gelegentlich das erzeugte Bohrmehl aus Holz und der Betreffende gewann dann nicht nur den gesuchten Zunder, sondern dieser lieferte in sich selbst auch die Flamme. Er brauchte den glimmenden Funken nur durch Blasen zu entfachen und ihn mit Brennmaterial zu versorgen, und die Flamme brannte lichterloh. So war ganz zufällig die epochemachende Entdeckung der Feuerbereitung gemacht worden, die den Menschen mit der Zeit von der tyrannischen und lästigen Pflicht, stets das Feuer zu erhalten, entband und seine Zeit und Kraft für neue Kulturarbeit freimachte.

Wie die Bearbeitung und speziell das Bohren von Holz mit Holz zur Erzeugung von Bohrmehl als Zunder zur Enfdeckung der Feuerbereitung führte, sind zu diesem Geschäft nur zwei Hölzer nötig, die man aneinander reibt. Solche Reibhölzer waren einst über die ganze Welt verbreitet und fanden mit der Zeit eine Differenzierung nach verschiedenen Richtungen; denn man konnte solches Reiben zweier Hölzer auf die verschiedenste Weise vornehmen. Das einfachste war, ein hartes Holz zwischen den Handflächen quirlend gegen ein als Unterlage dienendes weiches zu reiben; doch können schließlich auch beide aus gleichem Material bestehen. Alle indogermanischen Stämme haben sich einst dieser Art des Feuerzeuges bedient, und zwar bestand der als Bohrer gebrauchte „Feuervater“ gewöhnlich aus dem harten Eschenholz (ask) und die „Feuermutter“, gegen welche gerieben wurde, aus dem weicheren Erlenholz (embla). Danach heißt merkwürdigerweise in der Edda das erste Menschenpaar Ask und Embla. Das durch Reibung wie bei der Zeugung hervorgebrachte Kind war den Ariern Indiens Agni (lateinisch ignis = Feuer), von einer Mutter geboren, heißt es in den Veden, die ihm keine Brustnahrung reichen konnte. Und „das Kind verzehrt bei seiner Geburt die beiden Eltern“. „Ungesäugt wächst es doch heran, sogleich weithin Botschaft tragend“, und wie die heiligen Gesänge über das Feuer weiter lauten.

Bild 5. Altmexikanische Darstellung eines Feuerbohrers in Gestalt einer Tempelskulptur aus Holz.

Der einfache Feuerbohrer fand sich einst wie heute noch in ganz Afrika, Amerika und Australien über die ganze Erde verbreitet. Beim

Bohren senkrecht auf die Unterlage, schmiegt sich der Bohrstab sehr bald in die ausgequirlte Grube hinein. Sobald sich das feine, heiße Bohrmehl entzündet hat und das erste glimmende Fünkchen erscheint, hört man auf zu bohren und bläst unaufhörlich in das Pulverhäufchen hinein, dem man einen gröberen Zunder beigibt. Sobald nun das Pulverhäufchen aufglimmt, steht alsbald auch der gröbere Zunder in Flammen, der nun zum Entzünden von trockenem Holz dient. Um nun möglichst viel des wichtigen Bohrpulvers zu gewinnen, legt der erfahrene Feuermacher, wie Karl Weule in Deutsch-Ostafrika selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, stets ein paar Sandkörnchen in die Bohrgrube. Nach demselben Autor dauert bei geschickter Handhabung des Bohrstabs der Bohrprozeß nur wenige Sekunden, während das Blasen eine Minute und mehr dauert.

Der primitive Feuerbohrer entwickelte sich nun nach verschiedenen Richtungen hin weiter. Zunächst suchte man sich die Drehung des Bohrstabes vermittelst einer um ihn gewickelten Tiersehne oder später einer Schnur zu erleichtern. Bei den ältesten Germanen scheint dazu die zähe Epheuranke genommen worden zu sein; denn das altdeutsche Wort E-pheu bedeutet „zur Feuererzeugung bestimmt“. Aus dieser wichtigen Verwendung erklärt sich leicht die alte Heiligung dieser Pflanze, mit der sich noch bei den Griechen der Gott des Natursegens und Herr der Seelen — weil die Toten ursprünglich in den Boden bestattet wurden — Dionysos, und sein Gefolge bekränzten. Dasselbe stellt übrigens, ebenfalls mit den „Unterirdischen“ zusammenhängend, der von den Römern caduceus genannte Stab des die Seelen in die Unterwelt geleitenden Gottes Merkur (= Hermes der Griechen) dar, und die ihn später umringelnden Schlangen sind noch ganz deutlich als die um ihn geschlungenen Drehschnüre erkennbar.

Die Aufgabe, den gequirlten Bohrstab festzuhalten und ihn nach unten zu drücken, übernahm dabei ein Gehilfe, und zwar drückte er ihn mit Hilfe eines kleinen ausgehöhlten Holzstückes nieder. Doch konnte auch der Feuerreiber selbst solches besorgen, wenn er, wie bei den Eskimos, dieses Holzstück mit den Zähnen gegen die Unterlage drückte. Eine Verbesserung des primitiven Strickbohrers, der einst in Europa und Südasien allgemein verbreitet war und heute noch bei den Eskimos im Gebrauch steht, bedeutet der Bogenbohrer. Wegen des beide Strickenden verknüpfenden Bogens ist nur ein Mann zu seiner Bedienung nötig. Wie früher in Europa und Ägypten ist er heute noch in Nordostasien und Nordamerika verbreitet, während eine

Mit zwei Holzstäbchen Feuer erbohrender Indianer aus Bolivia.

Töpfernde Frauen an der Goldküste Westafrikas.

Feuertanz der brasilianischen Mēkubengokra-Kayapó-Indianer am Arraias bei dem Akrefest.
(Nach einer Aufnahme von Dr. Wilh. Kissenberth.)

weitere Verbesserung, der Pumpenbohrer, im alten Orient und bei den Indianern Nordamerikas gebraucht wurde. Bei ihm erfolgte die Drehung des Bohrstabes nach dem Prinzip der Schraube ohne Ende durch eine oben am Stabe befestigte Schnur, deren freie untere Enden an einem Querstabe befestigt waren. Beim Auf- und Niederführen des letzteren wurde die quirlende Bewegung des Bohrstabes erzielt, indem er sich wie ein Kreisel aufziehen ließ und, sobald er losgelassen war, mit großer und regelmäßiger Geschwindigkeit abschnurrte; auch wurde dann der Bohrer meist mit einem Gewichte, einem durchbohrten Steine, beschwert, um so auch ohne Pressung von oben den nötigen Druck zu erhalten. Dann wurden die verschiedenen Bohrlöcher oft miteinander verbunden oder in einer Rinne angelegt, damit sich das als Zunder dienende feine Holzmehl leichter sammelte.

Aus der Technik der Bearbeitung von Bambus ging die in ganz Indien, Hinterindien und Indonesien bis gegen Australien hin verbreitete Feuersäge hervor, die ebenso wie der Quirlbohrer aus Holz meist in wenigen Minuten den daraufgelegten Zunder zum Rauchen bringt. Eine Modifikation des Feuersägens ist das Verfahren vieler Polynesier und Australier, die ein zugespitztes Stück harten Holzes in der Rinne eines weicheren hin und her führen, bis sich das Holzmehl entzündet. Den Samoanern soll dies schon in 40 Sekunden gelingen. Ein sehr merkwürdiges Feuerzeug ist die bei einem Teile der Dayak Borneos und einigen birmanischen Stämmen verbreitete Feuerpumpe, die in ihrer Konstruktion an die Knallbüchsen unserer Jugend erinnert, nur daß die zusammengepreßte Luft nicht zum Heraustreiben des Pfropfens dient, sondern ganz so, wie im pneumatischen Feuerzeug durch ihre Erwärmung den an das untere Ende des Kolbens befestigten Zunder zum Glimmen bringt. Die Erfindung dieses Instrumentes knüpft an die Technik der Herstellung von Blasrohren, wie sie gerade in Borneo verbreitet sind, an, wobei ja das Herausstoßen des weichen Markes aus einer Holz- oder Bambusstange die Hauptaufgabe ist. Die chemischen Feuerzeuge sind nur den europäischen Naturvölkern bekannt. Dagegen ist das auf die Funkenbildung beim Aufeinanderschlagen von zwei Steinen, wie sie bei der Bearbeitung von Stein mit Stein leicht zu beobachten war, zurückzuführende Schlagfeuerzeug nur bei wenigen Völkern in Süd- und Nordamerika gebräuchlich, weil die Urmenschheit in diesem speziellen Falle an der Zunderfrage scheiterte. Sie vermochte wohl überall den Funken zu erzeugen, verstand ihn aber nur durch Benutzung eines festen und doch leicht ent-

zündbaren Zunders nutzbar zu machen. Zum Feuerschlagen sind nur sehr harte Steine brauchbar; meist werden die verschiedenen Quarzarten, zu denen auch der Feuerstein, der davon seinen Namen erhielt, gehört, sowie der Pyrit als Eisen- oder Schwefelkies bevorzugt. Plinius berichtet uns, daß bei den Römern erst in geschichtlicher Zeit das Funkenschlagen mit Stahl und Stein an Stelle des früher üblichen Holzbohrers trat, der auch bei den Griechen der ältesten Zeit als pýraion eine wichtige Rolle spielte. Aber als auch die neumodische Art der Feuerbereitung mit Stahl und Stein bei den Römern üblich geworden war, mußte „bei Vermeidung göttlichen Zornes nach alter Väterſitte (more majorum)“ nach dem Löschen aller Herdfeuer der Stadt zur Sühne der Totengeister am 1. März das Feuer im Vestatempel durch die Vestalinnen stets nur durch Reiben von Hölzern erzeugt werden. Von dort holten es sich dann die einzelnen Haushaltungen für ihre Herde. Auch bei den Kelten war das Löschen und Erneuern des Feuers aus Kultrücksichten üblich, nur geschah dies zur Zeit der Sommersonnenwende. Wenn auf allen Herden das stets unterhaltene Herdfeuer erloschen war, entzündete es bezirksweise der oberste Priester mit Feuerhölzern und teilte es den einzelnen Haushaltungen mit. Dieses Erzeugen des heiligen Feuers war auch bei vielen andern Völkern eine priesterliche Funktion, so daß die nordamerikanischen Indianer ihre Priester geradezu „Feuermacher“ nannten.

Die katholische Kirche hat im ganzen Gebiet ihrer Ausbreitung das Erbe der Priester und „Feuermacher“ angetreten. So hat sie den altrömischen Jahresanfang am 1. März mit ihrer Osterfeier verbunden und danach die altrömische Zeremonie des Löschens und Erneuerns der Herdfeuer eingerichtet. Der Karsamstag ist ihr spezifisches Totenfest; dann liegt Christus als Toter im Grabe, er, der den Tod aller auf sich nahm und in seinem Tode den Tod aller darstellt. Und mit seinem Tod werden nicht nur die Kirchenglocken nicht mehr geläutet, sondern es erlischt auch an diesem Tage alles alte Feuer auf den Herden, vor allem das zum „ewigen Lichte“ gewordene ewige Herdfeuer in der Kirche. Am Ostermorgen aber erneuert der Priester auf künstliche Weise — durch Stahl und Stein — das Feuer zuerst auf dem Herde der Kirche, indem er in der riesigen Osterkerze ein neues „Scharholz“ in Brand setzt, an dem alle Lichter der Kirche entzündet werden. Die Hausväter der Gemeinde aber, deren Herdfeuer am Karsamstag erlosch, bringen alle ihre Osterkerze, ihr „Scharholz“, zur Kirche, um es am neugewonnenen Feuer zu entzünden. Mit diesem Brande eilen

sie heim und entzünden damit das neue Feuer auf ihrem Herde. Nun sind alle bösen Geister aus dem Hause gebannt, die sich mit einiger Berechtigung an das alte Herdfeuer klammern konnten, und in das Haus ist Segen und Glück eingekehrt.

Diese früher allgemein übliche Osterfeier hat sich in ihrer Reinheit besonders in den äußerst konservativen Alpenländern erhalten, wo noch überall am Karsamstag die Herdfeuer gelöscht werden. Am Ostermorgen aber bringen die Bauern an vielen Orten noch die richtigen „Scharhölzer" in Form von großen Holzscheiten herbei, um sie am neuerzeugten Feuer in der Kirche zu entflammen und, wenn sie angebrannt sind, mit rasender Eile nach Hause zu eilen, um mit ihnen das Herdfeuer anzuzünden. Dieses geweihte und deshalb als besonders zauberkräftig erachtete „Osterscheit" aber wird sorgsam aufgehoben, um es bei Gewittern und andern Gefahren, die dem Menschen und seiner Habe drohen, wieder in alter Art auf den Herd zu legen — das schützt dann nach altem Glauben vor Schaden; denn wir wissen ja, daß ursprünglich die Geister der Abgeschiedenen, denen nicht die nötige Kultpflege zuteil wurde und die sich deshalb rachsüchtig zeigten, Blitzschlag und alles Ungemach und Krankheit über die Menschen brachten. Bannte man sie mit dem heiligen Scharholz, so war solcher Geisterbann wirksamer als das Kreuzschlagen und andere Hilfsmittel, über die die Kirche verfügte. In manchen Gegenden werden auch vom geweihten Scharholz losgelöste angebrannte Späne in die Ecken der Felder gesteckt, damit die bösen Geister, die Mißwachs und anderes Unheil über die Nutzpflanzen des Menschen bringen, daraus gebannt seien und ein fruchtbares Jahr eintrete. Gleicherweise wurden solche zum Gedeihen des Viehs, damit es vor Seuchen bewahrt bleibe, in die Ecken des Stalles gesteckt.

Eine besonders wichtige Rolle spielt heute noch das Entzünden des Osterfeuers in der griechisch-katholischen Kirche, wo es nicht der Priester selbst erzeugt, sondern in geheimnisvoller Weise vom Himmel selbst herabkommen läßt, indem sich unter seinem Zaubergebet eine Kerze des Hochaltars entflammt. Es geschieht dies mit dem ersten Schlage der Mitternacht vor Ostern. In kürzester Zeit erstrahlt dann die Kirche, in der sich die Gläubigen versammelt haben, vom neuen Feuer, an dem die Menge ihre mitgebrachten Kerzen entzündet, um nach Beendigung der Auferstehungsliturgie, in welcher der amtende Priester wiederholt der Gemeinde zujubelt: Christóss wosskréss (Christ ist erstanden) und diese ihm antwortet: Woistinno wosskréss (er ist

in Wahrheit auferstanden) damit nach Hause zu eilen. Mit diesem Rufe und Gegenrufe begrüßt sich dann in ganz Rußland Reich und Arm unter Austausch der wenigstens beim Volke noch üblichen drei Osterküsse. Dieses Osterfest ist das höchste Fest in Rußland, das auch bei Hofe streng gefeiert wird und an welchem die Huld des Zaren seine Gnadenbeweise mit vollen Händen ausstreut. Kehrt der Russe, ob reich oder arm, nachts vom Ostergottesdienst zurück, so findet er daheim den Ostertisch reichlich mit all den Speisen gedeckt, die er während der vorangegangenen, streng eingehaltenen Fastenzeit nicht essen durfte. Da hält er sich für die Entbehrungen der Karwoche schadlos, und den ganzen Ostertag hindurch widerhallt ganz Rußland vom Osterjubel und der Freude an den Ostergeschenken, unter denen vor allem die Ostereier nicht fehlen dürfen.

Während die katholische Kirche das Feuer zur Osterzeit erneuert, hat man einst in Nordwestdeutschland wie bei den Kelten zur Zeit der Sommersonnenwende das „Scharholz" gewechselt, wie sich Montanus ausdrückt. Sonst war bei den Germanen wie bei den Südslawen diese Feuererneuerung zur Zeit der Wintersonnenwende, d. h. zu Weihnachten üblich. Da, am Julfest entbrannte man an dem durch den Priester entflammten heiligen Feuer den Julblock, um das häusliche Herdfeuer an ihm zu erneuern und die dem Wachstum von Nutzpflanzen und Vieh schädlichen Krankheitsdämonen durch die „reinigende Kraft des Feuers" zu bannen. Nach dem reichlichen Opfermahle, wobei mit Met oder gegorenem Honigwasser, später mit einem leichten Gerstenbier auf der Götter „Minne" getrunken wurde, trieb man allerlei Mummenschanz, wobei ebenfalls die Krankheitsgeister vertrieben werden sollten. Einen Schutzzauber sollten auch die im Winter, wenn alle Vegetation sonst erstorben schien, so geheimnisvoll weitergrünende Mistel und die Stechpalme im Hause ausüben; aus der Sitte, die Wohnung am Julfeste in freudiger Erwartung der höhersteigenden Sonne mit grünen Zweigen zu schmücken, ging schließlich unser in herrlichem Lichterglanz erstrahlende Weihnachtsbaum hervor, der zum erstenmal als solcher 1604 in Straßburg erwähnt wird. Uralt und vorchristlich ist aber die Sitte des Geschenkegebens am Julfest. In diesem alten Brauche wirkt der Glaube, daß, wer zu Anfang des Jahres so viel besitzt, daß er reiche Gaben zu spenden vermag, das ganze Jahr hindurch nie Mangel leiden werde, zusammen mit der Vorstellung, daß, wer Geschenke gibt, selbst von der Gottheit beschenkt wird.

Dieses Sonnwendfeuer, das nicht nur in den Privatwohnungen,

sondern auch an erhöhten Orten zur Segnung für das ganze Land am Julfest, neuerdings aber an der Fasnacht (so zu schreiben, da von faseln, d. h. neckend aufziehen, wie es die Maskentänzer ihren Bekannten gegenüber zu tun pflegten, und nicht von fasten herrührend), teilweise auch als Osterfeuer an Ostern, der altdeutschen Frühlingsgöttin Ostara zu Ehren (altgermanisch austrô, verwandt mit dem lateinischen aurora, indisch usrâ und lithauisch auszra die Morgenröte in der Bedeutung: die früherscheinende Sonne am Osthimmel) entflammt wurde, durfte bis in unsere Zeit niemals mit vom Herde geholtem alten Feuer entzündet werden, sondern mußte stets neu mit den Reibhölzern erzeugt werden. Brannte das neuerzeugte Feuer lichterloh, so machten die jungen Burschen runde Holzscheiben als Symbole der Sonne in ihm glühend, um sie, wie dies bei uns in Alemannien heute noch geschieht, zum Reinigen (von den Unholdgeistern) und Segnen (d. h. Fruchtbarkeit verleihen) des Landes unter Hersagen gewisser Sprüche von den Anhöhen, auf denen die Osterfeuer entflammt werden, mit Hilfe eines langen Steckens möglichst weit ins Tal hinabzuschleudern. Je weiter sie ins Land hinaussausten, um so fruchtbarer sollte das Jahr werden. Heute aber, da solcher Fruchtbarkeitszauber nicht mehr in seiner alten Bedeutung erfaßt wird, murmelt der Jüngling, der solches tut, nicht mehr die früher üblichen Zaubersprüche, sondern recht prosaisch den Namen seiner Geliebten, zu deren Wohlergehen er diese uralten glühenden Sonnensymbole ins Land hinaussendet.

Auch das Verbrennen zauberkräftiger Pflanzen in solchen heiligen Opferfeuern war einst bei den alten Deutschen, wie sonst überall auf gleicher Kulturstufe, als ein wirksames Mittel zur Abwehr der schädlichen Krankheitsdämonen üblich. So verbrennt man bis in unsere Tage in den Sennhütten der Alpen die an bestimmten Marien-, das sind Frijatagen gesammelten und deshalb als besonders wirksam geltenden Pflanzen, unter denen Wacholderreiser die erste Rolle spielen. Als besonders wirksam galt aber bei Einbruch aller Epidemien oder sonstiger Heimsuchungen des Volkes das allgemeine Löschen der Herdfeuer im ganzen Lande und das Neuerzeugen des Feuers mit den Reibhölzern, daher die mißverständliche Bezeichnung „Notfeuer", von (h)nod-Feuer, d. h. Reibefeuer, vom altdeutschen hniudan = quirlen, reiben abzuleiten. Dadurch wurde den als Krankheitsdämonen gedachten Geistern der Abgeschiedenen, denen die schuldige Kultpflege vorenthalten wurde und die darob Rache nahmen, die verlangte Genugtuung gegeben, und konnte man auf ein Erlöschen der Seuche oder

des sonstigen Unheils hoffen. Wie durch quirlendes Reiben eines Holzstabes konnte das Notfeuer gelegentlich auch, wie überhaupt die Feuererneuerung am Sonnwendtage, durch schnelles Drehen eines Rades um eine Wagenachse erzeugt werden. Töppen schreibt darüber in seinem Buche: Aberglauben bei den Masuren (Danzig 1867): „Es wird um die Abendzeit alles Feuer im ganzen Dorfe ausgelöscht, darauf ein eichener Pfahl in der Erde befestigt, auf selbigen ein Rad gesteckt und dieses von den Bauernknechten, die einander bei solcher Arbeit ablösen, so lange schnell herumgedreht, bis sich der Pfahl beim langen Reiben entzündet; alsdann nimmt jeder einen Brand mit sich nach Hause. Auf diese Weise wird das Feuer im Dorfe wieder angeschürt."

Von der Erfahrung ausgehend, daß sich die massiv gearbeiteten Räder der Urzeit, die einst weithin durch ihr durchdringendes Quietschen zu hören waren, wenn die germanischen und keltischen Stämme darauf mit Hab und Gut ihre Wanderungen ausführten, um neues, fruchtbareres Land aufzusuchen und in Besitz zu nehmen, bei der starken Reibung sich oft heißliefen, ja sich gelegentlich entzündeten, kam man auf solche neue Art der Feuergewinnung, die für die Erlangung von neuem heiligen Feuer um so passender scheinen mochte, als mit diesem sich drehenden Rade einst überall die Sonne als die Spenderin aller Wärme und allen Lichtes, wie auch allen Lebens und Gedeihens überhaupt symbolisiert wurde. Welche gewaltige Rolle hat nicht einst das heilige Sonnenrad in der Kulturgeschichte der Völker gespielt! Es wurde in den mannigfachsten Variationen dargestellt und bedeutete eins der heiligsten Symbole, das die Menschheit je verehrt hat. Und dies mit vollem Recht; denn welches andere Gestirn verdient höhere Verehrung als gerade dieses, von dem alles Leben und alle Erscheinungen in der Natur überhaupt in des Wortes vollster Bedeutung abhängen! Das fühlten schon die alten Iranier, die in der Sonne den höchsten Geist, die mächtigste Gottheit verehrten und denen auch das mit ihr verwandte Feuer eine heilige Macht war, das sie nicht durch die Verbrennung der Leichen, wie andere Völker taten, verunreinigen mochten. Von diesem altiranischen Sonnen- und Feuerkult hat sich die Feueranbetung der Parsen bis auf den heutigen Tag erhalten. Und wie die Sonne und das Feuer dem Menschen der Urzeit geheimnisvolle und deshalb verehrungswürdige Mächte waren, war es ein heiliger Gottesdienst, Feuer zu erzeugen, und wurde den Priestern, die solches besorgten, besondere Verehrung zuteil. Deshalb hat auch das der Feuererzeugung mit Hölzern entnommene altheilige

Symbol der Sonne und des Feuers, das Sonnen- oder Feuerkreuz, durch die ganze Alte Welt, soweit Indogermanen wohnten, als heiliges Symbol im Kultus und später als dekoratives Motiv in der Ornamentik eine so einzigartig hervorragende Rolle gespielt. Als Hakenkreuz tritt es uns schon auf allerlei Geräten der jüngeren Steinzeit entgegen und war bereits ein höchst beliebtes Ziermotiv, wie zuerst die Ausgrabungsfunde in den neolithischen Schichten von Hissarlik-Troja lehrten. Überall, soweit die Indogermanen vordrangen, und durch die Vermittlung der Phönikier, die es dank dem arischen Einschlag in ihre semitische Rasse von jenen übernahmen und auf ihren kühnen Handelsfahrten im zweiten vorchristlichen Jahrtausend an die Guineaküste in Westafrika und nach Rhodesia in Südostafrika, wo sie Gold holten, brachten, war das Hakenkreuz ein beliebtes heiliges Symbol der lebenspendenden Macht, die im Sonnenlichte und Herdfeuer verehrt und als glückbringend und fruchtbarkeitbefördernd an allen möglichen Gegenständen angebracht wurde. Es besteht aus den kreuzweise übereinandergelegten Feuerhölzern, denen man, um die bei ihrer Anwendung bewirkte Drehung anzudeuten und um sie gleichzeitig als Sonnensymbole zu kennzeichnen an jedem Ende einen Haken beifügte. Je nach der Richtung der Haken unterschied man 卐 oder Svastika = Frühlingssonne als ein allgemein gutes Zeichen und 卍 Sauvastika = Herbstsonne als ein weniger gutes Zeichen. Später wurde es dann ohne magische Nebenbedeutung zu einem oft reizvoll angewandten Wirbelornament, das weder mit der Sonne noch mit dem Feuer besonders in Gestalt des Blitzes als dem himmlischen Feuer das geringste mehr zu tun hatte.

Wie in dieses Feuer- und Sonnensymbol im Laufe der kulturgeschichtlichen Entwicklung unendlich viel hineingeheimnist wurde, das wir heute gar nicht mehr verstehen, so ging es auch mit dem einfachen Reibholz, das an sich schon, weil es dem Priester zur Erzeugung des heiligen Feuers diente, als ein heiliges Gerät betrachtet und danach behandelt wurde. Wie man mit dem „Feuervater" auf die „Feuermutter" reibend das lebendige Feuer erzeugte, so verglich man diese Schöpfung derjenigen des Menschen, bei welcher auch durch Reibung des männlichen Gliedes in der weiblichen Scheide der ebenso geheimnisvolle prometheische Funken der menschlichen Seele hervorgebracht wurde. In diesem Sinne war auch das als Phallus bezeichnete männliche Glied ein heiliges Symbol der Fruchtbarkeit und schöpfe-

rischen Tätigkeit überhaupt, dem man heute noch in Millionen Darstellungen in den Tempeln Shivas, des Repräsentanten der schaffenden Natur, in Indien göttliche Verehrung, Anbetung und tägliche Opfer darbringt. Dort fehlt er, als Lingam bezeichnet, keinem Shivatempel und ist in den meisten derselben in großer Zahl vorhanden und erhält täglich von den Frommen seine Opfer in Form von Butter von der heiligen Kuh und Blumen aller Art. In anderer Weise hat sich der Phallusdienst bei Völkern Westasiens, Ägyptens und der Mittelmeerländer entwickelt. Hier trug man an den Frühlingsfesten und wenn sonst ein Fruchtbarkeitszauber auf das ganze Land ausgeübt werden sollte, ein großes männliches Glied, das sich auf und ab bewegen ließ, unter Absingen ausgelassener phallischer Lieder in feierlicher Prozession mit der Priesterschaft an der Spitze durch die Städte und das Land, das durch solchen Gottesdienst des Segens der Fruchtbarkeit für Pflanzen, Tiere und Menschen teilhaftig werden sollte. Herodot meldet uns besonders aus Ägypten, wie das ganze Land dieses Fest feierte, es dann von Barken auf dem Nil wimmelte und die Städte abends festlich illuminiert waren, indem jede Familie die ihr zur Verfügung stehenden Lämpchen mit Sesamöl vor den Eingang der Häuser hing. Bei dem naiven Standpunkte dieser Menschen nahmen sie ebensowenig Anstoß an dem Herumtragen des mächtigen, auf und ab gezogenen männlichen Gliedes als das alte Kulturvolk der Azteken in Mexiko, das ein ähnliches Fruchtbarkeitsfest zum Gedeihen des Maises als ihrer weitaus wichtigsten Nährfrucht mit Herumtragen eines ebensolchen Phallus in feierlicher Prozession mit Absingen von ebenso lasziven, die Fruchtbarkeit heben sollenden Zauberliedern feierte. Noch heute ist solcher Analogiezauber bei allen Primitiven, so bei Buschmännern und Australiern, sehr beliebt, die, indem sie in ihren Zaubertänzen den Befruchtungsvorgang — das Gebaren brünstiger Tiere — mimisch darstellen, die Natur und ihre Geschöpfe zur Fruchtbarkeit veranlassen, ja zwingen zu können glauben. Von obengenannten höheren, schon im späteren Altertum zum größten Teil erloschenen Fruchtbarkeitskulten hat sich bei Zunahme der Gesittung nichts auf unsere Zeit gerettet als das Füllhorn, das bekannte Symbol der Fruchtbarkeit und des Natursegens, das in der Kunst immer noch Verwendung findet und im Grunde nichts anderes ist als ein durch gewisse Modifikationen unkenntlich gewordener Phallus, das uralte Symbol der Zeugung und Fruchtbarkeit, wie es alle Völker kannten und im gottesdienstlichen Gebrauch hatten.

Einmal in den Stand gesetzt, das Feuer mit dem Feuerbohrer nach Belieben frisch zu erzeugen, war der primitive Mensch einer großen Sorge enthoben. Er machte sich dadurch unabhängig vom Zufall und vom guten Willen fremder Leute, die ihm bis dahin gestattet hatten, sein Feuer bei ihnen zu holen. Er lernte das Feuer nicht nur zum Rösten von Pflanzennahrung oder zum Braten von Fleisch, zuerst in der heißen Asche und dann am Spieße, sondern auch technisch in mancherlei Weise verwerten, so zum Aushöhlen des mit der Axt gefällten Baumstamms zum primitiven Einbaumboot, das besser sein Gleichgewicht behielt als der rohe Stamm, auf den er sich zuerst rittlings zu setzen pflegte, um die Fische und andere Seetiere, die ihm zur Nahrung dienten, in ihrem Element aufzusuchen. Gleicherweise wurde das Feuer bald auch zum Härten und zum Biegen des Holzes verwendet. So wurde das zugespitzte Ende des als Wurfspeer dienenden Steckens — bei den Germanen in der Regel aus dem geraden, harten Eschenholz bestehend — durch Anbrennen am Herdfeuer gehärtet, nachdem man durch zufälliges Zu-nahe-ans-Feuer-geraten eines solchen die Erfahrung gemacht hatte, daß solches zweckmäßig sei. Bei den äußerst konservativen Römern wurde bis weit in die geschichtliche Zeit hinein nach alter Vätersitte ein solcher an der Spitze durch Anbrennen gehärteter Holzspeer als hasta praeusta der männlichen Jugend als Preis der Tapferkeit (vir-tus) verliehen, und auch manche Germanenstämme wehrten sich noch mit so überaus unvollkommenen Waffen gegen die sehr viel wirksameren Wurfspeere mit langer, stählerner Spitze (pilum), die ihnen die Römer entgegenwarfen.

Die Frau als Hüterin und Nährerin des Herdfeuers machte auch ihrerseits mancherlei nützliche Erfahrungen mit diesem ihrem Schützlinge, der ihr die meiste Nahrung durch Rösten schmackhafter und angenehmer, vor allem aber das Fleisch dadurch der Aufbewahrung für die nächsten Tage fähig machte, was für den Armenschen, der einmal im Überfluß und dann wieder längere Zeit in der bittersten Not lebte, von der allergrößten Bedeutung war. Zu diesem Zwecke wurde das zu konservierende Fleisch durch Eingraben in heiße Asche gebraten. Dies geschah mit ganzen, ausgeweideten Tieren, bei denen man, falls sie zu groß zum auf diese Weise durch und durch Garwerden waren, noch durch Einlegen von im Feuer heißgemachten Steinen nachhalf. So bereiten heute noch die Patagonier ganze Guanakos zu, indem sie nicht nur in den Bauch, sondern auch in den gespaltenen Rücken der zu bratenden Tiere glühendgemachte Steine legen und

das Ganze in eine heißgemachte Grube eingraben, bis das Fleisch in seinem eignen Safte gebraten ist. Wie das Fleich wurden aber auch die mehlhaltigen Knollen und Samenkörner in der Asche geröstet. So wurden, wie Linsen, Bohnen und Erbsen, auch die Getreidekörner zubereitet, bevor sie der Mensch in einem Holzmörser oder zwischen Steinen zu Mehl zerkleinern lernte. Erst als man zu Kochtöpfen gelangt war, wurden diese mehlreichen Körner zuerst gemahlen und dann die mit Wasser zu einem Brei angemachte Grütze weichgekocht. Noch heute werden bei den konservativen Slawen, so besonders in Rumänien und Albanien, allerdings nicht wie früher geröstete, sondern gekochte Weizenkörner als Coliva beim Totenkult aus der hohlen Hand gegessen, wie dies bereits in der Vorzeit geschah. Beim Kochen in Töpfen hat dann erst das Feuer der Frau die allergrößten Dienste geleistet, wie dies heute noch in weitgehendstem Maße der Fall ist.

Weiterhin gebrauchte die Frau das Feuer, um daran die Haare des Pelzes zu versengen, bevor sie ihn zur Bereitung von Leder nach Abbeißen und Verschlingen des Unterhautfettes und -zellgewebes zwischen den Zähnen weichkaute, um ihn dadurch geschmeidig zu machen. Später, von der jüngeren Steinzeit an, diente ihr das Feuer zur Herstellung der mancherlei Töpferwaren, eine Beschäftigung, die ausschließlich in ihr Ressort fiel. Beim Verdichten der geflochtenen Hüttenwände mit Lehm hatte sie gelernt, mit diesem Stoffe umzugehen, und so lag es nahe, daß sie einmal versuchte, die schon längst aufs feinste aus Binsen oder Baumbast geflochtenen Körbchen und Taschen dadurch zu verdichten, daß sie dieselben innen mit Lehm bestrich. Kam nun einmal ein solcher Gegenstand durch Unachtsamkeit dem Feuer zu nahe und verbrannte, so machte sie die Erfahrung, daß die innere Lehmhülle durch einen solchen Unfall so hart gebrannt war, daß sie die Form der verbrannten Tasche beibehielt. War sie dick hergestellt und lange genug im Feuer gewesen, so ließ sie sich sogar als solche noch verwenden. Da wird die Frau unausbleiblich einmal versucht haben, eine solche geflochtene Tasche recht dick innen mit Lehm zu verschmieren, und dann das Ganze absichtlich in ein kräftig loderndes Feuer gestellt haben, um ein recht hartgebranntes Gefäß zu erhalten, und so war die Töpferei erfunden. Daß diese zuerst von Frauen gemachte Entdeckung auf solche Weise verlief, beweist der Umstand, daß noch sehr viel später, als die Gefäße ohne Zuhilfenahme solcher Geflechte hergestellt wurden, die Nachahmung derselben als äußere Zier sehr beliebt war. Ohne einen solchen Weg anzunehmen, wäre eine solche Ornamentik ganz un-

verständlich. Weil aber die Frau einst auf dem Umwege durch die geflochtene und dann innen mit Lehm ausgestrichene Tasche zum primär aus Lehm geformten Behälter kam, hat sie wenigstens noch in der Verzierung andeuten wollen, daß ein solches Gefäß mit Hilfe eines Flechtwerks wie einst hergestellt worden sei.

Die Töpferei blieb auch in der Folge stets eine der wichtigsten

Bild 6—8. Scherben von dickwandigem, grobem Tongeschirr aus schweizerischen Pfahlbauten, welche die Entstehung einer undulierenden Leiste aus nebeneinandergesetzten Fingerabdrücken verdeutlichen sollen. (Baseler Museum $^1/_2$ natürl. Größe.)

Beschäftigungen der Frau, der sie sich, wie die späteren schönen Formen und Verzierungen zeigen, mit größter Liebe hingab. Daß Frauen die Schöpferinnen der ältesten auf uns gekommenen Gefäße sind, sieht man schon aus den feinen Abdrücken von Fingerspitzen, die sie teils unfreiwillig beispielsweise am Boden eines Gefäßes, beim Wegnehmen vor dem Brennen, als die Masse noch weich war, hinterließen, teils, wie dies besonders zur älteren Pfahlbauzeit sehr beliebt war, absichtlich als Ornament in einfacher oder alternierender Reihe in Form einer

undulierenden Leiste anbrachten. Ganz abgesehen davon, daß feine Frauenhände für solche delikate Arbeit viel geeigneter waren als plumpe Männerhände, war auch nur die Frau mit der nötigen Ausdauer und Geduld begabt, solche Kunst auszuüben. Sie sammelte den Lehm, den sie schon für das Verdichten der aus Flechtwerk hergestellten Hüttenwände benötigte, reinigte ihn von allen Steinchen und anderen Verunreinigungen, vermischte ihn zum leichteren Durch-und-durch-Brennen mit etwas Quarzsand und machte aus der gehörig durchgekneteten Masse entweder einen Klumpen, aus dem sie die gewünschte Hohlform durch Aushöhlen formte, oder, was noch zweckmäßiger war, sie baute die Hohlform direkt auf, indem sie wie das Weibchen der Töpferwespe beim Bau ihrer napfartigen Nestzellen Tonschicht zu Tonschicht fügte. Am einfachsten tat sie dies in der Weise, daß sie durch Rollen auf einer ebenen Unterlage längliche Würste aus Ton verfertigte, die sie auf einem Bodenteil in Ringen übereinanderlegte und schließlich mit den beiden Handfläche innen und außen zusammendrückte, so daß ein Ganzes daraus entstand. Das so geformte Gefäß ließ sie zunächst am Schatten und dann an der Sonne gehörig austrocknen und brachte es dann in ein möglichst stark angefachtes, offenes Feuer, in welchem sie es hartbrannte.

Diese allgemeine Technik wird natürlich lokal von den Frauen abgeändert; oft legt man nur wenige, dafür sehr lange Tonrollen spiralig aufeinander. So ist es beispielsweise bei den Frauen der Karaiben und Arowaken der Kleinen Antillen der Fall, die, am Boden kauernd, mit beiden Händen auf einer Matte oder dem breiten Schlagteil eines Ruders lange, möglichst gleichmäßige Tonrollen walzen, diese in Spiralen übereinanderlegen und innen und außen mit den Fingern zusammendrücken, so daß aus dem weichen Ton eine einheitliche Wandung entsteht, die mit einem Holzbrettchen oder Geschirrscherben geglättet und zuletzt mit einem Kiesel glänzend gerieben wird. Das im Rohen fertige Gefäß wird drei bis vier Tage lang in einem sicheren Winkel des warmen Hauses und dann noch drei Tage an der Sonne getrocknet. Dann wird es in der Weise gebrannt, daß man es in einer flachen Grube mit der Öffnung nach unten auf drei hölzerne Herdfüße oder einige Steine setzt und mit leichten Holzscheiten kegelförmig umstellt, so daß der Rauch leicht nach oben entweichen kann. Darüber wird eine dicke Schicht trockener Rindenstücke gelegt. Das Feuer, das von innen entzündet wird, bleibt dadurch nach innen gerichtet und entwickelt eine gewaltige Hitze. Während des Brennens wirft die Frau mehrere Hände

voll Asche über die Flammen. Ist alles, das Holz und die darübergelegte Rinde, abgebrannt, so ist das Gefäß fertig und wird nach dem Erkalten herausgenommen.

Die ältesten Gefäße waren natürlich ohne alle Verzierungen gebildet. Erst als die Lebenshaltung eine bessere wurde und die Freude an schönem Gerät den Ehrgeiz in der Frau erweckte, nicht nur zierlich geformte, sondern auch hübsch mit allerlei Ornamenten geschmückte Gefäße zu bilden, nahm die Keramik einen Anlauf zur Bildung von Kunstwerken, wobei bald eine jede ihre Nachbarin darin zu übertrumpfen bestrebt war. So war ein unbeschränktes Feld zur künstlerischen Betätigung der Frau offen, das sie denn auch weidlich bearbeitete. Hauptsächlich an der Form der Gefäße und an den daran angebrachten Ornamenten können wir die Wanderungen der verschiedenen Stämme Mitteleuropas zur jüngeren Steinzeit in einer Weise heute schon erkennen, wie solches ohne die meist in Gräbern gefundenen, seltener an ehemaligen Wohnstätten ausgegrabenen Töpferwaren durchaus nicht festgestellt werden könnte. Wer sich näher für diese Frage interessiert, sei auf mein eben in dritter, stark vermehrter Auflage erschienenes Buch „Der Mensch zur Eiszeit und dessen Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit“ hingewiesen. Er wird dort sehr viel Anregung in betreff der ganzen Entwicklung der Töpferkunst und deren Einfluß auf die menschliche Kultur überhaupt finden. Es genüge hier zu bemerken, daß erst zur Bronzezeit die von einem findigen Weibe erfundene Töpferscheibe als eine wesentliche Erleichterung für die Herstellung gleichmäßig gewölbter Töpferware in Aufnahme kam und dann auch dem Manne gestattete, sich in besonderer Weise an dieser sonst von jeher der Frau reservierten Kunstbetätigung zu beteiligen. Er übernahm die Herstellung besonders großer Stücke, die als Vorratskrüge bis zu Mannshöhe uns überall in den bronzezeitlichen Niederlassungen in den Mittelmeergegenden entgegentreten. Noch in den homerischen Epen sind sie als Pithoi häufig erwähnt und spielten eine große Rolle bei der Verproviantierung der festen Plätze.

Nach der Herstellung hartgebrannter Töpfe und Schüsseln war es nur eine Frage der Zeit, daß zum Braten in der heißen Asche oder am offenen Feuer vermittelst eines Stäbchens, an welchem man das betreffende Stück Fleisch oder Fisch angespießt schräg über die Flamme hielt, und zum Dünsten allerlei tierischer und pflanzlicher Speise sauber in große Blätter gewickelt in einem Erdloch, das zuvor durch ein darin entzündetes Feuer erhitzt worden war, wie es besonders in

Polynesien beliebt war, auch noch das Kochen von Speise hinzutrat. So sehen wir außer den ältesten Bechern und Krügen mit Standboden den fußlosen Kochtopf schon in frühneolithischer Zeit im Gebrauche. Diese unten geschweiften Gefäße haben nicht die aus Binsen oder Baumbast geflochtene Tasche zum Vorbild, sondern die getrocknete, halbierte Kürbisschale, die neben dem Rückenpanzer der Schildkröte als einer der ältesten natürlichen Behälter sehr früh in Gebrauch genommen wurde. Und als die Töpferei mit Hilfe der mit Lehm ausgestrichenen und dadurch verdichteten geflochtenen Körbchen und Taschen erstarkt war, wurden von den fleißigen Frauen der Neolithiker bald auch diese Kürbisschalen in Ton nachgeahmt. Besonders war dies bei den Stämmen Mitteleuropas der Fall, die aus den Mittelmeergegenden kamen, wo diese wärmeliebende Pflanze noch gedieh und ihnen als Vorbild zur Verfügung stand. Da solchen Töpfen der Standfuß fehlte, so setzte man sie gern auf einen Ring aus gebranntem Ton, soweit sie nach unten zu spitz waren, wie dies gerade bei den ältesten Pfahlbauern Süddeutschlands als Geschirr von sogenanntem Michelsbergertypus sehr beliebt war. Um solche Gefäße zum Kochen von allerlei Speise, vornehmlich von Brei aus Getreidemehl als der gewöhnlichsten Nahrung der Hackbauern jener Zeit, aufs Feuer zu stellen, genügten drei Steine, und erst sehr spät kam für solche ein Untersatz aus gebranntem Ton hinzu. In solchen Töpfen konnte nun Wasser auch ohne Zuhilfenahme von hineingeworfenen heißen Steinen erhitzt werden und vermochte man außer Mehlbrei auch Fleisch zu sieden. Solches Siedefleisch scheint dann sehr beliebt geworden zu sein, da es den wichtigsten Bestandteil des Opfermahles der alten Deutschen neben dem als Getränk dienenden Met oder Gerstenbier bildete. Und mit dem Einsetzen dieser höheren Kochkunst wandte die Frau auch erhöhtes Interesse dem Gemüsebau zu, der jetzt erst neben dem Anbau von Getreide und Flachs, dessen Samen ebenfalls gern gegessen wurden, von Wichtigkeit wurde. Aber erst zur Bronzezeit kam eine größere Auswahl von Gemüsen nach Mitteleuropa und wurde damit eine größere Abwechslung in der Kost erreicht. Auch in der Folge hat die Frau die ganze Kochkunst von sich aus entwickelt, und erst sehr spät hat bei den zu höchster Blüte emporgestiegenen Kulturvölkern der

Bild 9.
Tongefäß der Pfahlbauzeit von Michelsbergertypus.

Mann als Koch sich in dieses ureigenste Departement der Frau hineingemischt.

Außer zum Aushöhlen von Kähnen durch Brand, zum Biegen von Holz zu Geräten aller Art und Härten von Speerspitzen usw. hat dann der Mann erst mit dem Aufkommen von Metallen als Herstellungsmaterial für Werkzeuge und Waffen die Hilfe des Feuers in weitergehender Weise in Anspruch genommen. Das war nun ein Gebiet, wie das Einfangen und Zähmen von allerlei Tieren, das dem kräftigeren Manne allein und nicht der schwächeren, wenn auch sehr viel geduldigeren und ausdauernderen Frau zukam. Wie er die Anfertigung und Unterhaltung von Waffen und Werkzeugen von jeher als sein Departement ansah, so hat er auch gelegentlich in Gegenden, wo das Kupfer, wie dies gewöhnlich der Fall ist, gediegen in kleineren und größeren Lamellen vorkommt, dieses weiche und geschmeidige Metall durch Hämmern mit Klopfsteinen auf kaltem Wege zu allerlei Amulettschmuck und kleinen Werkzeugen und Waffen bearbeitet. Erst als er mit Hilfe primitiver Schmelzöfen dieses Metall zu schmelzen imstande war, gelang es ihm, größere Stücke zu erzielen. Diese hatten aber den großen Nachteil, allzu weich zu sein, wodurch daraus hergestellte Werkzeuge und Waffen solchen, die aus dem sehr viel härteren Stein angefertigt waren, keinerlei Konkurrenz machen konnten. Erst als das Kupfer gehärtet werden konnte, vermochte es den Stein als Ausgangsmaterial von Werkzeugen und Waffen zu verdrängen. Und dieses Härten geschah auf sehr einfache Weise durch eine Beigabe von Zinn zum mehr oder weniger reinen Kupfer. Beide Metalle sind leicht zu schmelzen und an sich weich, aber miteinander in einem bestimmten Verhältnis gemischt, erlangt die Legierung neben dem Vorteil größerer Härte gleichzeitig auch den, leichter geschmolzen und verarbeitet werden zu können. Der Zusatz von Zinn bewirkt nämlich ein flüssigeres Gießen des Kupfers und härtet es zudem noch bedeutend. Das Kupfer fand sich besonders auf der Insel Kypern, von der es den Namen erhielt, wurde später auch aus Südspanien durch die schiffahrtkundigen Phönikier geholt, die das auch in Georgien, Chorasan und an andern Orten Westasiens vorkommende Zinn besonders von der südenglischen Halbinsel Cornwall holten. Die im Laufe von Jahrhunderten gesammelten Erfahrungen der Metallarbeiter in den an Kupfererzen reichen Gegenden Westasiens, wo sich die Bronzegießereien zunächst bildeten, ermittelten schließlich, daß das Mischungsverhältnis beider Metalle dann am günstigsten ist, wenn neun Teile Kupfer und ein

Teil Zinn zusammengeschmolzen werden. Das war dann die für die eigentliche Bronzezeit stets mit Vorliebe beibehaltene Grundmischung, von der nur wenig abgewichen wurde.

So sehr auch diese Geräte und Waffen aus Bronze den an sie zu stellenden Anforderungen genügten, so war es nur eine Frage der Zeit, daß sie von den aus dem sehr viel gemeineren und härteren Eisen hergestellten verdrängt werden würden. Das Eisen ist sehr viel häufiger als Zinn und Kupfer, hat aber einen wesentlich höheren Schmelzpunkt, so daß dessen Bearbeitung dem Menschen zunächst die größte Schwierigkeit bereitete. Diese sollen nach W. Belck die von indogermanischem Blute stammenden Philistäer der syrischen Küste zuerst überwunden haben und führten damit die auf die Bronzezeit folgende Eisenzeit herbei. Auch die Bibel schreibt diese Erfindung einem kanaanitischen Volke zu. Da aber Kanaan selbst keine Eisenerze besitzt, solche aber weiter nördlich gefunden werden, so besonders im Kaukasus, wo das wegen seiner Eisenschmelzereien und Eisentechnik das ganze Altertum hindurch berühmte Volk der Chalyber ansässig war, so wird diese wichtige Neuerung einem weiter nördlich wohnenden Volke zu verdanken sein. Überhaupt neigt die moderne Forschung auch aus andern Gründen dazu, diese wichtige Erfindung einem Volke im westlichen Innerasien zuzuschreiben. Von diesen hätten dann die Chalyber als eins der ersten Völker diese Neuerung übernommen. Auch bei den Griechen, bei denen noch um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. die Kunst Eisen zu schmieden etwas so Seltenes war, daß, wie uns Herodot erzählt, ein vornehmer Spartaner nicht wenig erstaunte, als er in Tegea (Arkadien) eine Schmiede antraf, was er noch nie gesehen hatte, galten in der Heroenzeit gute eiserne Waffen als ein Import aus dem „skythischen“ Norden. Sie schrieben diese Kunst den Chalybern zu und bezogen auch noch in klassischer Zeit ihre Eisengeräte und Waffen auf dem Wasserwege von Osten. Erst um 700 v. Chr. besaß Athen, das sein Eisen früher aus Chalkis bezog, eigene Eisenwerkstätten. Stets wurde das durch Weißglut erweichte Eisen geschmiedet. Während des Altertums blieb die Kunst des Eisengusses den Griechen unbekannt, doch erfand um 600 v. Chr. Glaukos von Chios die Lötung des Eisens; bis dahin hatte man alle Metallverbindungen durch Nieten herstellen müssen.

Wie den Griechen, so war auch den Italikern das Eisen, seine Gewinnung und Bearbeitung von Hause aus fremd. Nach altrömischem Brauche durfte der oberste Priester, der flamen dialis, seinen Bart nur

mit einem Bronzemesser kürzen, und die Gründungsstelle einer neuen Stadt durfte auch in der klassischen Zeit nur mit einem ehernen Pflug umzogen werden. Doch kamen die Römer durch ihre Lehrmeister, die Etrusker, dank den reichen Lagern von Eisenerzen auf der Insel Elba und an einigen Orten Toskanas früher als die Griechen dazu, ihre Waffen und Werkzeuge aus Eisen statt aus Bronze herzustellen. Auch nannten sie den Eisenarbeiter sofort als solchen, nämlich faber ferrarius, während ihn die Griechen noch mit dem älteren Namen chalkeús, d. h. Erzarbeiter, nannten. Nach Julius Cäsar hatten die Gallier in ihrem Lande große Eisenbergwerke, von ihm ferrariae genannt, und betrieben alle Arten von Minen, mit denen man im Altertum den unterirdischen Metalladern beizukommen suchte. Von ihnen haben nach sprachlichen Ergebnissen die Germanen die Bezeichnung und Verwendungsweise des Eisens erhalten. Noch Tacitus hebt die Seltenheit des Eisens bei den Germanen hervor und bemerkt von den Finnen, daß sie infolge Fehlens von Eisen in ihrem Lande noch knöcherne Pfeilspitzen verwendeten. In der Folge erst hat das Eisen seinen Triumphzug durch die ganze Welt angetreten und auch die letzten Reste von Bronzeverwendung beseitigt.

Die innerafrikanischen Völker konnten sich nur sehr schwer Bronze verschaffen, und so erscheint bei ihnen vielfach das Eisen als das erste Nutzmetall, das sie zur Herstellung von Waffen und Werkzeugen verwandten. Da ihr Land in manchen Gegenden sehr reich an Eisenerzen ist, das in Knollen und nierenförmigen Konkrementen an der Oberfläche liegt, ist es leicht zu erklären, daß man dort selbständig ohne irgend welche Beeinflussung von Norden oder Osten, also von Asien, dem ältesten Herd der Eisengewinnung, her auf die Ausscheidung des Metalls verfiel. Man brauchte nur aus den durch ihre Farbe und Schwere auffallenden Erzknollen einen Herd aufzubauen, und die unbeabsichtigte Wirkung des starken Feuers mußte sowohl zur Kenntnis des Metalls, als auch zu seiner Darstellung und Behandlung führen. Ging der zutageliegende Vorrat aus, so grub man das Erz einfach weiter in der Tiefe aus. Die Verhüttung erfolgt heute noch in der allerprimitivsten Weise. Nirgends werden gemauerte Schmelzöfen angewandt, sondern höchstens nur solche, die aus Ton aufgebaut sind; oft dienen nur einfache Gruben dazu, indem man dort wechselweise Schichten von Eisenerz und Holzkohle aufeinander legt und das entzündete Feuer mit Blasebälgen ohne Ventile in starke Glut versetzt. So wird nicht, wie bei unserem modernen Hochofenbetrieb, flüssiges Roheisen, soge-

nanntes Gußeisen, sondern ein mit den Schlacken umgebener Klumpen weichen, schmiedbaren Eisens gewonnen, zu dessen weiterer Reinigung der Schmied noch ein hartes Stück Arbeit zu verrichten hat. Dies ist die sogenannte direkte Eisengewinnung, wie sie einst auch in Europa und Asien nach dem Bekanntwerden dieses Metalls als Werkzeugmaterial allgemein üblich war. Nur an wenigen Orten Afrikas kennt man die Stählung des Schmiedeeisens, indem man es rotglühend in kaltes Wasser wirft; diese Bereitungsart war den Griechen schon zur Zeit Homers bekannt.

Der Negerschmied, der oft noch ein Wanderdasein führt, bedient sich zu seinem Gewerbe nur höchst einfacher Werkzeuge. Amboß und Hammer sind oft noch bloße Steine oder einfache Eisenstücke. Der Hammer erhält zuweilen Handhaben aus Riemen oder Bastschnüren, niemals aber einen Holzstiel; zum Schneiden und Formen feinerer Teile des rotglühenden Metalls dient ein Meißel oder eine Lanzenspitze, und als Zange dient ein halbgespaltenes Holzstück oder ein ähnliches pinzettenartiges Eiseninstrument allereinfachster Konstruktion mit einem verschiebbaren Ring. Überall in Afrika bilden die Schmiede eine besondere Menschenklasse, häufig von anderer Abstammung als das herrschende Volk, bald tief verachtet, wenn es bei der Eroberung des Landes und Austreibung der früheren Bewohner sitzen blieb und zur Pariakaste wurde, wie beim Wüstenstamme der Tubbu in Nordafrika, bei den Abessiniern und Massai, wo sie als Reste der vertriebenen schwarzen Urbevölkerung zurückblieben, aber trotz ihrer Verachtung als Zauberer sehr gefürchtet sind, bald hochgeehrt und angesehen, wenn sie aus freien Stücken, vielleicht auf den Ruf und Wunsch der ihrer Kunst Unkundigen und Bedürftigen in eine Gegend einwanderten. So sind sie bei den eigentlichen Negerstämmen wegen ihrer Kunstfertigkeit überaus hochgeachtet, und an manchen Orten am Kongo schreibt man ihnen sogar königliche Abstammung zu. Bei andern Negerstämmen sind sie zugleich Priester und Medizinmänner. Nicht selten ist der „Fürst der Eisenarbeiter“ eine hohe Hofcharge. Vielfach verehren Stämme, die kein Eisen produzieren, aus Hochachtung vor der ihnen geheimnisvollen Schmiedekunst Blasebälge als Fetische, und bei gewissen zurückgebliebenen Stämmen Vorderindiens werden eiserne Wurfspeerspitzen und Pflugscharen als Fetische an Bäume aufgehängt und ihnen Erstlingsfrüchte oder Beuteanteile geopfert.

So haftet dem Schmiede und seiner Arbeit bei allen Völkern, wie bei uns in Europa in früherer Zeit, etwas Geheimnisvolles an; er gilt

als ein großer Zauberer, mit dem man es zu eigenem großen Schaden nicht verderben darf. Da Eisen den älteren Dämonen fremd und verhaßt ist, so bannt man sie gerne damit, indem man Hufeisen an die Stalltüren nagelt oder ein Messer gegen den Wind wirft, um die im Sturme einherfahrenden bösen Geister zur Umkehr zu zwingen. Den in einer wirbelnden Sandhose verborgenen Dschins oder bösen Geistern ruft der Araber heute noch zu ihrer Bannung das Wort „Eisen“ zu. Andererseits darf im Kulte, wo man besonders konservativ ist, kein Eisen bei den rituellen Prozeduren und Opfern verwendet werden. So durfte an den Altären des jüdischen Gottes Jahve kein Eisenmesser geschwungen werden, und auch die Beschneidung mußte, wie die Schlachtung des ihm geweihten Opfertiers, mit einem altertümlichen Steinmesser vorgenommen werden.

IX. Werkzeuge und Waffen.

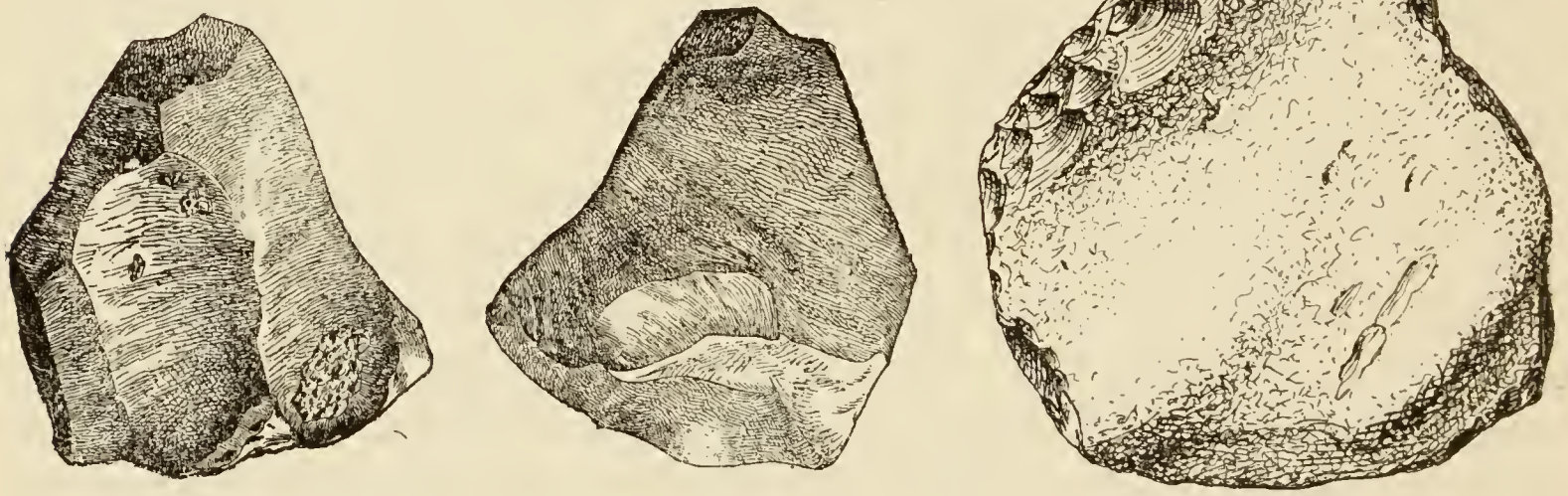
Im Gegensatz zum wehrhaften Tier verfügt der Mensch außer seinem Gebiß und seinen Fingernägeln über keinerlei natürliche Wehr; er besitzt nicht einmal den Raubtiereckzahn seiner nächsten Verwandten, der Menschenaffen. So war es für ihn, als er sich aus dem raubtierfreien engeren Gebiet, in welchem er die letzten Etappen des aufrechten Ganges als Vorbedingung der Menschwerdung durchmachte, entfernte und sich über die raubtierreichen Länder der Erde auszubreiten begann, eine absolute Notwendigkeit, wollte er sich im Kampfe ums Dasein behaupten, daß er sich, dank seiner erhöhten Intelligenz, irgend welche künstliche Wehr schuf. Dazu diente ihm, wie bereits die Menschenaffen zu tun pflegen, der vom Boden aufgelesene Stein und der vom nächsten Baume abgebrochene Ast als Mittel, die Wucht des Schlages seines Arms zu erhöhen und diesen, wie beim ergriffenen Stocke, gleichsam nach außen hin zu verlängern. Indem so der Mensch seine natürlichen Organe nach außen projizierte, d. h. außer seinen Leib das hinauslegte, was er als Funktion an seinen eigenen Organen wahrnahm, schuf er seine ältesten Werkzeuge und Waffen; denn diese beiden lassen sich ursprünglich weder der Form noch dem Sinne nach trennen. So hatte die Einseitigkeit des Menschen als Hirn- und Händetier eine große Vielseitigkeit desselben als verbessertes Werkzeugtier zur Folge. Indem er die von ihm geschaffenen Waffen und Werkzeuge nach Belieben aufnehmen und ablegen konnte, war er in seiner körperlichen Entwicklung durchaus unabhängig von diesen und blieb im Gegensatz zum Tier, das Sklave seiner Wehr wurde, Herr und Meister derselben. Als Organprojektionen oder Organersatz beziehungsweise Organzuwachs, dessen Grenzen nicht von seinen körperlichen Umrissen, sondern von seinem geistigen Gesichtskreis bestimmt wurden, wuchs der Mensch mit seinen immer vollendeter ihrem Zwecke angepaßten Werkzeugen und Waffen schließlich über das Tier hinaus und wurde durch sie, geleitet

von seinem hohen Verstand, zum Herrn über die Tiere, wie über die gesamte Schöpfung überhaupt.

Die Organprojektion, also die Verwandlung von Holz, Stein usw. in Gliedmaßen oder Werkorgane des Menschen, geschah bei ihm zunächst ohne volles Bewußtsein des Vorgangs; aber sie war eine vielsagende Äußerung gesteigerter Willenstätigkeit. Er ergriff damit ein Ding der Außenwelt, um damit ein anderes Ding der Außenwelt nach seinen Absichten umzugestalten. Nachdem ihm Faust und Fuß, Gebiß und Fingernägel für bestimmte Zwecke nicht mehr genügten, sah er sich nach Dingen in der Natur um ihn herum um, mit deren Hilfe er die von ihm gewollte Leistung besser bewältigen, leichter vollführen konnte. Wie er kurzerhand, ohne langes Besinnen zur Abwehr des ihn bedrohenden Feindes den ihm zunächstliegenden größeren Stein, den ihm erreichbaren Baumast erfaßte, so griff er zum Schneiden und Schaben zur scharfrandigen Muschelschale, zum Bohren dagegen zum Eckzahn oder zur Kralle des von ihm überwältigten Raubtiers usw. Dabei war zunächst noch keine Rede von Werkzeug*erfindung*, sondern nur von Werkzeug*findung*. So konnte er auch noch auf späterer Stufe allerlei Produkte der ihn umgebenden Pflanzen- und Tierwelt als willkommene Werkzeuge und Waffen oder wenigstens als wichtige Bestandteile zur Herstellung von solchen verwenden. So wird heute noch in Neuguinea das zahnbesetzte Rostrum des Sägehais als gefährliches Schwert geschwungen, und in Nachahmung solcher Urwaffe werden nicht nur dort, sondern auch in ganz Mikronesien fast alle Waffen mit den messerscharfen Zähnen des Haifisches garniert, die fürchterliche Verwundungen erzeugen. Selbst im kultivierten Indien ist ein als Wagh-nagh bezeichneter eiserner Schlagring im Gebrauch, der eine naturgetreue Nachahmung der krallenbewehrten Tigertatze ist.

Da aber der Mensch nur ganz ausnahmsweise die von ihm zu Werkzeugen und Waffen benutzbaren Organe von Tieren oder Pflanzen als solche verwenden konnte — so war es möglich mit dem Stachel zum Stechen —, kam er mehr und mehr dazu, die natürlichen Vorbilder in einer für ihn zweckdienlicheren Art zu modifizieren und abzuändern. Als er die naheliegende Erfahrung gemacht hatte, daß die Splitter eines Steines, je härter ein solcher ist, um so besser zum Schneiden und Schaben dienen, zerschlug er absichtlich solche Steine mit einem kräftigen Schlag, um solche Splitter mit scharfen Schneiden zu erhalten. Damit begann er für ihn unbewußt die später für seine ganze Kulturentwicklung so überaus wichtige *Steintechnik*, nach deren

Produkten, als den allein aus ältester Urzeit auf uns gekommenen Zeugen seiner einstigen Anwesenheit auf Erden, wir die Urgeschichte des Menschen in eine eolithische, paläolithische und neolithische Zeit einteilen. Während der, wie ich in meinem Buch über den Menschen zur Eiszeit und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit eingehend nachwies, viele Millionen Jahre dauernden eolithischen Zeit (von éos Morgenröte und líthos Stein, also etwa mit Steinzeit der Morgenröte der menschlichen Kultur zu übersetzen) hat der Mensch die mit Vorliebe vom Feuerstein, als dem weitaus die schärfsten Splitter liefernden Stein, gewonnenen Splitter ohne weitere Formgebung, als daß er höchstens dem bequemen Anfassen hinderliche Vorsprünge



10 11 12

Bild 10 und 11. Roh zugeschlagener, einst als Werkzeug gebrauchter Feuerstein aus miocänen Schichten Portugals, von zwei Seiten. — Bild 12. Spitzer Faustkeil aus Schichten der ersten Zwischeneiszeit Belgiens ($^1/_2$ natürl. Größe). Beide sind Repräsentanten von Eolithen.

und Kanten abschlug, benutzt. An diesen Eolithen sehen wir nur an den Nutzungseffekten, wenn wir sie vorher genau studiert und ihre Entstehung durch Nachahmung geprüft haben, in welcher Weise sie benutzt wurden, ob zum Schneiden, zum Schaben, zum Bohren oder sonstwie. Die ältesten nachweisbaren Werkzeuge des Menschen sind also nur benutzte Feuersteinsplitter; doch lernte der Mensch früh schon durch Dagegenschlagen mit einem andern Feuerstein die durch Abnutzung rasch stumpf gewordene Schneide anschärfen, retuschieren, wie man sich in der Wissenschaft nach dem Vorgange der Franzosen ausdrückt.

Als man endlich nach unendlich langer Stagnation dazu kam, die zu Werkzeugen und Waffen benutzten Feuersteine durch eine absichtliche Formgebung zu verbessern, brach zu Beginn der sehr lange wäh-

renden zweiten Zwischeneiszeit die paläolithische Zeit an (von pálaios alt und líthos Stein, also ältere Steinzeit). Diese ältere Steinzeit erfuhr eine wesentliche Änderung, als zur alteingebürgerten, aus Afrika stammenden Neandertalrasse zu Beginn des Aurignacien nach der Mitte der dritten oder letzten Zwischeneiszeit durch die Vertreter der höher gewachsenen und auch in der Kultur weiter fortgeschrittenen, aus Asien eingewanderten Aurignacienleute außer einer neuen Technik der Steinbearbeitung, nämlich der Schärfung der Ränder der Werkzeuge durch hebelndes Drücken vermittelst eines Knochens, auch noch der Knochen selbst, wie auch das Horn der Beutetiere als Werkzeugmaterial hinzugezogen wurde. Da nun manche Werkzeuge und Waffen, auch die Dolche und Wurfspeerspitzen von da an fast ausschließlich aus letztgenanntem Material hergestellt wurden, nahm allerdings mit Unterbrechungen, wie im mittleren Aurignacien und im Solutréen, wo die Steintechnik wahre Triumphe in der Herstellung prächtig geformter und schön retuschierter Feuersteinartefakte feierte, langsam die Geschicklichkeit der Steinbearbeitung zugunsten der für viele Zwecke geeigneteren Knochenbearbeitung ab. Diese ältere Steinzeit erhielt sich im Magdalénien bis weit in die frühe Nacheiszeit hinein. Dann erst kam sehr langsam die von einem eigentlich sehr spät auftretenden „Leitfossil" her, nämlich nach dem geschliffenen Steinbeil so genannte neolithische oder jüngere Steinzeit (von néos jung) auf, in welcher der Mensch zum erstenmal außer zunächst sehr primitivem und mangelhaft gebranntem Tongeschirr allerlei Nutzpflanzen zog und einige wenige Haustiere hielt. Diese Steinzeit hat in Mitteleuropa bis um die Wende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts gedauert, um von der Bronzezeit abgelöst zu werden. Dieser folgte dann von etwa 750 bis 50 v. Chr. die vorrömische Eisenzeit, bis 400 v. Chr. als Hallstattperiode mit noch Vorherrschen des Bronzeschmuckes von der auf sie folgenden La Tèneperiode mit besser entwickelter Eisentechnik unterschieden.

Bild 13. Wurfspeerspitze des Solutréen mit Einkerbung aus der Dordogne in Südwestfrankreich. (2/3 natürl. Größe.)

Bezeichnen wir nun auch die älteste Menschheitsgeschichte kurzerhand als die „Steinzeit", so dürfen wir gleichwohl nicht vergessen, daß neben dem Stein, der sich uns allein erhalten konnte, noch allerlei vergängliches organisches Material, vor allem Holz, zur Herstellung von

Werkzeugen und Waffen benutzt wurden. Ja, man hat mit Recht gesagt, daß die älteste Menschheitsgeschichte mit noch größerem Recht „Holzzeit“ bezeichnet werden sollte; denn in einigen Tropengegenden, wo im mächtigen Lateritboden keinerlei Steine als Werkzeugmaterial zu haben sind, hat sich die ganze Kultur des Menschen auf die Verwendung von Holz in seinen verschiedenen Abarten aufgebaut. Dort stand ihm auch der durch sehr starke Imprägnation mit Kieselsäure in der Außenschicht zu sehr scharfschneidenden Splittern verwendbare Bambus zur Verfügung. So wird, da man nirgends so konservativ als im Kulte ist, bei manchen Tropenvölkern, die sonst reichlich Metall zu Werkzeugen gebrauchen, die rituelle Beschneidung immer noch mit solchen scharfen Bambussplittern vorgenommen. Jedenfalls ist das eine richtig, daß die ältesten Menschen noch unendlich viel mehr mit dem Holz als Werkzeugmaterial anzufangen wußten, als wir uns vorstellen; denn als uns die erste Möglichkeit der Kontrolle in den Pfahlbauten zuteil wurde, die uns in ihren Kulturschichten durch die Imprägnierung mit der konservierenden Moorerde auch vergängliches organisches Material bis zur Gegenwart erhielten, war man erstaunt, alle möglichen schneidenden Werkzeuge, wie Dolche, Messer usw., die man sich damals ausschließlich aus Feuerstein hergestellt dachte, aus Holz geschnitzt in Gebrauch zu finden. Allerdings wurde dazu mit Vorliebe das sehr harte Ebenholz verwendet. Aber daß man noch in so später Zeit auch für Schneidewerkzeuge und Waffen Holz verwendete statt des eigentlich dafür viel zweckmäßigeren Feuersteins, beweist mit Sicherheit, daß während der ältesten Kulturstufen der Menschheit in weitgehendstem Maße, viel mehr als wir heute ahnen können, Holz und anderes organisches Material, wie Krallen von Raubtieren, Schnäbel von Vögeln, Dornen und Stacheln von Pflanzen u. dgl., zur Herstellung der mannigfaltigsten primitiven Werkzeuge und Waffen zur Verwendung gelangten. Ferner hat der Mensch schon frühe aus den Fellen der von ihm erbeuteten Tiere nicht nur Schutzmäntel bei Regen und Kälte hergestellt, sondern daraus auch allerlei Riemen geschnitten, die er zu Wurfschlingen und Fangstricken verwendete. Aus ersteren ging unter anderem auch die heute auf Patagonien beschränkte Bola hervor, die noch in frühgeschichtlicher Zeit bei den Ägyptern, den Sarmaten und den Bewohnern der Poebene eine gefürchtete Waffe war. Während sie ein System von zwei bis drei durch Riemen miteinander verknüpften faustgroßen Steinkugeln bildet, stellt der auf die Beute geworfene Fangstrick als Lasso eine nicht minder beliebte Waffe von

Bumerang werfende Auſtralier in Point Maclean in Südauſtralien.
(Nach einer im Beſitz des Ethnographiſchen Muſeums in München befindlichen Photographie.)

Mẽkubengokra-Kayapó-Indianer im Innern Brasiliens mit Steinaxt, deren Griff mit Flechtwerk umgeben ist. (Nach Aufnahme von Dr. W. Kissenberth.)

Mit einer Keule bewaffneter Mẽkubengokra-Kayapó-Indianer Südbrasiliens auf der Gürteltierjagd. (Nach einer Aufnahme von Dr. W. Kissenberth.)

Padaung-Armbrustschütze aus den südl. Shan-Staaten in Hinterindien. (Nach einer Aufnahme von Professor L. Scherman.)

Baliknabe mit Pfeil und Bogen. Das Amulett um den Hals war ursprünglich seine einzige Bekleidung. (Nach Aufnahme von Frau Kl. Schultze.)

Mit Pfeil und Bogen ausgerüstete Krieger aus Deutsch-Ostafrika.

steppenbewohnenden Reitervölkern dar. Ihn werfen noch heute die Araukaner und Chilenen so gut wie der Gaucho auf der Pampa und der Cowboy Nordamerikas.

Neben dem kurzen Wurfspeer, der zu Stoß und Wurf dient, ist die außer zum Schlagen auch zum Werfen benutzte Keule aus Holz wohl die älteste Fernwaffe. In flacher Form mit zwei schneidenden Kanten, eventuell auch an denselben mit Haifischzähnen garniert, dient sie mehrfach bei den Stämmen auf der Inselwelt des Stillen Ozeans als Schneidekeule; am anderen Ende zugespitzt dagegen wird sie wie bei den Dinka am oberen Nil und bei anderen Negerstämmen als Stoßkeule verwendet. Mehr oder weniger gebogen und flach, ohne Verdickung am oberen Ende ist sie bei vielen Völkern zur Kehrwiederkeule ausgebildet. Eine solche ist als Bumerang hauptsächlich bei den Australiern beliebt, wo es außer der nur zum Spiele dienenden Kehrwiederkeule auch einen Jagd- und einen Kriegsbumerang gibt. Nur die erstgenannte Form kehrt zu ihrem Werfer zurück. Als Waffe wird sie höchstens gelegentlich in dichte Schwärme von Tauben, Kakadus und Enten geschleudert. Im allgemeinen dient dieser Spielbumerang den Männern bloß als Sportgerät, mit dem sie bis 100 Meter weit schießen. Die beste Wurfrichtung ist diejenige gegen einen mäßigen Wind, der 45° von links gegen den Schützen weht; die beste Wurfart aber ist eine Richtung, als wenn man in etwa 30 m Entfernung den Boden treffen möchte. Ein Zwischending zwischen diesem Spiel- und dem eigentlichen Kampfbumerang ist der Kaili Westaustraliens, ein kurzes, kniefömig gebogenes, spitz endigendes, scharfkantiges Wurfholz, das in horizontaler Richtung sowohl für den Bogen- wie für den Geradwurf geeignet ist; es wird auch zum Erlegen von Fischen benutzt. Der Kampfbumerang wird wagerecht unter dem Holzschilde geschleudert und fliegt, da er keine Schraubenwindung wie der Spielbumerung besitzt, direkt auf das Ziel los. Er stellt auch eine höchst wuchtige Schlagwaffe dar. Mit ihm erlegt der Australier größere Tiere, wie Kängurus, Emus usw. auf Entfernungen von 100 m und mehr; dabei wirft er den schlankeren und auch nur schwach gebogenen Bumerang so, daß er in etwa 30 m Entfernung auf den Boden trifft, von wo er dann im sausenden Flug auf das betreffende Beutetier zuschießt. Die bei den Australiern üblichen Duelle werden mit ihm ausgefochten, auch die Hinrichtungen mit ihm vollzogen. Pelikane und andere Wasservögel werden ebenfalls mit ihm erlegt, nachdem man auf den glatten Spiegel eines Gewässers einen Stein oder eine Muschelschale geworfen hat, deren klatschendes

Geräusch in diesen Tieren die Vorstellung weckt, ein springender Fisch sei auf die Oberfläche des Wassers zurückgefallen. Gierig kommen sie herbeigeschwommen, um vom versteckten Gegner mit sicherem Wurfe zur Strecke gebracht zu werden. Trappen umzingeln die Australier mit rings um deren Standort angelegtem Feuer, wobei die Eingeengten ebenfalls durch Bumerangwürfe getötet werden. Früher waren bumerangähnliche Wurfhölzer bei den verschiedensten Völkern der Alten und Neuen Welt im Gebrauch, so namentlich auch bei den alten Ägyptern und Babyloniern, die sich der Waffe namentlich bei der Jagd bedienten. Ihr Gebrauch wird durch das beigefügte Tafelbild eines altägyptischen Jägers illustriert.

Ein Abkömmling dieses altägyptischen Wurfholzes ist das heute auf Afrika beschränkte Wurfmesser, das vor dem Eindringen europäischer Waffen in einem Bezirke gebräuchlich war, dessen Nordspitze im Berglande Tibesti in der zentralen Sahara lag und sich bis weit ins südliche Kongobecken erstreckte; der Breite nach verlief er von Kamerun im Westen bis zum oberen Nil und nach Nubien. In dem an Eisen so reichen Afrika wird es mit Vorliebe aus Eisen geschmiedet und weist die verschiedensten Zacken und Spitzen auf, die den Gegner verwunden oder gar töten sollen, wenn es auf ihn geworfen wird. Gewöhnlich ist aber der Trumbasch, wie das Wurfmesser im Ostsudan heißt, nur eine Prunkwaffe, deren Verlust durch einen Wurf auf den Gegner man ungern verschmerzen würde. Man spart diesen demgemäß bis auf den letzten Augenblick im Kampfe auf, um den Widersacher damit zu Boden zu schlagen. Einst war das hölzerne „Wurfeisen“ im alten Reiche Bornu und in andern Staaten nördlich vom Kongo eine echte Wurfwaffe, die daran kam, wenn Speere und Pfeile verschossen waren. Man trug es geschultert und warf es mit Vorliebe auf den anstürmenden Gegner, um ihm gefährliche Verletzungen beizubringen und ihn so einzuschüchtern.

Wie die Holzkeule, welche noch im Jahre 377 als beliebte Waffe der Goten genannt wird, eine der ältesten Waffen des Menschen ist, die noch sehr spät als Streitkolben und Morgenstern bei uns Verwendung fand, so ist auch die Wurfkeule einst sehr verbreitet gewesen. Bei den Buschmännern Südafrikas ist sie bis heute neben dem als Assagai bezeichneten kurzen Wurfspeer weitaus die wichtigste Waffe und findet in zwei Abarten als Kirri und Rackum zum Werfen und zum Fechten beziehungsweise Parieren Verwendung. Beide werden aus schwerem Eisenholz gemacht, das ganz mit Öl durchtränkt

wird, um größere Festigkeit zu erlangen, und bilden keine zu verachtenden Waffen, mit denen jene Menschen ihre Beutetiere schon aus ziemlich weiter Entfernung zu treffen wissen. Alle Süd- und Ostafrikaner benutzen diese bei Wurf wie Schlag gleich wirksame Waffe, unter deren Hieben im Laufe des 19. Jahrhunderts gar mancher englische Soldat sein Leben aushauchen mußte und die auch mancher Deutsche bei den Kolonialkämpfen in Südwestafrika schmerzlich zu fühlen bekam.

Der Urmensch hat die Keule fast in jedem Wurzelstrunk nahezu fertig vorgefunden, und daraus hervorgegangene bestimmte Varianten, wie die schwertähnliche Schneidekeule und die speerähnliche Stoßkeule, haben auch ohne langes Nachdenken erfunden werden können. Die zahlreichen Formen der heute noch bei den verschiedenen Naturvölkern gebräuchlichen Keulen schildern zu wollen, gäbe eine noch umfangreichere Aufgabe als eine Monographie über die Abarten des Messers oder des Speers. Besonders auf den Fidschiinseln hat die Phantasie der Eingeborenen aus dem primitiven Wurzelstrunk eine wahre Musterkarte der schönsten Keulenformen mit den prächtigsten Schnitzereien gemacht.

Ebenso verbreitet als die Keule ist der hölzerne Wurfspeer, ein zum Werfen dienender zugespitzter Stock, der als Waffe noch viel beliebter wurde wie der Schlagstock, da er weit besser als dieser als Fernwaffe verwendet werden konnte und damit eine weit größere Bedeutung erlangte. Allerdings ist dieser Wurfspeer, dessen Spitze teilweise am Feuer gehärtet wurde und damit leistungsfähiger war, schon sehr früh mit fremder, härterer Spitze versehen worden. Schon in der zweiten Zwischeneiszeit hat der Europäer zu diesem Zweck aus Feuerstein zugeschlagene Spitzen der verschiedensten Form verwendet, indem er sie mit Tiersehne, wahrscheinlich mit Zuhilfenahme von Harz, am Speerschaft befestigte. Wie uns im Chelléen die ersten Speerspitzen aus Feuerstein entgegentreten, so finden sich im Aurignacien von der Mitte der letzten Zwischeneiszeit an zum erstenmal solche aus Knochen oder Horn der Beutetiere. Dieses Material trat dann im Solutréen wieder gegen den Feuerstein zurück, indem damals wieder wundervolle Speerspitzen aus Feuerstein, wie sie uns in den pointes à cran und in den pointes à feuilles de laurier der Franzosen in oft herrlicher Vollendung entgegentreten, zugeschlagen wurden, von einer so vollendeten Technik, wie sie erst die neolithische Zeit im Norden Europas wieder erreichte. In Magdalénien trat dann wieder der Knochen als

beliebteſte Speerſpitze in ſein Recht und kam dann dazu noch die mit Widerhaken und Giftrinnen verſehene Harpune in Gebrauch. Dieſe Harpunenſpitze aus Renntierhorn oder -knochen war an der Baſis zugeſpitzt und wurde in eine entſprechende Aushöhlung des Schaftes hineingeſteckt, aber nur loſe, damit ſie ſich nach dem Treffen der Beute löſe. Zu dieſem Zweck war ſie mit einem mäßig langen Lederriemen mit dem Holzſchaft verbunden und zog dieſen nach, wenn das Tier getroffen war. So blieb letzteres auf ſeiner Flucht am Gebüſch und an allen Unebenheiten des Bodens hängen, zerrte nicht nur an der Harpunenſpitze, die ihm große Schmerzen verurſachte, ſondern trieb ſie dank den Widerhaken immer tiefer in den Körper. Bald blieb es von Schmerz gepeinigt irgendwo hängen, wenn nicht inzwiſchen das Gift ſeine Schuldigkeit getan hatte. Auf dieſe ingeniöſe Weiſe wußte ſich der Eiszeitjäger zu helfen, damit er ſeinen angeſchoſſenen Beutetieren nicht zu weit nachzuſpringen hatte.

Bild 14.
Aus Feuerſtein zugeſchlagene Spitze eines Wurfſpeers der megalithiſchen Zeit Dänemarks.

Auch bei den alten Deutſchen war der kurze Wurfſpeer der Urzeit noch äußerſt beliebt. Man nahm deren mehrere mit ins Gefecht. Die Bezeichnung Speer iſt urgermaniſch, Gêr dagegen iſt eine ſehr frühe keltiſche Entlehnung, welche ſchon in ihrer alten Sprachform gaisa viele Eigennamen, wie Radagais, Merogais, Geiſerich, bilden half, in der jüngern aber noch viel häufiger namengebend auftritt. Es ſei nur hier an Namen wie Gerhard (der Speerkundige), Gerbert (urſprünglich Gerbrecht, d. h. der Gerglänzende), dann Gertrud, Gernot, Gerlind, Rüdeger, Liutger, Berengar uſw. erinnert. Der Name der Germanen ſelbſt, der von ihren weſtlichen Nachbarn, den Kelten, herrührt, iſt nicht auf ger Speer, ſondern kar Stein zurückzuführen und bedeutet ſo viel als „die mit Steinwaffen bewehrten Männer“. Dieſen Namen erhielt nach dem Berichte des römiſchen Geſchichtſchreibers Tacitus der zuerſt gegen den Rhein vorgedrungene germaniſche Stamm der Tungern, der offenbar noch vorwiegend mit Steinbeilen ſtatt der damals ſchon bei den in bezug auf Bewaffnung höherſtehenden Kelten

üblichen Bronzebeile und -schwerter ausgerüstet war. Hatten auch die Germanen noch die damals altertümlichen Steinbeile im Gebrauch, so legten sie das Hauptgewicht auf den mit kräftiger Hand geschleuderten Wurfspeer, mochte er auch noch so primitiv sein, wie es damals offenbar noch der Fall war. Berichtet doch derselbe Tacitus, daß in der Schlacht bei Idisiaviso, d. h. Feenwiese, am rechten Ufer der Weser im Jahre 16 n. Chr., in welcher die Cherusker unter ihrem Führer Arminius (Hermann) von den mit dem stählernen pilum so viel besser bewaffneten Römern aufs Haupt geschlagen wurden, diese nur an der Spitze am Feuer gehärtete Stecken als Wurfspeere benutzten. Dabei hatten sie weder Panzer noch Helme wie ihre kriegsgewohnten Gegner, sondern kämpften unbedeckten Hauptes, zum Schutze ihrer Leiber nur ganz primitive Schilde aus Weidengeflecht oder schwachen Brettern vor sich haltend

Bild 15. Wurfholz der Eskimos mit aufgelegtem kurzen Wurfspeer.

Unter solchen Umständen muß es uns tollkühn erscheinen, daß jene so elend bewaffneten Männer wagen konnten, es mit den ausgezeichnet bewaffneten und in geschlossener Schlachtordnung kämpfenden Römern aufzunehmen.

Bei den Germanen war der Wurfspeer die Hauptwaffe des freien Mannes und findet sich daher als Beigabe in allen Kriegergräbern aus der Völkerwanderungszeit und noch viel später unter der Herrschaft der Franken. Er war auch ein Symbol des Krieges, und bei der Kriegserklärung warfen die Germanen, wie die Kelten und Römer der älteren Zeit, einen Wurfspeer über des Feindes Grenze. Nach Grimm hat sich dieser Brauch stellenweise bis ins 18. Jahrhundert erhalten. Der Speer war bei den alten Deutschen aber auch das Sinnbild der Herrschaft und der Ehre. So gaben die Langobarden, wie andere Germanenstämme, dem neuerwählten König den Speer in die Hand, gleichwie die Römer dem vor dem Feinde sich auszeichnenden Tapfern als Auszeichnung die hasta pura überreichten. Diese war nur ein simpler, an der Spitze zugespitzter Stecken, mit dem man in der ältesten Zeit gekämpft hatte. In späterer Zeit kam dann die bereits im vorigen Abschnitt erwähnte hasta praeusta auf, so genannt, weil ihre Spitze am Feuer gehärtet war — also schon ein namhafter Fortschritt! Diese warf man auch noch in der geschichtlichen Zeit über die Grenze desjenigen Gebietes, dem man den Krieg erklären wollte.

Ein Ausfluß des alten Speerrechts ist es auch, wenn wir nach dem Vorgange der Römer heute noch von Subhastation, d. h. unter den Speer geraten, sprechen, sobald ein Besitzer sein Grundstück nicht mehr zu halten vermag und dieses damit der freien Bewerbung auf der öffentlichen Gant anheimfällt. Als Zeichen der schimpflichen Kriegsgefangenschaft ließen die Römer die Gefangenen unter dem aus Wurfspeeren gebildeten Joch (jugum) hindurchgehen, woher auch wir noch die Bezeichnung unterjochen gebrauchen. Früher mußten eben, wie wir an anderer Stelle zeigen werden, die Kriegsgefangenen wirklich unters Joch, indem es ihr wichtigstes Geschäft war, in der Leibeigenschaft ihrem Herrn den Pflug zu ziehen und alle Ackerarbeit, wie alle schwere Arbeit überhaupt, zu der sich der freie Mann viel zu gut dünkte, die Kräfte der schwachen Frau aber nicht hinreichten, zu vollführen. Erst später, mit der Einführung der Rinder als Zugtiere beim Ackerbau und bei aller schweren Arbeit überhaupt, wurde auch der Kriegsgefangene endlich dieser mühsamen Pflicht entbunden und bequemte sich der Freie zum Handanlegen und Mitarbeiten.

Bild 16. Aus Eibenholz geschnitzter Bogen vom neolithischen Pfahlbau von Robenhausen im Kanton Zürich. ($^1/_{12}$ natürl. Größe.)

Der kurze Wurfspeer wurde für gewöhnlich freihändig geworfen. Manche Völker aber bedienten sich dabei der Wurfschlinge und des um den hinteren Teil des Speerschafts gewundenen Rollriemens, wie ihn beispielsweise das amentum der alten Römer darstellt. Andere Stämme aber, wie die Australier, Eskimos usw., aber auch die Mammut- und Renntierjäger des Magdalénien Europas zur frühen Nacheiszeit bedienten sich zur Verlängerung des Armes, um dadurch dem Speere größere Wucht zu geben, des Wurfholzes, das aus Holz, ausnahmsweise einmal bei den Magdalénienjägern aus Renntierhorn angefertigt ist. Die Völker, die sich dieser Speerschleuder bedienen,

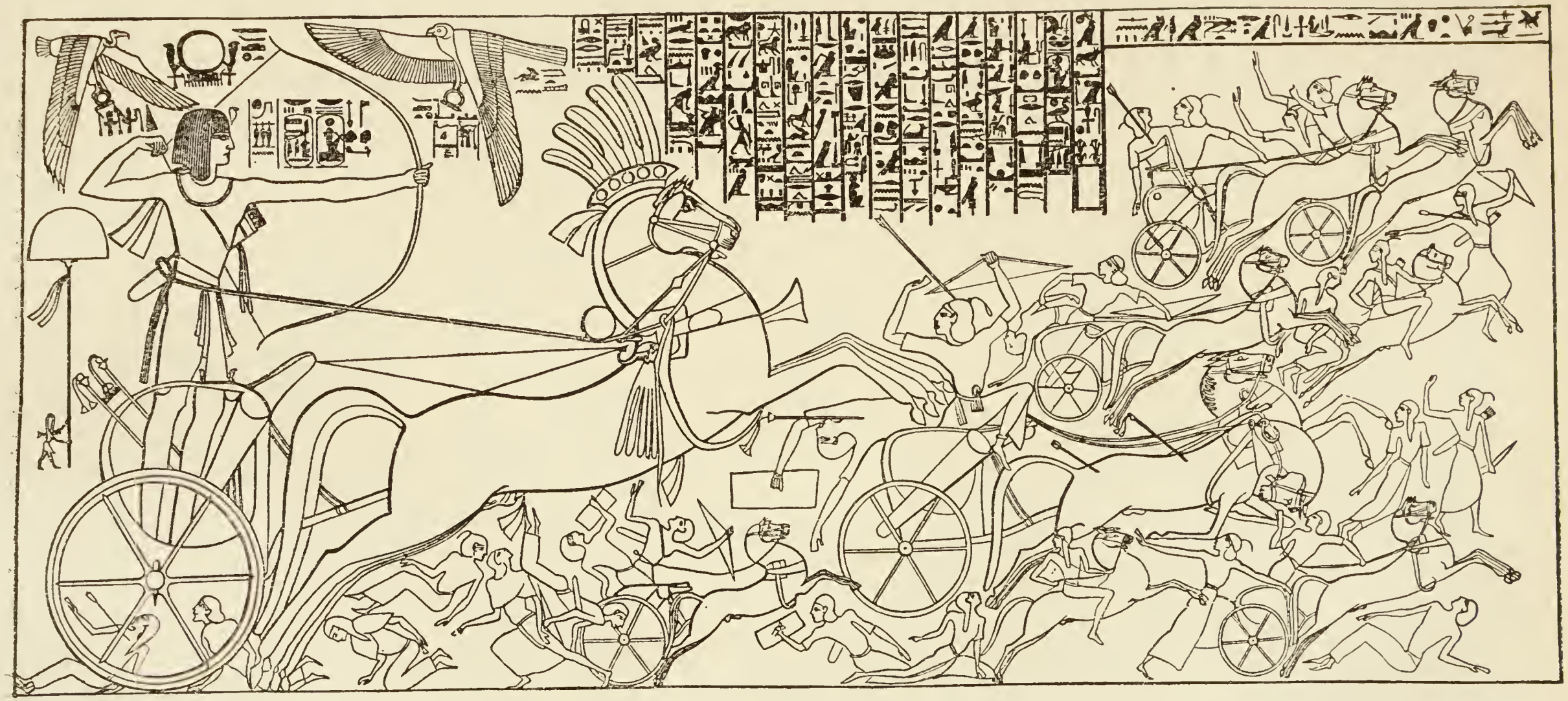


Bild. 17. Der altägyptische König Sethos I. (1313—1292 v. Chr.) auf seinem Kriegswagen mit Pfeil und Bogen, die sonst auf diesem Bilde nur von seinen Gegnern, den Cheta Vorderasiens, geführt werden. (Nach Wilkinson.)

sind stets solche, die Pfeil und Bogen noch nicht kennen gelernt haben, sonst hätten sie das ältere, weniger vollkommene Hilfsmittel zum Fortschleudern des kurzen Wurfspeers — denn nichts anderes ist im Grunde der Pfeil — nicht beibehalten. Sobald der Bogen zur Absendung des Pfeils eingeführt wurde, kam die ältere Speerschleuder in Wegfall. So führten die der Neolithik vorausgegangenen mesolithischen Stämme der Küchenabfallhaufen Dänemarks zum erstenmal in Europa den Bogen, der dann besonders zu Ende der neolithischen Zeit durch die aus Spanien gekommene reisige Glockenbecherbevölkerung — nach einem für ihre Grabbeigaben typischen Becher von umgekehrter Glockengestalt so genannt — als Hauptwaffe benutzt wurde. Die Germanenstämme verwendeten, als sie in das Licht der Geschichte traten, den Bogen zum Fortschleudern des kurzen Wurfspeers nicht. So entnahmen sie später dem Römischen die Bezeichnung für Pfeil, die aus dem lateinischen pilum herrührt. Diese Fernwaffe wurde im Altertum besonders von den Reitervölkern, den Skythen, Parthern und Numidiern, verwendet und galt bei den Assyriern als vornehme, königliche Waffe, wie heute ein Jagdgewehr neuester Konstruktion, so daß sich der König selbst im Kampfe und auf der Jagd damit ausgerüstet auf seinem zweirädrigen Kriegswagen abbilden ließ. Ebenso war es im alten Ägypten, wo die Könige des Neuen Reiches, der 18. und 19. Dynastie (1580—1205 v. Chr.), sich in den Darstellungen ihrer Kämpfe mit den Syriern an den Wänden der von ihnen gestifteten Tempel in Theben auf dem von den Westasiaten übernommenen Kriegswagen mit Pfeil und Bogen abbilden ließen. Diese Waffe war durchaus keine nationalägyptische, sondern eine durch Vermittlung der Westasiaten, die damit gegen die Ägypter kämpfend dargestellt werden, zu ihnen gelangte.

Auch bei den alten Griechen und Römern waren Bogen und Pfeil keine nationale, sondern eine von Westasien her entlehnte Fernwaffe, mit der damit gut umzugehen wissende Hilfstruppen in den von ihnen ausgefochtenen Kriegen ausgerüstet waren. Bei den nationalen Wettkämpfen der Griechen spielte das Bogenschießen keine Rolle; der Grieche sah vielmehr auf den Bogenschützen von Beruf mit jener Geringschätzung herab, welche er für alles Nichtgriechische hatte. So bestanden die Schützenabteilungen des griechischen wie später des römischen Heeres aus Fremden, die diese Waffe zu gebrauchen gewohnt waren. Auch die Kelten gebrauchten so wenig als die Germanen diese Waffe, die von Osten her, aus Südrußland nach Mitteleuropa gelangte. In

der Folge waren Bogen und Pfeil Lieblingswaffen der von Innerasien in die westlich davon gelegenen Kulturländer hervorbrechenden berittenen Turkvölker, die sie heute noch in hohen Ehren halten. Wie geschickt sie damit umzugehen verstehen, beweist die aus dem 18. Jahrhundert beglaubigte Tatsache, daß ein Mitglied der türkischen Gesandtschaft in England mit seinem Bogen 900 m weit schoß. Mit dem auch sehr guten Langbogen des Mittelalters schoß man immerhin fast 600 m weit, und auf 200 m fehlte der Schütze nur selten sein Ziel. Dabei vermochte er 10—12 Pfeile in der Minute zu entsenden. Bei solch guter Waffe ist es begreiflich, wenn die englischen Könige selbst dann noch nicht Pfeil und Bogen entsagen wollten, als die Feuerwaffe anderswo bereits schon lange eingeführt war. So war im 16. Jahrhundert, zur Zeit Heinrichs VIII., jeder männliche Einwohner Englands vom 12.—16. Jahre gesetzlich zu Schießübungen mit Pfeil und Bogen verpflichtet. Noch unter der Regierung der Königin Elisabeth (1558 bis 1603) standen die englischen Bogenschützen in vollem Ansehen, und selbst 1627 wurden sie noch als reguläre Truppe gehalten. Heute ist England außer Belgien, Nordfrankreich und der Westschweiz das einzige Land, in welchem das Bogenschießen einen vornehmen Sport darstellt. Bei den Vlämen und einem großen Teil der Nordfranzosen hat jedes Dorf und jede kleine Stadt ihren Bogenschießstand. Dort existieren 2000 Vereine mit etwa 60 000 Mitgliedern, die neuerdings der Graf von Berthier unter einen Hut gebracht hat. In der Schweiz wird das Bogenschießen in fünf welschen Städten getrieben, in denen es einst im Mittelalter durch einen Herzog von Savoyen aus England eingeführt worden sein soll. Auch in den Vereinigten Staaten Amerikas wird dieser Sport neuerdings von England aus populär. In Japan gehört Bogenschießen noch zur allgemeinen Bildung beim Adel, ist aber auch beim Volke so verbreitet und beliebt, daß sich in jedem öffentlichen Garten ein Bogenschießstand wie bei uns eine Kegelbahn befindet. Japanische und chinesische Bogenschützen erreichen oft eine solche Geschicklichkeit, daß sie einen mit ausgebreiteten Armen und Fingern an eine Bretterwand gestellten Menschen in rascher Folge so dicht mit Pfeilen umschießen, daß sein Umriß an der Wand abgezeichnet ist. Selbst der römische Kaiser Commodus, der als Sohn Mark Aurels und der Faustina diesem 180 auf dem Thron folgte, konnte einem Knaben die Pfeile aus einiger Entfernung zwischen den ausgespreizten Fingern hindurchschießen, ohne ihn zu verletzen. Er hatte diese Kunst von den damals besten Bogenschützen, den Parthern, gelernt.

Zum vorzugsweise aus Eibenholz verfertigten Langbogen, der an der Sehne aus Hanf oder noch besser aus Seide hergestellt, 20 Handbreiten lang und so biegsam sein sollte, daß ihn der Jäger beim Anpirschen ans Wild längere Zeit gespannt halten konnte ohne allzusehr zu ermüden, kam im Laufe des Mittelalters als nicht minder beliebte Fernwaffe der Kreuzbogen, die Armbrust hinzu. Schon im Jahre 1048 wird die Armbrust in einer Urkunde Tirols erwähnt; es dauerte aber Jahrhunderte, bis sie in Deutschland den Langbogen ganz verdrängte. In Frankreich und England war dies noch später der Fall, und zwar wurde die Armbrust als Kriegswaffe früher heimisch denn als Jagdwaffe. So wurde in Paris 1359 die Gesellschaft der Armbrustschützen gegründet, aber als Jagdwaffe soll die Armbrust in Frankreich erst seit 1554 nach einer Verbesserung durch Andelot allgemein benutzt worden sein.

Nach der Einführung des Schießpulvers und der Feuerwaffen aus dem Morgenlande, wo zuerst bei den Chinesen, dann bei den Indern und bei den Arabern, die sie von jenen erhielten, die feuerspeienden Donnermaschinen zuerst im Gebrauch waren, wurden dann Armbrust und Bogen nach und nach durch die Donnerbüchsen verdrängt, zuerst im Kriege, dann auch auf der Jagd. Die Araber führten sie bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gegen die Spanier ins Feld, und ein spanischer Geschichtschreiber rühmt diesen ältesten maurischen Donnerbüchsen nach, daß ihre Geschosse ein gewappnetes Pferd durch und durch schlügen! Von den abendländischen Völkern scheinen die Italiener zuerst im Besitz von Feuergeschützen gewesen zu sein. So sollen die Einwohner von Brescia sich derselben schon 1311 zur Verteidigung ihrer Stadt bedient haben. Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts finden sich auch bei den Franzosen und Niederländern Geschütze, und 1365 beschloß der Markgraf Friedrich der Strenge von Meißen, das Schloß Eimbeck mit einem solchen zu beschießen, mußte aber infolge Zerstörung dieser einzigen ihm zur Verfügung stehenden Angriffswaffe die Belagerung aufgeben.

Zuerst dienten die Geschütze ausschließlich für den Festungskrieg. Die ersten Feldgeschütze verwandten die Engländer 1346 in der Schlacht von Crécy an der Somme in der Picardie, in welcher sie einen ruhmreichen Sieg gegen die Franzosen erfochten. Aber diese plumpen Geschütze waren wegen ihrer Schwerfälligkeit für den Angriff nicht brauchbar und zersprangen gewöhnlich schon nach den ersten Schüssen, mit welchen sie aus Stein, meist Sandstein, gehauene Kugeln mit dem

schlechten, mehlartigen Pulver verfeuerten. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde das Geschützwesen kunstgerecht betrieben und wissenschaftlich vervollkommnet. Von da an begann auch eine durchgreifende Neugestaltung des Kriegswesens.

Die Handfeuerwaffen kamen bald nach der Einführung der Geschütze in Aufnahme, waren aber anfänglich noch äußerst unhandlich und unzuverlässig im Gebrauch. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts entwickelten sich aus den Stand-, Hand- oder Faustrohren die Hakenbüchsen mit langem Lauf und Luntenschloß, die ihren Namen von dem zur Aufnahme des Rückstoßes bestimmten, unterhalb der Mündung angebrachten Haken hatten. Im Dreißigjährigen Kriege, der von 1618—1648 dauerte, bedienten sich die Feuerschützen eiserner Gabeln zum Auflegen der schweren Büchsen, die auf Wagen oder Lasttieren mitgeführt werden mußten, da der Mann selbst sie nicht zu seinem Gewehr tragen konnte. Um jene Zeit wurden aber auch schon die leichteren Musketen eingeführt, die noch immer ein Luntenschloß besaßen, aber schon so handlich waren, daß sie ein Mann mit sich zu tragen vermochte. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts kam dann das Steinschloßgewehr in Aufnahme, das nach seinem Zünder aus damals Flint genanntem Feuerstein den Namen Flinte erhielt. Das Steinschloßgewehr wurde dann durch das im Jahre 1820 erfundene Zündhütchen, das eine sichere Zündung auch bei Regen erlaubte, durch das Perkussionsgewehr verdrängt, das durch die Einführung eines gezogenen Laufes an Stelle des bis dahin üblichen glatten ein zuverlässigeres Schießen erlaubte. Erst in den 1850er Jahren verdrängte dann das bereits 1835 vom Franzosen Lefaucheux erfundene Hinterladergewehr das bis dahin ausschließlich gebräuchliche Vorderladergewehr, das mit Hilfe eines Ladestocks geladen werden mußte. Zuletzt wurden die Repetiergewehre und Revolver erfunden, die erst die heutige Blüte der Schießkunst durch ihre Präzision und leichte Bedienung herbeiführten.

Während heute ausgezeichete Feld- und Festungsgeschütze von einer unglaublichen Leistungsfähigkeit, von den Kugelspritzen wie Mitrailleusen und Maximgeschützen ganz zu schweigen, die Feldschlacht und die Belagerung beherrschen, war man im Altertum und Mittelalter weit bescheidener in den Anforderungen an solche Fernwaffen. Schon die alten Griechen benutzten auf ihren Kriegsschiffen und bei Belagerungen allerlei Kriegsmaschinen und Wurfgeschütze, wie Katapulte, Ballisten und Skorpione. Erstere waren Schleudermaschinen, die schwere Steine

oder Wurfspeere in meist steilem Bogen bis zu 1000 Schritt Entfernung warfen, letztere dagegen armbrustähnliche Maschinen, welche gewaltige Pfeile in gestreckter Bahn mit großer Geschwindigkeit fortschleuderten. Diese altgriechischen Geschütze und übrigen Belagerungsmaschinen wurden dann von den Römern übernommen und konnten in der Folge kaum vervollkommnet werden, bis die Feuergeschütze aufkamen und sie außer Gebrauch setzten.

Bei allen Naturvölkern beginnt der Kampf aus der Ferne vermittelst Wurf, um dann erst nach Erschöpfung der ihnen zur Verfügung stehenden Wurfgeschosse in einen Nahkampf mit Hieb und Stich überzugehen. Dabei wird der Mensch bald herausgefunden haben, daß er den Stein viel weiter mit Hilfe der Schleuder als aus freier Hand zu werfen vermochte. Dazu diente anfänglich der an der Spitze gespaltene Stock, in welchen der Stein lose eingekeilt wurde, um beim Nachvornschlagen desselben weit hinauszufliegen. Diese primitive Art, die mit Vorliebe noch von unseren Jungen geübt wird, verdrängte bald die weit zweckmäßigere mit einem Lederriemen, später in eine Verbreiterung verwandelt, die an zwei ziemlich langen Schnüren hing, mit denen der in die Mitte der Schleuder gelegte Stein weit hinweggeschleudert werden konnte. Wir kennen diese Bandschleuder von Jugend auf schon von der Geschichte des jungen David, der damit den Riesen Goliath, den auf seine gewaltigen Kräfte vertrauenden Philistäer aus Gath, tötete. Er führte diese Waffe als Hirte, der die Herden seines Vaters zu hüten und sie vor dem Überfalle durch Raubtiere, wie Löwe und Wolf, zu schützen hatte. Im Buche der Richter (20, 16) werden insbesondere die Söhne Benjamins als treffliche Schleuderer gerühmt, die „um kein haarbreit" fehlten. Heute noch üben die arabischen Beduinen mit großer Vorliebe diese Kunst. Im alten Ägypten treffen wir mit der Schleuder bewehrte Krieger schon auf Darstellungen des 3. Jahrtausends v. Chr., in Assyrien dagegen erst im 8. Jahrhundert v. Chr.; doch wird sie auch dort schon sehr viel früher gebraucht worden sein. Wie beliebt die Schleuder noch viel später bei den Westasiaten war, beweist die Tatsache, daß der Perserkönig Dareios Kodomannos in der Schlacht bei Issos im Jahre 333 v. Chr. Zehntausende von Schleuderern gegen die Makedonier unter Alexander dem Großen ins Feld führte. Bei den Griechen hat sich diese Waffe wechselnder Wertschätzung erfreut. Vor Troja noch als Symbol der Feigen verachtet, die den Kampf mit der blanken Waffe aus der Nähe nicht zu führen wagten, wurde sie in der klassischen Zeit hochgeschätzt, im peloponnesischen Kriege zwischen Athen und Sparta

über die Hegemonie in Griechenland (431—404 v. Chr.) viel verwendet und vom Philosophen Platon selbst den Frauen als Sportgerät empfohlen. Sie sei ein ausgezeichnetes Mittel, dem Körper Kraft und Anmut zu verleihen. Allerdings dürfte das damals noch nicht bekannte Tennisspiel dem Schleudern für die Damen doch vorzuziehen sein!

In Rom ist die Schleuder erst während des zweiten punischen Krieges (218—201 v. Chr.), als die schleudergeübten Söldner Karthagos, meist Iberer und Libyer, unter Hannibal in Italien selbst einfielen und den römischen Staat bis in die Grundfeste erzittern machten, in Nachahmung der Kampfesweise der gefürchteten Gegner zur Heereswaffe erhoben worden. Sie wurde aber in der Folge fast ausschließlich von den zu diesem Zweck in Sold genommenen Iberern von den Balearen geübt, die im Altertum als die besten Schleuderer der Welt galten. Haben doch die Bewohner dieser Spanien benachbarten Inselgruppe im westlichen Mittelmeer ihren ihnen von den griechischen Schiffern erteilten Namen Balearen (vom griechischen bállein, werfen) eben nach dieser ihrer Geschicklichkeit im Schleudern erhalten. Um schon die Knaben zu üben, so erzählt der griechische Geograph Strabon, steckten die Mütter der jungen Balearenbewohner ihnen das Brot auf eine hohe Stange. Sie mußten danach mit ihrer Schleuder werfen. Trafen Sie es und fiel es ihnen auf solche Weise zu, so durften sie es essen; waren sie aber ungeschickt und trafen es andauernd nicht, so mochten sie hungern. In der Tat eine praktische Erziehungsmethode, um eine als nützlich angestrebte Fertigkeit maximal zu entwickeln.

In den meisten Gegenden Europas war die Kunst des Schleuderns in frühgeschichtlicher Zeit wohlentwickelt und erhielt sich bis ins Mittelalter als die Kriegswaffe der geringen Leute. In den Kämpfen der Germanen ist sie noch im 6. Jahrhundert bezeugt, kam dann aber später als zu unsicher bei uns in Mißkredit. So ist sie gegenwärtig, wie die Kunst des Bogenschießens und das Sausenlassen des Schwirrholzes, jenes einst so gefürchteten Zauberinstrumentes im Verkehr mit den Geistern der Abgeschiedenen, zu einem Spiel für unmündige Knaben herabgesunken. Und nicht mehr lange wird es gehen, bis diese Überbleibsel einer uralten Vergangenheit auch bei uns als Knabenspielzeug außer Gebrauch treten und ebenso verschwinden, wie sie an so vielen anderen Stellen der Erde schon der Vergessenheit anheim fielen.

Eine andere Fernwaffe, die nur im Blättergewirr des Tropenwaldes, wo die Führung von Pfeil und Bogen beschwerlich oder gar unmöglich war, besonders auch der Pfeil nach einem Fehlschusse nicht

wiedergefunden werden konnte, einige Bedeutung erlangte, ist das Blasrohr. Wir finden es als Sumpitan bei den Dajaks, Ut und anderen Malaienstämmen Borneos mannshoch und darüber mit einem besonders langen und spitzen Eisen aus schwerem Eisenholz ausgebohrt, mit rauhen Blättern geglättet und zum Überfluß am Vorderrand mit einer Lanzenspitze und einem eisernen Haken versehen. Der letztere dient angeblich zum Visieren. Durch diesen Sumpitan bläst nun der Dajak seine dünnen, vergifteten, Langa genannten Pfeile aus Bambus mit einem Stück Mark als Pfropfen sicher auf ein 40—50 Ellen weites Ziel. Der Köcher, in welchem sie getragen werden, ist aus Bambus gearbeitet. Bei den Lubus besteht auch das Blasrohr aus zwei ineinandergesteckten Bambusrohren. Sehr ähnlich dem malaiischen Blasrohr ist dasjenige der südamerikanischen Indianer, aus welchem ebenfalls feine vergiftete Pfeile mit Hilfe eines Baumwollpfropfens geblasen werden. Von den Kulturmenschen bedienen sich seiner einzig die Vaqueros oder Rinderhirten des nördlichen Südamerika, besonders in Ekuador, um damit Lehmkugeln aus beträchtlicher Entfernung gegen ihre Rinder zu blasen, die sie damit an Stelle des sonst die Herde zusammentreibenden Hundes leiten. In Nordamerika wird es gelegentlich zu demselben Zweck gebraucht, scheint aber mehr ein Spielzeug zu sein.

Neben den Fernwaffen, die wie Wurfspeer und Pfeil über die ganze Erde hin heute noch überall, wo Feuerwaffen fehlen, von der größten Wichtigkeit sind, da sie die vornehmlichsten Jagdgeräte darstellen und auch im Kriege zur Einleitung des Kampfes benutzt zu werden pflegen, haben die Nahwaffen als noch wirksamere, rascher tötende und die Entscheidung herbeiführende Hilfsmittel fast noch größere Bedeutung für den Menschen erlangt. Als weitaus älteste Nahwaffe diente der währschafte Stock. An seinem oberen Ende verdickt, als Knüppel, gestattete er, noch viel wuchtigere Schläge zu führen. So sahen wir ihn als Keule eine wichtige Waffe der Urzeit darstellen. Neben dieser Urwaffe spielte auch der in die hohle Hand genommene schwere Stein als wichtiges Schlaginstrument. Jeder beliebige, von der Erde aufgenommene Stein, der das nötige Gewicht besaß, konnte dazu dienen, am besten aber die glatten Rollsteine aus den Flußschottern. Später, von der Mitte der zweiten Eiszeit an, womit die Technik der älteren Steinzeit überhaupt ihren Anfang nahm, kam der ringsum mandelförmig zugeschlagene Faustkeil der Chelléen als noch bessere, durch seine scharfe Spitze empfindlich verletzende Waffe in den allgemeinen Gebrauch der Europäer. Die späteren paläolithischen Kul-

turen gaben diese Kampfeswaffe mehr und mehr auf und sie kam in völlige Vergessenheit, bis in der jüngeren Steinzeit die Notwendigkeit, Holz in erhöhtem Maße zu fällen, um es für die menschlichen Bedürfnisse, namentlich zum Bau von Hütten, zum erstenmal in der Menschheitsgeschichte in ausgiebigster Weise in Gebrauch zu nehmen, selbständig das Steinbeil finden ließ.

Der Vorläufer des neolithischen Steinbeils ist der in mesolithischer Zeit in seinen ersten bescheidenen Anfängen auftretende Steinhammer, d. h. der zur Vergrößerung der Wucht seines Schlages über den Arm hinaus durch einen Holzstiel verlängerte Klopfstein, der zum Wurf wie zum Schlage diente. Wie der stiellose Handstein als Klopfer, so diente der gestielte Steinhammer mit geschärften Schlagflächen seit der neolithischen Zeit als eine der wichtigsten Waffen, wenn es galt, nach dem Abschleudern des Wurfspeers den Nahkampf mit dem Gegner aufzunehmen und ihm, wenn möglich, in raschem Anlauf den Schädel einzuschlagen. So hat bei den europäischen Völkern der neolithischen Zeit das Steinbeil in seinen äußerst mannigfaltigen Formen sehr früh die ältere Keule als eine wirksamere Trutzwaffe verdrängt. Das Vorbild dazu gab das aus dem Flußschotter aufgelesene, durch die Rollung im fließenden Wasser ei- bis mandelförmig zugeschliffene Geschiebe, das als solches ganz gut an einem Holzstiel gefaßt als Totschläger dienen konnte, noch bessere Dienste aber dann leistete, wenn man die eine Schmalseite auf einem Sandstein zu einer schneidenden Klinge zuschliff. Durch letztere Prozedur war erst die eigentliche Beilklinge gewonnen, die man dann auch in vom Menschen selbst zugeschlagenen Exemplaren, um sie den Vorbildern aus dem Geröll ähnlich zu machen, über die ganze Oberfläche schliff. So entstand das geschliffene neolithische Steinbeil, das in seinen mannigfaltigen Formen wirklich ein „Leitfossil" für die verschiedenen Perioden der jüngeren Steinzeit geworden ist. Außer den Hammer- und Totschlägerköpfen aus Stein wurden damals keine andern Steinwerkzeuge oder -waffen geschliffen, sondern höchstens, wie die Meißel, an der Schneide durch Schleifen, nicht mehr durch das viel primitivere Retuschieren geschärft. Alle diese ältesten Steinbeile waren durchaus massiv und wurden auf die verschiedenste Weise teils direkt, teils indirekt durch Zwischenschaltung eines Stückes Horn vom Edelhirsch oder Elch in einem soliden Holzstiel eingeklemmt.

Bild 18. Kleine neolithische Steinbeilklinge aus milchig hellgrünem, äußerst zähem Jadeït, auf einem Sandstein geschliffen.

Als man dann auch Schlaghämmer und Beilklingen aus diesem Hornmaterial anfertigte, war es am einfachsten, das Horn zur Schäftung an einen Holzstiel zu durchbohren. Als man solches später auch an den Beilklingen aus Stein probieren wollte, bewährte sich die Sache nicht recht, indem die meisten Beilklingen bei einem kräftigen Schlag auf eine harte Unterlage zersprangen, damit wertlos wurden und fortgeworfen werden mußten. Erst in spätneolithischer Zeit und teilweise noch in der Bronzezeit hat man die Steinklingen von Prunkäxten für Häuptlinge, von denen man keine größere Inanspruchnahme verlangte, durchbohrt und so direkt in einen Holzstiel gefaßt. Dieses Durchbohren geschah in sehr einfacher Weise durch Quirlen eines Röhrenknochens oder hohlen Holzes unter Anwendung von Quarzsand. Aber diese direkte Fassung der Beilklinge vermittelst eines in sie gebohrten Loches konnte erst allgemeine Verbreitung finden, als diese in der Bronzezeit aus zähem Metall statt aus brüchigem Stein hergestellt wurde, also ein Zerspringen bei kräftigem Schlage damit nicht mehr zu befürchten war. Dennoch ist auch damals die Schäftung der Klinge aus Metall lange nicht in allen Fällen durch eine Durchlochung derselben zur Aufnahme eines Holzstiels vorgenommen worden. Dahin gehören vor allem die verschiedenen Formen von sogenannten Kelten, die an einem hakenförmigen Stiel ohne Zwischenstück eingeklemmt waren. Sie waren besonders in den bronzezeitlichen Pfahlbauten sehr beliebt.

Bei allen Völkern der Erde sind solche etwa bei der Bodenarbeit zutage tretende Steinbeile als vom Donnergott im Blitz auf die Erde geschleuderte „Donnerkeile“ beliebte Glück- und Heilbringer, die man sorgsam zu Hause aufbewahrt. Sie sollen vor dem Blitz und allen Krankheiten bewahren, und man sucht kranke Menschen und Haustiere durch das Eingeben von Schabsel davon zu heilen. Nach dem gelehrten Römer Plinius dem Älteren hilft der Besitz eines solchen Donnerkeils zur Wegnahme ganzer Städte und Flotten. Bei solcher Wertschätzung selbst bei den gebildetsten Römern kann es uns nicht wundern, daß sie alles aufboten, um zu einem solch gewaltigen Zaubermittel zu kommen. So ließ der römische Feldherr Galba einst in Kalabrien einen See ausfischen, in den der Blitz gefahren war. Und es kamen nicht weniger als acht Steinbeile zum Vorschein, was für Galba eine unzweideutige Vorbedeutung dafür war, daß er Kaiser werden würde. Er wurde es denn auch tatsächlich, indem er im Juni 68 von den gallischen Legionen gegen Nero zum Kaiser ausgerufen wurde, verscherzte aber durch Geiz die Gunst der Prätorianer, so daß sie ihn schon am

15. Januar 69 töteten. Diese Würde, auf die er einst durch das Auffinden der Steinbeile vorbereitet worden war, kam ihm also sehr teuer zu stehen. Das ganze Mittelalter hindurch galten diese Steinbeile, wie die gleicherweise als Donnerkeile geltenden fossilen Belemniten oder Rückenschulpe mesozoischer Tintenfische als glückbringend und waren demnach beim Volke äußerst begehrt. Nach Marbod, einem Bischof in Rennes im 12. Jahrhundert, triumphiert der Donnerkeilbesitzer sicher über seine Feinde, schützt mit seinem Talisman Haus und Hof gegen Blitzschlag und kann sich furchtlos den Wellen anvertrauen. Im Jahre 1670 wurde dem Bischof von Verdun von einem Herrn von Marcheville ein Donnerkeil als untrügliches Mittel gegen Blasenstein übergeben. Noch heute glaubt das Landvolk bei uns so gut wie in Afrika etwa der Togoneger an ihre Wirkung zur Heilung von allerlei Krankheiten und zur Beseitigung von Geisterspuk. Gleicherweise ist dies bei den Asiaten der Fall, die in diesen Steinbeilen die ausgefallenen Zähne des Gewitterdrachens erblicken, der züngelnd im Blitz übers Land fährt.

Vor allem ist es die Axt, die Blüte unter den Werkzeugen, wie der Kulturhistoriker Klemm sie nennt, die als Hoheits- und Würdezeichen eine große Rolle in der Kulturgeschichte der Menschheit gespielt hat. Von den fasces der Römer, jenen Bündeln aus Ulmen- und Birkenruten mit einem Beil dazwischen, die den höheren Magistratspersonen zum Zeichen von deren Amtsgewalt, Schuldige prügeln und sogar köpfen zu dürfen, von eigens dazu bestimmten, Liktoren genannten Dienern bei ihrem öffentlichen Auftreten vorausgetragen wurden, bis zu den großen Beilen der an der Spitze der napoleonischen Regimenter marschierenden Sappeure mit mächtigem Tschako und weißem Schurzfell, haben sie je und je eine große Rolle gespielt. Unter den Germanenstämmen bevorzugten besonders die Franken, wie die nordamerikanischen Indianer ihren aus den Lederstrumpf-Erzählungen bekannten Tomahawk aus Stein, die Hieb- und Wurfaxt mit geschweifter Klinge aus Eisen, die deshalb schlechthin francisca, d. h. die fränkische genannt wurde. Die Franken selbst aber hatten ihren Namen nicht daher, daß sie freie Männer waren, sondern von ihrer Lieblingswaffe, dem als franko bezeichneten leichten Wurfspeer mit schmalem, kurzem Eisen, den die Römer als framea bezeichneten. Im Laufe des Mittelalters aber kam die Axt als Waffe bei den Germanenstämmen nach und nach außer Gebrauch und wurde durch die Hellebarde (ursprünglich Halmbarte, d. h. Axt mit sehr langem Stiel und eiserner Spitze) ersetzt, so daß in ihr Spieß und Axt in einer Waffe vereinigt waren. Sie ent-

stand in Reaktion gegen die immer undurchdringlicher aus Stahl hergestellte Ritterrüstung, die nur mit der ungeheuren Wucht des langschäftigen Beils durchschlagen werden konnte, und war die Waffe des ungewappneten Fußgängers gegen den schweren Reiter. Heute dient das Beil bei uns ausschließlich als Werkzeug; an vielen Orten Polynesiens dagegen ist es sogar zu einem heiligen Zeremonialgerät geworden und wurde infolgedessen vielfach mit prächtig geschnitztem Stiele versehen.

Wie der Stein zum Klopfen, der in Holzstiel gefaßt zum Hammer und Beil wurde, gehört auch das Messer zum Schneiden zum Urkulturbesitz der Menschheit. Seine Grundform ist auf der ganzen Welt dieselbe in Gestalt einer keilförmigen Schärfe, mag es aus verkieseltem Holz wie Rohr oder Bambus, scharfrandigen Muschelschalen oder aus Feuerstein bestehen. Erst in der Metallzeit wurde es weitgehend differenziert. Damals war der Mensch auch imstande, statt der kleineren Dolche aus hartem Holz, Feuerstein und Knochen oder Horn eigentliche Schwerter aus blinkendem Metall herzustellen. Schwert ist ein altes, gemeingermanisches Wort, das im Völkernamen der Swardonen oder Schwertmänner durchklingt, und war in einer kürzeren, mehr dolchartigen und einer langen Form gebräuchlich. Nach dem Kurzschwert sachs, das Stein bedeutet (was also darauf hinweist, daß bei der Bildung des Wortes dessen Klinge noch aus Feuerstein zugeschlagen war), hießen die Sachsen, weil sie es vorzugsweise gebrauchten, nach dem Langschwert cheru aber die Cherusker und Heruler. Von sachs, das als kurze Hiebwaffe, Dolch und Messer zugleich diente, gab es dann, als es spezialisiert worden war, allerlei Ableitungen, wie Mettsachs, d. h. Fleischmesser, woraus durch Lautwandlung unser Messer wurde, und skramasachs, d. h. Schrammsachs, also Wundmesser, das eigentliche kurze Schwert der Franken und Sachsen. Letzteres war 40—50 cm lang und einschneidig, während das noch längere zweischneidige Schlachtschwert spatha hieß. Schon die aus dem Küstengebiet der Nordsee nach Süden gewanderten Cimbern und Teutonen schwangen letzteres, als sie seit 113 v. Chr. mit den Römern kämpften. Später übernahmen es letztere als Ersatz des gladius, des rechts getragenen Kurzschwerts. Im Mittelalter entwickelte sich dann die spatha zum großen Ritterschwerte und zum noch größeren Zweihänder der Landsknechte. Durch unausbleibliche Wandlung der älteren Form entstand daraus unser Säbel, allerdings durch allerlei andere Beeinflussungen modifiziert. So trägt er den Korb des Degens, der seit

dem Ausgang des Mittelalters von Süden her nach Mitteleuropa kam, und die Krümmung von Scheide und Griff des türkischen Säbels, mit dem die Mitteleuropäer besonders in den Türkenkriegen bekannt wurden. Früher trat der Held in ein persönliches Verhältnis zu seinem Schwerte, das er wie einen lieben Genossen mit einem besonderen Namen belegte; es sei hier nur an Siegfrieds Schwert Balmung, Cids Tizonada und Rolands Durandel erinnert, mit dem letzterer die „Rolandsbresche“ durch die Pyrenäen geschlagen haben soll.

Des Metalls als Werkzeugmaterial entbehrende Völker haben schwertartige Waffen dadurch herstellen können, daß sie wie die Azteken Mexikos und einige Stämme Mikronesiens die Schmalkanten eines schwertartigen Holzes mit scharfen Obsidiansplittern besetzten. Ein solches mehr zerfetzendes als schneidendes Schwert hieß im alten Mexiko macquauitl und wurde noch in Menge gegen die Spanier unter Cortez gebraucht. Nicht minder furchtbare Verletzungen erzeugt das ebenfalls an manchen Orten Mikronesiens gebräuchliche Holzschwert, das statt mit Obsidian, also vulkanischem Glas, mit Reihen von Haifischzähnen garniert ist.

Gegen alle diese Angriffswaffen galt es nun, sich mit entsprechenden Schutzwaffen zu wehren. Das wird schon der Urmensch empfunden haben, der sich instinktiv vor den Schlägen seines Gegners zu schützen suchte. Zu diesem Zweck wird er das ihm Nächstliegende, nämlich das ihm als Wärmeschutz dienende Fell zum Schutz seines Körpers vor Hieb und Stich des Gegners vor sich gehalten haben. So ist bezeichnenderweise die Aegis, die uralte Schutzwaffe des griechischen Göttervaters Zeus und der Stadtgöttin von Athen, Athene, wie der Name schon sagt, ursprünglich nichts anderes als ein Ziegenfell (von aix = Stamm, aig = Ziege), und Herkules trägt stets, nicht sowohl zum Wärmeschutz, denn vielmehr als Schutzwehr, das Fell des von ihm erlegten nemëischen Löwen. Auch andere große Helden der griechischen Sage sind in ähnlicher Weise mit Tierfellen geschützt. Panzer aus Bärenfell gelangen heute noch von Borneo her in europäische Sammlungen.

Aus solchen nicht nur lose umgehängten, sondern fest um die Körperteile, die geschützt werden sollen, gebundenen Tierfellen beziehungsweise aus dem daraus hergestellten Leder, sobald man solches zu gewinnen verstand, ist ursprünglich die älteste Schutzwehr gebildet worden, sobald es sich nicht um eine Parierwehr handelte, die am einfachsten in einem vorgehaltenen Stock bestand. Das naheliegende Beispiel dazu

geben dem Menschen die mancherlei gepanzerten Tiere, wie beispielsweise das Krokodil, dessen Haut im ältesten Ägypten zu Brustpanzer und Helm verarbeitet wurde. Aus einfachem gegerbten Leder bestand noch in frühgeschichtlicher Zeit sowohl Helm, wie Leibpanzer und Schild. Erst später sind diese Schutzwehre durch noch undurchdringlichere aus Metall ersetzt worden. So sehen wir heute in Zentralafrika ein Gebiet sehr urwüchsiger Panzerung. In der ganzen großen Urwaldzone des nördlichen Kongobeckens hüllen die Krieger ihren Oberkörper in derbe Zylinder aus den widerstandsfähigen Fellen von Büffeln und anderen großen Säugetieren. Im mittleren und westlichen Sudan ist an die Stelle dieses alten Materials die Wattepanzerung getreten, die beim Reiter auch aufs Roß ausgedehnt wird und bei der dort herrschenden Hitze allerdings keine bequeme Rüstung ist. In Melanesien dagegen sind Küraſſe aus Rotanggeflecht oder Baumrinde beliebt, die in Mikronesien durch sehr schön geflochtene Panzer aus Fasern der Kokosnuß ersetzt werden. Auf den Koralleneilanden der Gilbertinseln erreicht der Panzer aus widerstandsfähigem Pflanzenmaterial seine höchste Vollendung. Hier erscheinen neben dem eigentlichen Küraß besondere Achselstücke und Schulteraufsätze, wie auch enge Hosen und Ärmel aus demselben dichten Kokosnußgeflecht. Zudem ist der Bauch durch die undurchdringliche Panzerhaut einer Rochenart geschützt und den Helm bildet die dicke, stachliche Haut des Kofferfisches Diodon.

Im Gebiet des nördlichen Stillen Ozeans herrschen nebeneinander Leder-, Holz-, Knochen- und Stäbchenpanzer. Solche der erstgenannten Art fertigen sich die Bewohner des nordöstlichen Asien, die Tschuktschen und ihre Nachbarn, aber auch manche Indianer Nordamerikas aus großen Lederstücken oder zusammengenähten Lederstreifen an. Anderwärts verknüpft man durchbohrte lange Streifen Fischbeins durch Schnüre zum Panzer. An den Küsten des Beringsmeers verbindet man Stäbchen aus Holz, Knochen oder Walroßzahn geschickt zu gewandähnlichen Panzern. Wahrscheinlich geht die ähnlich zusammengesetzte japanische Rüstung aus Eisen, die man in allen ethnographischen Museen als Prunkstück aufgestellt findet, auf solche primitive Anfänge zurück. Bei den alten Mexikanern und Mayastämmen waren die vornehmen Krieger wie diejenigen von Bornu mit den ganzen Körper bedeckenden Wattepanzern bekleidet, die oft noch durch Metallplatten verstärkt waren. So bestand auch der Panzer des Altertums aus Leder, der in der Folge vielfach durch Metall verstärkt wurde, bis dann

Panzerhemden aus bloßem Metall in Form von Schuppen oder ineinander geflochtenen Ketten aufkamen. Den Triumph des Eisenpanzers erreichten im Mittelalter die schwergewappneten Ritter, die sich hieb- und stichfest machen wollten, bis die zunehmende Leistungsfähigkeit der Feuerwaffen diese durch ihr großes Gewicht den Mann aufs höchste behindernde Schutzwehr, die sich dann auch auf sein Pferd erstreckte, als unnütz abschaffen ließ.

Neben dem Panzer war auch der Schild eine unerläßliche Schutzwehr des Körpers; er war gleichsam ein beweglich gemachtes Stück des unmittelbaren Körperschutzes selbst, daß erst allmählich größere Flächenhaftigkeit erlangte. Er begann als Stab, mit dem man ebensowohl hauen, als den Schlag des Gegners parieren konnte. An diesem wurde, um die Hand zu schützen, ein Griffloch um das Holz hindurch angebracht oder ein Stück frisches Fell darüber befestigt, das nach dem Trocknen einen vollkommen hinreichenden korbartigen Schutz für die den Stab haltenden Finger bildete. Jene Urform des Schildes ist heute noch in ganz Australien und am oberen Nil vorhanden; die andere findet sich mit ihrer ganzen Weiterentwicklung bis zum großflächigen Leder- und Fellschild in der Osthälfte Afrikas von Nubien bis zum Kapland. Beim Fellstock sind die Endglieder der fast mannshohe und über mannsbreite Kriegsschild der Zulukaffern und der kleinere, dafür aber weit festere Lederschild der Massai, der der Kugel aus einem ungezogenen Gewehr sehr wohl widersteht.

Der unbelederte Stock schlägt gleich zwei verschiedene Entwicklungswege ein. Wächst sich der über der Hand liegende Schutzteil des Stockes in sich selbst zum großflächigen Brett aus, so haben wir damit die am häufigsten innerhalb der menschlichen Geschichte auftretende Schildform vor uns. Anderswo blieb dieser Griffteil an sich klein, dafür aber fügte man fremde Materialien, wie Baumrinde oder Flechtwerk, an ihn an. Besonders das ganze Kongobecken weist zahlreiche Formen dieser geflochtenen Schilde auf. Der andere Ausgangspunkt des Schildes ist das rasch um den Arm geschlungene rohe Fell. Die nackten Giganten des Zeusaltars von Pergamon erscheinen noch so ausgerüstet. Eine Versteifung des Felles durch einen Stock machte sich auch hier bald notwendig. Indem man einen solchen an der Rückseite einklemmte oder durch Schlitze im Leder hindurchsteckte oder sonstwie das Fell mit dem Stock zu einem organischen Ganzen verband, gewann man genau denselben Fell- oder Lederschild mit Haltestab in der Längsachse, wie beim andern Entwicklungsweg auch.

In mykenischer Zeit trugen die Krieger in den Ländern um das Ägäische Meer gewaltig große Schilde aus mehreren übereinander gefügten Rindshäuten, die in der Mitte eingezogen waren und dort zwei Querspreizen trugen, an denen man den Schild halten konnte. Für gewöhnlich wurde er aber nicht am Bügel getragen, sondern an einem Tragriemen (telamón), der stets der nackten rechten Schulter auflag. Dieser Tragriemen kreuzte sich vorn auf der Brust und hinten am Rücken mit dem über die linke Schulter gelegten Riemen, an dem man auf der rechten Seite das Schwert trug. Beim Gehen hing man den Schild auf den Rücken, beim Kampfe aber nahm man ihn vor sich, um ihn beim Rückzuge zur Deckung des Leibes wieder hinten hängen zu haben. Bei solch schwerer Bürde — bedenken wir, daß eine einzige Rindshaut bis 50 kg wiegt und uns in der Ilias Hektors Schild als aus sieben Häuten zusammengesetzt geschildert wird — waren die Helden gezwungen, um ihre Kräfte zu sparen, auf zweiräderigen Schlachtwagen, auf welchen sie den Schild zum Schutze vor sich gestellt hatten, auf den Kampfplatz zu fahren. Dort angekommen, kämpften sie stets zu Fuß. In der ganzen Ilias, wo uns diese Verhältnisse deutlich entgegentreten, sind nur fünf nachweisbar späte Stellen vorhanden, in welchen vom Wagen aus gekämpft wird. Geriet der Krieger in Not, so fuhr der im Hintergrund den Kampf beobachtende Wagenlenker an ihn heran und nahm ihn wieder auf den Wagen, um sich dann zur Flucht zu wenden. Nur die Bogenschützen bedienten sich aus Rücksicht für ihre Waffe keines Schildes und fuhren deshalb auch nie in die „männermordende Feldschlacht“. Von einem der Helden wird ausdrücklich gesagt, er besitze zu Hause nicht weniger als zwölf Wagen und die dazugehörigen Doppelgespanne; da er aber, um dieses sein wertvolles Besitztum zu schonen, es zu Hause ließ, blieb ihm nichts anderes übrig, denn als Bogenschütze am Zuge gegen Ilion teilzunehmen.

Da bei den Helden der Ilias der große Schild am Riemen vorn auf der Brust hing, gab es bei ihnen keine geschützte Schildseite, wie später, als man den kleinen Rundschild trug. Und weil der Schild nicht mit der linken Hand getragen wurde, sondern über der Schulter hing, so konnte auch ein Held, wie es gelegentlich in der Ilias geschildert wird, einmal mit beiden Händen die wuchtige Lanze werfen, trotz des Schildes, den er „wie einen Turm (pýrgos)“ vor sich hängen hatte. Erst in der Ilias späterer Bearbeitung kommt neben dem gewaltigen „Turmschild“ teilweise mit Metallverzierung der kleinere Rundschild, der an einem Bügel am linken Arm getragen wurde,

auf. Ein solcher war beispielsweise der prächtige eherne Schild des Achilleus mit seinen von Hephaistos kunstvoll geschmiedeten Darstellungen, die eingehend beschrieben werden. Schon auf der spätmykenischen Kriegerstele tragen die Krieger einen nur bis zum Knie reichenden Bügelschild mit runder Wölbung und mit geometrischen Figuren, z. B. Sternen, verziert, was wohl auch schon auf den frühmykenischen großen Schilden angebracht zu werden pflegte. Nur für diese Turmschilde, die den ganzen Mann deckten, so daß er darunter wohlgeborgen vor Nässe und Kälte schlafen konnte, was in der Ilias auch als Wohltat erwähnt wird, waren zum Schutze für die Schienbeine, damit sie nicht beim Marschieren oder bei jähen Bewegungen durch Anschlagen mit dem Schilde verletzt wurden, lederne Beinschienen (knēmides), die Odysseus alter Vater, Laertes, auch trug, und zwar in alten Exemplaren, als er aufs Feld ging, um sich damit vor Dornen zu schützen. Diese ledernen Beinschienen wurden mit Lederstreifen umwunden; nur in den Gräbern der reichen Fürsten von Mykene fanden sich an deren Stelle solche aus Goldblech. Aus solchen ledernen Schutzwehren gegen allfällige Verletzung der Schienbeine durch den gewaltigen Schild entstanden dann später, als man diese großen Schilde nicht mehr trug, die ehernen Beinschienen der späteren Griechen, die die Römer anfänglich durchaus nicht kannten und erst spät von diesen übernahmen.

So lange die Krieger den großen, den Mann völlig deckenden Schild aus Rindshaut trugen, hatten sie kein Bedürfnis nach einem Panzer, der erst aufkam, als ein kleiner Schild am linken Arm getragen wurde. Er bestand aus einem Koller von Leder, der mit einem ledernen Riemen geschnürt wurde. Bis dahin hatten sie nur den hemdartigen Chiton mit kurzen Ärmeln getragen, den sie vor dem Kampfe heraufnahmen und mit einem Ledergürtel festmachten. Das ist es, was in der Ilias mit dem Ausdruck zósanto, „sie gürteten sich (zum Kampfe)“ gemeint ist. Von diesem Aufnehmen des bis etwa zum Knie reichenden Chiton mit dem Gürtel kommen auch die Stoffbäuche, die wir an demselben auf den Darstellungen der Krieger auf der spätmykenischen Kriegerstele von Mykene bemerken. So ist der Panzer (thorēx) der ganzen Ilias ursprünglich fremd. Selbst der Kriegsgott Ares trägt keinen Panzer. An den wenigen Stellen, da er doch erwähnt wird, ist er sichtbarlich ein Einschiebsel einer späteren Zeit und wird ganz unorganisch erwähnt, um im nächsten Verse schon wieder vergessen zu sein, so daß ganz unmögliche Situationen entstehen. Man

sieht deutlich, daß diese Stellen zu einer Zeit ins Epos eingeschoben wurden, als die Griechen sich in Verbindung mit dem Panzer aus Leder des kleinen Rundschildes bedienten. Von einem körperlichen Panzer ist einzig der Helm aus Leder dem Epos geläufig. Er bestand aus einer durch Kinnriemen festgehaltenen Lederkappe, die, wie man in einem Volksgrabe in Mykene fand, gern außen mit Eberzähnen garniert war, außerdem auch gelegentlich einen Roßhaarbusch trug. Die vornehmste Angriffswaffe dieser Krieger war der Wurfspeer mit Bronzespitze, mit welchem der Kampf nach höhnischer Herausforderung des Gegners eröffnet wurde; dann kam der Nahkampf mit dem Bronzeschwert an die Reihe, wobei sich die ganze Schlacht in Einzelkämpfe auflöste. Diese ritterlich gerüsteten Helden sahen verächtlich auf den Bogenschützen als einen minderwertigen, sich feige zurückhaltenden Krieger herab. Nur zweimal wird in der Ilias eine Streitaxt und einmal die Schleuder als Waffe der Lokrer erwähnt. Dagegen spielen in allen homerischen Kämpfen die Feldsteine eine große Rolle. Die Helden, die ihren Wurfspeer verschossen haben, greifen zum Stein, der vor ihnen auf der Erde liegt, und beim Sturm auf Kalydon, wie auf die Mauer, mit welcher die Achäer ihr Zeltlager bei den aufs Land gezogenen Schiffen umgeben hatten, prasselt der Steinhagel „dicht wie Schneeflocken im Winter".

Nach ihrer Bepanzerung unterschieden die späteren Griechen Schwer- und Leichtbewaffnete als Hopliten und Peltasten; eine Reiterei besaßen sie fast gar nicht, und das Fußvolk, das zum Kampfe kam, focht in einem mehr oder weniger geschlossenen, Phalanx genannten Haufen, der sich nur zur Abwehr von Reiterangriffen so dicht zusammenschloß, daß die Schilde der äußern Glieder eine geschlossene Wand bildeten. Um die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen, wurde ein Keil mit der Spitze nach vorn gebildet. Die älteste Gefechtsaufstellung der Römer ähnelte der griechischen Phalanx. Später wurden die Schwerbewaffneten in drei Treffen von verschiedener Bewaffnung und Kampftüchtigkeit aufgestellt. Im ersten Treffen standen die nach ihrem leichten, hasta genannten Wurfspeere genannten **Hastati**, Leute jüngeren Alters, die auch noch mit einem Schwert ausgerüstet waren. Im zweiten Treffen kamen die **Principes**, kräftige Leute mittleren Alters, die außer dem Schwert den pilum genannten schweren Wurfspeer — doppelt so lang als die hasta — trugen. Das dritte Treffen bildeten die **Triarii**, ältere kriegserfahrene Leute, die außer Schwert und hasta ebenfalls mit dem pilum ausgerüstet waren. Unter Cäsar

wurde dann die gleichmäßige Bewaffnung der Legionäre mit Schwert und pilum eingeführt. Die Legion, seit Marius etwa 5000 Mann stark und ursprünglich ausschließlich aus römischen Bürgern gebildet, wurde von 6 abwechselnden Tribunen, in der Kaiserzeit von einem Legaten, unter dem die Tribunen standen, befehligt und zerfiel in 10 Kohorten, 30 Manipeln und 60 Centurien. Den Manipeln der drei Treffen von Schwerbewaffneten wurden in Abteilungen von je 40 Mann (zu etwa 166 Mann in der Manipel) die Leichtbewaffneten als die jüngsten Leute der Legion beigegeben. Sie bestanden aus den mit leichten Wurfspeeren ausgerüsteten **Velites** und den die Schleuder führenden **Roarii.** Bis zu Marius und dann wieder in der Kaiserzeit war jeder Manipel auch etwas Reiterei beigegeben, die in Abteilungen von 30 Mann, Thurmen genannt, formiert war. Zur Zeit der ersten Bürgerkriege trat an die Stelle der Manipularaufstellung diejenige in Kohorten, indem man je zwei Manipel jedes Treffens zu einer Kohorte zusammenzog.

Die Bundesgenossen der Römer waren in besondere Legionen vereinigt, diese aber auf verschiedene Stellungen der Schlachtordnung verteilt. Mit Vorliebe stellte man sie an den Flügeln auf, die Kerntruppen aber bildeten die Mitte der Schlachtordnung. Der Kampf wurde durch die leichten Truppen, vornehmlich von den Schleuderern, eröffnet, dann warf das erste Treffen seine Wurfspeere, ihm folgten später die übrigen und gingen dann zum Nahkampfe mit dem Schwerte über. Die Reiterei warf sich indessen auf die feindliche Reiterei und suchte dem Fußvolk in Flanke und Rücken zu kommen.

Zuerst ungeordnet in wirrem Gewalthaufen, später zu einem Keil geordnet, zogen die Germanen in die Schlacht, mit ihrem lauten Kriegsruf, wie mit ihrer noch vielfach beibehaltenen bunten Bemalung, und den mit Tierköpfen und anderer phantastischer Verzierung bedeckten Helmen den Feind zu schrecken suchend. Als Schutzwehr trugen sie den buntbemalten Schild aus leichtem Lindenholz oder Flechtwerk, nur ganz ausnahmsweise Lederkoller. „Viele aber stürmen nackt oder unbehindert im kurzen Mantel in die Schlacht“, sagt von ihnen der römische Geschichtschreiber Tacitus. Mit dem Schleudern von Steinen und Wurfspeeren wurde der Kampf eröffnet und dann im Einzelkampfe mit dem Schwert die Entscheidung herbeigeführt. Noch beherrschte der Krieg das Leben dieser Menschen, und die „Völkerschaft“ war in erster Linie Heer. Bewaffnet traten die freien Männer zur Versammlung der Völkerschaft, der höchsten politischen Einheit, zu-

sammen, um über Krieg und Frieden zu beschließen, Verträge mit den Nachbarn zu vereinbaren, ihren Führer zu wählen, mochte er als König dauernd an der Spitze stehen oder als Herzog vorübergehend in Zeiten schwerer Gefahr die höchste Befehlsgewalt ausüben, die Jünglinge zu Männern zu erklären und zu Gericht zu sitzen über Feiglinge, Hochverräter und Gottesverächter.

Welch immenser Kulturfortschritt ist nicht nachzuweisen von der primitiven Kriegführung der alten Germanen bis zur modernen, die die Mordwaffen ins Ungemessene verbessert hat, so daß die Machthaber sich scheuen, das unsagbare Elend, das auch ein glücklich gewonnener Krieg über den Sieger bringt, heraufzubeschwören. Bei den weitgehenden Beziehungen aller Art, die heute alle Kulturvölker miteinander verbinden, ist die Unterhaltung friedlichen, freundschaftlichen Verkehrs zwischen den einzelnen Nationen das Erfordernis des eigenen Wohlergehens; denn zur Beförderung der eigenen Interessen ist das Wohlsein der anderen durchaus nötig. Nur der alles belebende, Arbeit, Wissenschaft, Kunst, Bildung und milde Sitte fördernde, Reichtum und Glück erzeugende Friede vermag die Wohlfahrt zu fördern.

Wenn einmal die Erkenntnis allgemein geworden sein wird, daß sich Völker und Staaten geradeso zueinander verhalten, wie die einzelnen Individuen, daß daher ihr Vorteil oder Glück nicht in gegenseitiger Bekämpfung und Vernichtung, sondern in gegenseitiger Förderung und gemeinsamer Arbeit zur Erringung der das Leben erleichternden und verschönernden Güter beruht, wird auch das ewige, sinnlose Verlangen nach individueller Machtstellung oder internationalem politischen Einfluß aufhören und der Kleine und Schwache wird sich in der Vereinigung aller nicht minder wohl und glücklich fühlen als der Große und Starke. So wird auch einmal für das in Waffen starrende Europa die Zeit kommen — und wir hoffen, daß die Verwirklichung dessen nahe bevorsteht — wo es sich ungehindert und unbesorgt um die bis dahin durch die sinnlos übertriebenen Rüstungen genährte Kriegsfurcht den Werken des Friedens und der Völkerwohlfahrt in ähnlicher Weise wird hingeben können, wie das große Reich der Freiheit und der Zukunft im fernen Westen, in welchem das Sternenbanner rollt.

X. Wirtschaftsweise und Technik.

Jeder Kulturstufe ist eine besondere Wirtschaftsweise und Technik eigen. Schon auf der niederen Stufe des Sammlers, auf der sich alle Lebensfürsorge auf das Aufsuchen der Nahrung beschränkt, hat, wie wir früher sahen, eine gewisse Arbeitsteilung stattgefunden, indem die durch die Mutterschaft in ihrer Beweglichkeit gehinderte Frau der ihr leichter zugänglichen pflanzlichen, der beweglichere Mann dagegen mehr der tierischen Beute nachging. Dabei hatten beide ihre besondere Bewaffnung, sie den Grabstock und er Keule und Wurfspeer, sie benutzte vielfach das von ihr unterhaltene Feuer zum Rösten schwerverdaulicher Samen und Wurzelknollen, während er die leichtverdauliche Fleischnahrung roh verzehrte und höchstens zum Konservieren des Überschusses an Fleisch, das er heimbrachte, des Feuers zum Braten desselben am Spieß, d. h. an einem schräg in die Erde gesteckten Stock, benötigte. Während die als Sammlerin vorzugsweise von pflanzlicher Kost lebende Frau mit der Zeit dazu kam, mit ihrem Grabstock den Boden zu bearbeiten und ihm eßbare Samen und Wurzelknollen zu dem Zwecke anzuvertrauen, um später an dem betreffenden, nur ihr bekannten Orte ernten zu können, daneben auch als Hüterin des Feuers, die damit zusammenhängende Koch- und Töpferkunst weiter ausbildete, blieb der Mann vorzugsweise Jäger, der die Kunst, die von ihm ersehnten Beutetiere mit Schlingen, Fallen aller Art und maskierten Fallgruben zu fangen, mit der Zeit aufs höchste ausbildete. Wer erfahren will, wie raffiniert Jägervölker durch solche Mittel die verschiedensten Tiere, deren Lebensweise und Wechsel sie ge-

Bild 19. Grabstock der Buschmannsfrau mit beschwerender Steinkugel am oberen Ende.

nau kennen, zu erbeuten wissen, der lese beispielsweise in Moszkowski „Auf neuen Wegen durch Sumatra“ den Abschnitt über die Jagd der Sakais und Tapungs mit Fallen und Fallgruben. Auf den Wechseln der Tiere werden diese Fallen mit Vorliebe am Waldsaum aufgestellt und so mit Blättern verdeckt, daß sie nicht zu sehen sind und infolgedessen auch Menschen Gefahr bringen. Links und rechts davon werden Palisaden errichtet, damit die Tiere sie nicht umgehen können. Berühren sie eine quer über ihren Pfad gespannte Schnur, so wird ihnen ein durch einen starken Ast gespannter Speer in den Kopf oder Leib gejagt, oder durch Zupfen an der Lockspeise fällt ein Käfig über das betreffende Tier, oder es fängt sich in einer Schlinge an den Füßen oder um den Hals und wird durch einen gespannten Galgen erwürgt, oder es gerät in einen Netzsack und kann sich aus dessen Maschen nicht mehr freimachen. Nicht minder raffinierte Fangmethoden als hier von den Malaien berichtet Weule in seinem Buche „Negerleben in Ostafrika“ von den Negern. Auch bei ihnen wird das Prinzip der Armbrust beziehungsweise des Bogens, dann des Netzes und des Schwippgalgens verwendet, um das Tier mit untrüglicher Sicherheit zu erbeuten.

Nicht minder klug ausgedacht sind die Fangvorrichtungen dieser Primitiven für die Fische, die sie in Reusen und Netzen der verschiedensten Art fangen. Durch oft sehr ausgedehnte, schräg in den Fluß hineinführende Zäune werden die flußaufwärts oder -abwärts ziehenden Fische in die an Gerüsten befestigten Reusen hineingeführt oder mit quer durch den Fluß gespannten Netzen in diese Fallen hineingezwungen; auch werden sie mit mehr oder weniger großen viereckigen Gebrauchsnetzen, die mit Steinen beschwert sind, gefangen, ebenso häufig mit Angeln erbeutet oder gespeert. Viele des Giftes kundige Stämme vergiften auch das Wasser kleiner Tümpel oder Weiher, um die darinlebenden Fische zu betäuben und sie auf diese Weise in ihre Gewalt zu bringen, wie sie die Tiere auf dem Festlande mit vergifteten Pfeilen aus Bogen und Blasrohren zu erlangen bestrebt sind.

Wie der Mann die Jagd betrieb und später nach Erlangung von Nutztieren sich mit deren Wartung abgab, so beschäftigte er sich, im Gegensatz zu der den Herd hütenden und die Anwendung des Feuers beim Braten und Töpfern erlernenden Frau, mit der Herstellung der Waffen und Werkzeuge, in der er immer größere Geschicklichkeit erlangte. Zuerst verwendete er dazu, wie wir sahen, ausschließlich Holz und Stein, später auch Knochen. Daraus stellte er Messer und Sägen,

Schaber und Bohrer aller Art, wie auch die verschiedensten Waffen her. Die natürliche Säge war der mit kleinen Zähnen besetzte Fischkiefer, wie die mit Chagrin bedeckten Häute von Haien die ältesten Raspen und Feilen waren, die später die unbeholfenen Schaber und Glätter aus Stein außer Gebrauch setzten. Wie das Schwert und die verfeinerte Messerform konnten erst nach der Erfindung der Metalltechnik Scheren, Pinzetten und Zangen hergestellt werden. Aber alle diese Arbeiten nahmen nur wenig Zeit des Mannes in Anspruch, so daß er übergenug Muße zum Faulenzen hatte, was entschieden seine liebste Beschäftigung war; denn alle Geduld und Ausdauer verlangende Arbeit bürdet er heute noch dem Weibe als seiner Sklavin auf. Sie hat nicht nur die Kinder großzuziehen und zu ernähren, sondern auch die Hütten zu bauen, den Hackbau zu betreiben, das Feuer zu hüten, die von ihr gesammelte Pflanzenkost zu bereiten und die Töpferei, wie das Gerben der Felle, das Flechten der Taschen und Körbe, später auch das Weben der verschiedenen Stoffe und das Nähen von Kleidern zu besorgen. Während der Mann, wenn er nicht gerade mit der Jagd, dem Legen von Fallen und Fischreusen oder dem Hüten des Viehs beschäftigt ist, dem süßen Nichtstun frönt, mit seinesgleichen plaudert und im Männerhaus Allotria treibt, neue Zaubertänze und andere Geisterbeschwörung ausdenkt, ist die Frau bei allen Naturvölkern von früh bis spät beschäftigt und hat reichlich Gelegenheit, Selbstverleugnung zu lernen und sich für andere aufzuopfern.

Bild 20.
Primitive Steinhacke einer Patagonierin mit Holzstiel.

Wie alle Geräte zum Hackbau ist alles Küchengerät ihre eigenste Erfindung. Aus dem Grabstock entwickelte sie die Grabschaufel und die Hacke zur Auflockerung des Bodens, um ihm die Saat anzuvertrauen; aus dem Rollstein zum Aufschlagen von Nüssen und zum Zerquetschen von allerlei mehlreichen Samen bildete sie auf einer größeren flachen Unterlage aus Stein den Reibstein. So entstand die erste primitive Mühle, aus der später solche zum Drehen mit Menschenkraft, dann Tierkraft und zuletzt durch Wasser, Wind oder Dampf entstanden. Beim Erfinden der letzteren hat natürlich der Mann ganz wesentlich mitgewirkt und von der Frau, in deren Domäne diese Arbeit ursprünglich fiel, nur Anregungen bekommen. Noch klingt in vielen deutschen Sagen eine abergläubische Scheu der unheimlich klappernden und pochenden Wassermühle nach, die die freien Gewässer der Ge-

birge mit ihren Nixen und Elfen zu dumpfer Arbeit zwang, und in deren Räumen allerlei Spuk sein Wesen treibt. Die Germanen übernahmen diese Wassermühle erst im Mittelalter von den Römern, wobei aus dem lateinischen molina Mühline und daraus zuletzt Mühle wurde. Bis in die geschichtliche Zeit haben sich ihre fleißigen Frauen mit dem einfachen Mahlsteine begnügt, deren knirschendes Reiben wie zur jüngeren Steinzeit auch zur Metallzeit schon beim Morgengrauen aus den sonst noch stillen Gehöften als Zeichen des erwachenden Lebens ihrer Bewohner erklang. Diese Bearbeitung des Getreides, das in der ältesten Zeit nur am Feuer geröstet gegessen wurde, ein Verfahren, das sich am längsten in den Kultvorschriften der Völker erhielt, verrät uns die lateinische Bezeichnung triticum für Korn, das nämlich einfach „das zu Reibende" bezeichnet und später als Name für den Weizen

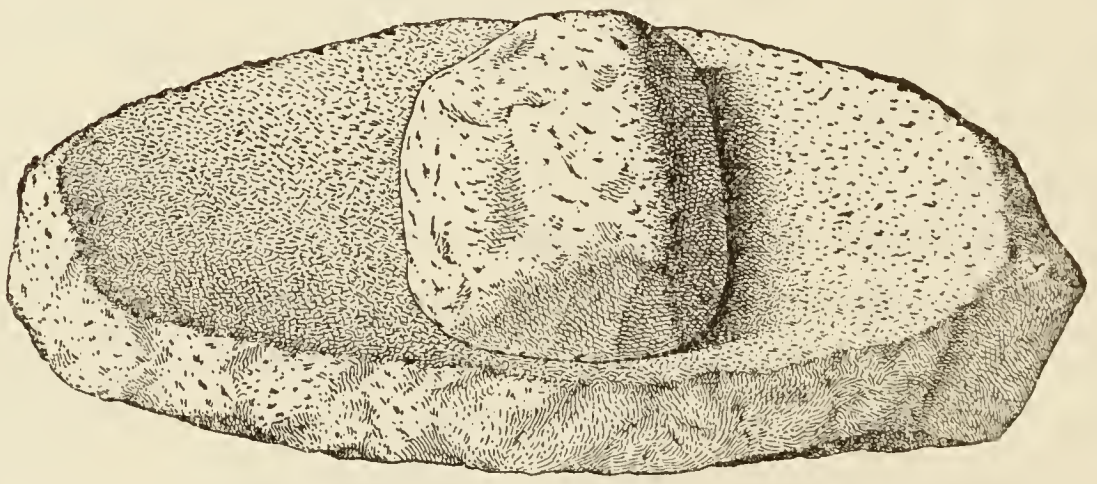


Bild 21. Handmühle aus Sandstein zum Mahlen des Kornes aus neolithischer Zeit aus der Gegend von St. Quentin in Nordfrankreich. ($^1/_6$ natürl. Größe.)

gebräuchlich wurde. Sonst ist die Gerste entschieden in Europa älter als der Weizen, der in der Folge erst wegen seiner leichteren Enthülsung den Vorzug vor der Gerste erhielt. Beim älteren Rösten in der Asche verbrannte einfach die Zellstoffhülle und das Korn konnte so genossen werden. Zur Gewinnung der Körner aber genügte es, den Weizen zu dreschen, was die Weiber ebenso zu besorgen hatten, wie das Enthülsen von Reis und Hirse in Stampfmörsern aus Holz überall da, wo diese Körnerfrüchte gepflanzt wurden. Dort erklingt heute noch an Stelle des Reibgeräusches der Kornmühlen der noch lautere Rhythmus des Getreidestampfers als Grundakkord in der Lebenssymphonie der Eingeborenen, wie sich Weule ausdrückt. Wo aber, wie in den Tropen Bananen, Brotfrucht, Sago, Bataten, Maniok und andere Nährfrüchte die Grundlage der Ernährung bilden, werden diese Laute in den menschlichen Ansiedlungen vermißt. Dabei ist es bewerkenswert, wie die Frau in äußerst ingeniöser Weise sich auch

giftige Wurzelknollen, wie diejenigen des Manioks, nutzbar zu machen verstand, indem sie durch Auswässern der zerriebenen Wurzel und nachheriges Auspressen und Trocknen des so gewonnenen Mehls das Gift entfernte. Es sei hier auf den I. Abschnitt des Buches gewiesen.

Das universale Küchengerät vor der sehr spät erfundenen Kunst des Kochens war der einfache Holzstab, den die Frau als Grabstock auch zum Ausgraben der eßbaren Wurzelknollen wie zu allen Hantierungen überhaupt stets bei sich führte. Mit ihm wurde die zu röstende Pflanzenspeise wie auch das zu konservierende Fleisch, das der Mann ihr heimbrachte, in die heiße Asche getan oder aus ihr herausgenommen oder durch schiefes Einstecken in den Boden das daranhängende Wildbret oder der daran aufgespießte Fisch geschmort. Aus einem solchen Stab entwickelte sich einerseits der Bratspieß, anderseits durch Nebeneinanderlegen mehrerer solcher der Rost, sobald man über unverbrennliches Material wie Metall zu deren Herstellung verfügte. In ganz Polynesien war das Kochen von Speise irgend welcher Art vor der Ankunft der Europäer unbekannt, da man nur hölzerne, aber keine irdenen Töpfe besaß. Gleichwohl vermochten die dortigen Frauen heißes Wasser herzustellen, indem sie glühende Steine dareinwarfen; aber sie verwendeten solches durchaus nicht zum Kochen, sondern nur zum bequemeren Öffnen der Muscheln, die sie hineinlegten. Nichtsdestoweniger war nicht das Rösten, sondern das Dünsten die beliebteste Art der Zubereitung sowohl von Pflanzen- als auch Fleischspeisen. Es geschieht heute noch meist in der Weise, daß man die zu dünstende Speise auf stark erhitzte, mit Wasser bespritzte Steine legt und mit ebensolchen und darüber Laub und Erde zudeckt. So, sich selbst überlassen, wird der Braten so schmackhaft, daß seit Cook und Forster viele Europäer auf diese Weise zubereitetes Fleisch weit über solches, das auf unsere Weise gebraten wurde, stellten. Das einfache Braten oder Rösten am offenen Feuer wird in ganz Polynesien als eine nur in der Eile oder für Sklaven passende Zubereitungsart er-

Bild 22. Auf einer Handmühle Korn zu Mehl verreibende Frau. Altägyptische Statuette aus Kalkstein aus dem Jahre 2600 v. Chr., jetzt im Alten Museum in Berlin.

klärt. Eigentlich gesotten wird dort nur in der Nähe heißer Quellen, die bei der Häufigkeit des Vulkanismus in jenen Ländern durchaus nichts Seltenes sind. Darein werden oft lebende Tiere, in neuerer Zeit besonders Schweine, geworfen, um in kurzer Zeit gar zu sein. Auf Reisen dünstet man kleinere Tiere im Tragen, indem man, beispielsweise auf Hawaii, ein Huhn oder sonst einen Braten mit einigen heißen Steinen mit Bananenblättern darum in ein Bündel bindet, um es dann bei der nächsten Rast gekocht hervorzuziehen. Man ißt im Freien und trägt die warmen Speisen sauber in Bananenblätter gewickelt auf, bedeckt auch den Boden vor dem zu ehrenden Besuch mit frischen Blättern statt des bei uns gebräuchlichen Tischtuchs.

Auch beim Essen werden bei den sehr zeremoniellen Polynesiern bestimmte Förmlichkeiten beobachtet, innerhalb deren Rahmen aber dem Europäer die unschöne Gier wenig angenehm auffällt, mit der selbst die Vornehmsten über das vom Häuptling zerlegte gedünstete Schwein herfallen. An den meisten Orten dürfen Frauen und Männer nicht zusammen essen, noch jene das essen, was diese bereitet haben. Zuerst essen die Herren, die Männer, denen die Frauen das Essen zutragen und die sie während des Schmauses bedienen und mit Getränk versehen. Erst wenn diese gesättigt sind, was durch ein ostentatives Rülpsen bekundet wird, dürfen sie sich mit den in Blätter eingewickelten Resten der Mahlzeit entfernen, um sie in aller Heimlichkeit zu verzehren. Solche Sitten lassen sich bis hoch zu den Kulturvölkern hinauf nachweisen, daß die Frau als Arbeitstier erst nach der Stillung des Hungers des Mannes essen darf und mit dem zufrieden sein muß, was dieser ihr übrig ließ. Ebenso ängstlich wie mit der Frau oder den Frauen zusammen zu essen, vermeidet es der Polynesier, um nicht schlimmen Zauber an sich zu erfahren, mit einem andern aus dem gleichen Gefäße zu essen. Aus demselben Grunde essen manche primitive Völker überhaupt nicht in Gegenwart anderer, sondern stets nur allein. In gewöhnlichen Zeiten ißt man in Polynesien zweimal des Tages, vormittags und abends. Ist aber der Vorrat an Nahrung groß, so bleibt man am Essen sitzen, mit Unterbrechungen durch Tanz, Spiel usw., bis alles aufgezehrt ist. Oft waren die Vorräte sehr groß, so daß ganze Dörfer bei besonderen Anlässen in Erdgruben von 10 m Umfang Brotfrüchte dünsteten, die dann in einem fortdauernden Gelage verzehrt wurden. Vielerorts bewahrt man auch die gemästeten Schweine und Hunde zu festlichen Zeiten auf und ißt dann alles auf einmal.

Tripolitanische Frauen bei der Mahlzeit.

Küche der Canella-Indianer Zentralbrasiliens bei der Bereitung von Farinha oder Mandiokamehl.
(Nach einer Aufnahme von Dr. Wilh. Kissenberth.)

Wie das Kochen in irdenem Geschirr, ist auch das Brotbacken eine verhältnismäßig junge Erfindung. Obschon der Neger schon lange Hackbau treibt und Vorräte von Getreide in besondern Speichern in Form kleiner Hütten anlegt, ist er doch noch nirgends über den polentaartigen Brei seines Fufu oder Ugali aus Yamsknollen zu irgend welchem Brot hinausgelangt. Das älteste Brot — was so viel als „Gebratenes" heißt — ist nichts anderes, als ein in Fladenform auf heißen Steinen zur Konservierung gedörrter Mehlbrei, ganz so, wie man das überschüssige Fleisch am Feuer briet, in der Absicht, es aufbewahrungsfähig zu machen. Indem man es einmal frisch aß, lernte man seine Schmackhaftigkeit kennen, und aß es auch frisch, nicht nur als Konserve. So kam man allmählich dazu, den Brei, der bei allen Völkern, die kochen, die erste und wichtigste Nahrung aus dem Getreidemehl oder aus Nährwurzeln ist, durch solches Fladenbrot zu ersetzen. Solches primitives „ungesäuertes" Brot ist die Mazze der Juden, die heute noch an ihrem größten Feste, dem Pesachfeste, ursprünglich einem Erntefeste, das man dann zum Andenken an den Auszug aus Ägypten und die damit verbundene Schonung des Volkes vom 14.—21. Nisan feierte, an Stelle des später an dessen Stelle getretenen gesäuerten Brotes gegessen wird. Nirgends ist man ja, wie wir bereits mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatten, so konservativ als in solchen Kultvorschriften, wo der Mensch als Opfer den Göttern Dinge darbringt und dann auch selbst ißt, die einst in der Vorzeit gebräuchliche Speisen waren. Dahin gehörte in Rom die bis in die klassische Zeit hinein als wichtigste Opferspeise betrachtete geröstete Gerste, später Spelt (far), ebenso das álphiton der alten Griechen, das noch bei Homer eine so große Rolle spielt, und das kali der alten Juden, mit dem sie sich für gewöhnlich ernährten, wie ich in der „Kulturgeschichte der Nutzpflanzen, Bd. I" ausführlich dargetan habe. Diese geröstete Gerste löste nach dem Aufkommen des Weizens als wichtigste Getreideart der durch Anfeuchten mit Wasser entstandene Mehlbrei ab, der dann ungebacken als puls im römischen Ritual die geröstete Gerste beziehungsweise den Spelt ersetzte, zu einer Zeit, da die Griechen ihren Göttern nur geröstete Gerste opferten. Dieser Mehlbrei hat dann, in der Folge gekocht, in Europa die wichtigste Nahrung des Menschen aus dem Pflanzenreiche gebildet, wie bei den neolithischen Pfahlbauern — neben der gerösteten Gerste — so bei den Griechen und Römern der älteren Zeit. Noch in den germanischen Rechtsaltertümern des früheren Mittelalters spielte der Mehlbrei die wichtigste Rolle als

Nahrungsmittel, bis dann das Brot aufkam. Letzteres kam im Orient schon zu Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. auf, zuerst ungesäuert, dann auch, und zwar in Ägypten zuerst, gesäuert. Den Sauerteig gewann man zunächst durch Zusatz von Weinmost, später bei den Römern durch Zusatz von erweichten Erbsen und Kichererbsen.

Durch Vergärenlassen von meist gekautem Brot oder von angekeimten und dann gerösteten Getreidekörnern durch die allgegenwärtigen wilden Hefen gewann dann die Frau auch das älteste Bier, das kaum über zwei Prozent Alkohol enthielt und gleich nach dem Brauen, das in jeder Haushaltung geschah, getrunken werden mußte, sollte es nicht sauer werden. Doch war das Bier nicht das älteste geistige Getränk, das sich der Mensch zu bereiten wußte. Dies war der Met, der leicht von selbst dadurch entstand, daß eine Lösung von Honig in Wasser, die man schon deshalb vornahm, um dem Honig seine in konzentrierter Form unangenehm starke Süße zu nehmen, in irgend einem Gefäß unbeachtet stehen blieb und durch dareingefallene Hefepilze in Gärung geriet, wobei ein Teil des Traubenzuckers in Alkohol und Kohlensäure zerfiel. Außer dem Honig dienten auch andere in der Natur vorkommende süße Säfte, wie derjenige aus den abgeschnittenen Fruchttrieben von Palmen, der bei der beginnenden Blütenbildung geköpften Agave americana, des Frühjahrstriebes des Zuckerahorns und anderer Pflanzen, zur Gewinnung von berauschenden Getränken, nach deren Genuß der Mensch eine förmliche Leidenschaft entwickelt, um in den von ihm als herrlich empfundenen Rauschzustand zu geraten. Und wenn ihm keine geistigen Getränke zur Verfügung stehen, so vergiftet er sich mit einer Abkochung von Fliegenschwämmen, wie die Kamtschadalen, oder mit einer durch Kauen gewonnenen Lösung der Wurzel des Kawapfeffers, wie in Polynesien, oder Kauen von Blättern des Betelpfeffers mit etwas Arekanuß und Kalk wie die Malaien, oder durch Essen der Haschisch genannten harzigen Ausscheidung von Hanfblütenständen, wie die Inder und Perser, oder durch Verspeisen von Opium, wie die Orientalen und nach ihnen die Chinesen, oder durch Kauen der Sprosse des erregenden Katstrauches, wie die Abessinier usw. Vor allen diesen Genußmitteln haben die mehr anregenden als lähmenden, wie Kaffee, Tee und Kakao, auch bei uns Kulturmenschen Eingang gefunden, wie auch der überaus giftige Tabak. Im ersten Bande der Kulturgeschichte der Nutzpflanzen wurden alle diese Genußmittel des Menschen und deren Geschichte eingehend besprochen, so daß wir hier kurz darüber weggehen können.

Es sei hier nur erwähnt, daß speziell der Tabak eine verblüffend rasche Eroberung des Erdenrundes vollzog und von seiner Urheimat Mittelamerika schon vor dem Vordringen der Weißen ostwärts über Afrika und Südasien von Stamm zu Stamm bis über die Inseln des Stillen Ozeans wanderte.

Wenn auch das Rauchen von Tabak erst seit der Entdeckung Amerikas in der Alten Welt üblich wurde, ist doch das Rauchen von getrockneten Kräutern zu medizinischen und Zauberzwecken schon lange vorher gebräuchlich gewesen. So hat man schon in italischen und gallorömischen Gräbern Pfeifenköpfe und ganze Pfeifen aus Ton, Bronze und Eisen gefunden, die sich von den heute gebräuchlichen in der Form nicht wesentlich unterscheiden. Auch in vorgeschichtlichen Gräbern der Schweiz, Hollands, Schottlands und Irlands fanden sich solche mehrfach, und nach den Zeugnissen antiker Schriftsteller wurden von den Barbaren außer Huflattich und der Rinde einer roten Weide allerlei aromatische Kräuter zu Heilzwecken geraucht. Auch der Tabak diente in seiner mittelamerikanischen Heimat ursprünglich zu Heilzwecken, unter welcher Flagge er auch nach Europa gebracht wurde. Die Bezeichnung Tabak stammt von der arowakischen Bezeichnung dafür tabaco, die die Taino auf den Großen Antillen diesem Rauchkraute gaben, während das Wort Zigarre von dem Majaworte zicar dafür herrührt. Der Tabak wird dort noch vielfach in Maisblattzigaretten geraucht oder vermittelst Röhrenknochen geschnupft, am häufigsten aber in Pfeifen geraucht, deren Formen Legion ist. Speziell Nordamerika ist ein Pfeifenland durch und durch. Schon die vorgeschichtlichen Moundbuilders besaßen sie in den mannigfaltigsten Formen, von denen Mac Guire nicht weniger als 15 Klassen aufstellte, von der einfachen Tonröhre bis zu den phantastischsten Schnitzwerken. Auch die heutigen Indianer lieben phantastische Pfeifen herzustellen.

Merkwürdigerweise hat der sonst nicht sehr erfinderische Neger die meisten Pfeifenformen hervorgebracht, und zwar nicht nur Trockenpfeifen wie die Indianer, sondern auch Wasserpfeifen, aus denen außer Tabak auch Hanf geraucht wird, dies zuweilen in demselben Bezirk. Die über den ganzen Süden Afrikas verbreiteten Wasserpfeifen führen als Wasserbehälter stets ein Kuh- oder Antilopenhorn, in welches das Dampfrohr seitlich bis zum Grunde hinabführt. Bei den Wasserpfeifen der übrigen Afrikaner dienen als Wasserbehälter Flaschenkürbisse, die wurstförmige hohle Frucht des Affenbrotbaums und Zylinder aus Bambus oder Holz. Der Kopf ist meist sehr einfach.

Hat der Suaheli, Betschuane oder Kaffer gerade keine Wasserpfeife, so macht er sich eine sinnreiche Einrichtung mit in die Erde gebohrten zwei Kanälen, einem senkrechten und einem sich damit vereinigenden schrägen. Diese füllt er bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser, im Falle ihm solches zur Verfügung steht, steckt in den trichterförmigen Oberteil der senkrechten Röhre seinen Tabak, zündet ihn an, liegt auf dem Bauche und zieht den sich entwickelnden Rauch ein, um ihn mit höchster Befriedigung von sich zu blasen. Bei den teilweise mit sehr merkwürdigen Schnitzereien versehenen Trockenpfeifen des mittleren Afrika besteht das Rohr meist aus Holz, ausnahmsweise auch aus Eisen und kann eine Länge bis zu 2,5 m erreichen, wie bei den Monbuttu, während die Waganda, Wanjoro und Wassoga sich mit Röhren bis zu 1,5 m Länge begnügen. Die Formen der Köpfe bewahren trotz ihrer Verschiedenheit von Stück zu Stück einen ausgesprochenen Stammescharakter, so daß ein Kenner danach ihre Herkunft bestimmen kann. Asien hat viel weniger und Ozeanien nur eine geringe Zahl von Pfeifenformen entwickelt, weil dort Hanf und Opium, hier die Kawa, bei den Malaien das Betelkauen dem Tabakgenuß scharfe Konkurrenz machte. Von den Australiern wissen wir seit Cooks Zeiten, daß sie narkotische Pflanzenstoffe kauen, rauchen und schnupfen, doch benutzen sie dazu keine besonderen Geräte. Alle die genannten Pfeifenformen fertigt sich natürlich der Mann, der sie in erster Linie benutzt; nur wenn auch die Frau am Genuß des Rauchens teilnimmt, wird ihr diese Arbeit überbunden.

Dafür hat sie eine Menge anderer Arbeit für jenen und für sich zu verrichten. So vor allem die Bearbeitung der Felle zum Umhängen um den Körper als Wärmeschutz, zum Verfertigen der mancherlei Fellgegenstände des täglichen Gebrauchs, wie Felltaschen, Wasserschläuche, Sandalen usw., dann der Zeltwände und des Bootüberzugs, soweit Fellboote, wie bei den Eskimos als Kajak oder Einmännerboot und Umiak oder Weiberboot zur Aufnahme einer ganzen Anzahl Menschen gebräuchlich sind. Dabei wird das Fell von der Frau in sehr verschiedener Weise bearbeitet. Zunächst wird mit einem Steinmesser oder einer scharfen Muschel das Unterhautzellgewebe abgeschabt, so weit es nicht wie bei den Eskimos mit den Zähnen abgenagt und verspeist wird; dann wird die Innenseite des Felles, um es geschmeidig zu machen, gekaut und zwischen den Händen verrieben und schließlich mit Fett irgend welcher Art, auch Gehirn oder saurer Milch eingerieben. Wo die Bearbeitung der Felle nicht mit den Zähnen und dem Munde geschieht, wie bei den primi-

tiven Jägervölkern, wird es, solange es noch, frisch abgezogen, geschmeidig ist, am Boden mit kleinen Pflöcken ausgespannt, damit es nicht zusammenschrumpft, und dann erst gewalkt und mit Fett eingerieben. Die Entfernung der Haare zum Zweck der Lederbereitung erfolgt hier und da, so bei den kalifornischen Indianern, noch durch mechanisches Auszupfen; anderswo, wie bei den in der Fellbearbeitung sehr geschickten Eskimos, weicht man die Häute in faulenden Urin ein, der zu diesem Zweck in den Hütten sorgsam in einem besonderen Behälter gesammelt wird, bis die Haare ausgegangen sind, oder man legt sie in eine Lösung von faulendem Hundekot, wie es noch unsere Gerber machen. Nachher werden sie zum Gerben in eine Abkochung von gerbstoffreichen Rinden gelegt und zum Geschmeidigmachen gewalkt und eventuell zur Steigerung der Dichte zwischen Steinen geklopft.

Indem aus Fellstücken eigentliche Kleider hergestellt und sorgfältig vernäht werden, übt sich die Frau im Schneidern und Nähen. Diese Arbeit geht erst später, wie auch das Gewerbe des Gerbers und Sattlers, auf den Mann über; und zwar erkaufen sich die zu Jagd und Krieg nicht mehr tauglichen älteren Leute durch diese und andere, sonst dem Arbeitsgebiet der Frau zugehörende Tätigkeit, sowie z. B. in Nordafrika auch durch das Flechten von Körben, ihre fernere Daseinsberechtigung. Erst zuletzt geben sich auch jüngere Männer mit solcher Arbeit ab und bilden es zu einem richtigen Gewerbe aus.

In tierarmen Gebieten hat der Mensch das Fell der Tiere durch die von der Natur gelieferte Rinde von Bäumen oder durch künstliche Geflechte zu ersetzen gewußt. So ist heute noch in Ozeanien, speziell Polynesien und den Fidschiinseln, und in Zentralafrika, besonders in Uganda und bei den Monbuttus, die Herstellung von Rindenstoffen zur Schmuckbekleidung des Menschen üblich, während sie früher bis zum Aufkommen haltbarerer Gewebe auch in vielen andern Teilen Afrikas und Südasiens gebräuchlich war. Wie solche Rindenstoffe hergestellt werden, zeigt uns die Herstellung der polynesischen Tapa, des bekannten Stoffes aus dem Bast des Papiermaulbeerbaums, seltener aus dem des Brotfruchtbaums und einiger Ficusarten. Zu ihrer Herstellung wird die Rinde mit einer scharfrandigen Muschel eingeschnitten, der kleine Baum gefällt und mehrere solcher Stämmchen in einem Haufen während einiger Tage an die Sonne gelegt, worauf Rinde und Bast von den halbtrockenen Stämmchen leicht abzulösen sind. Nachdem dann die Rinde in Wasser gelegt worden, wird der verkorkte Teil der Rinde abgeschabt, der übrigbleibende Bast gereinigt, durch abermaliges Legen

in Wasser noch mehr erweicht und dann mit gerieften Schlägeln aus hartem Holz auf einem Holzblock breitgeschlagen. Dieses Tapaklopfen, das im Wechseltakte erfolgt, belebt ein Dorf auf den Tonga- oder Fidschiinseln wie das Geräusch der Dreschflegel ein deutsches im Winter. Nach einer halben Stunde ist das Stück genügend geklopft und hat seine ursprüngliche Streifenform in eine nahezu quadratische verwandelt, es ist zu „Fetagi" geworden. Nachdem eine größere Anzahl solcher Stücke angefertigt ist, werden sie durch bloßes Klopfen oder häufiger durch Bestreichen mit einer klebenden und zugleich färbenden Flüssigkeit miteinander verbunden, gewöhnlich in dreifacher Lage übereinandergeklebt und der gelblichweiße Stoff mit geradlinigen Mustern in Schwarz und Rotbraun verziert. So können Rindenstoffstücke von zwei Ellen Breite und 40—50 Ellen Länge entstehen.

Aus solchem Baumbast hergestellte Kleidung ist aber auch in Gegenden, deren Bewohner sich sonst in Pelze und Tierfelle hüllten, getragen worden. So trugen einst auch die alten Germanen das lindwât, d. h. Lindenbastgewand, dessen Name in unserer Bezeichnung „Leinwand" weiterlebt. Wenn altnordisch lind der Gürtel heißt, so hat er seinen Namen eben daher, daß er in der ältesten Zeit aus Lindenbast hergestellt wurde. Die Gewinnung solchen Bastes, wie aller Rindenstoffe überhaupt, hat für den Menschen, die Tierfelle zu bearbeiten verstanden, sehr nahegelegen. So übertrugen sie einfach das Verfahren der Fellbehandlung auf die Technik des Gewinnens solchen Baststoffs, indem sie die Rinde vom Baume loslösten, sie mit oder ohne vorhergehendes Einweichen in Wasser außen und innen auf mechanischem Wege von allem Überflüssigen befreiten, und zuletzt den Stoff vorsichtig klopften und walkten, bis er den gewünschten Endzustand erreicht hatte.

In den Steppengegenden, wo zwar Felle zu haben waren, sich aber durch ihr Schrumpfen und Hartwerden in der Nässe nicht recht als Zelthüllen eigneten, auch keine Rindenstoffe gewonnen werden konnten, die übrigens viel zu wenig widerstandsfähig gegen die Unbill der Witterung sind, ist dann die Frau des Nomaden auch zur Herstellung von Filzdecken gekommen. Diese gewann sie aus den zuerst nur mit der Hand ausgerauften und erst spät nach der Gewinnung von Metallwerkzeugen mit Hilfe der Schere abgeschnittenen Wollhaaren der Herdentiere, besonders der Ziege, die sie durch gehöriges Walken ineinander verfilzte, so daß sie einen zusammenhängenden Stoff bildeten. Daraus konnten dann äußerst dauerhafte, den Regen nicht durchlassende Decken zum Herstellen von geschlossenen Zelten über einem einfachen Holzgestell,

wie auch Hüte und dergleichen allem Wetter auszusetzende Gebrauchsartikel hergestellt werden.

Dem sich früh geltend machenden Bedürfnis nach schützenden Flächen, sei es für die eigene Haut, sei es für Dach und Wand der Wohnung ist der Mensch noch vor Gewinnung von Rindenstoffen oder gar Filzdecken, durch die Herstellung von allerlei Geflechten gerecht geworden. Das Flechten ist eine uralte Kunstfertigkeit, auf die man leicht durch das Durcheinanderschlingen von irgend welchen Pflanzenfasern, etwa der Fiedern eines Palmwedels oder von zähen Streifen von Baumbast oder Binsenhalmen, zur Herstellung von Matten als Schutzdecken oder Körben zur Aufnahme von irgend welcher Speise kommen mußte. Haben doch die Webervögel dem Menschen die Sache in höchst zierlichen Nestbauten vorgemacht, so daß er es einfach nachzumachen brauchte, wenn er nicht genug Phantasie besaß, von sich aus auf eine solche Erfindung zu kommen. Schon die in bezug auf ihre allgemeine Kultur so niedrigstehenden Australier wissen sehr schöne Matten und Körbe zu flechten, in denen sie ihre armselige Habe auf ihren Wanderungen mit sich tragen. Besonders geschickte Flechter sind in Ozeanien die Bewohner der Salomonsinseln, in Asien die Japaner, in Afrika einige Völker des Sudan und vor allem die Waganda und deren Nachbarn, die selbst wasserdichte Körbe zu erzeugen wissen. Fast ebenso geschickt sind manche nordamerikanische Indianer, die gleicherweise sogar wasserdichte Körbe und Taschen erzeugten.

Aus dem Flechten entwickelte sich von selbst das Weben, das im Grunde auch nur ein Flechten ist; denn bei beiden Handfertigkeiten werden nebeneinandergelegte, straff angespannte Längsfäden durch damit verflochtene Querfäden zu einem Ganzen verbunden. Beim Flechten geschieht dies, indem der Querfaden mit der Hand oder der Flechtnadel aus Holz abwechselnd über und unter den Kettenfäden hindurchgeführt wird. Demgegenüber ist beim Weben der ganze Fortschritt der, daß die Kette von vornherein in zwei Gruppen, in gerade und ungerade Nummern geteilt ist und es dann möglich gemacht wird, alle ungeraden Nummern mit einemmal nach oben, die ungeraden aber nach unten zu bringen, so daß ein Zwischenraum, das „Fach", entsteht. Durch dieses Fach gleitet dann die verbesserte Flechtnadel oder der „Weberstab" mit dem auf ihm gewundenen Faden hin und her. Dieses Prinzip der Fachbildung ist bei allen Webeeinrichtungen, mögen sie noch so einfach sein, vorhanden; verschieden ist nur der Mechanismus ihrer Herbeiführung. Im einfachsten Falle, wie bei den Negern des Kongo-

beckens und bei den Bewohnern Indonesiens und Mikronesiens, befestigt man die beiden Kettenfädengruppen je an einer Querleiste, die man zur Fachbildung mit der Hand emporhebt oder, wie im Westsudan, in Oberguinea, im Mittelmeergebiet, in Europa und ganz West- und Südasien, besorgt man dieses Heben und Senken der Kettenteile durch eine Zugvorrichtung, die meist von den eigenen Füßen, in China und Japan von der Hand eines Gehilfen bedient wird. Das Endglied der ganzen Entwicklung des Webstuhls ist die komplizierte Maschinerie unseres Jacquardwebstuhles, der von Maschinenkraft getrieben läuft.

Das Weben setzt gegenüber dem Flechten die Herstellung von langen, zusammenhängenden Fäden voraus, die durch Drehen gewonnen werden. Dieses Fädendrehen wird zunächst in der Weise besorgt, daß man Pflanzenfasern, Baumwolle oder Haare irgend welcher Art zwischen den flachen Händen oder mit nur einer Hand auf dem zunächstliegenden Schenkel zu Fäden dreht. Wer den Versuch macht, in dieser Weise aus Flachs zwei Fäden zu drehen und dieselben durch die entgegengesetzte Bewegung zusammenzurollen, wird sich leicht überzeugen, eine wie große Übung dazu gehört, um es so geschickt wie die Australier fertigzubringen, aus abgeschnittenem Frauenhaar Angelschnüre oder wie die Neuseeländer aus den sehr zähen Fasern des einheimischen, wildwachsenden Flachses (Phormium tenax) ein längeres Seil zu drehen. In der Kultur weiter fortgeschrittene Völker benutzen zur Anfertigung von Fäden eine mechanische Vorrichtung, die Spindel, die sie in drehende Bewegung bringen, um den daran befestigten Faserstoff selbsttätig zum Faden auszuziehen und zu drehen. Und doch ist die Erfindung einer solchen Spindel so überaus naheliegend, daß schon die Australier darauf gekommen wären, wenn sie die aus einem längeren und kürzeren, in Kreuzform befestigten Stäbchen bestehende Wickel, um welche sie ihre aus Haar hergestellten Angelschnüre aufwickeln, um sie, solange sie außer Gebrauch sind, aufzubewahren, zum Drehen der Fäden benutzt hätten. Sie hätten bald die Erfahrung gemacht, daß, wenn sie die Haare in einen Spalt des Holzes befestigt und das Ganze dann in

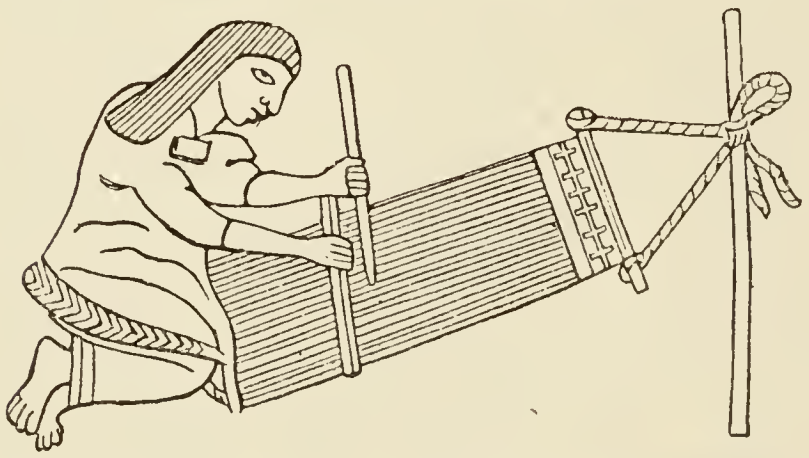
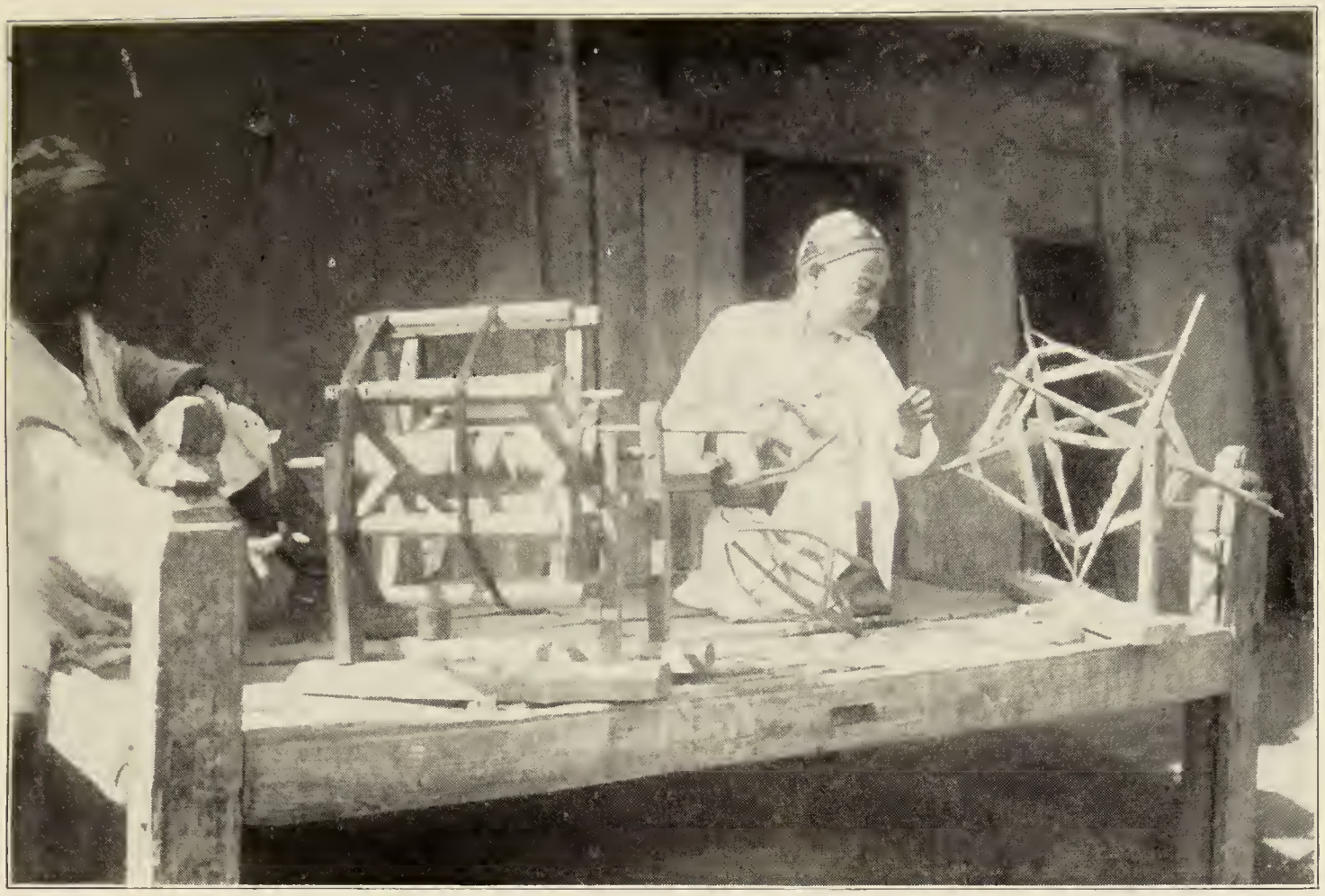


Bild 23. Altmexikanische Darstellung einer mit dem Weberstab und dem Strecker webenden Frau.

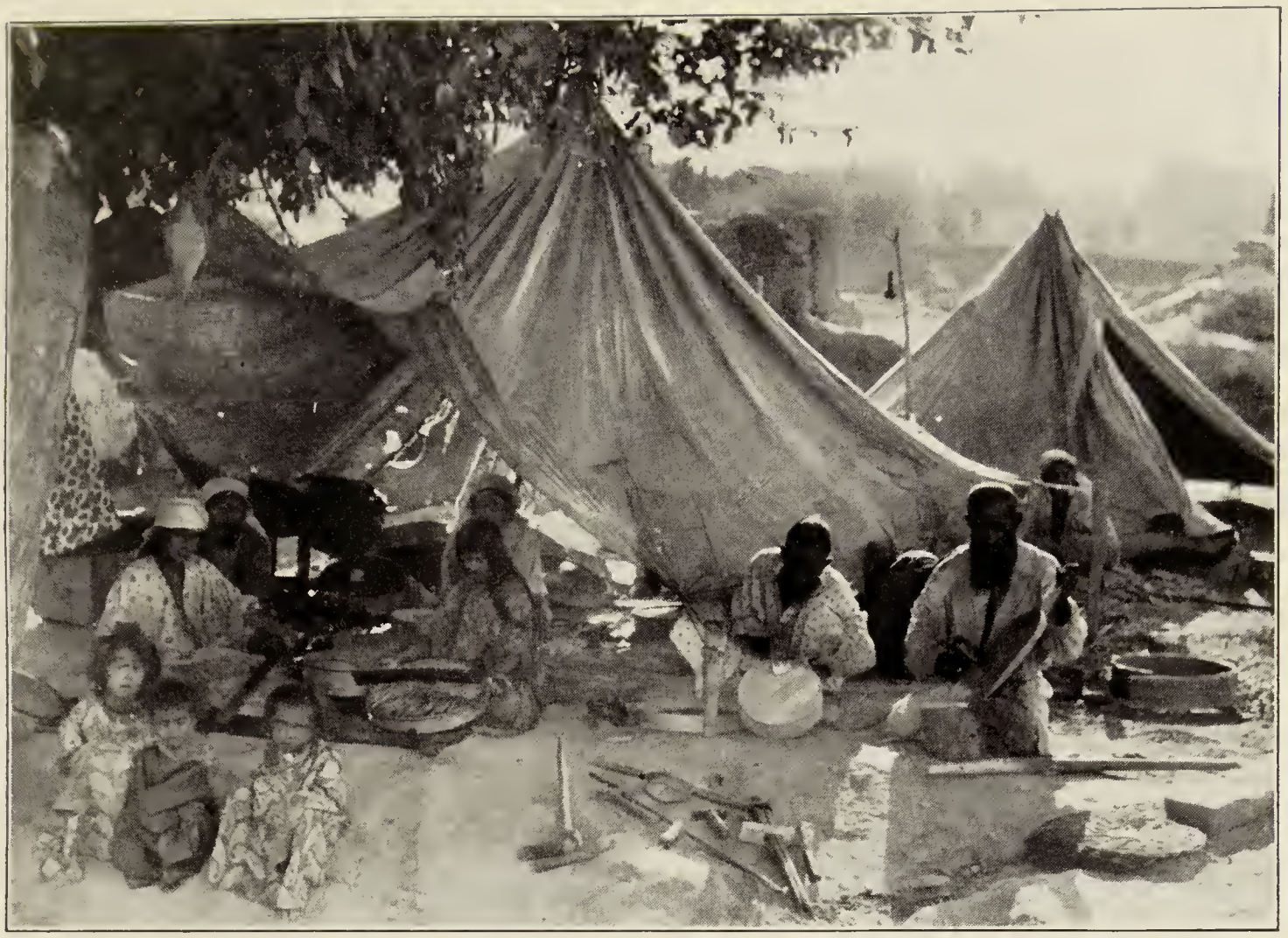


Sarten in Buchara beim Spulen der Baumwolle.

Verzupfen und Verspinnen der Baumwolle durch Sarten in Buchara.

Sarte in seiner Werkstatt in Chiwa.

Sartischer Korbflechter in seinem Warenlager in Chiwa.



Holzgeräte herſtellende Sarten in Zelten bei Buchara.

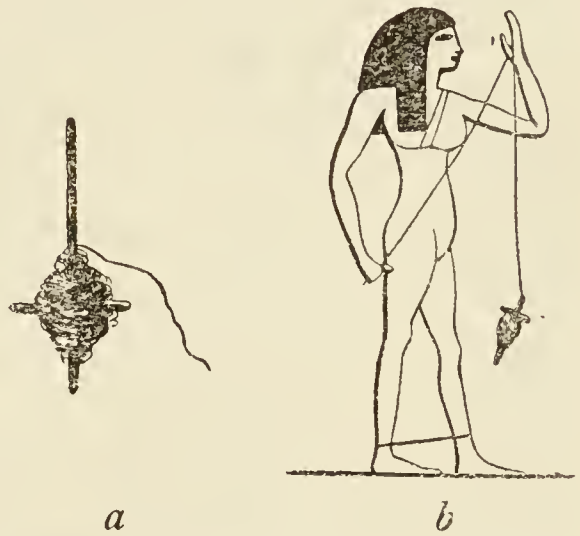
Ein Baumwolle ſpinnender Balineger mit ſeinen beiden Frauen vor der Hütte auf einem kleinen Holzſchemel ſitzend.

Mẽkubengokra-Kayapó-Indianer Zentralbrasiliens
beim Flechten von Fächern zum Anfachen von Feuer.
(Nach einer Aufnahme von Dr. W. Kissenberth.)

Mẽkubengokra-Kayapó-Indianer
beim Flechten einer Matte.
(Nach einer Aufnahme von Dr. W. Kissenberth.)

drehende Bewegung gebracht hätten, sich so eine Angelschnur weit schneller und müheloser als mit der Hand selbst drehen ließe. Die Australier haben aber diese naheliegende Beobachtung nicht zum Erfinden des Spinnens benutzt, das auch für sie, die sich Tierfelle zum Wärmeschutz umhingen und keine verspinnbare Fasern besaßen, keinen Zweck gehabt hätte.

Aus solchen zum Aufwickeln von Schnur benutzten kreuzförmigen Wickeln ist die älteste nachweisbare Spindel hervorgegangen, die wir schon zu Ende des 4. Jahrtausends v. Chr. in Ägypten im Gebrauch sehen. Später hat man den Querstab der Spindel durch einen scheibenförmigen Spinnwirtel aus Stein oder gebranntem Ton ersetzt, der den Drehungen der Spindel einen bedeutend größeren Schwung gab. Noch heute kann man in entlegenen Gegenden Europas mit solchen altertümlichen Spindeln spinnen sehen. Doch wurde bei uns an den meisten Orten diese Spindel durch das im Mittelalter aufgekommene Spinnrad verdrängt, bei welchem zum Drehen der Spindel ein mit dem einen Fuß in Bewegung gesetztes Radwerk benutzt wird. Dieses Spinnrad wurde dann schließlich von den durch Dampf oder Elektrizität in Bewegung gesetzten Spinnmaschinen verdrängt, bei denen gegen hundert Spindeln sich gleichzeitig drehen und von einem einzigen Arbeiter oder noch häufiger einer Arbeiterin bedient werden.



a *b*

Bild 24. a Australischer Fadenwickel zum Aufwinden von Fäden, b Ägypterin des alten Reichs mit der Spindel spinnend.

Aus den gesponnenen Fäden wurde dann die Kette des Webstuhls flächenartig ausgespannt und durch das vorgenannte Fach der Weberstab mit dem Einschlag genannten Querfaden hindurchgezogen. Solches Hindurchziehen des Querfadens von der Hand findet noch bei der orientalischen Teppichweberei statt. Eine solche Arbeit war aber für die Frau zur Herstellung gewöhnlicher Gewebe zu mühsam und wenig fördernd. So kam sie bald dazu, wie wir solches auf altägyptischen Wandmalereien dargestellt finden, die Fäden durch einen Querstab abwechselnd zu heben, um damit zu ermöglichen, den Einschlagfaden vermittelst eines beiderseitig zugespitzten „Schiffchens“ auf einen Wurf durch die Kette zu schleudern. Ganz ähnlich waren noch die Webstühle der alten Griechen und Römer. Auch während des Mittelalters wurden

nur geringe Verbesserungen an ihnen eingeführt. Vorläufer des mechanischen Webstuhls waren die Bandmühlen im 16. Jahrhundert, auf denen mehr als 20 Bänder gleichzeitig gewebt werden konnten. Den ersten brauchbaren mechanischen Webstuhl, bei welchem das fliegende Schiffchen nicht mehr mit der Hand geworfen, sondern durch ein paar Hebel oder künstliche Arme hin und her geschleudert wird, konstruierte der Engländer Cartwright 1787. Im Jahre 1808 erfand dann der Franzose Jacquard seine Musterwebmaschine, die in der Folge mit dem mechanischen Webstuhl verbunden und zu unserer modernen Webmaschine ausgebaut wurde, die vermittelst ihrer durchlöcherten Karten, durch welche die Fäden geführt werden, es ermöglicht, nicht nur beliebige Muster, sondern selbst feine Landschaften und Porträts zu weben.

Alle primitiven Völker, die sich nicht die billigen, dafür aber auch wenig dauerhaften europäischen Gewebe kaufen können, weben ihre Stoffe auf ihren altmodischen Webstühlen in meist schmalen Streifen, die sie dann zu größeren Flächen zusammennähen und auf mancherlei Weise färben oder mit Mustern bedrucken. Vor allem werden die Teppiche, die dem Orientalen ein durch viele Generationen vererbtes Heiligtum des Hauses sind, die ihm die Herrlichkeiten der Natur zu einem bunten Strauß zusammenfassen und in die Zelte und Häuser einen ewigen Frühling zaubern sollen, heute noch als Arbeit der geduldigen, ausdauernden Frau auf einem höchst einfachen Webstuhl erzeugt. Im äußerst konservativen Orient wechselt die Technik so wenig als die beliebtesten Farbenzusammenstellungen und Muster wechseln. Auf einem Rahmen von zwei wagerechten Stämmen, die an zwei senkrechten befestigt sind, liegt die Kette geschlungen. Um die dichtgereihten Kettenfäden werden die Fadenbüschel auf mehrere traditionelle Arten eingeknüpft. Sobald nun eine Reihe hindurch Fäden geknüpft sind, wird als Befestigung durch die ganze Kette ein Schlußfaden gelegt. Dieser preßt Knüpfreihe an Knüpfreihe und bildet mit den Kettenfäden das Geflecht, aus dem die eingeknüpften Fadenbüschel in weichem Polster herausschauen. An größeren Stücken arbeiten stets mehrere Frauen; sie sitzen nebeneinander und fügen meist aus dem Gefühl und der Erinnerung heraus, seltener nach einer Zeichnung, Büschel an Büschel. Zum Beginn hocken sie am Erdboden, später sitzen sie auf Brettern, die über Leitern gelegt sind. So rückt das Werk an den senkrechtstehenden Kettenfäden immer höher und höher. Als Material wird mit dauerhaften Pflanzenfarben selbstgefärbte Wolle, Seide und hier und da auch Ziegen- und Kamelhaar benutzt. Die Fransen an ihm

sind wie diejenigen an gewissen Kleidungsstücken, die ohne weiteren Zuschnitt so getragen werden, wie sie vom Webstuhl kommen, wie z. B. die Gewänder der alten Assyrier und Babylonier oder der schottische Plaid und das unter seinem persischen Namen „shâl“ bekannte Umschlagtuch, das bei uns vor kaum zwei Generationen mit Vorliebe die Damen trugen, nichts anderes als die von den Weberinnen stehengelassenen Enden der Kettenfäden. Zu Bündeln zusammengeknüpft, liefern sie Troddeln oder Quasten.

Wie das Spinnen, Weben und Teppichknüpfen ist auch alles Färben der Stoffe, wie auch deren Zusammennähen zu Kleidungsstücken, Besticken und sonstiges Verarbeiten und Verzieren ursprünglich die ausschließliche Domäne der Frau, die sie bis auf den heutigen Tag nicht an den Mann abgab. Ein geflochtener Faserschurz, ein Stück Rindenstoff oder ein gewebtes Tuch brauchte ja nur zufällig mit einzelnen seiner Teile oder auch ganz mit einem färbenden Pflanzen- oder Tiersaft — als Beispiel für letzteren sei nur an die Absonderung der Purpurschnecke, der Kermesschildlaus und der Cochenille erinnert, die das von allen primitiven Menschen so überaus geliebte, in die Augen fallende grelle Rot liefern — in Berührung zu kommen, so war damit bereits die erste Musterung durch ein Färbverfahren gewonnen. Auch das einfache mechanische Auftragen irgend welchen abfärbenden Materials mußte zur Erfindung des Färbverfahrens führen. Und die Anwendung von Farbe in abwechselnden Mustern kam dem angeborenen Schmuckbedürfnis des Menschen in hohem Grade entgegen, so daß er, wie seinem Körper, so auch seiner Habe, seinen Kleidern und Idolen, überhaupt allem, mit dem er zu tun hatte, durch Farbe sein Auge erfreuende leuchtende Schönheit verleihen konnte. So ist es begreiflich, daß schon sehr früh der Mensch darauf verfiel, namentlich die ihm überall in der Natur entgegentretenden und sehr dauerhaft färbenden Pflanzenfarbstoffe zur Verzierung seines Körpers und seiner Effekten in Anwendung zu ziehen. So gibt es heute kein noch so primitives Volk, dessen Frauen diese Kunst, die das Leben verschönt und dem Individuum Ansehen vor seinesgleichen gibt, nicht auszuüben verständen. Und zwar ist die dabei angewandte Färbung um so greller und die Farbenzusammenstimmung um so unausgeglichener, je niedriger der betreffende Volksstamm ist, je weniger die Augen der betreffenden Menschen in der Art des Sehens ausgebildet sind.

Behielt auch die Frau alle die hier besprochenen Tätigkeiten zum größten Teil für sich, so hat sie dafür bei den höhergestiegenen Kultur-

völkern andere ihrer einstigen Arbeitsgebiete an den Mann abgetreten. Zu ihnen gehören vor allem solche Gewerbe, die nur mit Hilfe des Feuers bewältigt werden können. Die Erfindung und die Durchführung der betreffenden technischen Fertigkeiten verdanken wir aber nur ihr, als der Hüterin und Erhalterin des Herdfeuers, und nicht dem Mann, der sich ursprünglich um das Feuer und seinen Unterhalt nicht kümmerte.

Schon beim Hüttenbau, der ihr zunächst allein oblag, benutzte die Frau zum Verdichten und Glätten der aus Zweigen geflochtenen Wände den Lehm, den sie gelegentlich auch einmal zum Dichten von Körbchen, die sie geflochten, verwendete. Kam ein solches mit Lehm ausgestrichenes Körbchen gelegentlich dem Feuer zu nahe, so daß das Geflecht verbrannte, gleichzeitig aber der Ton gehärtet wurde, so war im Prinzip die Töpferei erfunden, deren Technik wir im Abschnitt über das Feuer besprachen. So primitiv und einfach auch die ältesten vorgeschichtlichen Gefäße geformt sind, so sehr sprechen sie dennoch für die Geschicklichkeit und den Sinn für Symmetrie ihrer Bildnerinnen, die ohne Töpferscheibe aus freier Hand solche Kunstwerke schufen. Wie nun die Frau gern ihren Körper schmückte, um sich vor ihren Geschlechtsgenossinnen auszuzeichnen, so hat sie bald auch ihr Gerät mit einfachstem Zierat versehen durch Einritzen von allerlei geradlinigen, später auch geschweiften Mustern in den Ton vor dem Brennen desselben. Dazu kam dann später noch ein sorgfältiges Glätten mit einem glatten Kiesel, den sie stundenlang auf dem zu polierenden Geschirr herumrieb, um ihm erhöhten Glanz und zugleich eine dichtere und infolgedessen widerstandsfähigere Außenschicht zu geben.

Noch vor dem Schmuck kam an den Töpfen das Anbringen von drei kleinen seitlichen Hervorragungen als primitiven Griffen auf. Da ein Anfassen daran doch nicht bequem war, durchbohrte man sie bald, um eine Schnur hindurchziehen zu können. Diese Verwendung von Schnurhenkeln an Ösen deutet auf Kalabassen und Straußeneiern als Vorläufer und Modelle der gebrannten Tongefäße, da bei solchen das Aufhängen vermittelst Schnüren an einem jene unten umfassenden Geflecht gebräuchlich ist. Diese ältesten Gefäße mit Schnurhenkelösen konnten nicht auf den Boden gestellt, sondern mußten aufgehängt werden, sobald ein flüssiger Inhalt in ihnen war. Erst später, als dann ein Standfuß an ihnen angebracht wurde, kamen die Schnurhenkel in Wegfall und wurden durch immer weitere Henkel ersetzt, die man zuerst mit einem Finger, dann auch mit mehreren zugleich durchfahren konnte, um sie zu ergreifen. Naturgemäß hat der Kochtopf noch am

längsten seinen gewölbten Boden behalten, da er, solange er zum Kochen diente, fest auf drei Steinen über dem Feuer lag und nicht von dort weggenommen wurde, bis sein Inhalt weichgekocht war. Da er vom Feuer und Rauch geschwärzt war, kam es den Frauen der Vorzeit so wenig als den modernen in den Sinn, ihn mit Verzierungen zu schmücken. Geschmückt mit allerlei Ornamenten wurden vor allem die Prunkgefäße, die den Toten in ihre unterirdische Behausung mitgegeben wurden; deshalb mangeln uns auch auf dem Geschirr der Pfahlbauern, das Gebrauchsgeschirr war, die Verzierungen, die wir an den Töpferwaren der gleichalterigen Landansiedlungen finden. Die letzteren finden wir eben in Gräbern, während das erstere in den Kulturgeschichten im Wegwurf der Ansiedlungen gefunden wird und uns Gräber dieser Leute nur in wenigen Exemplaren bekannt sind.

Schon die Frauen der späteren jüngeren Steinzeit vermochten aus freier Hand so schön gerundete Töpfe, Krüge, Becher und Schalen aus gebranntem Ton herzustellen, daß wir kaum begreifen können, daß sie solches ohne Töpferscheibe zustande brachten. So hat die zu Beginn der Bronzezeit in Westasien und Ägypten zuerst aufgekommene Töpferscheibe eigentlich nur das Formen erleichtert, dabei aber die Geschicklichkeit der Töpferinnen vermindert. Sie brauchten sich eben nicht mehr die Mühe wie vorher zu geben, und so kam ihr Handwerk zunächst herunter, um sich erst mit der Zeit wieder zu heben. Es ist mit aller Technik so; sobald neue Wege gefunden werden, um mit geringerer Mühe zum vorgesteckten Ziel zu kommen, so leidet zumeist die Kunstfertigkeit, da die Sache viel schneller und leichter gemacht werden kann, dafür aber auch gerne liederlicher als zuvor gemacht wird. Nach der Darstellung auf altägyptischen Wandmalereien war die Töpferscheibe in ihrer ursprünglichen Form nichts anderes als ein Tischchen mit rundem, um die Achse beweglichem Tischblatt. Für ein Volk, das wie die Ägypter und alle Westasiaten damals bereits an kleinen, runden Einzeltischchen aß und daran auch allerlei Hantierung vornahm, war es nun naheliegend, einen solchen kleinen Tisch auch beim Töpfern zu verwenden und, damit er sich leicht ringsum, wie es das Runden des Gefäßes erforderte, drehen ließ, die Platte beweglich zu machen. Wie jene alten Kulturvölker im östlichen Mittelmeergebiet hatten dann auch die alten Griechen, von jenen entlehnt, dieselben kleinen Einzeltischchen zum Speisen und zum Daran-Arbeiten, während noch die Germanen zur Völkerwanderungszeit wie alle Naturvölker vom Tische der Erde speisten. Als sie dann den Tisch von den Kul-

turvölkern im Süden übernahmen, nannten sie ihn nach dem griechischen diskos Scheibe. Dementsprechend bedeutet noch das angelsächsische disc und das altnordische diskr wie das englische dish Teller oder Schüssel. Die Südgermanen aber nahmen eine auslesende Verteilung des erworbenen Sprachgutes vor, indem sie aus dem lateinischen scutellum „Schüssel" und aus dem griechischen diskos „Tisch" machten. Der Tisch war eben bei den Griechen, wie bei den Westasiaten und Ägyptern, noch ein Teller aus Holz, der, damit man sich besser daran bedienen könne, durch einen Standfuß in der Mitte erhöht war. So sind auch die an den bemalten Wänden der Totenkammern oft abgebildeten ägyptischen Opfertischchen nichts anderes als solche erhöhte und zu diesem Zweck mit einem Fuß versehene Holzscheiben, die vorher ohne Fuß als Schüsseln gedient hatten. Solange man, wie auch das gemeine Volk im alten Ägypten, vor diesen „Speiseschüsseln" kauernd saß, um zu essen, war der Fuß nur niedrig und wurde erst später, als man auf Bänken saß, entsprechend erhöht und mit vier Füßen an Stelle des ursprünglich einzigen mittleren versehen, da er so fester stand und weniger leicht umgeworfen werden konnte.

Indem der ägyptische Töpfer — das Töpfern war bei jenem hochkultivierten Volke bereits dem Arbeitsgebiete der Frau entzogen und auf den Mann übergegangen, der solche Kunst berufsmäßig betrieb — kauernd vor seinem niederen, als rundes Tischchen dienenden Holzteller saß, hatte er ihn mit einem Zapfen, der in den ausgehöhlten Tischfuß paßte, ausgestattet und so die Scheibe drehbar gemacht. Mit dieser einfachen Neuerung, die ja auf der Hand lag, war die Töpferscheibe erfunden, welche von da an in immer größeren Kreisen bei den Nachbarvölkern Aufnahme fand und seither zum ständigen Kulturgute wurde. Während der ägyptische Töpfer auf dem Bilde des alten Reiches zu Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. kauernd vor seiner Töpferscheibe sitzt, mit der einen Hand den aus einem Klumpen zum Gefäß aushöhlenden Ton durch die Hand streifen lassend, während er mit der andern die Tischscheibe dreht, ist in Jeremias 18, 2 der Töpfer bereits als derjenige bezeichnet, „der über den zwei Scheiben arbeitet". Es war also damals, zu Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr., bereits der wesentliche Fortschritt gemacht, der einen Scheibe eine zweite untere hinzuzufügen, die der nun zweifellos sitzende Arbeiter mit den Füßen drehte; so hatte er beide Hände für die Formarbeit frei, konnte so leichter arbeiten und Vollkommeneres leisten.

Wenn wir sehen, mit welcher Leichtigkeit der Töpfer mit Hilfe

einer so einfachen Vorrichtung wie der Töpferscheibe aus einer formlosen Masse Ton zierliche Gefäße formt, finden wir es begreiflich, wie den Alten dieser Vorgang als ein Symbol der schöpferischen Tätigkeit erscheinen mußte. So stellten die Ägypter eine ihrer Gottheiten unter dem Bilde eines Töpfers dar, der auf der Töpferscheibe den Menschen formt. Die Kunst machte in dem Formen irdener Gefäße eine der frühesten und erfolgreichsten Anstrengungen, zumal als diese immer hübscher verziert wurden und nicht nur Vorgänge aus dem täglichen Leben, sondern ganze Heroengeschichten aufgemalt erhielten, wie es auf den durch ihre schönen Formen und Zeichnungen berühmten griechischen Töpferwaren der Fall ist. Da nun die ältesten Gefäße einfache Terracotta, also porös waren, wie es heute noch unsere Blumentöpfe sind, deren Oberfläche auch durch intensives Reiben mit glatten Kieseln, wie dies bereits in neolithischer Zeit, als die Töpferei noch vollständig der Domäne der Frau angehörte und von ihr allein betrieben wurde, vielfach gebräuchlich war, nicht genug verdichtet werden konnte, so kam man mit fortschreitender Kultur dazu, sie mit einem Überzug von Firnis oder Erdharz (Asphalt) zu verdichten; das erstere machten beispielsweise die alten Peruaner, das letztere die Kulturvölker am Mittelmeer in ältester Zeit, so auch die Griechen. Ein wesentlicher Fortschritt war es nun, als das Glasieren, d. h. das Aufschmelzen einer glasartigen Schicht auf die Oberfläche der Tongefäße aufkam. Dadurch konnte man den porösen Ton in geradezu idealer Weise dichten und auf diese Glasur die schönsten Ornamente anbringen, die, weil in einem zweiten Brande mitgebrannt, auch beim Waschen nicht beschädigt werden konnten. Diese Glasur erreichte in Babylonien und Ägypten schon sehr früh eine außerordentlich große Vollendung nicht nur in Gefäßen der verschiedensten Art, sondern auch in einseitig glasierten Ziegeln, mit denen ganze Wände in bunter Malerei verziert wurden, und großen, sargartigen Behältern, in denen die Toten bestattet wurden. Diese Sitte, ganze Wandflächen mit solchen äußerst dauerhaften glasierten Ziegeln in bunter Zeichnung zu bekleiden, hat sich in Persien bis auf den heutigen Tag erhalten, während in Italien im 14. Jahrhundert die nach der mittelitalienischen Stadt Faenza benannten farbig glasierten Fayencen aufkamen, die in den beiden folgenden Jahrhunderten während der Renaissancezeit so herrliche Kunsterzeugnisse hervorbrachten, die wir heute, wie alle glasierten und bemalten Tonwaren überhaupt, nach einstigen Erzeugnissen der Insel Mallorca der Balearen als Majolika bezeichnen.

Diese im Mittelalter in Europa wieder zu Ehren gekommene keramische Kunst, die bis zum 17. Jahrhundert in hoher Blüte stand, verdanken wir den Arabern, die sie von Persien her nach den Mittelmeerländern brachten. Aber nicht nur die Keramik vermittelten die Araber den Europäern, sondern vor allem auch die Kunst, herrliche Damastgewänder (Damast heißt ja so nach Damaskus, wo ein berühmter Produktionsort dafür war) und andere Erzeugnisse einer auf die Spitze getriebenen Webetechnik herzustellen. Hießen doch im Mittelalter bei uns diese teilweise mit Gold und Silber in herrlichen Mustern durchwobenen und dann Brokate genannten Seidenstoffe und andere kostbare Produkte sarazenischer Industrie, die mit Vorliebe zu kirchlichen und bürgerlichen Paramenten benutzt wurden, nur „Heidenwerk", weil sie von den als Ungläubigen verachteten Arabern stammten.

Während in Persien und Indien, wie auch bei den ostasiatischen Kulturvölkern die in meiner Kulturgeschichte der Nutzpflanzen eingehend besprochenen Lackarbeiten schon sehr früh eine außerordentliche Vollendung erreichten — dabei werden bekanntlich allerlei Schüsseln und andere Gebrauchsgegenstände aus Holz zur Erzielung höchster Dauerhaftigkeit mit einer geradezu unverwüstlichen, auch von Säuren nicht angegriffenen glänzenden Schicht von Pflanzenharz überzogen —, haben auch sie die an Tonwaren nicht minder gepflegten Glasuren selbständig weiterentwickelt. Dazu liebte das Kunstgewerbe besonders in China neben den auch in andern Ländern viel hergestellten Waren der Kleinkunst mit prächtigen Schnitzereien in Holz und Elfenbein, solche aus Speckstein und Jadeit, Gesteinsarten, die sich im frischgebrochenen Zustande verhältnismäßig leicht bearbeiten lassen, anzufertigen. Vor allem aber hat es schon ums Jahr 185 v. Chr. das Porzellan erfunden, das in Europa erst im Jahre 1708 vom sächsischen Alchimisten Böttcher in Meißen nachgeahmt zu werden vermochte. Porzellan nannte man ursprünglich aus einer orientalischen Perlmutterart hergestellte Kunstgegenstände. Die Porzellangefäße selbst werden aus einem Kaolin genannten feinen, weißen Ton hergestellt und so stark gebrannt, daß die Masse durch und durch verglast. In einem zweiten Brand erhalten sie dann ihre prächtige Glasur, auf der die herrlichsten bunten Malereien angebracht zu werden pflegen. Einheimische, durch starken Brand halbverglaste Tonwaren bezeichnen wir als Steingut. Besonders der Engländer Wedgwood hat diese in weitgehendem Maße verbessert und zu hoher künstlerischer Vollendung gebracht.

In allen Arten von Tonwaren bildet die Kieselsäure mit der Ton-

Afrikanische Hochöfen im Betrieb (Togo).

Eisenmarkt in Basari (Togo).

Geschmolzenes Eisen, oberflächlich von der anhaftenden Schlacke gereinigt, aus einem Hochofen von Togo.

Deutsch-russischer Ansiedler bei Leudorf am Meruberg in Deutsch-Ostafrika hinter einem von 6 Buckelochsen gezogenen Pflug. Daneben geht als Treiber ein Eingeborener.
(Nach einer Photographie von Generaloberarzt Prof. Dr. Steudel.)

Malaiiſches Haus von Indragiri auf Sumatra von der hinteren Seite mit Reisſpeicher.

Battafrauen im Innern Sumatras beim Reisſtampfen.
(Beide Aufnahmen von Guſt. Schneider.)

erde schmelzbare glasartige Silikate, welche im gewöhnlichen gebrannten Ton die einzelnen Tonteilchen verbinden, während sie bei glasierten Gefäßen eine gleichmäßige Oberflächenschicht bilden und im Porzellan und Steingut die ganze Masse gleichförmig durchdringen. Mit der Erfindung des Töpferofens, der beim Brennen der Tonwaren viel größere Hitzegrade als das ältere Verfahren am offenen Feuer zu erreichen erlaubte, war nicht nur die Glasur leicht als schützender Überzug der darin gebrannten Tongefäße zu erreichen, sondern auch das Durch-und-durch-Hartbrennen, das ganz von selbst zur Entdeckung des Glases führen mußte; denn das Glas ist nichts anderes als ein durch Zusammenschmelzen von Kieselsäure mit Kalk und einem Alkali wie Kali oder Natron gewonnenes Silikat. Der ältere Plinius erzählt uns die bei den Kulturvölkern des Altertums kursierende Geschichte der Erfindung des Glasflusses durch die Phönikier, denen man bis auf unsere Tage mit Vorliebe diese und alle möglichen andern Erfindungen zuschrieb. Kauffahrer, welche an der Küste Phönikiens landeten, sollen dort keine Steine gefunden haben, deren sie bedurften, um ihre Kochkessel über dem Feuer aufzustellen. Zu diesem Zweck hätten sie dann Salpeterstücke benutzt, mit denen ihr Schiff beladen war. Durch die intensive Hitze sei dann der Salpeter mit dem Quarzsande zu Glas zusammengeschmolzen. Dieser ganzen, höchst unwahrscheinlichen Geschichte sieht man von weitem die Erfindung an; denn lange bevor die Phönikier seit dem Ende des vorletzten Jahrtausends v. Chr. ihre weiten Handelsfahrten unternahmen, die sie, wie neuere Untersuchungen dartun, damals schon über die Säulen des Melkart, die Meerenge von Gibraltar, hinaus bis nach Britannien einerseits und die Guineaküste andererseits, ebenso durch das Rote Meer hinaus und der afrikanischen Küste entlang bis nach Rhodesia und dem Kap der Guten Hoffnung führte, wo man vor einigen Jahren ein echtes phönikisches Ruderschiff, das auch zum Segeln eingerichtet war, ausgrub, haben Ägypter kunstvolle Glaswaren, vor allem Glasperlen, hergestellt. Diese haben dann später die Phönikier weithin verbreitet. So findet man solche längliche ägyptische Glasperlen in allen Farben besonders in vorgeschichtlichen Gräbern der Südküste Britanniens, dann Guineas und der afrikanischen Ostküste. Sie haben heute noch bei den Eingeborenen als kostbarste Amulette eine hohe Bedeutung und konnten bis jetzt in keiner Weise in den geschickten Glasschmelzereien Muranos bei Venedig nachgeahmt werden, obschon man ganze Vermögen dafür aufwandte, da solche Imitationen bei den Negerstämmen der betreffenden Küsten

geradezu mit Gold aufgewogen würden. Man mochte es anstellen wie man wollte, stets erkannten die schlauen Neger die echten altägyptischen Glasperlen an ihrer größeren Schwere, an ihrer geringeren Durchsichtigkeit und an ihrer leichteren Schmelzbarkeit im Feuer und unterschieden sie damit leicht von den nachgemachten venezianischen.

Seit dem mittleren Reich (2160—1788 v. Chr.) war Ägypten, und dort speziell die Hauptstadt Theben, in der ganzen damaligen Welt berühmt durch ihre verschiedenen Glaswaren, nicht nur Zierperlen, sondern vor allem auch allerlei Gefäße aus bunten Glasarten. Diese haben dann später die der Schiffahrt kundigen Phönikier und nach ihnen die Karthager weithin als sehr beliebte Tauschobjekte verfrachtet. Berichtet doch der Grieche Arrianos im 2. Jahrhundert n. Chr. von den zahlreichen Arten von Glasfluß und anderen murrhina, d. h. Erzeugnissen aus gefärbtem Glas, die damals noch in Theben hergestellt und durch den Handel durch ganz Äthiopien verbreitet würden. Wie uns die altägyptischen Wandmalereien zeigen, fabrizierten die Glasbläser des mittleren Reiches bereits größere Flaschen, die, wie heute noch die Chiantiflaschen, mit einem Schilfgeflecht umgeben waren, damit sie beim Transport weniger leicht zerbrächen. Bis in die Römerzeit lieferte Ägypten die Luxusglaswaren für alle Länder am Mittelmeer, bis dann in der Kaiserzeit diese Kunstfertigkeit nach Rom gebracht und dort, wie in der Folge auch an verschiedenen andern Orten des römischen Reiches, zu größter Vollendung gebracht wurde, wie uns jedes größere altrömische Museum beweist. Erst im Mittelalter entwickelte sich dann die deutsche Gasindustrie, und im 14. Jahrhundert erfand man die mit Zinnamalgam belegten, halbkugelig gewölbten Glasspiegel, während man bis dahin sich mit Spiegeln von geschliffenem Metall begnügt hatte. Im 15. Jahrhundert begann sich die böhmische Glasindustrie zu entwickeln, 1701 goß man zuerst Spiegel in St. Gobin, und um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde die erste Bleiglashütte in England errichtet. Gegenwärtig liefern Deutschland und Frankreich das meiste und beste Glas.

Wie die Herstellung von Glas war auch die Metalltechnik von Anbeginn Sache des Mannes. Zu dieser sind außer den Europäern nur die West-, Süd- und Ostasiaten, wie auch die Neger gelangt, und zwar kamen letztere von der Steinzeit direkt zur Gewinnung und Bearbeitung von Eisen, während die andern erst durch die Bearbeitung von Kupfer, dann Bronze zur Eisentechnik gelangten, die erst zu allerletzt die Herstellung von Stahl ermöglichte. Kupfer und Bronze wurden

auch von den altamerikanischen Kulturvölkern neben dem noch immer gebräuchlichen Stein, und zwar in Mexiko besonders Obsidian, d. h. vulkanischem Glas, verwendet, während die übrigen amerikanischen Stämme und die Naturvölker Australiens und Ozeaniens vor der Ankunft der Weißen keinerlei Metall als Schmuck- oder Werkzeugmaterial verwendeten. Um nun zu verstehen, wie der Mensch zur Erkenntnis der schwierigen Prozesse, durch welche die Metalle aus den Erzen gewonnen werden, gelangte, muß man sich erinnern, daß einige Metalle in gediegenem Zustand gefunden wurden. So wurde das stellenweise in der Nähe des Oberen Sees in größeren Mengen vorkommende gediegene Kupfer schon lange vor der Ankunft der Weißen von den Indianern benutzt, indem sie es mit Steinen kalt aushämmerten und Messer, Beilklingen und Armspangen daraus herstellten. Auch aus Gold, das nicht selten gediegen vorkommt, lassen sich auf solche Weise, ohne Zuhilfenahme von Feuer, allerlei Schmucksachen anfertigen. Auch das Eisen kommt besonders in Meteorsteinen gediegen in Verbindung mit Nickel vor und wurde gelegentlich zur Herstellung von Werkzeugen und Pfeilspitzen benutzt, indem es, zur Rotglut erhitzt, sich bis zu einem gewissen Grade auch in kaltem Zustande hämmern läßt. Als man auf diese Weise auf die gediegen vorkommenden Metalle als Werkzeugmaterial von besonderer Güte aufmerksam geworden war, mußten manche Erze von metallischem Aussehen den Mann zum Versuche anregen, sie im Feuer zu bearbeiten. Ein solcher Versuch führte dann mit der Zeit zum eigentlichen Ausschmelzen des Metalls aus dem Erz in einem durch starke Zugluft intensiv angefachten Feuer. So hat z. B. das Magneteisenerz nicht nur das Aussehen von metallischem Eisen, sondern es läßt sich auch, wenn es zuvor im Feuer stark erhitzt wurde, durch Hämmern in gewisse Formen bringen.

Während in Europa gegen das Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. Werkzeuge und Schmuck aus Kupfer aufkamen, hielt dort die Bronzezeit zu Beginn des zweiten und die erste Eisenzeit, in welcher das Eisen neben der noch hauptsächlich als Werkzeugmaterial dienenden Bronze, anfänglich allerdings noch spärlich verwendet wurde, zu Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr. ihren Einzug. In Westasien und Ägypten finden wir sehr viel früher Metallwerkzeuge im Gebrauch. So war in jenen alten Kulturländern schon zu Ende des 5. Jahrtausends Bronze und zu Beginn des dritten Eisen gebräuchlich. Werkzeuge aus letzterem fand man in turanischen Gräbern unter den Ruinen von Chorsabad,

und im Britischen Museum findet sich ein Stück Schmiedeeisen aus dem Mauerwerk der großen Pyramide des Cheops bei Gisch, die zwischen 2900 und 2850 v. Chr. gebaut wurde. In Wandgemälden aus Gräbern des mittleren Reiches (2160—1788 v. Chr.) findet man Fleischer abgebildet, die den zum Schärfen der Messer dienenden blauen Stahl an der Seite hängen haben. Erst im neuen Reiche, zur Zeit der 18. Dynastie (1580—1350 v. Chr.) wurden aber die bis dahin noch hauptsächlich verwendeten Bronzewerkzeuge und Waffen mehr und mehr von solchen aus Eisen und Stahl verdrängt. Scharfe Stahlwerkzeuge waren schon nötig zu der damals in ausgedehntem Maße von Pharao angeordneten künstlerischen Bearbeitung von so überaus harten Gesteinen wie Granit, Porphyr und Basalt zu Statuen, Obelisken, Sarkophagen usw., die bis dahin mit gehärteter Bronze besorgt worden war.

Zur Zeit der Entstehung der homerischen Gedichte um die Wende des letzten vorchristlichen Jahrtausends war zwar Eisen bekannt, aber das gewöhnliche Werkzeugmaterial, aus welchem auch die Waffen hergestellt wurden, war die Bronze. Die homerische Bezeichnung „das vielbearbeitete Eisen“ weist darauf hin, daß die Bearbeitung desselben den Schmieden noch rechte Schwierigkeiten bereitete. Erst in den spätesten Stellen der Odyssee, die an sich jünger als die Ilias ist, ist auch gehärtetes Eisen oder Stahl im Gebrauch, wie die bekannte Stelle derselben beweist, in welcher vom Zischen der Beilklinge die Rede ist, die der Schmied in kaltes Wasser taucht, um das Eisen zu härten. Erst im Mittelalter kam dagegen in Europa der Eisenguß, der sehr große Hitze verlangt, auf. Viel früher war dies in Südasien, speziell Nordindien der Fall, ebenso in China, wo diese Kunst schon im Jahre 700 v. Chr. geübt wurde.

Die Technik der Eisenbearbeitung zerfällt in die Verhüttung des Erzes, d. h. dem Ausschmelzen des darin enthaltenen Eisens, und dem Schmieden desselben. Ersteren Prozeß scheint man nach den gefundenen Überresten in Gruben an Hügelabhängen ohne Anwendung eines Gebläses bei Zugluft aus reinem Erz in der Weise gewonnen zu haben, daß man es in die Glut eines niedergebrannten Feuers warf, es reichlich mit trockenem Holz bedeckte, wodurch eine starke Erhitzung beim Brande eintrat, infolge deren das darin enthaltene Eisen ausschmolz. Nach dem Erkalten der Masse wurde die geschmolzene Masse ausgeräumt, die Schlacke vom metallischen Kern losgeschlagen und das Eisen als solches in Rotglut versetzt und aus-

geschmiedet. Wie aus Westasien und Toskana kennt man auch aus Kärnten, dem alten Noricum der Römer, die das norische Eisen neben dem der Insel Elba in hohem Maße schätzten, solche Gruben, wie auch 0,95—1,26 m hohe gemauerte Windöfen, die jene mit der Zeit als weit rationeller ablösten. In diesen Öfen wurden die eisenreichen Erze mit Holzkohle unter Anwendung eines durch Hand- oder Tretbälge aus Leder erzeugten Gebläses ausgeschmolzen und der dabei erzielte Eisenklumpen dann wieder im Kohlenfeuer erhitzt und ausgeschmiedet.

Nachdem in den Nöten der Völkerwanderungszeit die römische Kultur und Industrie in Europa untergegangen war und nur noch im Osten weiterblühte, wo dann in der Folge die Araber die Hüter und Mehrer derselben wurden, erhoben sich Eisenwerke erst wieder in Steiermark ums Jahr 700. Von da wurde die Kunst der rationellen Verhüttung des Eisens weiterhin durch Europa verbreitet. Im 12. Jahrhundert standen besonders die niederländischen Eisenwerke in hohem Ruf, wie auch in den folgenden Jahrhunderten jene Gegend an der Spitze der Kultur und Industrie stand. Dort wurden auch die Hochöfen im 16. Jahrhundert erfunden, indem man die Herde zum Schmelzen der Erze auf 2,0—2,5 m erhöhte. Im 18. Jahrhundert erhöhte man sie auf 4 m bei gleichzeitiger Anwendung von durch Wasserräder getriebenen Blasebälgen. In Sachsen, Brandenburg und im Harz finden wir Hochöfen erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Dabei waren Holzkohlen bis zum 18. Jahrhundert überall das einzige Schmelzmittel der Eisenerze, wie aller Erze überhaupt. Die bedeutende Vermehrung der Eisenhochöfen im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts in England, namentlich in den Grafschaften Kent und Sussex, die nach ihrem Waldreichtum als Weald, d. h. Wald, bezeichnet worden waren, hatte eine völlige Entwaldung dieser und vieler anderer Gegenden zur Folge, indem die Wälder geplündert wurden, um aus dem Holze Kohlen für die Hochöfen zu gewinnen. Schließlich war man gezwungen, für die Herbeischaffung eines andern Brennmaterials zu sorgen. Dazu dienten die Steinkohlen, die man bis dahin unverwertet gelassen hatte. Allerdings hatte das uralte Kulturvolk der Chinesen schon längst nach der auch in ihrem Lande in Menge vorkommenden Steinkohle als Heizmaterial an Stelle des durch die ausgedehnte Entwaldung infolge des höchst intensiv betriebenen Landbaues sehr selten gewordenen Holzes greifen müssen. Der berühmte venezianische Reisende Marco Polo, der 1271 mit seinem Vater und Oheim zum Tatarenchan Kublai reiste und von dort mehrere Expeditionen nach China unternahm, von denen

er 1295 nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, berichtet in seiner in der Kriegsgefangenschaft der Genuesen abgefaßten Reisebeschreibung, daß es in China eine Art schwarzer Steine gebe, die aus der Erde gegraben werden und wie Holz brennen; „und ich kann euch sagen," fährt er fort, „wenn man dieselben abends ins Feuer wirft, daß sie richtig in Brand geraten, so brennen sie die ganze Nacht hindurch bis zum andern Morgen." Daß dies damals in Europa als ein Wunder erzählt wurde, beweist, wie wenig dort der Gebrauch der Steinkohle als Brennmaterial bekannt war.

Ums Jahr 1740 wurde zuerst ein Hochofen im steinkohlenreichen England mit Koks beschickt, und im Jahre 1760 kam das Zylindergebläse auf. In Deutschland wurde der erste Koksofen 1796 in Gleiwitz in Schlesien errichtet. Als dann die 1768 von James Watt in England erfundene Dampfmaschine, die Dampf von nur 1—1,5 Atmosphären Totaldruck zum Treiben eines Kolbens verwendete, verbessert worden war und immer allgemeinere Aufnahme gefunden hatte, wurde zu den Steinkohlen auch das Anthrazit und später auch die Braunkohle verwendet, während man früher außer Holz nur etwa Torf als Brennmaterial benutzt hatte. Anthrazitlager hatte man schon 1791 in Pennsylvanien entdeckt, doch kamen Anthrazite erst seit 1815 zuerst in den Vereinigten Staaten und dann auch anderswo zur Nutzung. Für Hochöfen wurde dieses Material erst einige Jahre später verwendet.

Für die Millionen von Dampfmaschinen, die heute außer mit Kohlen auch mit Petroleum und Gas gespeist werden, wird auch einmal mit der Erschöpfung der betreffenden Produktionsstätten eine kritische Zeit kommen, und dann wird die auch als weiße Kohle bezeichnete Wasserkraft zur Erzeugung von Arbeit und elektrischer Kraft Verwendung finden. So wird die seit kaum vier Generationen so außerordentlich gehobene Maschinenindustrie, ohne die unsere Kultur nicht denkbar ist, sich zum Segen der Menschheit ungehindert immer weiter entwickeln können.

XI. Ackerbau und Viehzucht.

Während der Urmensch wie das Tier gedankenlos in den Tag hineinlebte, ohne Lebensmittel für Zeiten der Not aufzuspeichern, erwachte in einzelnen Vertretern, die dadurch zu den ältesten Kulturträgern wurden, eine immer weitergreifende Lebensfürsorge, mit deren Fortschritten sich die Kluft zwischen Mensch und Tier immer mehr erweiterte. Eine um das Wohlergehen der Ihrigen besorgte Frau hat die Menschheit vom einfachen Sammeln einer Nährfrucht zum vorsorgenden Anpflanzen derselben, um desto reichlicher ernten zu können, weitergeführt und damit den Grund zum größten Kulturfortschritt gelegt, indem sie damit zur Erfinderin des Ackerbaues wurde. Wir sahen zu Beginn des Buches, wie auf der primitiven Stufe des Sammlers, von der wir auszugehen haben, das schwache, durch die Mutterschaft behinderte Weib, sich notgedrungen auf das Sammeln von allerlei eßbaren Pflanzenstoffen nebst allerlei kleinen, leicht zu erlangenden Tieren verlegte, während der beweglichere, durch keine Kinder behinderte Mann mehr und mehr größeres Wild zu erlangen bestrebt war und sich so mehr und mehr zum Jäger ausbildete. Seine Sorge um die Beschaffung der Fleischnahrung in Gestalt von größerem Wild erhöhte zwar in höherem Maße Findigkeit und Tatkraft, sie entbehrte aber in demselben Maße der Stetigkeit der Arbeitsanspannung und lehrte ihn ohne Sicherung für die Zukunft nach dem Glück des Augenblicks haschen.

Schon manche Tiere hätten durch das Sammeln von Vorräten an Nüssen und Grassamen dem Menschen den Weg zur Überwindung von Hungersnot in Zeiten, da die Nahrung mangelte, durch Anlegen von Proviantvorräten lehren können; aber ihm mußten erst günstige Zufälle die Mittel zeigen, auch von Fleischvorräten über den Augenblick hinaus Nutzen zu ziehen. So verzehrt der Wilde, wenn ihm einmal das Glück auf der Jagd hold war, ganz unglaubliche Mengen

Fleisch und rührt sich nicht vom Fleck, bis alles aufgezehrt ist. Eher soll der Magen verspringen, als daß etwas Eßbares unbenutzt liegen gelassen wird und den Raubtieren zu willkommenem Fraß überlassen bleibt. Im Besitze des Feuers lernte dann der Mensch, daß das Schmoren von Fleischstücken in der heißen Asche oder an der Flamme nicht nur den Wohlgeschmack durch Entstehung brenzlicher Stoffe erhöhte, sondern vor allem eine Haltbarkeit des Fleisches auf einige Tage hinaus ermöglichte. So ziehen die südamerikanischen Indianer einige Tage oder selbst eine Woche hinaus aus den festen Niederlassungen, die sie bereits bewohnen, um möglichst viel Wild oder Fische zu erbeuten, die sie durch Braten konserviert nach Hause bringen. Erst auf einer späteren Stufe lernte der Mensch das Fleisch lebend zu konservieren, indem er erbeutetes Wild, namentlich jung gefangen, in kleinen Verschlägen um seine Wohnung herum aufbewahrte, bis es in Zeiten der Not geschlachtet und gegessen wurde. Indem er sich dabei mit einem einzelnen Tier enger befreundete und es am Leben ließ, ohne einen anderen Nutzen von ihm zu haben, als denjenigen des Spaßes und der Unterhaltung, gelangte er, namentlich wenn sich das betreffende Tier leicht an die Gefangenschaft gewöhnte und sich darin gar fortpflanzte, zur Gewinnung eines Haustieres und damit zur Viehzucht.

So ist der Kaffer Südafrikas schon ein ganz braver Viehzüchter, und sein Hang zum Viehstehlen, den er mit allen Völkern auf dieser Stufe teilt, ist noch ein Überbleibsel des alten Jagderwerbes. Er würde aber bei allen seinen Volksgenossen nur dann für einen schlechten Kerl gelten, wenn er ein Stück seines eigenen Viehs schlachtete, ohne alle Anwesenden zur sofortigen Vertilgung des dabei gewonnenen Fleisches einzuladen. Derselben Pflicht genügt der Namaqua, der, wie jeder Mensch auf niedriger Kulturstufe, alle Speise, die ihm zufällt, mit seinen Stammesgenossen teilt. Das sieht recht löblich aus, aber es züchtet die Freßgier, verhindert jede Ansammlung von Vorräten und erhält dadurch eine beständige Notlage des betreffenden Stammes. Ähnliches beklagt der Missionar Loskiel bei den Indianerstämmen der Delawaren und Irokesen, die sonst in Ackerbau und Wirtschaft den andern Vertretern ihrer Rasse voran waren: — das Sammeln von Vorräten wurde durch ihre Gastfreundschaft verunmöglicht. Zudem ist bei allen Primitiven der Glaube verbreitet, es dürfe von einer Mahlzeit ja nichts übrigbleiben, weil solche Speisereste die Geister anziehen und in ihrem Gefolge allerlei Böses einem begegnen könnte.

So sagt man noch bei uns, man solle alles auseſſen, dann gäbe es ſchönes Wetter, d. h. eben, wenn keine Speiſe übrigbleibt, ſo finden ſich keine Geiſter ein, die als die Urſache von Ungewitter, wie allem böſen Geſchehen angeſehen werden. Wenn nun einer Delawaren- oder Irokeſenfrau die mühſam gepflanzten und gehegten Maisſtauden von einem Hagelſchlag zerblättert wurden, ſo galt das ebenſo wie allfälliger Wildſchaden als eine ſolche Äußerung des „großen Geiſtes“, die jede Art von Fürſorge über den Bedarf des Augenblicks hinaus beſtrafe. Von dieſem Glauben beherrſcht, daß der „große Geiſt“ eine Ausdehnung des Landbaues, wo er ſchon eingeführt war, nicht wünſche und billige, haben denn die umwohnenden Jägerſtämme ſogar den im Oſten Nordamerikas aufblühenden Ackerbau zerſtört, wie eben zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer der Ackerbau auf den Antillen durch die wilden Kariben zerſtört worden war. So blieb ein hoher Grad von Fürſorgeloſigkeit das Merkmal des Nordindianers, wie es ein Zeichen jeder primitiven Kultur iſt, und darin gerade liegt das Haupthindernis der Kulturfähigkeit dieſer Menſchen. Dieſe Fürſorgeloſigkeit erſtreckt ſich auch auf das Gebiet ſeiner eigenſten Intereſſen, indem der Nordindianer ohne alle Gedanken an die Zukunft vorzugsweiſe die weniger flinken trächtigen Weibchen erlegt, keine Schonzeit für das Wild, von dem er lebt, kennt und, wo er kann, das Wild ohne Not zuſammenſchießt, d. h. mehr tötet als er genießen oder aufbewahren kann.

Reichtum der Natur an irgend welcher eßbaren Speiſe ſteht überhaupt der einen Seite der Fürſorge, der bewahrenden, ebenſo im Wege, wie völlige Unergiebigkeit der andern, der gewinnenden. So haben die Neger in den fruchtbaren Gebieten der Weſtküſte Afrikas oft unter Hungersnot zu leiden, da ſie, trotzdem ſie einen lohnenden Hackbau treiben, wegen ihres Naturreichtums keine Vorräte anlegen. Dagegen zwang den Auſtralneger ſein viel ärmeres Land ſchon frühzeitig zu einer uns recht ſinnig erſcheinenden Fürſorge, indem die Sitte ihm eine Pflanze zu pflücken oder auszugraben verbot, wenn ſie zum Blühen anſetzte und noch nicht Samen getragen hatte. Dieſe Sitte war durch die religiöſe Anſchauung geheiligt, daß ſolche noch nicht reife Speiſe zu berühren ein Frevel ſei, den die Geiſter rächen würden. Die Wanika an der Oſtküſte Afrikas fand Miſſionar Krapf in einem Zuſtande ziemlicher Wildheit, aber ſie waren von dem großen Werte der Kokosnuß als Nahrungsmittel ſo durchdrungen, daß ſie die Beſchädigung einer Kokospalme einem Muttermorde gleichſetzten. Eben-

solche Anschauung herrscht im ganzen Gebiet der Dattelpalmenkultur, wo die streng eingehaltene Sitte selbst vom Feinde Schonung dieses Fruchtbaums verlangt, der große Gebiete überhaupt erst vom Menschen bewohnbar macht. Sowohl in Fezzan wie in Tibesti hat jedermann das Recht, solange die ganzen Trauben der Datteln nicht schnittreif sind, die einzelnen reifen abzupflücken und aufzulesen, soweit er sie zur Stillung seines Hungers braucht; forttragen aber darf er keine, das ist Diebstahl.

Was die Gottheit der kulturarmen Rothaut verwüstet und vertilgt haben möchte, das will die Gottheit der zu höherer Kultur emporgestiegenen Völker verwahrt und in Ehren gehalten wissen. So hielten es die einen ausgedehnten Ackerbau treibenden, gebildeten Altmexikaner für unzulässig, daß auch nur ein Körnlein vom verschütteten Mais umkomme; ja, es sei dies gefährlich, denn es werde sich bei der Gottheit wegen Mißachtung beklagen. So haben alle Ackerbau treibenden Völker besonders das Saatgut als geheiligt und unverkäuflich betrachtet, da ihre künftige Existenz darauf beruhte. Ja, manche Völker, wie die Banar in Kambodscha, glauben, die Gottheit werde einen jeden mit dem Tode bestrafen, der auch nur einen Teil seines Saatgutes weggibt oder verkauft.

Unter allen Nährpflanzen sind natürlich erst die einjährigen vor den mehrjährigen oder gar solchen, wie die Obstbäume, auf deren Heranwachsen und allmähliche Fruchtbildung eine ganze Generation hindurch gewartet werden mußte, für den Anbau durch den primitiven Menschen in Frage gekommen. Beim Einsammeln der Samen solcher einjähriger Nährpflanzen, die als Gerste, Weizen, Reis, Hirse und Mais vorzugsweise aus der Familie der Gräser gewonnen wurden, wird eine der das Geschäft des Einsammelns besorgenden Frauen durch das Beobachten des Keimens eines auf der Erde liegenden Samens erkannt haben, daß die Wiedererneuerung einer solchen Nährpflanze davon abhängt, daß eins der Samenkörnchen auf die Erde fällt, durch Aufnahme von Wasser keimt, ihr Würzelchen in den Boden senkt zum Festhaften darin und den später die Fruchtähre treibenden Stengel dem Licht und der Sonne entgegentreibt. Richtete sie nun ihre Fürsorge darauf, daß sie auf einem nur ihr bekannten Stück Erde durch Entfernen der anderen darauf wachsenden Pflanzen, wodurch schon der Boden gelockert wurde, später auch durch noch weitere Lockerung desselben mit dem stets bei ihr geführten Grabstock zum Ausgraben der eßbaren Wurzelknollen, den ersten Pflanzplatz schuf, auf welchem sie

die ihrer eigenen Nahrung entzogenen Samenkörner zuerst nur ausstreute, als sie aber merkte, daß die Vögel sie mit Vorliebe wegpickten, mit den Fingern in die Erde hineinstieß. Dadurch war der Weg zum Landbau betreten.

War der Grabstock das älteste Ackerbaugerät, so erkannte man später, daß ein kräftigerer zugespitzter Pfahl ausgiebigere Arbeit zu leisten vermochte. Noch bequemer ließ sich ein solches Grabgerät durch die Wucht des Schlages in den Boden treiben, indem man einen Pfahl aus Tannenholz mit einem kurz abgeschnittenen und zugespitzten Ast am untern Ende zu dieser Arbeit benutzte, wie dies in alter Zeit in Schweden geschah und heute noch an manchen Orten gebräuchlich ist. So kam man zum Finden der Hacke, die auch noch den großen Vorteil gewährte, in aufrechter, wenn auch gebückter Haltung, und nicht mehr wie einst mit dem Grabstock in hockender Stellung arbeiten zu können. Indem diese Hacke noch kräftiger geschnitten und so schwerer gemacht und, statt zum Schlagen in den Boden benutzt zu werden, durch Menschenkraft durch den zu lockernden Boden gezogen wurde, war der Pflug erfunden. Spannten sich zuerst mehrere Weiber vor ihn, so sah man bald ein, daß die geringere weibliche Kraft auf die Dauer nicht diesen vermehrten Anforderungen gewachsen sei, daß vielmehr Manneskraft hierfür verwendet werden mußte. Da aber der freie Mann alle Arbeit als entehrend ansah, benutzte er die Kriegsgefangenen, die er bis dahin nutzlos dahingeschlachtet hatte, zu dieser Arbeit und ließ sie deshalb, soweit er sie zu diesem Zweck brauchen konnte, am Leben. So entstanden die ersten Sklaven, als der Hackbau den Pflug einführte und damit sehr viel leistungsfähiger wurde. Nun mußte aber auch der freie Mann wenigstens so weit beim Pflügen mitarbeiten, daß er die Arbeit der Unfreien leitete und den Pflug beim Ziehen der Furchen lenkte. Von da an war die weibliche Arbeit, die den Hackbau nicht nur erfunden, sondern bis dahin selbst geleistet hatte, vollkommen ausgeschaltet und der Mann wurde zum Ackerbauer, wodurch er eine viel gesichertere Lebensstellung erhielt denn als Jäger, der vollständig vom Zufall abhing.

Bild 25. Hacke der Indianer Nordamerikas aus Stein mit einem Holzstiel.

Um nun den durch den Boden zu ziehenden Pflug handlicher zum Lenken zu gestalten, wurde die zuerst ganz aus Holz bestehende, später aber mit einer eisernen Spitze versehene Pflugschar mit einem Stabe,

der in zwei Griffe auslief, versehen. Später wurde der Pflug aus zwei gesonderten Holzstücken zusammengesetzt, indem an die Pflugschar mit den Griffen die Deichsel besonders angesetzt und mit ihr fest verbunden wurde, damit sie nicht durch die Wucht des Zuges abbrach. Dies war besonders erforderlich, als das Rind die Kriegsgefangenen im Ziehen des Pfluges ablöste und gar oft durch seine ungestüme Kraft dieses Ackerbaugerät zerbrach. Besonders energisch vermochte natürlich der Stier den Pflug durch den harten Boden zu ziehen, aber er war nicht leicht zu bändigen, und so kam man darauf, ihn durch Kastration gefügiger zu machen. So wurde der Ochse der spezielle Gehilfe des Landmannes und durfte als solcher nicht geschlachtet werden. Als Teilnehmer an dem von der Gottheit eingesetzt geltenden Ackerbau ging selbst eine Art Heiligkeit auf ihn über, er wurde zu einem Gottesdiener, der, auch wenn er alt geworden war, nicht zu profanen Zwecken, sondern höchstens als Opfer geschlachtet werden durfte.

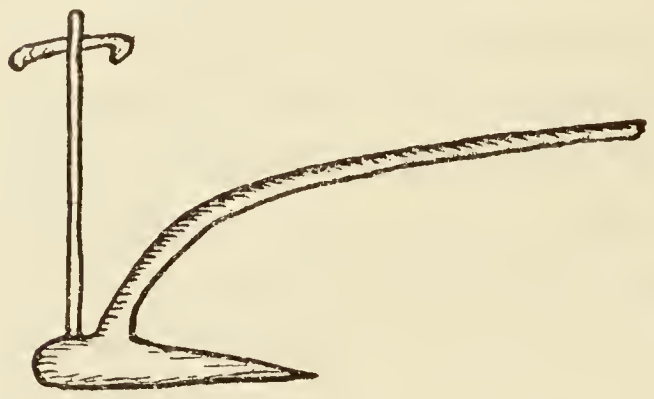


Bild 26.
Altgriechischer Pflug auf einer Vase mit der Göttin des Ackerbaus.

Die Urform des heute hochentwickelten Beetpfluges der Germanen, der in der Folge in der ganzen zivilisierten Welt zum herrschenden Ackerbaugerät wurde, gehört schon der jüngeren Steinzeit an, ebenso die Egge zum Zerteilen der aufgepflügten Erdschollen und zum Hinunterbringen der Samen in die schützende Erde. Als die Indogermanen noch im nördlichen Mitteleuropa beisammen wohnten, waren sie außer Viehzüchter auch Ackerbauer und ließen den Pflug von zwei Ochsen ziehen, denen ein Doppeljoch auf den Nacken gelegt wurde. Wie das deutsche Joch lateinisch als jugum, griechisch als zygón, altindisch als jugá usw. wiederkehrt, so findet sich auch die Bezeichnung für den Pflug in allen indogermanischen Sprachen wieder, so im Sanskrit Indiens als plava, urgermanisch als plogo; daraus wurde schwedisch, ostfriesisch und altenglisch plog (altnordisch, z. B. in der Edda,

Bild 27.
Vorgeschichtlicher deutscher Pflug aus Eichenholz auf dem Gute Papau bei Thorn aus 1 m Tiefe ausgegraben als ältester nachweisbarer Pflugtypus.

plogr), dänisch ploug, altfriesisch ploch, mittelniederdeutsch und holländisch plöch und althochdeutsch pfluoc. Nach einer jüngeren Bildung hieß er bei den Griechen áratron und damit verwandt bei den Römern aratrum, im Altnordischen arthr — davon lateinisch aro, griechisch aróō, ich pflüge; unsere Egge aber (althochdeutsch egida) hängt mit dem lateinischen occa zusammen, das seinerseits mit dem griechischen oxínē verwandt ist.

Die älteste nachweisbare Form des Pfluges besitzt der beifolgend dargestellte aus Eichenholz vom Gute Papau bei Thorn, der in ganz unveränderter Form auf altgriechischen Vasen in der Hand der Göttin des Ackerbaus erscheint (s. Bild 27). Er ist ein Abkömmling des noch einfacheren indogermanischen Pfluges, während der hier ebenfalls abgebildete, von den Etruskern übernommene altrömische Pflug eine hakenförmige Gestalt besaß. In der geschichtlichen Zeit hatte man schon eine Reihe von Verbesserungen daran vorgenommen, so die Anbringung einer schweren metallenen Schar, die so geformt war, daß durch sie der Rasen in einem zusammenhängenden Streifen umgelegt wurde. Dann wurde vor der Pflugschar ein Messer angebracht und der ganze Pflug zum leichteren Dahingleiten auf zwei Räder gestellt. Schon in vorgeschichtlicher Zeit trieben die Germanen eifrig Ackerbau mit Hilfe von Rindern, die den Pflug und nachher die Egge über das zu bebauende Stück Land zogen. Von den südwestlichen Germanen, mit denen er in Berührung kam, sagt Julius Cäsar, daß immer nur die eine Hälfte der kriegspflichtigen Männer zu Kriegszeiten unter den Waffen stand, während die andere Hälfte zu Hause blieb und die Acker bestellte. Im folgenden Jahre wurde dann gewechselt. Sie bearbeiteten den Boden nicht wie die Römer durch oberflächliches Aufreißen mit dem Pfluge, wobei mehrmals der Länge und der Quere nach hin und her gepflügt wurde, sondern durch einmaliges, aber tiefgründiges Pflügen in der Längsausdehnung der langgestreckten Felder. Wie die germanische Egge war auch der germanische Pflug zweckmäßiger und leistungsfähiger als die betreffenden römischen Ackergeräte gebaut. War er auch noch zu des römischen Geschichtschreibers Tacitus Zeiten ganz aus Holz, so war er doch sehr zweckmäßig eingerichtet, indem er mit der breiten Schar ein System paralleler Furchen, mit schmalen Beeten dazwischen, zog. Dieses Pflügen in langen, schma-

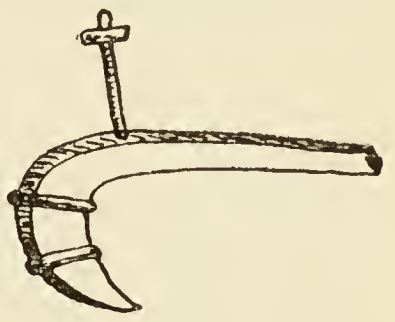


Bild 28. Altrömischer, von den Etruskern übernommener Pflug.

len Ackerbeeten ist für die germanische Bodenbearbeitung durchaus charakteristisch und erzeugte so mit der Zeit, indem immer in derselben Längsrichtung gepflügt wurde, die heute noch an vielen Orten als solche erkennbaren Hochäcker, deren älteste sich bis in die Bronzezeit zurückverfolgen lassen, während die jüngsten bis zum Mittelalter im Gebrauch standen. Der urdeutsche Pflug mit breiter Schar war vermutlich schon bei den Germanen um die Zeit von Christi Geburt auf Räder gestellt. Kam doch, wie die vorgeschichtlichen Funde aus Jütland lehren, schon sehr früh der Wagen auf massiven Holzrädern auf, der in der Bronzezeit bereits allgemeine Verwendung fand. Also lag es nahe, auch den schwer und dadurch weniger lenksam gewordenen Pflug auf Räder zu stellen, die allerdings sehr viel kleiner als am Wagen hergestellt werden mußten. Geerntet wurde das Korn vor seiner völligen Reife, damit die Körner nicht vorzeitig ausfielen, mit der Sichel und wurde dann auf Tennen mit hartgeschlagenem Grunde mit leicht gekrümmten Stecken, wie sie bereits in der neolithischen Zeit im Gebrauch waren und in den Pfahlbauten auf uns kamen, gedroschen. Das Korn selbst wurde von den Frauen auf Handmühlen für den täglichen Bedarf als erste Arbeit morgens gemahlen und mit Zugabe von Wasser Brei oder Fladenbrot daraus gebacken.

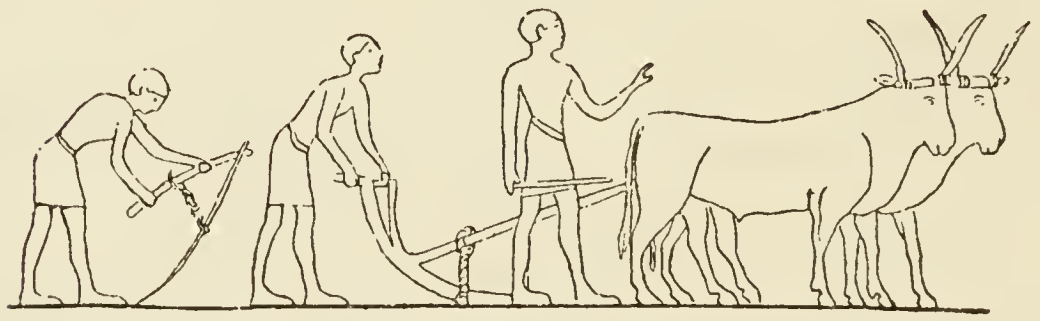


Bild 29. Pflügender und hackender Bauer nach einem altägyptischen Wandgemälde.

Wie die Hacke und der daraus entstandene Pflug für den Ackerbau, so wurde außer der Hacke auch der Spaten für den aufkommenden Gartenbau gebräuchlich. Letzterer entwickelte sich durch Verdünnung und dafür Verbreiterung der Fläche des beim Graben benützten Holzscheites, während der Rechen aus Holz sich von selbst in Nachahmung der den Boden mit gekrümmten Fingern ausebnenden Hand ergab. Auf diese Weise waren die wichtigsten Geräte zur Bodenbearbeitung erfunden und brauchten nur noch vervollkommnet zu werden. Da die Düngung erst eine späte Einführung ist, mußten vorher die einzelnen dem Anbau dienenden Bodenflächen öfter gewechselt werden, damit sie sich nicht ganz erschöpften. Noch früher, solange man ein halb nomadisches Leben führte, zog man einfach weiter, wenn

der Boden keinen rechten Ertrag mehr geben wollte, und nahm neuen, jungfräulichen in Kultur. Wo zuerst Rodungen vorgenommen wurden, diente die Asche der verbrannten Bäume und Sträucher als willkommener Dung zur Erhöhung der Fruchtbarkeit des in Anbau genommenen Bodens. Eine andere Art der Düngung war erst möglich, als zum Anbau von Nutzpflanzen die Viehzucht hinzukam. Vorher konnte man sich nur mit dem Fruchtwechsel helfen, der schließlich bei unsern Vorfahren zur Dreifelderwirtschaft führte, eine zu Beginn des Mittelalters unter römischem Einfluß eingeführte Einrichtung, die sich fast unverändert bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts erhielt. Sie bestand darin, daß man ein Drittel des Ackerlandes brach liegen ließ, damit sich der Boden erhole und beim Hineinhacken oder -pflügen des auf ihm gewachsenen Unkrauts, soweit es nicht vom Vieh abgeweidet wurde, vor der Neubepflanzung gedüngt werde. Das zweite Drittel wurde mit Wintergetreide und das letzte Drittel mit Sommerfrucht bepflanzt. Dieser Wechsel von Winter- und Sommergetreide gestattete die Feldarbeiten besser über das Jahr zu verteilen. Besondere Verdienste um die Verbreitung dieser neuen Betriebsweise erwarb sich Karl der Große, und die Klöster machten sie bei den Bauern populär. Diese letzteren förderten auch in hohem Maße den Garten-, Obst- und Weinbau, der bei den germanischen Stämmen viel weniger ausgebildet war als der Ackerbau. Reichen doch deren Anfänge bis in die neolithische Zeit hinein, so daß wir schon bei den Pfahlbauern der jüngeren Steinzeit neben den Vorräten von halbierten und getrockneten wilden Äpfeln auch solche von bereits durch die Kultur mit größerem und jedenfalls auch wohlschmeckenderem Fruchtfleisch versehenen Kulturäpfeln finden. Allerdings sind die höher gezüchteten Apfelarten, wie auch die Birnen, Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche und Nüsse erst durch die Römer über die Alpen gebracht und in den Ländern nördlich der Alpen angepflanzt worden.

Bild 30. Darstellung eines nackten Pflügers und mit einem Stecken die Rinder antreibenden ebenfalls nackten Knaben von einer altgriechischen Vase.

Der von der Frau erfundene Hackbau blieb lange Zeit ihr Monopol,

während der Mann fortfuhr Jäger zu sein, und damit, statt zur produktiven Tätigkeit wie jene überzugehen, fortfuhr Sammler zu bleiben. Erst als er begann Tiere zu zähmen, um dieselben als Nahrungsquelle auszubeuten, betrat auch er den Weg der erzeugenden und nicht nur sich aneignenden Wirtschaftsweise. Nun hat der Mensch auch bei der Zucht der Haustiere zunächst nach dem Angenehmen und nicht nach dem Nützlichen gestrebt, indem er zuerst nur solche zu seinem Vergnügen und erst später zu seinem Nutzen hielt. Außer dem kindlichen Vergnügen haben vielfach auch religiöse Gründe, wie ich in meiner Kulturgeschichte der Nutztiere zeigte, zur Gewinnung der ältesten Haustiere geführt. Um in für gefährlich erachteten Situationen, wie z. B. bei Mondfinsternissen, wo man die Mondgottheit von bösen Dämonen angefallen wähnte und dringend rascher Hilfe zu ihrer Befreiung von diesen bedurfte, ein Opfertier bereit zu haben, als welches man das durch die halbmondförmig gebogenen Hörner als in engeren Beziehungen zur Mondgottheit stehend geglaubte Rind als besonders geeignet hielt, bewahrte man einen kleinen Trupp Wildrinder in einem eingehegten Raum in halber Freiheit. Hier pflanzten sich diese ruhig fort und gewöhnten sich die Jungen nach und nach an den Geruch und die Gegenwart des ursprünglich verabscheuten und gefürchteten Menschen. So entstand mit der Zeit ein Freundschaftsverhältnis, das schließlich den Menschen zum Heger und Pfleger des Rindes machte. Dieses trat mehr und mehr ganz in seine Abhängigkeit und wurde, nachdem es nicht mehr ausschließlich zu Opfern diente, als Kastrat zum Gottesdiener und Gehilfen des Menschen bei der Bearbeitung des Ackers. Einmal gezähmt, wurde nur das Kalb wie die ihm zur Nahrung dienende Milch zum Opfer verwendet, und erst sehr viel später wagte der Mensch diese Spenden seines Schützlings der Gottheit, der sie gehörten, zu entziehen und auch außer als Opfer für sich zu verwenden.

Auf diese Weise gelangte der Mensch vielfach zur Gewinnung und Benutzung von Milch, die keineswegs eine selbstverständliche Beigabe der Viehzucht ist, sondern ein mühsam errungenes Kulturergebnis bedeutet. Die ganze ostasiatische Kulturwelt kennt die Milchwirtschaft überhaupt nicht; weder der Chinese noch der Japaner, die doch beide die Rinder als Zugtiere verwenden, verwerten die Milch dieser Tiere. Auch zahlreiche Negerstämme, die leidenschaftliche Viehzüchter sind, benutzen in keiner Weise die Milch ihrer Pfleglinge, so wenig als wir die Milch der Stuten verwenden, die bei den Bewohnern Innerasiens ein Hauptnahrungsmittel ist. Dafür werden die dort gehaltenen Herden-

Hirsebehälter bei Toongu (Togo).

Zur Feldarbeit gehende Wahutu-Frauen bei Kiſſenje am Kiwuſee in Deutſch-Oſtafrika. Auf der Straße ſchwarzer Soldat mit einem Maultier.
(Nach einer Photographie von Generaloberarzt Prof. Dr. Steudel.)

Eingeborene am Kilimandſcharo vor ihren Hütten beim Raſieren des Kopfes.

tiere in einer Weise nutzbar gemacht, wie dies uns fremd ist. So bildet vielfach in Afrika das den Rindern von Zeit zu Zeit entzogene Blut eine beliebte Speise, mit ihrem Urin salzt man die Speisen und reinigt man die Gefäße, während der Kot als Bindemittel beim Bauen der Lehmwände der Hütten dient. Wenn wir gewohnt sind, das Rind vor dem Wagen zu sehen, so ist es in Südafrika und anderwärts ein so beliebtes Reittier, daß selbst die deutsche Schutztruppe in Südwestafrika Reitochsen in Dienst gestellt hat. Und wird auch an manchen Orten Afrikas die Milch des Rindes benutzt, so geschieht es in einer so primitiven Weise, daß solche Nahrung nicht appetitlich erscheint und jedenfalls nicht haltbar ist. So gewinnen die Kaffern die Milch in der Weise, daß sie sie mit den Lippen aussaugen und dann aus dem Munde in ein Sammelgefäß laufen lassen. Sie genießen die Milch niemals süß und sind auch keine Liebhaber der sauren Milch, sondern haben es meist nur auf das säuerliche Molkenwasser als Genußmittel abgesehen. In ganz Ostafrika gilt es für unzulässig, die Milch zu kochen, weil das der Kuh schade; ebenso gilt es für sündhaft, sie mit gesalzenen Speisen oder Hülsenfrüchten zusammen zu essen. Auch als Schlachtvieh für Zeiten der Not werden die Rinder dort nicht gehalten, das käme den Leuten wie eine Versündigung vor. Höchstens werden gestorbene Tiere dazu verwendet, und dann nimmt der gewesene Besitzer nicht an solchem Mahle teil, sondern sitzt traurig über seinen Verlust abseits. Hier ist das Rind ein Wertobjekt, dessen Besitz an sich erfreut und dessen Mehrung die Freude des Lebens des betreffenden Negervolkes ausmacht. So sind Rinder in weiten Gebieten Afrikas die beliebtesten Schatzbildner, die durch ihre Fruchtbarkeit ganz von selbst ihren Besitzer bereichern und ihn zum angesehenen Mann machen. Wer keine Rinder besitzt wird als Proletarier angesehen, und Stämme ohne Rinderzucht gelten als minderwertig, sind aber andererseits gegen Überfälle ziemlich gesichert, da solche fast nur auf Rinderraub gerichtet sind, ganz wie bei den Ariern Indiens, bei denen die Bezeichnung des Stammeshäuptlings gopati „Besitzer von Kühen“ und der Kampf gawishti „das Begehren nach Kühen“ bedeutete.

Alles Sinnen und Trachten dieser afrikanischen Viehzüchter dreht sich um ihre heißgeliebten und bei ihrem Tode, wenn sie an Altersschwäche zugrunde gegangen sind, aufrichtig beweinten Rinder. Für ihr Vieh leben und sterben sie, und ihre Zahl zu vermehren ist ihr einziges Bestreben, obschon sie keinerlei Nutzen davon haben. Es wird ein förmlicher Kult mit ihnen getrieben und kranke Rinder werden in

eigens dazu errichteten großen Hütten mit größter Sorgfalt gepflegt. Sie sind den Männern teurer als Weib und Kind und diese scheuen nicht die größten Opfer, um in den Besitz einer möglichst großen Herde zu kommen.

Da, wo von diesen afrikanischen Viehzüchtern die Milch regelmäßig genossen wird, obschon die Kühe recht wenig davon geben, ist es das größte Ideal dieser Afrikaner, sich recht fett daran zu mästen; denn wer Milch trinken kann, der muß Vieh besitzen, und da man nur durch reichlichen Milchgenuß, der eine große Zahl von Kühen voraussetzt, Fettleibigkeit erzielen kann, so gelten fette Menschen für recht vornehm. Da dort die Frauen gegen Kühe verkauft werden, so muß eine, die recht fett ist, also viel Milch getrunken hat, einen besonders hohen Wert besitzen und ihrem Vater recht viel Kühe einbringen. Solche Anschauungen können weiter dazu führen, neben den Kühen auch Weiber zu sammeln, die eben solche Werte bilden wie die Rinder; denn man kann sie nur um eine gewisse Anzahl von Kühen erwerben. Wer nun viel Frauen kaufen kann, der muß viel Kühe besitzen, also ein vornehmer Mann sein. Eine wirkliche Ehe kann bei diesen Rinderzüchtern nur der eingehen, der für eine Frau genügend Kühe geben kann; wer aber unter dem ortsüblichen Rinderpreis ein Mädchen erwirbt, der lebt nach der Anschauung der Kaffern im Konkubinat. Käme es dem Bantu nur auf den Geschlechtsverkehr an, so könnte er sich an die Freudenmädchen halten, die es in großer Zahl gibt und die sich aus kinderlosen und daher von den gewinnsüchtigen Männern weggejagten Gattinnen rekrutieren. Aber der Geschlechtsverkehr ist beim Frauenbesitz nur eine Zugabe wie die Milch beim Kuhbesitz. Der hier die Vielweiberei veranlassende Beweggrund ist derselbe wie die Haltung von möglichst viel Vieh, oder die Anlegung von Sklavendörfern, wie bei den Fulbe, oder die Aufspeicherung von möglichst viel Metall, das allerdings sehr unproduktiv ist, weil es sich nicht von selbst vermehrt wie hörige Menschen und Vieh, nämlich die Politik: Schätze zu sammeln und sich damit über die Volksgenossen zu erheben und eine führende Rolle bei seinem Volke zu spielen. So hatten manche Häuptlinge in Uganda außer zahlreichen Weibern und Sklaven, die mit Vieh gekauft waren, noch ein Vermögen von über 1000 Rinder, was ihnen bei ihren Landsleuten ein Ansehen und eine Macht ohnegleichen verlieh.

Auch in Indien haben seit der arischen Invasion die Rinder als über alles geliebte Schatzbildner gegolten, doch benutzt man dort regel-

mäßig deren Milch als eine sehr geschätzte Nahrung. Zum Fleischgenusse werden die Rinder niemals getötet, und auch nach ihrem natürlichen Tode wird ihr Fleisch niemals gegessen. Ja, es gilt als Sünde Rindfleisch zu genießen; denn das Rind ist dem Hindu ein heiliges Tier, das höchstens zur Milchgewinnung benutzt wird. So lebt die den Verkehr mit der Gottheit vermittelnde Priesterkaste der Brahmanen fast ausschließlich von süßer Milch, während sie für sich den Ackerbau verschmäht. Da sie sich ausschließlich von den Gaben und Stiftungen der Frommen ernährt, ist ihr eine geschenkte Kuh viel lieber als ein geschenkter Acker, den sie nur um Geld bearbeiten lassen kann, während die heilige Priesterkuh überall ihre Nahrung findet und auch dem nicht Arbeitenden ihre Milch zum Unterhalte liefert.

Auch die Mongolen Asiens widmen ihre ganze Aufmerksamkeit dem Wohl der Herden, während dagegen ihr eigenes Wohl und dasjenige ihrer Familie zurückstehen muß. Bei ihnen gelten aber neben dem Rind auch Schafe, Ziegen, Kamele und namentlich Pferde als gleichbegehrter Besitz. Von letzteren wird die Milch vielfach zur Herstellung eines berauschenden Molkenwassers gewonnen. Durch ihren Viehreichtum sind diese Asiaten, um ihren großen Herden genügend Weide zu verschaffen, zu einer nomadischen Lebensweise gezwungen. Dementsprechend bestehen ihre Wohnungen aus leichtabbrechbaren und auf dem Rücken von Lasttieren zu transportierenden Zelten. Wie in den Ackerbauern die Tugenden des Weibes, nämlich Fleiß, Sparsamkeit und Geduld, das Übergewicht gewinnen und allmählich den Charakter des Volkes bestimmen, so bilden sich in diesen nomadischen Hirten die Eigenschaften des Mannes: Tatkraft, Verwegenheit und Herrscherwille, auf das entschiedenste aus. Denn wenn die schwache Frau den Landbau erfand, so hat der starke, mutige Mann es zuerst unternommen, das Tier zu bändigen und unter die Gewalt des Menschen zu bringen. So sind es stets Hirtenvölker gewesen, die, von unerschöpflicher Raubluft erfüllt, von den Steppen und den für die Weide von Schafen und Ziegen als Bergtieren besonders geeigneten Gebirgen in die von den ansässig gewordenen Ackerbauern besetzten fruchtbaren Niederungen mordend und plündernd hereinbrachen, um die von jenen mühsam erworbenen Güter an sich zu reißen und in ihre Wohngebiete zu schleppen, wenn sie nicht etwa vorzogen, im Lande zu bleiben und als Herren über die ackerbautreibende ansässige Bevölkerung zu regieren. Die ganze Weltgeschichte ist erfüllt von solchen Raubzügen der kriegerischen Viehhirten in die Gebiete der friedlichen Ackerbauer, über die sie sich in zahllosen

Fällen als das herrschende Volkselement zu Herren setzten. In solcher Stellung assimilierten sie sich nur allzuleicht mit ihren Untertanen, deren verweichlichende Lebensweise sie annahmen, bis sie selbst in Genußsucht verkamen und neuen Einfällen kriegerischer Hirtenvölker erlagen, die draußen auf der weiten, von wilden Stürmen gefegten Steppe ihre einfache, abhärtende und den Mannesmut stählende Lebensweise weitergeführt hatten.

Wie die Ackerbauer das zur Schmälzung der fettarmen Getreidenahrung nötige Fett, soweit sie es nicht etwa dem durch Eichelmast im Walde fettgewordenen zahmen Schwein als ihrem wichtigsten Fleischspender entnahmen, durch Anbau von Pflanzen mit fettreichen Samen zu gewinnen bestrebt waren, so suchten die nomadischen Viehhirten, denen solche Möglichkeit wegen ihrer unsteten Lebensweise unmöglich gemacht war, dies ausschließlich aus dem Tierreich zu gewinnen. So züchteten sie an ihren Schafen als ihren wichtigsten Herdentieren die vielfach ganz ungeheuerlichen Fettansammlungen an Schwanz und Steiß und benutzten die Milch derselben, soweit sie dieselbe nicht gleich verzehren konnten, zur Gewinnung von Butter und Käse. Unser Butter kommt aus dem griechischen bútyron, das seinerseits erst vom Arzte Hippokrates als ein angeblich skythisches Wort in den Sprachenschatz der Griechen eingeführt worden sein soll. Urdeutsch aber ist das noch im alemannischen Anke enthaltene anko für Butter, das verwandt ist mit dem lateinischen unguen „Salbe“ und darauf hindeutet, daß bei unsern außer von Korn, auch von Milch, Käse und Fleisch der Herdentiere lebenden Vorfahren die Butter nur zum Salben von Körper und Haaren diente. Ihnen diente zum Schmälzen der Mehlspeisen und als Beikost zu Brot das Schweinefett wie Tierfett überhaupt als smero, von dem sie später, als sie auch Butter zu genießen begannen, den ancsmero unterschieden. Noch im 12. Jahrhundert n. Chr. diente die Butter bei uns in Mitteleuropa nur ganz ausnahmsweise zum Kochen; dazu hatte man das ausgelassene Tierfett, den Schmer, das man damals auch auf das Brot strich, woher der Ausdruck „geschmiertes“ Brot und „schmieren“ überhaupt kommt. Das Buttern geschah bei den alten Skythen durch kriegsgefangene Sklaven, die mit einem Holzscheit zum Rühren beständig wie ein Tier im Göppel herumgehen mußten, und damit sie solche langweilige Arbeit durch keine Ablenkung von außen gestört vollführen konnten, blendeten sie dieselben. So berichtet Herodot von diesem Volk, daß es alle seine Sklaven um der Milch willen blende. Sonst wird die Butter gewöhnlich durch Schüt-

teln in einem Schlauch aus Leder, in welchem die Reste der Milch von der letzten Butterung das Niederschlagen der Butter beschleunigen, bereitet. Der Käse dagegen wird durch Kochen der Milch mit Zusatz eines die Gerinnung des Käsestoffs befördernden Mittels wie Kälbermagen, mit nachherigem Auspressen der Molke und eventuellem Salzen, wenn er sich längere Zeit halten soll, gewonnen. Er ist bei allen Hirtenvölkern noch beliebter als Beilage zu Brot und Brei als die Butter, die leicht ranzig wird, aber gleichwohl auch dann noch als Leckerbissen gilt.

Durch die Viehzucht wird die Ausnutzung von Gebieten ermöglicht, die für den Ackerbau ungeeignet sind, und insofern erfüllen die Hirtenvölker eine große Aufgabe in der Kultur der Menschheit. Doch bleibt ihnen die höchste Entwicklung versagt, weil sie notgedrungen ihren Herden zuliebe unstet sein müssen und an eine unbegrenzte Anhäufung von Kulturbesitztümern nicht denken können, und da ferner ihre Lebensweise wohl zu kriegerischen Taten, aber nicht zur geregelten Arbeit schult. Charakteristischerweise ist ihnen auch die Raubwirtschaft die angenehmste, bei jeder sich ihnen darbietenden Gelegenheit ergriffene Nebenbeschäftigung, die sie zu einem großartigen Ferment des Völkerlebens macht. Beständig herrscht unter den Hirtenstämmen selbst Krieg und Raub; denn als willkommene Beute winken ihnen unwiderstehlich die Herden des Nachbarstammes, und mehr als einmal hat auch der Ansturm arabischer, türkischer und mongolischer Nomadenhorden die Kulturen Westasiens und Europas, wie auch Indiens und Chinas in ihrer Existenz bedroht und bis in ihre Wurzeln erschüttert.

Ein weiterer Charakterzug der Hirtenvölker ist es, daß der oft nebenbei von den Frauen betriebene Hackbau in gar keiner Beziehung zu der von den Männern betriebenen und hochgehaltenen Viehzucht steht. Der Kaffer denkt nicht daran, die Kraft seiner zahlreichen, nur aus Lust am Besitz gehaltenen Rinder für den Landbau der Frauen, um den er sich nicht kümmert, nutzbar zu machen. Und während jene mühsam durch Aschedüngung ihren ausgesogenen Hackfeldern neue Fruchtbarkeit zu geben suchen, läßt er die Unmassen von Rinderkot, die sich in den Viehkralen ansammeln, nutzlos verrotten. Erst die Erfindung des Pfluges und die Benutzung der tierischen Dungstoffe schafft jene harmonische Wirtschaftsform, die den höheren Kulturen der Alten Welt zugrunde liegt und uns deshalb als das Ideal aller Kulturentwicklung vorschwebt. Die hier getriebene gemischte Wirtschaftsform, die Ackerbau und Viehzucht vereinigt, darf schon um deswillen als die wichtigste Grundlage unserer Kultur gelten, weil sie zu-

erst die vollständige Seßhaftigkeit und damit die Grundlage jeder höheren Kulturentwicklung ermöglichte. Allerdings kann der Ackerbau allein schon den Grund dazu legen; da er aber zu seiner intensiven und extensiven Behandlung stets auch der Beihilfe von kräftigen Tieren bedarf und diese außerdem den für die Düngung der Felder so überaus wichtigen Nährstoff liefern, so ist er stets nur in Verbindung mit Viehzucht rationell zu betreiben. Solcherweise nährt ein bestimmtes Stück Boden dauernd seinen Besitzer und dessen Nachkommen. Die Wildnis ist nicht mehr wie einst ein notwendiger Teil des Stamm- oder Gemeindebesitzes, und dieser Besitz selbst wird nun infolgedessen unter die einzelnen Familien aufgeteilt. Damit wird die Familie an Stelle der Sippe die Einheit, aus der sich jedes Volk zusammensetzt. Und doch werden die alten Verhältnisse nicht völlig zerstört, nur daß an Stelle der Sippe jetzt die Gemeinde tritt. Ein Teil des alten Kommunalbesitzes, der Allmend, bleibt in der Regel gemeinsames Eigentum, dient als Viehweide und liefert das nötige Brennholz und die Streu, ja bietet mit seinen Beeren, Pilzen und dem in ihm lebenden Wild noch den Ärmeren Gelegenheit, einen Rest der alten Sammelwirtschaft weiter zu treiben. Eine notwendige Bedingung der neuen Kulturform ist allerdings dieser Gemeindebesitz nicht, da es nunmehr möglich ist, alles zur Wirtschaft Nötige: Feld, Wiese und Wald in kleinen Stücken jedem einzelnen zuzuteilen.

Leider ist gerade das Gemeindeland vielfach die Ursache wirtschaftlichen Unheils gewesen. In der Zeit des Feudalismus erhielten die Dörfer in vielen Staaten Europas auf die eine oder andere Art ihre „Herren“, die als Grundbesitzer ihren Anteil am Gemeindeland forderten, allmählich aber die Anschauung geltend zu machen wußten, daß ihnen als den natürlichen Vertretern und Beherrschern der Gemeinde dieses noch ungeteilte Land von Rechts wegen gehöre. Mit brutaler Entschiedenheit ist dieser Gedanke vor allem in England in die Tat umgesetzt worden. Das Gemeindeland wurde von den mächtig gewordenen Lords eingezäunt und meist in Schafweide verwandelt, dadurch aber den Bauern die Viehwirtschaft unmöglich gemacht. Ohne Vieh war wiederum das Land der Bauern nicht in ertragsfähigem Zustand zu erhalten, und so verarmten die einst so zufriedenen und kräftigen Landleute, die noch zu Cromwells Zeiten die Schlachten des Parlaments entschieden hatten, obwohl schon damals ihre Zahl arg gelichtet war, völlig und wurden in der Folge zu Bettlern und Vagabunden, denen man nur drakonische Armengesetze entgegenstellte. In

Deutschland ist insbesondere das mecklenburgische Landvolk diesem traurigen Beispiel gefolgt, und in der Tat kann Mecklenburg mit seinem feudalen Großgrundbesitz, seinen armseligen ländlichen Taglöhnern und seiner übermäßigen Auswanderung als Beispiel einer rückschreitenden Entwicklung dienen, die ein gut Teil alten Kulturgewinns zum besten einiger weniger rücksichtslos vernichtete. Anderwärts hat die übermäßige Teilung des ländlichen Grundbesitzes, die mit der Zunahme der Bevölkerung erfolgte, den Ertrag der bäuerlichen Wirtschaft unter das zum Auskommen notwendige Maß hinabgedrückt; in diesem Fall hilft man sich durch anderweitige Verwertung der Arbeitskraft, durch Hausindustrie, Handel oder durch zeitweilige Auswanderung einzelner Familienmitglieder nach Gegenden mit lohnender Arbeit.

Der mit Viehzucht verbundene Ackerbau mit Hilfe des Pfluges ist aber nicht die intensivste Form der Landwirtschaft. Die äußerste Ausnutzung des Bodens wird durch den Gartenbau, also eigentlich den aufs höchste entwickelten Hackbau, erreicht, wie er z. B. in vielen Gegenden Chinas üblich ist. Der Viehstand hat hier keine Bedeutung, seine Ernährung würde zu viel fruchtbaren Boden beanspruchen. Dafür dienen die sorgfältig gesammelten Stoffwechselprodukte des Menschen und der von den auf den Verkehrswegen zirkulierenden Last- und Zugtieren aufgelesene Mist im Verein mit allen sonstigen Abfällen zur Düngung des aufs weitgehendste ausgenutzten Landes. Dadurch wird auf einem seit Jahrtausenden ausgesogenen Boden durch die größte Harmonie in Verbrauch und Ersatz und das Äußerste an Sparsamkeit die Ernährung der ungeheuren Menschenzahl ermöglicht, die für China kennzeichnend ist. Einen Fortschritt darüber hinaus hat die europäische Kultur nur durch die wissenschaftliche Untersuchung der Pflanzennährstoffe, die zur Einführung mineralischer Dungstoffe führte, zu erzielen vermocht. Die außerordentlich dichte Bevölkerung Europas verdankt neben dem Weltverkehr, der den Überschuß landwirtschaftlicher Produkte den vorwiegend gewerbetreibenden Gebieten zuführt, ihre Ernährung dem intensiven Ackerbau, der aus teilweise weit entfernten Gegenden die Dungstoffe bezieht, mit denen er den erschöpften Boden neubefruchtet. Für die Stickstoffzufuhr werden die Guanolager regenarmer tropischer Inseln ausgebeutet und bereits der Luftstickstoff auf elektrischem Weg in für die Pflanzen nutzbare Verbindungen übergeführt, so daß, wenn auch jene mitsamt den Salpeterlagern Chiles erschöpft sein werden, was in Bälde der Fall sein wird, die Landwirtschaft an diesem so überaus wichtigen Nährstoff nicht Mangel leiden

wird. Das Vorbild zur Benutzung dieser Stickstofflager gab übrigens der Landbau der alten Peruaner, die bereits den Guano ihrer Küstengebiete als Dünger verwendeten und daneben auch die Abfälle der massenhaft gefangenen Fische benutzten, während sie den Kot ihrer Haustiere, der Lamas, in der Hauptsache in ihrem an Holz so armen Hochgebirge nur als Brennstoff schätzten.

XII. Gewerbe und Handel.

Was die Natur freiwillig hervorbringt, und was Landwirtschaft und Viehzucht erzeugen, das nennen wir Urproduktion, während wir die Umwandlung dieser Rohstoffe zu neuen wirtschaftlichen Stoffen als Gewerbe bezeichnen. Die wichtigsten dieser Gewerbe haben uns in den beiden vorhergehenden Abschnitten beschäftigt. Anfänglich waren alle diese Gewerbe in der Mehrzahl von der Frau geübte Hausindustrien, durch welche jeder Haushalt die eigenen Bedürfnisse befriedigte. Erst bei einigermaßen fortgeschrittener Kultur fand eine Arbeitsteilung in der Weise statt, daß das, was ein Stamm in besonderer Güte oder im Überfluß hatte, von den Nachbarn gegen deren Spezialprodukte getauscht wurde. So bildete sich schon verhältnismäßig früh eine gewerbliche Spezialisierung aus, die dann auch, durch besondere Fertigkeit darin begünstigt, mit der Zeit immer bessere Waren hervorzubringen vermochte.

Wie Im Thurm berichtet, besitzt in Guiana fast jeder Indianerstamm sein besonderes Gewerbe. „Von den Küstenstämmen machen die Warrau weitaus die besten Boote, und versorgen damit die benachbarten Stämme. In derselben Weise bauen weit im Innern die Wapiana Boote für alle Stämme des Gebiets. Die Makusi haben zwei Erzeugnisse, die bei allen Stämmen sehr gesucht sind; das eine ist das Urali, das zum Vergiften der Pfeile und Blasrohrbolzen dient, das andere ein großer Vorrat baumwollener Hängematten; denn obwohl diese jetzt auch von den Wapiana und den eigentlichen Kariben verfertigt werden, sind die Makusi doch die Hauptlieferanten. Die Arekuna bauen, spinnen und verhandeln den größten Teil der Baumwolle, die von den Makusi und anderen zu Hängematten und andern Dingen verarbeitet wird. Die Arekuna liefern auch alle Blasrohre. Die Taruma und die Woyowai haben ein vollständiges Monopol für die Herstellung der Reibhölzer, auf denen die Indianer aller Stämme ihre von der mehlreichen Maniok-

wurzel hergestellte Kassawa herstellen; diese zwei entfernten Stämme sind auch die wichtigsten Züchter und Abrichter von Jagdhunden. Nur die Ackowai haben, soweit mir bekannt ist, ihren Nachbarn kein besonderes Produkt zum Austausch zu bieten; diese Indianer werden von allen andern besonders gefürchtet und ungern gesehen." Ganz ähnlich, wenn auch nicht so systematisch entwickelt, waren die Verhältnisse in Australien. So tauschten die Stämme am Murray Grünsteinstücke gegen Speere ein, andere verschafften sich für ihren Überfluß an Aalen von den Nachbarn eßbare Wurzeln, die in ihren Jagdgründen weniger häufig vorkamen. Speere und Keulen wurden gegen geflochtene Matten oder Netze getauscht, von den Stämmen am Coopers Creek auch Schilde aus Holz gegen Gürtel aus Gras verhandelt, und die Stämme an der Nordspitze der Yorkhalbinsel verschafften sich von den schon zu den Papuas gehörenden Stämmen jenseits der Torresstraße Bogen, Pfeile und Trommeln, die sie nicht selbst herzustellen vermochten. Ein Stamm in Inneraustralien hatte sich sogar dem Berufe zugewendet, gegen Bezahlung in allerlei Eßwaren bei den Mannbarkeitsfesten Vorderzähne auszuschlagen.

In vielen Gegenden, namentlich Westafrikas, finden wir unter den ansässigen Stämmen eine weitgehende gewerbliche Arbeitsteilung bei den Bewohnern der verschiedenen Dörfer. Es ist in erster Linie die Eisenindustrie, die Mittelpunkte des Betriebes besitzt; überall sind die Männer Schmiede, nur beim Schlämmen des eisenhaltigen Sandes werden die Frauen herangezogen, die in den goldreichen Distrikten auch oft als Goldwäscherinnen tätig sind. Auch Dörfer, in denen die Weberei oder Töpferei besonders blüht, sind in Westafrika häufig zu finden. Sehr charakteristisch sind für Afrika die Orte, in denen die Salzmacherei betrieben wird. Bei allen vorwiegend von Pflanzenkost, die viel Kalisalze enthält, lebenden Menschen ist das Bedürfnis nach Kochsalz, zum Ersatz des durch den Stoffwechsel verlorenen Natrons, ein ungemein großes, wie alle Grasfresser aus denselben Gründen, aus innerem Triebe, Salzlecken aufsuchen. Das Raubtier dagegen, wie der fast ausschließlich vom Fleisch lebende Jäger, haben, da sie sich vom natronreichen Blut und anderen Geweben ernähren, nicht das mindeste Bedürfnis nach Kochsalzzufuhr. Sobald aber der Mensch zum Hackbau überging, und infolgedessen das Fleisch in seiner täglichen Ernährung immer mehr zurücktrat, erwachte dieses vorher niemals empfundene Bedürfnis nach Salz in immer stärkerem Maße. Diesem genügen die an der Küste lebenden Völker, wie alle Bewohner

der ozeanischen Inseln durch Hinzutun von Kochsalz zu ihren Speisen. Die Vieh züchtenden Neger dagegen verwenden den Urin ihrer Rinder zum Salzen der Pflanzennahrung. Stämme aber, denen beides nicht zu Gebote steht, sind außerordentlich begierig nach Kochsalz, so daß sie gerne jeden Preis zur Erlangung solcher vom Instinkt geforderten Würze bezahlen. Man macht den Vertretern solcher mit der Verabreichung von einem Stückchen Salz zum Schlecken eine viel größere Freude als mit Zucker, den sie nicht besonders schätzen. Deshalb gehört es zu den allgemein verbreiteten Kenntnissen der Frauen, aus der Asche gewisser natronreicher Pflanzen ein Salzsurrogat auszulaugen, das die Stelle des eigentlichen Kochsalzes vertreten muß. Wo aber Salz im Boden enthalten ist, wie in gewissen Gebieten der Sahara, oder im Wasser, wie an der Meeresküste, da bildet die Salzsiederei ein sehr beliebtes, weil gewinnbringendes Gewerbe, das nun hauptsächlich in den Händen der Männer liegt. Diese sieden die ausgelaugte Salzlösung in flachen Gefäßen ein und verfrachten das Salz in oft langen Karawanenzügen bis weit ins Innere, wo es jederzeit willige Abnehmer findet. Im Innern drängen sich die Stämme zur Besitzergreifung von Plätzen, wo Salz gewonnen werden kann. Solche vielumworbene Salzplätze hat z. B. die Oasenstraße aus Fessan über Mursuk nach dem Sudan. Nun wird um diese beständig Krieg geführt, indem die Stämme, die sie in Besitz genommen haben, von den danach lüsternen Nachbarn weggedrängt werden, sobald sie nicht mehr stark genug sind, ihr Monopol aufrecht erhalten zu können.

Ganz dieselben Verhältnisse finden wir im vorgeschichtlichen Europa, wo nicht nur überall, wo Salz im Boden gefunden wird, dichte Besiedelung nachweisbar ist, sondern auch eigentliche Kulturzentren sich entwickelten, indem die dort wohnenden Stämme darin eine unversiegbare Quelle ihres Reichtums besaßen, und sich alle Bedürfnisse ihrer erhöhten Kultur von den danach lüsternen Nachbarn mit ihrem Salze zu verschaffen vermochten. Es sei hier nur an das Salzbergwerk in Hallstatt im Salzkammergut erinnert, das durch seine außerordentlich reichen Gräberfunde der frühesten Eisenzeit den Namen gab als Hallstätterkultur. Überall in deutschen Landen sind die Salzfundstellen seit der vorgeschichtlichen Zeit mit Vorliebe von den indogermanischen Ackerbauern besiedelt worden, und geben sich uns durch ihre Zusammensetzung mit keltisch hall, was Salz bedeutet (gotisch salt, lateinisch sal, griechisch hals), als solche kund. Was mögen da einst für Kämpfe ausgefochten worden sein, um sich in den Besitz dieser wertvollen Stellen zu

setzen! Meldet uns doch als einen der ersten Berichte über die alten Deutschen der römische Geschichtsschreiber Tacitus von den Hermunduren, die in heißem Ringen mit den Chatten (Hessen) um die Salzquelle von Salzungen kämpften.

Neben den Orts- und Stammesgewerben, die einen ziemlich entwickelten Handelsverkehr voraussetzen, und deshalb auf den Kontinenten, wo allseitige Berührung der Stämme untereinander möglich ist, am besten gedeihen, entwickeln sich auch innerhalb der Stammesgruppen bestimmte Berufe, die als Anfänge eines Handwerkerstandes betrachtet werden dürfen. So ist es üblich, daß die zu Krieg und Jagd unbrauchbaren alten oder verkrüppelten Männer, um sich ihre Daseinsberechtigung zu schaffen, sich mit irgend welchen bis dahin schon von den Männern ausschließlich betriebenen Berufen, wie der Bereitung von Werkzeugen, Waffen, Booten, Tabakspfeifen, Salz usw. beschäftigen, und damit einen Handwerkerstand ins Leben rufen. Erst später nahmen diese männlichen Handwerker auch die Herstellung von Gegenständen in Angriff, die bis dahin in das Arbeitsgebiet der Frau gehört hatten, die sie ihnen aber, da sie sonst bereits mit Arbeit überladen war, gerne abtrat, um so mehr es Erzeugnisse waren, die durch Tausch an die Nachbarstämme weitergegeben werden sollten, gegen Artikel, die jene hervorbrachten. So berichtet Jones von einer gewissen Klasse von Indianern des Felsengebirges in Nordamerika, die ausschließlich mit der Herstellung von Wurfspeerspitzen aus Feuerstein beschäftigt waren. Sobald sie einen genügenden Vorrat davon gearbeitet hatten, begaben sie sich in die benachbarten Niederungen, wie Hausierer von Dorf zu Dorf ziehend, um ihr Fabrikat gegen Dinge, die in den Bergen nicht zu haben waren, zu tauschen. An kriegerischen Unternehmungen beteiligten sie sich niemals, ja sie hatten selbst bei Stämmen, mit denen ihr eigener Stamm in Fehde lag, jederzeit freien Durchzug. Ihr Beruf galt als durchaus ehrenvoll. Wir haben also hier eine ausnahmsweise günstige Stellung der Handwerker.

Daneben aber tritt schon auf so niedriger Kulturstufe oft eine zunftmäßige, durch berechnete Geheimniskrämerei verstärkte Abschließung bestimmter Gewerbe auf. So beschreibt der Amerikaner George Catlin die Herstellung der Pfeilspitzen aus Feuerstein bei den Apachen, die von zwei Arbeitern mit Hilfe eines Steinhammers zugeschlagen wurden, und fügt hinzu: „Beide singen dabei, und die Hammerschläge werden genau im Takte der Musik abgegeben und mit einem scharfen und zurückprallenden Schlag, worin, wie die Indianer sagen, die große Medizin

oder das Geheimnis der Arbeit liegt. Jeder Stamm hat seine Werkstätte, in der diese Pfeilspitzen angefertigt werden, und nur bestimmte Adepten, d. h. Eingeweihte, können und dürfen sie für ihren Stamm herstellen.“ Ganz ähnlich wie mit diesen geheiligten Pfeilspitzenmachern war es mit den Herstellern der Tabakspfeifen, die diese aus einem bestimmten, im frischen Zustande weichen und leicht schnitzbaren roten Stein, der ausschließlich an einer Stelle im Staate Minnesota gefunden wurde, mit Steinmessern schnitzten. Wie diese Kalumets, die Pfeifen, in denen das heilige, vom „großen Geiste“ den Menschen geschenkte Kraut, der Tabak, geraucht wurde, heilige Geräte waren, aus denen bei allen wichtigen Anlässen gleichsam zur allgemeinen Weihe aller Beteiligten das Rauchopfer dargebracht wurde, so waren auch ihre Verfertiger geheiligte Leute, die jederzeit unbehelligt selbst durch Feindesland ziehen durften, um das Material dazu von jenem einen, unter besonderem Schutze der Sioux stehenden Steinbruche zu beziehen, der als geheiligter neutraler Ort galt, auf dem sich alle Stämme ihren Bedarf holten.

Bisweilen ist die Arbeitsteilung innerhalb des Stammes schon beträchtlich fortgeschritten. So fand Swan bei den Indianern am Kap Flattery im heutigen Staate Washington besondere Handwerker für die Herstellung der Geräte für den Walfang, der dazu nötigen Taue und Boote. Überhaupt bildete hier fast jedermann eine besondere Geschicklichkeit aus, mochte es nun die Waljagd, der Fischfang, die Jagd oder irgend eine mehr gewerbliche Tätigkeit sein. Weiter im Norden finden wir dieselben Verhältnisse. „Manche Männer und Frauen“, sagt darüber Niblack, „erwerben sich besondere gewerbliche Fertigkeiten und verhandeln die Erzeugnisse in ihren Mußestunden. Einige Männer sind erfahrene Bootbauer, Korbmacher, Gerber, Schnitzer in Holz, Horn, Knochen und Schiefer, Verfertiger von allerlei verziertem Hausrat usw. und werden regelmäßig für ihre Dienste bezahlt. Dies gilt ganz besonders von den Holzschnitzern, die sich mit der Anfertigung und Bemalung von Wappen und Grabpfählen beschäftigen. Andere haben Ruf als erfolgreiche Jäger gewisser Tiere oder als erfahrene Fischer. Einige von den Frauen sind geübte Korbmacherinnen oder sie schnitzen Hausgerät, weben Kleider und Matten aus Zedernrinde und Wolle oder verfertigen Tanz- oder Zeremonialtrachten. Im allgemeinen sind die Männer Schnitzer und die Weiber Weberinnen. Ebenso gibt es auf manchen Inseln Polynesiens, obschon dort eine Lokalisierung der Gewerbe nur in geringem Grade möglich ist, förmliche Handwerker-

kasten, die mit ihren Rangunterschieden und ihrer Erblichkeit an die Zustände in Indien erinnern. Daneben gab es Fertigkeiten, die von den Angehörigen des einen oder andern Geschlechts ausgeübt wurden, so nach Mariners Zeugnis das Verfertigen von Rindenstoffen, Matten, Körben, Kämmen, Zwirn usw. von den Frauen, während die Männer Waffen und Seile herstellten. Außerdem fanden sich Gewerbe, die von bestimmten Männern berufsmäßig ausgeübt wurden; zu ihnen zählten die Kahnbauer, die Netzmacher, die Seildreher, die Keulenschnitzer, die Tätowierer, die Barbiere und die Köche. Die hier angeführte Reihenfolge entspricht auch ungefähr der Achtung, deren sie sich erfreuten.

Auch in Afrika gibt es zahlreiche Handwerkerkasten, die teilweise dadurch besonderes Ansehen erlangten, daß sie in die Umgebung der Häuptlinge gezogen wurden, teils auch künstlich organisierte, indem man sie der Aufsicht der Hofbeamten unterstellte. Andere erfuhren eine Verachtung, weil ihre Tätigkeit kein Ansehen genoß. Dies ist auch der Fall da, wo unstete Wanderstämme irgend ein leichteres Gewerbe ergriffen und auf diese Weise in eine Art Lebensgemeinschaft mit den seßhaften Bewohnern des Landes traten, aber freilich das Gewerbe selbst in Mißachtung brachten. So finden sich in Afrika charakteristischerweise die Pariahandwerker vorwiegend in den Gebieten, die an die Wüsten im Norden und Osten grenzen. Umgekehrt sind bei den dort wohnenden hamitischen und semitischen Nomaden die von den benachbarten Negern gelieferten Schmiede verachtet, nicht nur weil sie Neger sind, sondern weil sie die von jenen sich höher dünkenden Viehhirten überhaupt verachtete Arbeit verrichten. Dies ist der Grund, weshalb bei den Tibbus, Abessiniern und Massais das Schmiedehandwerk, wie wir früher anführten, verachtet ist, während sonst in ganz Afrika, soweit Neger wohnen, dieses Handwerk vielmehr sich einer besonderen Wertschätzung erfreut. Dieses Ansehen wissen sich die Schmiede dadurch noch zu vermehren, daß sie ihr Handwerk mit allerlei geheimnisvollen Gebräuchen umgeben. So schreibt Missionar Spieß von den Ewhenegern in Togo: „Es ist keinem Fremden außerhalb der Familie des Schmiedes gestattet, das Handwerk zu erlernen. Ist es in einer Familie nicht erblich, und ein Glied derselben hat doch angefangen eine Schmiedewerkstätte zu errichten, so wird ihm dieser Übergriff nicht gut tun; er wird nach Anschauung der Ewheneger seinen Tod bei dieser Arbeit finden. Warum das? Der Hammer des Schmiedes ist eine Gottheit (Tro), und diese kann solcher Pfuscharbeit nicht ruhig zusehen. Die Gottheit wird einen solchen mit Krankheit schlagen und

ihm den Tod bringen. Begreift unter den Kindern des Schmiedes eins das Schmiedehandwerk gut und geht dessen Arbeit voran, dann wird von ihm gesagt, der Hammer hat ihn bezaubert. Damit ist sein Zeugnis ausgestellt und er kann in die Fußstapfen des Vaters treten, der denn auch, wenn er alt ist, ruhig seinem Sohne das Geschäft übergibt."

Überall da, wo zahlreiche Handwerker einem bestimmten Berufe sich hingeben, liegt der Gedanke an einen ihre Interessen fördernden Zusammenschluß nahe. Die Entwicklung in diesem Sinne wird durch den Umstand begünstigt, daß auch bei verhältnismäßig fortgeschrittenen Völkern oft noch Reste von Familien- oder Stammesgewerben bestehen, so daß es immer Leute gleicher Abstammung sind, die diese gewissen Berufe ausüben. Nicht minder begünstigt der Markt- und Handelsverkehr solche Vereinigung zu Gilden, indem es überall bald zur festen Sitte wird, daß die Berufsgenossen immer zusammen an bestimmten Stellen des Marktes, wo sie von den Käufern leicht gefunden werden, ihre Erzeugnisse feilhalten. Entstehen endlich aus den periodischen Märkten dauernde Verkaufsstellen, wie die Basare im Orient und in Nordafrika, dann wohnen meist auch die gleiche Art von Waren liefernden Handwerker beisammen. Von oben her werden ihnen dann Aufseher gesetzt, die natürlich zunächst die Aufgabe haben, die Gewerbesteuern einzutreiben, die aber zugleich die Vertreter der betreffenden Handwerker bei Hofe sind. In dieser Weise ist, wie überall, das Handwerk einst auch in Deutschland ursprünglich organisiert worden, bis es allmählich erstarkte und dazu gelangte, sich im wesentlichen selbst zu regieren. Es sind dies die mittelalterlichen Zünfte, deren Mitglieder zuerst unter der ihr vorgesetzten weltlichen oder geistlichen Macht standen, sich dann aber von ihr emanzipierten, vollkommen selbständig wurden und mit der Zeit eine immer weitergehende Tyrannei ausübten, indem sie genau feststellten, was ein jeder Handwerker produzieren dürfe, welche Art Arbeit und zu welchem Preise er sie zu machen habe. Erst die französische Revolution hat mit der Proklamation der Menschenrechte, wie die Leibeigenschaft und die mit der Zunfteinrichtung verbundenen Tyrannei, auch das Verbot zu heiraten und zu wohnen, wo man wollte, aufgehoben und an Stelle derselben freies Handeln, Freizügigkeit und Gewerbefreiheit aufgebracht, die wir heute, da wir jene zopfigen Zustände, unter denen noch unsere Voreltern lebten, nicht mehr kennen, als ganz selbstverständlich betrachten.

Das klassische Land der Gilden und Zünfte, wie es einst Europa

war, ist heute noch das sonst so konservative China, das mit der Verjagung der Mandschudynastie und der Proklamation der Republik, beeinflußt durch den Erfolg der Japaner, seit sie die westliche Kultur angenommen haben, auf einmal ganz aus der Art geschlagen zu haben scheint. Die Neigung zum Zusammenschluß aller dieselben Interessen und Gewerbe Vertretenden ist den Chinesen im Laufe der Zeit so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß ein großer Teil des staatlichen Zusammenhalts auf diesen freien Vereinigungen beruht, ohne die man das Dasein Chinas und seines Volkes gar nicht verstehen kann. Alles hat sich dort enge zusammengeschlossen: die Kaufleute, die Handwerker, die Tagelöhner, aber auch die Gauner und Bettler, und wissen von der vermehrten Macht, die ihnen die Einigkeit gibt, in jeder Weise Nutzen zu ziehen. Auch die politische Unzufriedenheit findet in China stets in der Entstehung geheimer Gesellschaften ihren Ausdruck. Diese waren es, die neuerdings als „Wasserlilliensekte", „Boxer", „Gesellschaft vom großen Messer" und dergleichen in weiten Kreisen tiefgehende Unruhen erregten, die schließlich in der großen Revolution, deren Zeugen wir waren, ihren Abschluß fanden. Innerhalb der einzelnen Verbindungen und Gesellschaften herrscht eine strenge Disziplin, die durch Strafzahlungen, Boykottierung usw. aufrechterhalten wird. Von ihnen aus werden die Preise festgesetzt, die Gefahren der Konkurrenz bekämpft, verarmte und kranke Mitglieder und deren Familien unterstützt, Streitigkeiten beigelegt, habgierige Beamte durch geschlossenes Auftreten eingeschüchtert und alles getan, was im Interesse der Genossenschaft liegt. Daß die bisherige elende Beamtenwirtschaft Chinas das Land nicht schon längst zugrunde gerichtet hat, ist nur dieser eigenartigen und ganz unzerstörbaren Selbstregierung des Volkes zuzuschreiben, deren Schwerpunkt im engen Zusammenschluß der verschiedenen Berufsgenossen liegt.

Der Umsatz gewerblicher und wirtschaftlicher Erzeugnisse, den wir Handel nennen, ist in der Hauptsache eine Folgeerscheinung der menschlichen Produktion und kann sich als solche jenen natürlichen Entwicklungsgesetzen nicht entziehen, die anfangs zur Teilung der Arbeit zwischen beiden Geschlechtern und dann zur Entstehung bestimmter Berufe führten. Auch der Handel entfaltet sich zunächst in zwei Richtungen, als Männer- und als Frauenhandel, bis sich dann ein wirklicher Kaufmannsstand herausbildet. Die Zwischenstufe, daß ganze geschlossene Gruppen von Menschen sich einem bestimmten Berufe widmen, kehrt beim Handel wieder, denn oft genug weiß ein Stamm den lohnenden

Baumwolleverkäufer von Bagu in Sokode (Togo).

Eingeborenenmarkt am Meeresstrande in Viktoria (Kamerun).

Markt außerhalb einer Ansiedelung der Banjo im Graslande von Kamerun.

Türkiſche Laſtträger in den Straßen von Konſtantinopel.

Türken vor einem Kaffeehauſe in Konſtantinopel.

Malaiiſcher Fiſcher, mit Netz fiſchend, aus dem Innern von Sumatra. (Nach Aufnahme von Guſt. Schneider.)

Eingang in ein befeſtigtes Dorf der Battas auf den Raja-bergen in Sumatra. (Nach Aufnahme von Guſt. Schneider.)

Zwischenhandel zu seinem Monopol zu machen, so daß er sein wirtschaftliches Dasein völlig auf diese Tätigkeit zu gründen vermag.

Der Handel der Männer steht dem der Frauen nicht so schroff gegenüber, daß nicht zahlreiche Übergangsformen möglich wären; im ganzen lassen sich aber beide Arten von Handel deutlich genug charakterisieren: Der Männerhandel ist stets großzügiger und hat dem Naturell ihrer Vertreter nach einen mehr oder weniger kriegerischen Anstrich, er läuft in Expeditionen zu Wasser und zu Lande nach entfernteren Gegenden und Stämmen aus. Der Frauenhandel dagegen bleibt der geringeren Beweglichkeit und Freiheit ihrer Trägerinnen entsprechend in engeren Grenzen und entwickelt sich als Marktverkehr. Die Entstehung beider Arten läßt sich sehr gut verfolgen. Der Fernhandel der Männer, um mit diesem zu beginnen, hat eine charakteristische Vorstufe. Es gibt Naturschätze, die auch von primitiven Völkern schon leidenschaftlich begehrt werden, und zwar handelt es sich, wie das immer wieder zu beobachten ist, weniger um Nahrungsmittel oder sonstige notwendige Bedarfsartikel als um Genußmittel, Schmuckstoffe und dergleichen. Wo Dinge dieser Art zu finden sind, das wissen meist die Stämme eines ausgedehnten Landstriches ganz genau; denn der Ruhm solcher Fundstellen verbreitet sich bald weithin, und der Wunsch, an solchen Schätzen teilzuhaben, ist die unvermeidliche Folge davon.

Auf dieser Grundlage entsteht aber nicht gleich ein wirklicher Handelsverkehr, für den alle anderen Voraussetzungen fehlen; es wird vielmehr üblich, daß die entfernteren Stämme bewaffnete Expeditionen nach solchen Fundstätten senden, dort durch eigene Arbeit die begehrten Stoffe gewinnen und zurichten und dann, mit diesen Schätzen beladen, sich nötigenfalls mit Gewalt den Weg rückwärts nach ihrer Heimat bahnen. Vorzügliche Beispiele dieser Vorstufe des Handels bietet Australien. Es sind da vor allem die Stellen wichtig, in denen sich die eisenhaltige rote Erde findet, mit der man bei festlichen Anlässen den Körper bemalt. Ein solcher Ort lag in den Haywardbergen und war im Besitze eines Stammes, der andern den Zutritt dazu willig gestattete; es durften jedoch, wie Jessop erzählt, nur zwei oder drei Leute an einem solchen Zuge teilnehmen, und die Rückkehr mußte innerhalb einer bestimmten Zeit erfolgen. So friedfertig ging es aber nicht überall zu. Die Expedition, die alljährlich von einer Abteilung der Diyeri nach einer Fundstelle des roten Ockers ausgeschickt wurde, bestand aus 70—80 wohlbewaffneten Männern, die sich den Durchgang mit Gewalt erkämpften, wenn man ihnen denselben streitig

machte. Die Ockerexpedition der Yantruwunta am Coopers Creek hatte 457 km weit durch feindliches Gebiet hin- und zurückzuwandern und mußte sich auf der Reise die nötige Nahrung selbst verschaffen. Gleichzeitig wurde von diesen Leuten ein Sandsteinbruch besucht und ausgebeutet, aus dem man Platten zum Zerreiben von Grassamen gewann. Noch wichtiger war allerdings die Reise nach der Gegend, wo die Pitcheripflanze wuchs, deren Blätter und Zweige als Narkotikum gekaut wurden. Die Expedition der Yantruwunta zur Erlangung dieses Schatzes hatte 304 km zu durchziehen und wurde bei ihrer Rückkehr mit großen Festlichkeiten empfangen.

Über ähnliche Verhältnisse bei den Eskimos des Baffinlandes berichtet Boas, und seine Angaben sind um so wichtiger, als sie gleichzeitig über die Anfänge eines wirklichen Handels, wie er sich auf diesem Weg entwickeln muß, Auskunft geben. Er schreibt: „Zwei Bedürfnisse geben den Hauptanlaß zu langen Reisen, die manchmal sogar Jahre dauern: Holz und Seifenstein. Die Küsten der Davisstraße und des Cumberlandsundes sind nahezu ganz ohne Treibholz, und aus diesem Grunde mußten die Eingeborenen entfernte Gegenden aufsuchen, um diesen notwendigen Stoff zu erlangen. Tudjaqdjuaq besonders war der Zielpunkt ihrer Reisen. Sie fuhren in ihren Booten südwärts, und wenn das Holz gesammelt war, wurde ein Teil davon auf der Stelle zu Bootrippen und Schlittenkufen verarbeitet, die man dann auf der Rückreise mitnahm; ein andrer Teil wurde zu Bogen gebraucht, obwohl man diese auch aus kunstvoll verbundenen Renntiergeweihen verfertigte. Ein Teil des Holzhandels scheint in den Händen der Nugumiut, die das Holz in Tudjaqdjuaq sammelten und nach Norden schafften, gelegen zu haben. Ein andrer notwendiger und wichtiger Handelsartikel, der Seifenstein, wird zu Lampen und Töpfen verarbeitet. Er wird nur an wenigen Stellen gefunden und sehr selten in Stücken, die groß genug zur Herstellung der genannten Gegenstände sind. Von Plätzen, die von den Eingeborenen besucht werden, um ihn zu holen, mögen genannt sein: Cautaq, östlich von Naujateling, Qarmaqdjuin (Exeter-Bay) und Committee-Bay. Die Besucher kommen aus allen Teilen des Landes, und der Seifenstein wird von den Felsen gegraben oder ‚eingehandelt', indem man im Austausch einige Kleinigkeiten niederlegt." Diese letzte Angabe ist nicht ganz klar, soll aber wohl besagen, daß man den Besitzern des Steinbruchs eine Entschädigung für das dort weggenommene Gut gibt. So werden auch die Goldminen in Westafrika meist von allen umwohnenden Negern aus-

gebeutet und die Besitzer erhalten nur eine kleine Entschädigung, z. B. nach Pobéquin die Eigentümer der Minen von Kokombo. Anderswo gelten solche Plätze als gemeinsames Gut und neutrales Gebiet, wie früher der zu Eingang dieses Abschnittes erwähnte große Pfeifenstein-bruch an der Quelle des Missouri, den Expeditionen entfernter Indianer-stämme ungehindert besuchen durften.

Ist aber ein Stamm im Besitz einer geschätzten Fundstätte und nicht ohne weiteres geneigt, andere an seinem Reichtum teilnehmen zu lassen, dann bleiben für die danach Lüsternen nur zwei Wege, dazu zu gelangen: entweder sie suchen mit Gewalt das Verweigerte zu nehmen, wie denn z. B. in Nordwestamerika nach Ermanns Zeugnis oft blutige Kämpfe um die Fundstellen von Blaueisenerde, Eisen-ocker usw. ausgefochten wurden, oder sie bieten dem jeweiligen Besitzer irgend eine jenem willkommene Gegengabe an. Liefert ihr eigenes Land keine hierfür geeigneten Erzeugnisse, dann bleibt nichts andres übrig, als eine Gewerbstätigkeit so fleißig zu betreiben, daß ein Über-schuß der hervorgebrachten Artikel gewonnen wird, der als Tausch-objekt verwendet werden kann, um sich damit das ersehnte Gut zu verschaffen. Von einem Tausch im kaufmännischen Sinne des Wortes, der ohne ein genaues Abmessen des Wertes nicht gedacht werden kann, ist freilich dabei zunächst nicht die Rede, sondern die Gegengabe wird als ein Geschenk angeboten und genommen; handelt es sich auch in der Tat nicht um einen wirklichen Austausch von Gütern, sondern um das Erkaufen der Erlaubnis, auf dem Boden eines fremden Stammes Naturerzeugnisse gewinnen zu dürfen.

So sind es also teils räuberische Instinkte, teils Triebe der Sym-pathie — denn das Geschenk entspricht der Sympathie —, die den Anfängen des Handels ihren eigenen Charakter geben. Noch die alten phönikischen Kaufleute, die bald als willkommene Gäste in einen be-freundeten Hafen einliefen, bald als kecke Seeräuber Sklaven und Güter aller Art raubten, sind gute Beispiele dieser Art des Verkehrs, und sie haben bis auf den heutigen Tag an den verschiedensten Orten der Erde gleichgesinnte Nachfolger gefunden. Auf alle diese hat Goethe seinen bekannten Ausspruch gemünzt, wenn er sagt:

Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Daß der erste Handelsverkehr der Völker so wenig geschäftsmäßig mit dem Austausch von Geschenken beginnt, liegt hauptsächlich

darin begründet, daß gegenseitige freundliche Besuche überall, wo nicht gerade kriegerische Spannung herrscht, ein äußerst beliebter Zeitvertreib zu sein pflegen. Besuche und Gastgeschenke aber stehen in so enger und natürlicher Beziehung, daß sie auch bei den Kulturvölkern im kleinen Maßstabe noch immer vorkommen. Wer die Gastfreundschaft entfernter Freunde oder Verwandten in Anspruch nimmt, bringt gern irgend eine willkommene kleine Gabe aus der Heimat mit oder gibt seinen Dank durch ein nachträgliches Geschenk zu erkennen.

Über die Neigung der Naturvölker zu Gastreisen liegen zahlreiche Zeugnisse vor, von denen hier nur einige wenige angeführt werden mögen. Steller berichtet von den Kamtschadalen: „Weil sie sich alle untereinander als Verwandte ansehen, so bringen sie den ganzen Winter mit gesellschaftlichen Gastereien zu, um den eingesammelten Vorrat zu verzehren. Zu Anfang des Winters gehen die von der Mündung den Fluß aufwärts zu Gaste; vom März an gehen aber die, so nahe an den Quellen wohnen, den Fluß abwärts zu Gast bis sie nach zwei Monaten gegenseitig alle Nahrung aufgezehrt haben. Dann beginnen die Fische aus dem See in die Flüsse aufzusteigen und alle beeilen sich, von diesen Schätzen der Natur zur Stillung ihres Hungers und zum Anlegen neuer Vorräte so viel als möglich zu fangen.“ Auch die Eskimos sind besonders im Winter in Bewegung, sobald das Eis festgeworden ist und sie ihre Schlittenreisen mit den Hunden der Küste entlang antreten können. Dann vergeht kaum ein Tag, ohne daß Gäste in einer Siedlung vorsprechen und aufs freundlichste bewirtet werden, mögen sie nun einfach als Besucher oder zu Handelszwecken kommen. Diese Winterbesuche pflegen nur kurz zu sein; im Frühling und Sommer aber besuchen sich die Familien gegenseitig oft für Monate und scheuen dabei selbst große Entfernungen nicht. Gemeinsame Spiele, Turnkünste, Wechselgesänge und andere Vergnügungen würzen das Zusammensein. Eine ähnliche Reiselust beobachtete Somerville bei den Bewohnern der Neuen Hebriden. Er schreibt von ihnen: „Die Eingeborenen haben eine außerordentliche Neigung zu Reisen auf verhältnismäßig weite Entfernung, wie etwa 30—45 km, um benachbarte befreundete Stämme zu besuchen. Sie sprechen oft eine andere Sprache als diese Stämme. Manchmal bleiben sie mehr als einen Monat weg, wahrscheinlich wegen der Windverhältnisse. Die Rückkehr eines Bootes oder die Ankunft entfernter Freunde wird durch das Blasen von Muscheltrompeten angekündigt.“

Wie auf diesem System der Gastreisen ein wirklicher Handels-

verkehr im wesentlichen zu beruhen vermag, wird am besten durch die Verhältnisse erläutert, die bei den Angami-Nagas im Gebirge von Assam herrschen, einem Volke, das wegen seiner politischen Zersplitterung in einzelne Gemeinden, seiner beständigen Fehden und seines Hangs zur Kopfjägerei ganz besonders schlecht geeignet erscheint, lebhaftere Handelsbeziehungen zu unterhalten. Trotz alledem sind die Männer dieses Volkes eifrige und erfolgreiche Händler. „Die Schwierigkeiten des Verkehrs", sagt hierüber Pain, „werden durch ein hochentwickeltes System der Gastfreundschaft überwunden. Der Angami eines beliebigen Dorfes findet in jedem andern wenigstens ein Haus, wo er Obdach und Nahrung erhält und vor plötzlichen Mordgelüsten in Sicherheit ist. Zwischen seinem Dorfe und diesem bestimmten Hause besteht eine Art Gastfreundschaft . . . Keine noch so bittere Fehde erlaubt eine gänzliche Verletzung dieses Verhältnisses. Bei ihren Handelsgeschäften schachern und markten sie nicht; ein Preis, gewöhnlich dem Wert entsprechend, wird genannt als das, was sie nehmen oder geben wollen, und der Handel wird sogleich abgeschlossen oder fallengelassen."

Wen erinnert dieses einfache Handelssystem nicht an die Verhältnisse bei den alten Griechen? Die ungeheure, den heutigen Kulturvölkern fast unverständliche Gastfreundschaft derselben wird dadurch klar beleuchtet. Dieses schiffahrtkundige, handelsfrohe Volk bediente sich bei dem regen Verkehr, den es mit den Stammesgenossen unterhielt, in einer Zeit, da es noch keine Gasthäuser gab, dieser Einrichtung, in jeder Stadt einen Gastfreund zu haben, bei dem man abstieg. Das Verhältnis beruhte auf Gegenseitigkeit und war ein so geheiligtes, daß dem obersten der Götter, dem Donnerer Zeus, der Schutz desselben zustand. Schon in den homerischen Epen ist es ganz selbstverständlich, daß Gast und Gastfreund sich Geschenke gaben. Wie in der Ilias Glaukos dem Diomedes seine Abstammung erzählt hat, sagt dieser zu ihm: Da bist du ja mein alter Gastfreund von den Vätern her. Oineus beherbergte einst den Bellerophontes zwanzig Tage lang und sie gaben einander schöne Gastgeschenke: Oineus einen mit Purpur gefärbten Leibgurt und Bellerophontes einen goldenen Becher. Diese gegenseitigen Geschenke begründen also ein festes, vom Vater auf den Sohn übergehendes Verhältnis. Da sie Gastfreunde sind, wollen Glaukos und Diomedes sich im Kampfe meiden. Die Gastfreundschaft ist heilig, und wer sie einmal genossen hat, ist seinem Gastgeber in seiner ganzen Deszendenz zu Dank verpflichtet. Den von Achilleus nach Lemnos verkauften Lykaon löst sein Gastfreund Eetion um schweres Geld aus.

Das ist seine Pflicht, da jeder Gastfreund dem andern zu Diensten sein muß.

Da der Bund völlig auf Gegenseitigkeit beruht, müssen die einander dedizierten Geschenke ungefähr gleichwertig sein, und in naiver Weise spricht sich bereits der beginnende Geschäftsgeist aus in der Bemerkung des Dichters, als er die Begegnung der Gastfreunde Diomedes und Glaukos in der Schlacht schildert und hernach erzählt, wie sie als Freundschaftszeichen ihre sehr ungleichwertigen Rüstungen tauschen. Zeus habe dem Glaukos den Verstand geraubt, daß er dem Diomedes für eine eherne, neun Rinder werte Rüstung seine goldene im Werte von hundert Rindern schenkte. Eine solche Hochherzigkeit ist in der Tat in der trotz aller Naivheit sehr berechnenden homerischen Welt etwas durchaus Ungewöhnliches. In der jüngeren Odyssee herrscht gegenüber der älteren Ilias eine etwas kultiviertere Lebensart. Da wird der Adlige auch dann, wenn er auf weiter Fahrt mit leeren Händen kommt, reich beschenkt. So schlägt Menelaos Telemachos vor, mit ihm eine Rundfahrt zu befreundeten Höfen zu unternehmen, wo er überall Geschenke empfangen werde. Er selbst habe auf diese Weise aus Ägypten und Sidon in Phönikien großes Gut heimgebracht. Der unerkannte Fremde erzählt Penelopeia sogar, Odysseus reise Geschenke heischend im Thesproterlande umher und habe schon viele zusammengebracht. Und Odysseus erhält die reichen Gaben der Phäaken, weil sie in ihm schon längst einen vornehmen Mann erkannt haben. Daß aber Alkinoos, der Phäakenfürst, mit diesen die ganze Gemeinde belastet, weist darauf hin, wie dergleichen gemeint ist. Durch die Geschenke wird der fremde Fürst zum dauernden Gastfreund zugleich im Namen des gesamten Volkes.

Unter den Begriff xénos, d. h. Gast oder Fremder, wird in der Odyssee auch der Bettler eingereiht, der mit dem um Schutz Flehenden auf eine Stufe gestellt wird und unter dem besonderen Schutz des Zeus stand, der in dieser seiner Funktion als Beschützer des Gastrechts xénios hieß. Lykaon fleht in der Schlacht am Fluß den Achilleus um Erbarmen an, er müsse als Schutzflehender gelten und habe als solcher Anspruch auf Erhörtwerden. Außerdem beruft er sich darauf, daß er als Gefangener an Achilleus' Tisch gesessen habe. Aber alles dies hilft ihm nichts, er wird von Achilleus erbarmungslos getötet. Auch König Priamos kommt als Schutzflehender zum zürnenden Peliden und ihn schützt nur der gemessene Auftrag des Zeus und Achilleus' Einsicht, daß er unter göttlichem Geleite gekommen sei. In

der Odyssee gibt sich der freche Friedensbrecher, dessen raubende Schar von den Ägyptern zusammengehauen wird, als Schutzflehender in die Hand des Königs, der ihn vor der Wut der Menge schützt; denn er hatte den Zorn des Zeus im Auge, der böse Taten gar übel vermerkt. Milde gegen Schutzflehende und Bettler atmet der ganze zweite Teil der Odyssee. Als besonders freundlicher Gastgeber erscheint der „göttliche Sauhirt" Eumaios in Ithaka, während den Freiern, namentlich Antinoos, ihr Benehmen gegen Odysseus, der unerkannt zurückgekehrt ist, als große Ruchlosigkeit angerechnet wird. Sie üben allerdings argen Mutwillen mit dem Fremdling, vom Spott des Eurymachos über dessen Glatze, von der es „wie Fackelglanz" ausgehe, bis zu den Würfen nach ihm mit Speeren. Ein Hauptspaß ist es für sie, zwischen dem Ankömmling und dem Gemeindebettler Iros einen Faustkampf zu veranstalten und eine Blutwurst als Preis für den Gewinnenden zu setzen. Aber über Antinoos Aufführung empören sie sich doch selbst und drohen mit göttlichem Strafgericht. Der Schutzflehende und Bettler bezahlt, da er sonst nichts zu bieten hat, wenigstens mit einem Wunsch, den die Götter erfüllen mögen. Mit einem solchen tritt der nackt und bloß aus dem Schiffbruch gerettete Odysseus Nausikaa, der Tochter des Phäakenkönigs, entgegen, betritt er ihres Vaters Alkinoos Saal, empfängt er die Gabe des Euryalos, dankt er der freundlichen Aufnahme durch Eumaios, der ihn nicht als einstigen Herrn erkannte. In der Ilias beginnt der Priester Chryses, der doch für die Befreiung seiner gefangenen Tochter das Lösegeld bringt, seine Anrede mit dem Wunsche, die Götter möchten den Achäern die Gunst verleihen Ilios zu erobern; denn auch er komme als Bittender. Auch Nestor dankt für die freundliche Ehrung, die ihm Achilleus zuteil werden läßt, mit einem Wunsche, obwohl er der Ansicht ist, daß die Ehre ihm gebühre.

Noch heute spielt sich in den in der Kultur zurückgebliebenen Ländern der Erde der Handel als *Geschenkhandel* ab oder wird doch auf diese Weise eröffnet. Jeder afrikanische Fürst erwartet sein Geschenk von dem fremden Kaufmanne, ehe er ihm die Erlaubnis zu weiterem Verweilen auf seinem Gebiete erteilt. Selbst der einzelne Kauf wird gern mit Geschenken eröffnet und geschlossen, um dem geschäftsmäßigen Abschluß wenigstens den Schein eines Sympathiebeweises zu geben, wie dies z. B. am Gabun, nach Bosmans Zeugnis, früher üblich war. Wie selbst der Handel im großen die Form des Geschenkverkehrs haben kann, beweisen die Angaben Emin Paschas über den Beginn des Handels der Araber mit den Wahumastaaten

Zentralafrikas. Dieser Autor schreibt nämlich: „Es herrscht in Unyoro sowohl als in Uganda der Brauch, daß jeder Kaufmann bei seiner Ankunft etwa die Hälfte der mitgebrachten Güter, besonders Pulver, Blei, Schrote und Gewehre, dem Herrscher darbringt, der dafür dem Fremden Haus, Garten, Gaben an Vieh und Früchten zu Gebote stellt und bei seiner schließlich doch einmal erfolgenden Abreise ihm ein Gegengeschenk an Elfenbein macht, dessen Wert gewöhnlich drei- bis fünffach den Wert jener ersten Geschenke darstellt. Beide Teile fahren dabei nicht schlecht: der Araber, dem sein Kapital Frucht trägt, und der König, dem das Elfenbein nichts kostet, da die getreuen Untertanen es liefern.“ Es muß nämlich dort, wie anderswo in Afrika, alles Elfenbein als Regalie an den Häuptling abgeliefert werden, der als Gegengabe dem glücklichen Schützen wenigstens einen Zahn zurückgibt.

Auch die Indianer Nordamerikas hatten zum Teil Handelsformen bewahrt, die man als Geschenkhandel bezeichnen darf; so die Stämme südwestlich vom unteren Mississippi, von denen Brackenridge schreibt: „Ihre Art des Handels ist ganz primitiv. Es gibt bei ihnen kein Schachern und Streiten um den Preis. Ein Volk oder Stamm kommt zu einem Dorfe, schlägt in der Nähe ein Lager auf, und nach tausend barbarischen Höflichkeitsbezeigungen von beiden Seiten, die ebenso aufrichtig sind, wie die der verfeinerten Kultur, überreicht die eine Partei alle Waren, deren sie sich entäußern kann, als ein allgemeines Geschenk. Die andere erwidert das kurz darauf mit einem ähnlichen Geschenk. Der Markt wird dann durch eine Menge von Spielen, Wettkämpfen und Tänzen beschlossen. Die Art, wie die Weißen handeln, scheint ihnen sehr verächtlich. Es zeugt, wie sie sagen, von einem engherzigen und niedrigen Geist, alle Kleinigkeiten zu wägen und zu zählen. Der Preis wird gewöhnlich vom Häuptling und seiner Ratsversammlung bestimmt, und der Stamm sowohl als die Händler müssen sich ihm fügen.“ Hier haben wir also ein gegenseitiges Beschenken der Stämme, ganz so, wie der römische Geschichtschreiber Tacitus das von den Germanen seiner Zeit berichtet. Noch viel später war es in Europa üblich, wenigstens die Gesandten anderer Völker mit Geschenken zu überhäufen, so in Rußland, wo im Mittelalter nach Brückners Angabe derartige Geschenke einen Hauptposten der Staatsausgaben ausmachten.

Da unter primitiven Verhältnissen von einem genauen Abmessen des Wertes einer Ware gar keine Rede ist, findet man sich für Handelsgeschenke wohl auch in anderer Weise als durch Gegengaben ab. So

brachten die nach Fidschi Handel treibenden Tongainsulaner als Entgelt für die Waren der Fidschileute zwar in der Regel Rindenstoff, Waffen und dergleichen mit, sie leisteten wohl auch statt dessen Kriegshilfe oder sie führten eine Anzahl Weiber mit, die sie während ihres Aufenthaltes den Gastfreunden zur Verfügung stellten. Dieses Überlassen der Frauen oder Töchter an den Gast für die Zeit seines Aufenthaltes ist bei allen auf niedriger Kulturstufe stehenden Völkern ein fast selbstverständlicher Freundschaftsbeweis, dessen Ablehnen als tödliche Beleidigung aufgefaßt wird und schon mehr als einem Weißen, der solche Sitte nicht kannte, das Leben gekostet hat, indem er sich dadurch den vormaligen Freund zum Feind machte, der ihn nach dem Verlassen seines Heims überfiel und blutige Rache für die schwere Beleidigung nahm. Selbst bei den Griechen der klassischen Zeit kam diese uralte Sitte gelegentlich noch vor.

Der Geschenkhandel ist einer weiteren Ausbildung sehr wohl fähig. Dabei ist es durchaus nicht nötig, daß ein Stamm nur seine eigenen Produkte auf diesem Wege gegen andere umtauscht, er kann auch die erhaltenen Geschenke weiter verhandeln, ohne daß deswegen die Form der Gastreisen und des Geschenkverkehrs wegfallen müßte. Bei den nordamerikanischen Indianern war und ist dieses System sehr entwickelt. So besuchen alljährlich die Krähenindianer die benachbarten Stämme der Mandan, Minnetari und Ahmahhamäh, von denen sie im Austausch gegen Pferde, Lederzelte und dergleichen europäische Waren, vor allem Schießbedarf, zu erhalten pflegen. Sie werden dann ihrerseits von den Schlangenindianern und anderen Stämmen besucht, denen sie einen Teil der eingetauschten Waren gegen Pferde und Maultiere überlassen. Auf diese Weise vermitteln sie tatsächlich den Handel zwischen weit voneinander entfernten Völker.

Auf die Dauer kann sich natürlich den Geschenkhandel nicht halten, da er zu sehr zum Mißbrauch reizt und tatsächlich auch von schlauen Händlern in sehr unschöner Weise zum eigenen Vorteil benutzt worden ist. Der wirtschaftliche Rückgang der Tungusen und anderer mongolischer Stämme Sibiriens beruht zum Teil darauf, daß sich beständig jakutische Handelsleute bei ihnen einfinden, auf Kosten ihrer Wirte herrlich und in Freuden leben und sie dann beim Abschluß des Handels in schamloser Weise übervorteilen.

Aller Handel beginnt zunächst im engsten Kreise, um später sich über immer weitere Kreise zu verbreiten. Zuerst sind es Lebensmittel, die getauscht werden. Zu solchem Tausche können auch abergläubische

Vorstellungen führen. So berichtet Senfft von der Insel Nauru im Stillen Ozean, daß dort jeder Bewohner die Nahrungsmittel, die er selbst gewinnt, verzehrt, nur die gefangenen Fische werden stets getauscht. Es besteht nämlich dort die weitverbreitete Anschauung, daß sich in den Fischen die Seelen der Verstorbenen verkörpern, die sich an dem, der sie ihrem flüssigen Elemente entriß, durch Bewirken von Krankheit oder gar Tod rächen könnten. Wenn sie aber der nicht aß, der sie fing, so war dem vorgebeugt und der in ihnen hausend gedachte Geist konnte nichts machen. Bei den Bewohnern der Palau-Inseln dürfen nach Kubary aus ähnlichen Gründen die eigenen Erzeugnisse nicht vom Hersteller selbst gebraucht, sondern müssen stets getauscht werden. Da ist es selbstverständlich, daß die Frauen mit solchem Tausche betraut werden. Denn, wo auch solche abergläubischen Vorstellungen nicht mitspielen, sind sie besonders geneigt, aus den überschüssigen Erträgnissen des Hackbaus und den Produkten ihrer kleinen Hausindustrie, der Töpferei, Flechterei, Spinnerei, Weberei usw. durch Handel Gewinn zu ziehen. Dieser Frauenhandel ist in den meisten Fällen gleichbedeutend mit Markthandel, der selbst bei Kulturvölkern noch stets vorwiegend von Frauen ausgeübt wird. Man betrachte nur die Figuren eines Wochenmarkts einer kleinen deutschen Stadt! Stellenweise haben die Frauen aus ihrem Recht, den Markt abhalten zu dürfen, ein eigentliches Monopol geschaffen. So waren im alten Nicaragua die Männer bei Prügelstrafe vom Markte ausgeschlossen. Auch bei den Dschagga am Kilimandscharo wird nach den Zeugnissen von der Deckens und Volkens der Markt nur von Frauen besucht, den Männern dagegen ist der Zutritt versagt; ebenso werden im südlichen Neuguinea die Märkte, auf denen die Küsten- und die Buschleute ihre Erzeugnisse umsetzen, ausschließlich von den Weibern abgehalten. Aber auch da, wo Männer zugelassen sind, pflegt die Zahl der Händlerinnen bei weitem zu überwiegen.

Während der Fernhandel der Männer mehr der Beschaffung von Genußmitteln, Schmuck und andern leicht entbehrlichen Gegenständen gilt, ist der als Marktverkehr sich abwickelnde Binnenhandel der Frauen lediglich dem Austausch von Nahrungsmitteln und unentbehrlichen Produkten der Hausindustrie gewidmet. Solcher Markthandel entwickelt sich besonders da, wo ackerbauende Stämme an Fischervölker grenzen. Da ergibt es sich von selbst, daß die einseitige und zeitweise überreichliche Produktion zum Austausche drängt, den dann die Weiber im Marktverkehr vollziehen. Dieser von der Natur ge-

forderte Drang einer gegenseitigen Ergänzung der Kost, die am liebsten gemischt und nicht ausschließlich einseitig gewählt wird, kann so stark sein, daß selbst zwischen Stämmen, die sich bekriegen oder doch äußerst mißtrauisch gegeneinander sind, eine Art Markthandel entstehen kann, der dann gern die Form des sogenannten „stummen Handels“ annimmt. So trieben schon die Phönikier nach durchaus glaubwürdigen Berichten griechischer Schriftsteller solchen stummen Handel mit den Negerstämmen der von ihnen regelmäßig besuchten afrikanischen Küste. Sie landeten und legten, da sich die Eingeborenen scheu zurückzogen, ihre Waren an einem bestimmten Platze nieder, kehrten dann auf ihre Schiffe zurück. Indessen besahen sich die Neger die ausgestellten Waren und legten diejenigen Gegenstände, die sie dafür in Tausch geben wollten, daneben. Die Phönikier kehrten zurück und nahmen, wenn sie damit einverstanden waren, diese Tauschwaren mit; waren sie aber mit dem Handel nicht zufrieden, zogen sie sich auf ihre Schiffe zurück und kehrten so oft zum Platze, wo ihre Waren lagen, wieder, bis die Neger genug Tauschobjekte daneben gelegt hatten. Dieser stumme Handel, der nicht selten als erste Anknüpfung des Verkehrs einander fremder und deshalb mehr oder weniger feindlich gestimmter Stämme dient, scheint am ehesten dort aufzutreten, wo ein höher kultiviertes Volk mit einem primitiven in Tauschverkehr zu treten wünscht. Aber auch der umgekehrte Fall kann vorkommen; so pflegen nach Casati die ausschließlich von der Jagd, ohne irgend welchen Hackbau lebenden Zwergstämme des innerafrikanischen Urwaldes, die in der Nähe von allerlei Pflanzungen von Nährfrüchten anlegenden Negern wohnen, nachts Bananentrauben aus deren Plantagen zu holen und dafür Stücke Fleisch an den betreffenden Stauden, die sie plünderten, aufzuhängen.

Aber auch da, wo die Marktbesucher den Handel persönlich abschließen, liebt man die Marktplätze nicht innerhalb der Ortschaften, in denen Fremde nicht gern gesehen werden, abzuhalten, sondern kommt an den Grenzen der Stammesgebiete zusammen; da kommt man sich gegenseitig halben Wegs entgegen. So finden überall in Afrika, wie auch in Asien die Märkte im freien Land, auf Hügeln, mit Vorliebe unter schattenspendenden Baumgruppen an begangenen Verkehrswegen statt. Dort können sich dann Marktplätze entwickeln, deren Häuser nur an den Markttagen bewohnt sind, sonst leer stehen und in dieser Zeit allerlei Gesindel zum Unterschlupf dienen. So ist es in China und Tongking, wo die Marktplätze mit ihren Buden an wichtigen

Straßen liegen, aber sich nur an bestimmten Tagen beleben. Auch die Städte sind dort nur Festungen und Zufluchtsstätten für Kriegszeiten; das Volk in seiner Masse bewohnt aber die Dörfer, um die herum ihre Kulturen sich finden, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Und wenn sich schließlich aus dem Marktplatz eine Stadt entwickelt hat, hält man dann die großen Märkte gern außerhalb der Mauern ab, und nur die kleinen täglichen Märkte, die den Bedürfnissen der Bewohner zu genügen haben, dürfen in der Stadt selbst stattfinden.

Der Markthandel kann natürlich nur dann blühen, wenn die Besucher vor allen Feindseligkeiten geschützt sind und während des Marktes selbst Ordnung herrscht. In Zentralafrika übernimmt meist der Häuptling des Ortes, auf dessen Gebiet der Markt liegt, die Oberaufsicht, oder es vertritt ihn in der Ausübung der Marktpolizei ein alter Zauberer, der sich oft noch besser als jener Respekt zu verschaffen weiß. In der Regel ist es verboten, Waffen auf den Markt mitzubringen; nur die Marktwächter, die den Aufseher in seinem Berufe unterstützen, sind bewaffnet und schreiten im Notfall rücksichtslos gegen die ein, die sich eine Verletzung des Marktfriedens zu schulden kommen lassen oder bei Betrügereien ertappt werden. Am untern Kongo werden die Marktfrevler mitten auf dem Platze bis zum Hals in die Erde vergraben und ihnen dann der Schädel zerschmettert. Anderwärts in dieser Gegend gräbt man nach Nipperdeys Angabe die Gewehre der hingerichteten Störenfriede derart in den Boden des Marktplatzes ein, daß die Mündungen als Warnungszeichen daraus hervorragen. Im Sudan, wo das staatliche Leben geregelter ist, gibt es überall amtlich bestellte Marktaufseher, die meist in einem besonderen Haus auf dem Marktplatz wohnen und als Schiedsrichter bei Streitigkeiten zu dienen haben. Anderson war Zeuge, wie in einer Stadt im Hinterlande Liberias der Aufseher vor Beginn des Marktes eine Ansprache an die versammelten Tausende von Menschen hielt, worin er sie ermahnte, Frieden und Ordnung zu halten; auch durfte sehr vernünftigerweise kein Palmwein auf dem Markte verkauft werden, um Ausschreitungen Betrunkener zu vermeiden. Oft freilich wird die Sorge der Aufseher für Ordnung zur Nebensache und das Einfordern der Marktsteuer zur Hauptsache. Solche Entwicklung liegt eben in der menschlichen Natur, die gerne sich mühelos bereichert, wo sie nur immer kann. Zudem ist diese Marktsteuer von jeher eine der wichtigsten Einnahmequellen für die Machthaber gewesen. Auch die Häuptlinge am Kongo

erheben ihre Steuer von den Marktbesuchern, die im Uruwimigebiet $^1/_{20}$ aller herangebrachter Waren, in Nyangwe sogar $^1/_{10}$—$^1/_6$ ihres Wertes beträgt.

Im Sudan gibt es Märkte, deren Häuser und Buden wie in Süd- und Ostasien beständig stehen bleiben und sich an jedem Markttage mit Verkäufern füllen. Damit ist schon der Übergang zu den ständigen Märkten, den Basaren oder Suks, wie sie die Araber nennen, gegeben, die in ihrer ganzen Anlage die Entstehung aus den zeitweiligen Märkten noch zur Genüge bekunden. So gibt es in ihnen neben den in Buden wohnenden Handwerkern und Kaufleuten stets auch halb oder ganz ambulante. Begreiflicherweise werden diese ständigen Märkte leicht die Mittelpunkte von Siedlungen, die sich dann im günstigen Falle zu mächtigen Handelsstädten entwickeln können. Ein Beispiel dieser Art ist Timbuktu am gegen die Sahara angrenzenden Bogen des Niger, das ursprünglich nur ein zeitweise besuchter Markt zwischen den Viehzucht treibenden Wüstenbewohnern und den Feldfrüchte aller Art ziehenden Negern war, in gewissem Sinne auch Mekka, das als religiöses Heiligtum zugleich ein wichtiger Marktort und zuletzt eine für arabische Verhältnisse wichtige Stadt wurde.

Den hier besprochenen ähnliche Verhältnisse bot auch das frühmittelalterliche Europa, von dem wir speziell die deutschen etwas näher betrachten wollen. Auch da waren die Stätten, wo sich die Beamten der Grundherrschaft mit den Ertragsüberschüssen ihres großen Betriebs, die Handwerker mit den Erzeugnissen ihres Gewerbefleißes und die Kaufleute mit den Gegenständen ihres Handels zum Austausch ihrer Waren zusammenfanden, vor allem die Märkte. Ursprünglich bestanden diese Märkte noch nicht als eine dauernde Einrichtung, sondern wurden nur vorübergehend an Orten abgehalten, wo sich der Verkehr besonders konzentrierte, also an Kreuzungen wichtiger Straßen, Furten, Wallfahrtsplätzen, Bischofssitzen, königlichen Pfalzen, Grenzburgen u. dgl. mehr. Je mehr aber der Verkehr zunahm, desto häufiger wurden sie ständig, und zwar zuerst an solchen Plätzen, wo sich eine zahlreichere Bevölkerung aus irgend welchen Gründen ansässig gemacht hatte. Das Marktrecht wurde schon früh von den Königen als ein Regal betrachtet und ausgeübt, d. h. nur ihnen oder den von ihnen privilegierten Personen stand die Befugnis zu, rechtmäßige Märkte einzurichten und die damit verbundenen Einkünfte zu genießen. Man nannte dies die Marktgerechtigkeit. Diese Einkünfte flossen zumeist aus der regelmäßig mit dem Markt verbundenen Münze und

dem Zoll, der von jedem Kauf und Verkauf innerhalb des Marktgebietes erhoben wurde.

Aus dem 9. bis 12. Jahrhundert liegen uns zahlreiche Urkunden über Markt-, Münz- und Zollverleihungen vor. Unter den Karolingern noch gering an Zahl, mehren sie sich unter den sächsischen und fränkischen Kaisern, nehmen unter den ersten Hohenstaufen ab und verschwinden endlich unter den späteren Kaisern fast ganz, weil seit dem 12. Jahrhundert die geistlichen und weltlichen Territorialherren anfingen, aus eigener Machtvollkommenheit Märkte zu errichten oder errichten zu lassen, ohne sich mehr um die kaiserliche Bewilligung zu kümmern. Die ältesten privilegierten Märkte waren Jahrmärkte, zu denen sich fremde Händler mit den Produkten mehr oder weniger ferner Länder einfanden. Nach dem Abhalten einer feierlichen Messe zu ihrem Beginn bezeichnete man sie seit dem 14. Jahrhundert als „Messen“, im Gegensatz zu den daneben schon frühe entstandenen, aber nicht privilegierten, anfänglich wöchentlich einmal, dann mehrmal und schließlich täglich abgehaltenen Märkten, die den lokalen Warenumtausch besorgten. Allen diesen Märkten gemeinsam war der Genuß eines besonderen Friedens, des Marktfriedens, der in jenen kriegerischen Zeiten doppelt geschätzt war. Er erstreckte sich nicht nur auf den Marktort selbst, sondern umfaßte oft auch dessen Umgebung auf eine oder mehrere Meilen in der Runde und verbürgte allen Besuchern des Marktes, besonders aber den auswärtigen Händlern, deren Wagenzüge mit kostbaren Waren oft genug von danach lüsternen Strauchrittern bürgerlichen und adeligen Standes überfallen und geplündert wurden, für die Zeit ihres Verweilens am Ort und für ihre Hin- und Rückreise den kaiserlichen beziehungsweise königlichen Schutz. Der letztere hatte die Wirkung, daß alle, die den Frieden des Marktes und seiner Besucher verletzten, in die sehr hohe Strafe von 60 Schillingen (einer Goldmünze, um die man zu Beginn des Mittelalters ein erwachsenes Rind zu kaufen vermochte) verfielen; dieselbe Strafe traf diejenigen, welche gegen die Bestimmungen über Zoll und Münze verstießen. Dadurch sollte den Marktleuten eine besondere Sicherheit für ihre Person und ihr Eigentum gewährleistet werden. Außerdem wurde für manche Jahrmärkte verordnet, daß auf ihnen weder Schuldner noch Missetäter gerichtlich verfolgt, sondern nur die am Marktorte selbst verübten Verbrechen geahndet werden sollten. Als sichtbares Zeichen des Marktfriedens und der Marktfreiheit steckte man zuerst einen einfachen Strohwisch auf, der wohl ursprünglich als Kopfbinde gedacht

war, dann die Königsfahne oder ein Kreuz, letzteres allein oder mit einem Handschuh, dem Leibzeichen des Königs. Später dienten demselben Zwecke die Rolandssäulen, die uns seit dem 14. Jahrhundert in vielen Städten Norddeutschlands begegnen.

Der Marktzoll wurde in Naturalien oder in Geld entrichtet. Der Nutzen des Münzwesens für den Marktherrn bestand teils in dem ihm zufallenden Schlagschatz, teils in dem Gewinn aus dem Geldwechsel, der sich notwendigerweise an jeder Münzstätte entwickelte. Um den Vorteil, der ihnen aus der Münze erwuchs, recht auszunutzen, ließen die Münzherren oft ganz unnötigerweise die Münze verändern, was natürlich mancherlei Mißstände im Gefolge hatte. Die Verwirrung im Münzwesen stieg um so höher, je öfter die Könige das Münzregal an die Fürsten des Reichs verliehen, und die Übelstände wurden um so drückender, weil man eine öffentliche Kontrolle über die in wachsender Menge entstehenden Münzstätten nicht kannte.

Mit den erwähnten Marktprivilegien, speziell dem Münzrecht, war immer auch die Aufsicht über Maß und Gewicht verbunden und die Befugnis, sie selbständig zu regeln und über ihren falschen Gebrauch zu richten. Wer vom König die oben beschriebenen Marktprivilegien für einen bestimmten Ort empfangen hatte, war damit durchaus noch nicht gezwungen, nun auch sofort einen Markt ins Leben zu rufen und auszugestalten; im Gegenteil, es geschah gar nicht selten, daß man noch lange Zeit verstreichen ließ, bis man das gewonnene Recht ausnutzte. Um die Privilegien wirksam zu machen, mußte vor allem ein bestimmtes Marktrecht geschaffen werden. Dieses bezog sich auf die Art des Marktes, die Sicherheit der Marktleute, den Kauf und Verkauf, die Einrichtung von Marktpolizei und Marktgericht und die auf dem Markt zu entrichtenden Gebühren und Zölle.

Wie die Märkte am ehesten da zu einer dauernden Einrichtung wurden, wo sich bereits ein gewisser Verkehr entwickelt hatte, so lockten sie andererseits, nachdem sie einmal ständig geworden waren, oft Gewerbe und Handel im steigenden Maße an und bewirkten, daß sich Angehörige dieser Berufsarten immer zahlreicher in den Marktgebieten niederließen. Ganz besonders wurden die Pfalzen der Könige und die Haupthöfe der bischöflichen Verwaltung, in denen schon früh eine beträchtliche Bevölkerung beisammensaß, bald zu Mittelpunkten des Verkehrs und zu hauptsächlichen Standorten eines regen gewerblichen Lebens. Aber auch die Herrenhöfe der übrigen weltlichen und geistlichen Grundherrschaften bildeten, wenngleich in geringerem Maße,

solche Bevölkerungszentren für das umliegende Gebiet. Ebenso gelangten jene Orte, an denen Bergbau oder Salinen betrieben wurden, zu einem lebhafteren Verkehr und erfüllten dadurch, daß sich eine größere Menschenmenge an ihnen ansiedelte, die Bedingungen für eine städtische Entwicklung, welche dann die Grund- und Landesherren durch Verleihung besonderer Privilegien noch begünstigten. Endlich stellten die zahlreichen für den Zweck der Landesverteidigung errichteten Burgen, wie sie besonders Heinrich I., der eigentliche Gründer des deutschen Reichs (876—936), ins Leben rief, vielfach die Keime für die Ausbildung einer städtischen Wirtschaft dar.

So sind in der Folge aus den Orten mit Marktgerechtigkeit **Städte** hervorgegangen, die sich unter dem Schutze des Marktherrn um seine Hofhaltung herum, die alle möglichen Handwerker anzog, da sich ihnen hier Verdienst eröffnete, herauskristallisierten. Besonders waren es die Bischofssitze, die den Vorzug vor den Pfalzen hatten, indem der Bischof nicht wie die Könige von Pfalz zu Pfalz zog, um deren jeweiligen Erträgnisse an Lebensmitteln zu verzehren, sondern durch seine stete Anwesenheit eine ungestörte Entwicklung verbürgt war. Zu deren Gotteshäusern, die weit und breit verehrte Reliquien und oft Grabstätten berühmter Heiligen bargen und dadurch gesuchte Gnadenorte waren, wallfahrtete das Volk oft aus bedeutender Entfernung. Dies bot dem Händler die gern benutzte Gelegenheit, seine Waren schnell und in Menge zu verkaufen. Auch gab die Kirche als solche vielseitige und lohnende Beschäftigung, indem für den Gottesdienst feine Gewebe, Stickereien, Gold- und Silbergerät, Lederwaren, Holz- und Elfenbeinschnitzereien usw. erforderlich waren und auch der Bau der aus Stein ausgeführten Dome vielen Leuten ein gutes Auskommen bot. Endlich bot die weitläufige, oft üppige Hofhaltung mit ihren mannigfaltigen Bedürfnissen vielen Leuten Verdienst. Aus allen diesen Gründen sind die Bischofssitze noch vor den Pfalzen des Königs und den Burgen der Grafen zu Zentren der Städteentwicklung geworden. Andere Orte mit ständigem Markt, welche die Voraussetzungen eines dauernden starken Verkehrs nicht erfüllten, wie beispielsweise Ingelheim am Rhein, gegenüber von Rüdesheim, eine der Lieblingspfalzen Karls des Großen, sind nach kurzem Bestand wieder verödet ohne zum Rang von Städten emporzusteigen.

Weil der Markt das wesentliche Merkmal der Stadt war, bildete auch der **Marktplatz** ihren Mittelpunkt und ihr Herz. Auf ihm konzentrierte sich fast der gesamte innerstädtische Verkehr, an ihm oder

Tor der Urda oder Festung des Emirs von Buchara.

Der Viktualienmarkt in München.

Mittelalterliche Burg mit Graben und Fallbrücke.
(Schloß Grünwald im Isartal.)

Das Spalentor in Basel als Beispiel eines mittelalterlichen befestigten Tores.

Mit Mauer umgebener Rasthof in Sinebaga (Togo).

in seiner unmittelbaren Nähe erhoben sich die wichtigsten öffentlichen Gebäude, von denen die meisten den Interessen des Warenaustausches dienten. Dort standen die Bänke, Buden und Hallen, in denen Kaufleute, Handwerker und Landleute ihre Waren feilboten. Dort trafen sich täglich die Bürger, um ihre Produkte umzusetzen und dorthin eilten zu den Wochenmärkten die Bewohner der umliegenden Dörfer und zu den Jahrmärkten die fremden Großhändler, um den Bürgern die Erzeugnisse der nahen Umgegend oder entlegener Städte und Länder zuzuführen und dafür die Produkte des lokalen Gewerbes und die einheimischen Handelsartikel zu erstehen. Vom Marktverkehr nahm die Entwicklung der städtischen Freiheit ihren Ausgang, nach ihm und der Bedeutung, die er für das städtische Leben gewann, heißen die Bürger im frühen Mittelalter schlechthin mercatores, d. h. Markt- beziehungsweise Kaufleute, und dieses Wort umfaßt in gleicher Weise die Handwerker wie die eigentlichen Kaufleute, weil eben beide Berufsklassen an der Benutzung der Markteinrichtungen gleich lebhaft teilnahmen.

Außer dem Markt als ihrem Zentrum besaß die mittelalterliche Stadt eine Umwallung. Die Notwendigkeit einer solchen starken Umwehrung ergab sich für sie einmal aus dem hohen Werte der Güter, die in ihr angehäuft waren, und sodann aus der Unsicherheit der Zeiten, in denen das Faustrecht regierte und Überfälle an der Tagesordnung waren. Anfangs boten ein einfacher Erdwall und ein Graben hinreichenden Schutz, später aber verstärkte man den Erdwall durch einen festen Palisadenzaun — in meiner Vaterstadt Basel einst spalon genannt, wonach eins der schönsten auf uns gekommenen mittelalterlichen Tore dieser Stadt, das um das Jahr 1400 an Stelle eines solchen spalons gebaut wurde, den Namen Spalentor führt — und endlich trat an die Stelle des Holzzaunes eine Mauer mit Türmen und Toren. Nur wenige Orte, so die aus den Trümmern der alten Römerstädte erstandenen, besaßen von vornherein Mauern. Auf die Befestigung der Stadt weist der Name „Bürger“, d. h. Burger hin; er kennzeichnet den Städter als den Bewohner einer Burg, d. h. einer bergenden, befestigten Ortschaft gegenüber dem Bauern, dem Bewohner des offenen Landes.

Eben weil die Städte den Charakter von Festungen haben, ist die Verpflichtung der Bürger zur Heeresfolge gegenüber dem Reich oder dem Landesherrn schon früh modifiziert worden. Man hielt sie nur zur Landesverteidigung an und verlangte von ihnen höchstens

Auszüge, die nicht länger als einen Tag währten. Dafür aber sollten sie ihre eigene Stadt bewachen und deren Befestigung in gutem Zustande erhalten. Mitunter war dies sogar die einzige Pflicht, die die Bürger in militärischer Beziehung zu erfüllen hatten. Im Steuerwesen genossen sie weitgehende Freiheiten. Zur landesherrlichen „Bede", der ältesten Steuer, die in Deutschland erhoben wurde, waren sie entweder gar nicht herangezogen oder nur in einer bestimmten, niedrig bemessenen Quote. Ebenso waren sie von der Entrichtung der Zölle im Reich oder im Territorium ganz oder großenteils befreit. Zur Bestreitung ihrer eigenen Ausgaben, namentlich für den Bau der Festungsmauern, begann die Stadtverwaltung schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine Akzise auf Getränke, das sogenannte „Ungeld", zu erheben.

Die Stadt mit ihrem Gebiet bildete einen eigenen Gerichtsbezirk und besaß stets ein besonderes Stadtgericht. Dies hielt sich bei seinen Entscheidungen an das überlieferte Recht des betreffenden Ortes. Der Richter, der den Prozeß leitete und das Urteil vollstreckte, wurde meist von der Stadt selbst gewählt oder wenigstens dem Stadtherrn vorgeschlagen und von letzterem bestätigt. Als Urteilsfinder kamen bloß Bürger in Betracht. In vielen Städten, namentlich in Franken und Sachsen, gab es ständige Schöffenkollegien, die unter dem Vorsitz des Richters das Recht wiesen. Anderswo, besonders in Schwaben und Bayern, pflegte der Rat neben seinen sonstigen Geschäften auch die Befugnisse jener Schöffen auszuüben. Alle Bürger waren vor dem Stadtgericht gleich, und keiner durfte vor einem auswärtigen Gericht sein Recht suchen. Für Verwaltungssachen und für Übertretung der ortspolizeilichen Verordnungen stand dem Rat überall eine Art niederer Gerichtsbarkeit zu. Die grundherrlichen Gerichte, die innerhalb der Stadt existierten, suchte die Bürgerschaft zu beseitigen, jedenfalls aber ihrer Vermehrung vorzubeugen.

Endlich war die Stadt reich an verschiedenen Einrichtungen, die allen Bürgern gleichmäßig zugute kamen. An der Spitze ihrer Verwaltung stand ein vielgliedriger Gemeindeausschuß, der Rat. Er hielt seine Sitzungen in einem eigenen Gebäude ab, dem Rathaus. Noch im 12. Jahrhundert sind die Rathäuser kaum nachzuweisen, im 13. aber wurden sie schon in großer Menge errichtet. Seitdem gelten sie ebenso wie der Rat selbst als ein Wahrzeichen der städtischen Selbständigkeit und wurden deshalb gerne schön ausgeschmückt.

Die Beziehungen der Bürgerschaft zum Stadtherrn wurden schon im Anfang des 13. Jahrhunderts stark gelockert und hörten in den

meisten Städten bald ganz auf, indem sich die durch den Marktverkehr und den Handel reich gewordene Bürgerschaft vom Grundherrn gänzlich loskaufte und immer weitere Rechte und Gebiete um die Stadt herum erwarb. Aus den altfreien Grundbesitzern, Rentnern, Kaufleuten und den ursprünglich unfreien grundherrlichen Beamten, den sogenannten Ministerialen, die schon längst zu Besitz und Ansehen gelangt waren, begann sich bald eine Art städtischen Patriziats zu bilden, dem aus naheliegenden Gründen vornehmlich die Schöffen, Ratsherren und sonstigen Vertrauensmänner der Gemeinde entnommen wurden. Großkaufleute, die einen umfangreichen Handel in die Ferne trieben, waren in größeren Städten nur spärlich, in kleineren aber oft gar nicht ansässig. Am bedeutendsten scheint ihre Zahl in den niederrheinischen und westfälischen Städten gewesen zu sein, die am frühesten weitreichende Handelsverbindungen angeknüpft hatten. Die kleineren Kaufleute, die Krämer, rechnete man zuweilen den übrigen Kaufleuten, meist aber den Handwerkern zu. Diese letzteren waren weitaus die stärkste Klasse der städtischen Bevölkerung und begannen zu Anfang des 12. Jahrhunderts sich zu gewerblichen Verbänden zu vereinigen. Solche Verbände nannte man in Norddeutschland Ämter, Gilden oder Brüderschaften, in Süddeutschland Zünfte, daneben auch überall Innungen. Die ältesten urkundlich bezeugten Innungen in Deutschland sind eine Weberinnung in Mainz vom Jahre 1099, eine Schusterinnung in Koblenz 1104, eine Weberinnung in Worms 1114 und eine Schusterinnung in Würzburg 1128. Diese Innungen trachteten schon bald danach, eine Art Zunftzwang einzuführen, ein Bestreben, das in Magdeburg bereits gegen Ende des 12. Jahrhunderts den gewünschten Erfolg hatte. Ebendort gewannen sie um dieselbe Zeit auch das Recht, sich ihre Meistervorsteher selbst wählen zu dürfen.

Bei der Errichtung ihrer Innungen ahmten die Handwerker den Gilden nach, die schon in sehr früher Zeit an vielen Orten Deutschlands bestanden. Es waren dies Vereinigungen von Menschen aus allen Ständen, sogenannte Brüderschaften, die sich regelmäßig zu Andachten vereinigten, gemeinsam ewige Lichter auf den Altären unterhielten, Leichenfeiern für verstorbene Genossen ausrichteten und Seelenmessen für sie lesen ließen, sich gegenseitig in der Not unterstützen und, einem uralten heidnisch-germanischen Brauch folgend, an bestimmten Tagen im Jahr, vor allem aber am Namenstag ihres Schutzpatrons, festliche Trinkgelage abhielten, um der Toten „Minne zu trinken", wie man sich ausdrückte. Und zwar taten sich wie die Freien auch die Unfreien,

die vom Genuß des Bürgerrechts ausgeschlossen waren, zu Innungen zusammen, was die Grundherren in der Regel gestatteten, da solche Brüderschaften ja vorzugsweise religiöse Zwecke verfolgten. Die Bildung von Handwerkerinnungen aber suchten sie oft zu verhindern, lösten auch schon bestehende eigenmächtig oder mit Hilfe des Kaisers wieder auf; doch waren ihre diesbezüglichen Bemühungen auf die Dauer doch vergeblich.

In allen Städten lebte zu der Zeit, die wir hier ins Auge gefaßt haben, ein beträchtlicher Bruchteil der Einwohner ganz oder doch vorzugsweise vom Betrieb der Landwirtschaft. War doch selbst innerhalb der Mauern fast überall noch viel Acker- und Gartenland vorhanden. Dazu besaß auch jede Stadtgemeinde eine Stadtmark von mehr oder weniger Ausdehnung und, als wirtschaftliche Korporation, eine allen ihren Angehörigen gemeinsame Allmende. Auch die Handwerker und Kaufleute der Stadt waren neben ihrem Hauptberuf noch durchgängig landwirtschaftlich tätig. Die soziale Lage derjenigen Städter, die hauptsächlich von der Landwirtschaft ihre Nahrung gewannen, gestaltete sich höchst mannigfaltig, je nachdem sie größeren oder kleineren Grundbesitz zu eigen hatten oder bloß von ihrer Hände Arbeit leben mußten, und je nachdem sie im Stande der Freiheit oder Unfreiheit waren. Gerade unter ihnen gab es verhältnismäßig viele grundhörige Leute, die als solche außerhalb der Bürgerschaft standen. Ebenso gehörten die Angehörigen der Kirche, die als Weltgeistliche und Mönche an manchen Orten in großer Zahl wohnten, nicht zur Bürgerschaft. Sie waren in den meisten Rechtssachen, besonders in den kriminellen, nur der geistlichen Gerichtsbarkeit unterworfen und dadurch dem Geltungsbereich des Stadtgerichts entrückt, und vergebens bemühten sich die Städte, ihnen diese Sonderstellung zu entziehen. Im übrigen genossen die Kleriker bei der Bürgerschaft ein großes Ansehen, nicht nur weil sie zu jener Zeit neben den Rittern die alleinigen Träger einer höheren Bildung waren, sondern auch weil die Kirche damals überhaupt das ganze Denken und Fühlen der Menschen beherrschte und zugleich auch auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet eine außerordentliche Macht bildete. Zudem rekrutierte sich ja die Geistlichkeit gerade aus den geistig regsamsten Elementen aller Volksklassen und übte fast allein die verschiedenen Tätigkeiten aus, in die sich später eine ganze Reihe gelehrter Berufsarten, wie Ärzte, Juristen, Baumeister, Lehrer u. dgl. teilten. Die häufigen Streitigkeiten zwischen den Bürgern mancher Städte und ihren geistlichen Stadtherren, den Bischöfen oder Erzbischöfen, trübten die inneren Beziehungen zwischen Bürgerschaft und Kirche in

keiner Weise und verhinderten durchaus nicht, daß jene in religiöser Hinsicht die Autorität des Klerus unbedingt anerkannte.

Gleich dem Klerus nahmen auch die Juden da, wo sie sich überhaupt niederlassen durften, in Hinsicht des Rechts eine Sonderstellung ein. Ursprünglich waren sie den Christen nahezu gleichberechtigt und erhielten von Königen und Bischöfen mitunter wertvolle Privilegien. Aber seit dem Beginn der Kreuzzüge verschlechterte sich ihre Lage zusehends. Sie hatten seitdem unter dem Glaubenshaß der gesamten christlichen Bevölkerung, teils unter dem Konkurrenzneid der immer zahlreicher werdenden christlichen Kaufleute zu leiden und wurden gezwungen, sich mehr und mehr auf das Darlehensgeschäft zu werfen, das früher die Kirchen und Klöster betrieben hatten, aber nunmehr allmählich aufgeben mußten, weil die öffentliche Meinung das Zinsnehmen verpönte und als Wucher brandmarkte. Wer jetzt jene Geschäfte betrieb, fiel leicht allgemeiner Verachtung anheim, und schließlich wurden „Jude" und „Wucherer" zu gleichgeltenden Begriffen. Daher waren die Juden nicht selten, besonders in Zeiten großer Heimsuchungen durch die Pest und andere Volksseuchen, grausamen Verfolgungen unterworfen, so z. B. im Jahre 1096 in der Rhein- und Donaugegend, 1146 in den rheinischen und benachbarten Städten und besonders als von 1346 bis 1351 der „schwarze Tod" wütete und in Europa etwa 25 Millionen Menschen, d. h. ein Viertel der damaligen Gesamtbevölkerung, dahinraffte. Die Kaiser und Schutzherren ließen sich die Schutzbriefe, die sie den Juden von Zeit zu Zeit ausstellten, mit immer höheren Summen bezahlen und erpreßten von ihnen außerdem gelegentlich bedeutende Darlehen. Das Judenregal, d. h. die Schutzherrschaft über die Juden, stand anfangs allein den Kaisern zu, ging aber später vielfach auf die Landesfürsten über. Die Bezeichnung der Juden als „kaiserliche Kammerknechte" findet sich zuerst in einer Urkunde, die Kaiser Friedrich I. im Jahre 1157 für Worms erließ. Allenthalben in den Städten standen schließlich die Juden als eine besondere Korporation für sich, waren auch räumlich von den übrigen Einwohnern scharf geschieden und teilten mit ihnen weder deren Lasten noch deren Rechte.

So schroff der Gegensatz zwischen Juden und Christen mit der Zeit wurde, so gering waren im 12. Jahrhundert noch die Unterschiede zwischen den einzelnen Klassen der bürgerlichen Bevölkerung. Selbst dem Unfreien fiel es angesichts der milden Art der damaligen Hörigkeit nicht allzu schwer, sich zum Stande der Freiheit emporzuschwingen und das volle Bürgerrecht zu erlangen, besonders wenn er von aus-

wärts kam, Grundbesitz in der Stadt erwarb und von seinem früheren Herrn nicht zurückgefordert wurde. Leichter noch war dem Freien der Übertritt aus einem Beruf in den andern, also die Verwandlung des Ackerbürgers in einen Handwerker oder Kaufmann, oder eines Handwerkers in einen Handelsmann; namentlich werden jüngere Söhne durchaus nicht immer dem Beruf des Vaters gefolgt sein. Selbst im späteren Mittelalter waren derartige Verschiebungen der wirtschaftlichen und sozialen Lage noch recht häufig, damals vollends in der Frühzeit des deutschen Städtewesens, wo die Tore der neugegründeten Städte jedem Zuwandernden weit offenstanden und man auch in den alten Städten wegen der daraus resultierenden Vorteile, z. B. der Steigerung der Grundrente, fremden Zuzug sehr gern sah, müssen solche Wandlungen noch weit öfter vorgekommen sein. Da waren alle Verhältnisse noch im Fluß und dem rührigen Unternehmungsgeist ein weiter Spielraum gelassen. Offenbar hatte im 12. und 13. Jahrhundert weite Kreise des deutschen Volkes ein mächtiger Trieb erfaßt, die engen Bande der überlieferten Daseinsformen zu sprengen und zu einer neuen, höheren Lebensgestaltung fortzuschreiten. Von dieser Sehnsucht getrieben, wandten sich Tausende von deutschen Landleuten nach dem slawischen Osten, um jenseits der Elbe und Oder in dem neueröffneten Kolonialland ihr Glück zu versuchen. Andere dagegen zogen es vor, statt dessen lieber in die aufblühenden Städte zu ziehen. Ein Blick auf ihre wachsenden Freiheiten und auf die neuen Erwerbsmöglichkeiten, die sich dort aufgetan hatten, mußte manchen Bauern zu dem Streben verlocken, auch seinerseits davon zu profitieren. Viele trieb wohl auch Unglück mancherlei Art vom Lande in die Stadt: Mißwachs und Hungersnot, Überschwemmungen, Kriegsnöte, Bedrückung durch harte Herren usw. Im sichern Frieden der Stadt konnten solche schwer gefährdete Existenzen noch am ehesten hoffen, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen und für ehrliche Arbeit auch einen entsprechenden sicheren Lohn zu gewinnen. Daraus erklärt sich der starke Zug nach den Städten, der einmal bewirkte, daß damals eine so große Menge von Neugründungen stattfinden konnte, und auf der andern Seite in den alten Städten das Leben so frisch pulsieren ließ und so rasche Fortschritte nach den verschiedensten Richtungen hin hervorrief. Man kann wohl sagen, daß, außer am Schlusse des Mittelalters und im 19. Jahrhundert, in keiner Periode der deutschen Geschichte das städtische Leben eine so rasche Entwicklung nahm wie im Zeitalter der Hohenstaufen.

XIII. Verkehrs- und Transportmittel.

Als eine Verschmelzung des Fern- und Nahhandels kann man in der Regel den Zwischenhandel bezeichnen, der eine weite Versendung von Waren ermöglicht, ohne daß die einzelnen Händler diese Reise mitzumachen brauchen. Von einem Stamm zum andern verhandelt, gelangen die Güter endlich in die entferntsten Gegenden, wie in älterer Zeit die als Schmuck und Geld zugleich dienenden Kaurischneckenschalen aus dem Indischen Ozean durch ganz Afrika oder Seemuscheln tief in das Innere Nordamerikas. In primitiven Verhältnissen hat allerdings der Zwischenhandel alles andere als den Zweck, den Güterverkehr zu erleichtern. Indem ein Volk ein Monopol auf den Handel mit gewissen Waren oder in einer bestimmten Gegend erwirbt, vermag es den Preis eigenmächtig zu bestimmen und reichen Gewinn daraus zu ziehen. Wo der Verkehr stark ist, wie vielfach in Westafrika, haben manche Küstenstämme alle produktive Arbeit aufgegeben und leben vollständig von einem Zwischenhandel, der wirtschaftlich überflüssig, ja geradezu schädlich ist.

Das Entstehen eines Zwischenhandels liegt an sich nahe und ist selbst sehr primitiven Völkern nicht fremd. Die Diyeri Australiens verhandeln die von ihnen, wie wir im vorigen Abschnitt sahen, durch eine weite Expedition geholten Zweige der als Genußmittel äußerst begehrten Pitcheripflanze an andere Stämme weiter, indem sie sie gegen allerlei Lebensmittel umtauschen. Von da ist nur ein Schritt zum Weiterverhandeln von Waren, die sie selbst erst von anderen eingetauscht haben. In Guiana ist diese einfache Form des Zwischenhandels schon ganz gebräuchlich. Wie in den westlichen Vereinigten Staaten die Krähenindianer als Handelsvermittler dienen, wurde bereits geschildert, und im Westen hielten die Tschilkat alle Inlandstämme von der Küste fern, um sich das Monopol des Inlandhandels zu sichern. Bei alledem kann der Zwischenhandel mehr dem Reiseverkehr oder

dem Marktwesen entsprechen; entweder nämlich bildet sich der vermittelnde Stamm zu einem beweglichen Volke von Reisenden aus, das seine beiderseitigen Kunden regelmäßig aufsucht und den Transport der Waren selbst in die Hand nimmt, oder er benutzt die Gunst des Ortes, um einfach die Handelsstraße zu sperren und im eigenen Gebiet einen Markt einzurichten, der nun von beiden Seiten abwechselnd besucht wird. Die letztgenannte Form, die in Afrika besonders blüht, ist wirtschaftlich unfruchtbarer und für die Ausgebeuteten nachteiliger als die andre. Ein Beispiel der erstgenannten Art boten die Tschinuk in Nordwestamerika, die als Handelsvermittler nach Norden und nach Süden hin weite Reisen unternahmen. In Afrika sind die Haussa als unermüdliche Reisende zu nennen, die zugleich auf ihren Fahrten gewerblich tätig sind, ferner manche an größeren Strömen wohnende Stämme, wie die Kakanda, die den Niger befahren, die Bajansi am mittleren Kongo und die Bassombo am Kwango.

Außer ganzen Stämmen können aber auch einzelne Personen oder ganze Gruppen von solchen ein Handelsmonopol sich zulegen. So war es bei den Huronen allgemeine Sitte, daß eine Familie, die den Handel nach irgend einer Richtung hin eröffnet hatte, ihn nun auch ausschließlich betreiben durfte. Wahrscheinlich hängt dieser Brauch eng mit der Entstehung des Handels aus Gastreisen zusammen, die natürlich auch nur der unternehmen kann, der am Reiseziele Verwandte oder Freunde besitzt. Doch läßt sich das Monopol des Zwischenhandels nur ausnahmsweise auf die Dauer festhalten. Allmählich bildet sich ein Stand von *Kaufleuten* heraus, die den Fernhandel weiter ausbilden und einen geregelten Geld- und Kreditverkehr ins Leben rufen. In unsicheren Gegenden reisen die Händler nie einzeln, sondern in Gruppen, indem sie *Karawanen* bilden, die nicht selten schon mit einer gewissen Regelmäßigkeit kommen und gehen. Daß auch bei dieser Entwicklung nicht ausschließlich wirtschaftliche Erwägungen maßgebend sind, ergibt sich aus der Bedeutung der Pilgerzüge, wie sie am großartigsten im Gebiet des Islam auftreten und anscheinend oft dem Handel erst den Weg bahnen oder selber den Warenverkehr nebenbei vermitteln. Die seßhaften Völker und Städte, durch deren Gebiet sich der Handel bewegt, geben dann den aussichtslosen Versuch auf, den Zwischenhandel zu beherrschen, und entschädigen sich durch das Erheben von Zöllen, Weg- und Brückengeldern und sonstigen Abgaben. Diese Abgaben brauchen nicht immer in Waren oder Geld zu bestehen; so mußten die Karawanen, die durch Ugogo in Ostafrika zogen, für die

Negerhändler auf dem schmalen Karawanenweg durch den Busch in Bakairi (Westafrika).

Trägerkarawane am Nordende des Tanganjika-Sees bei Uſambara.
(Nach einer Photographie von Generaloberarzt Prof. Dr. Steudel.)

Karawanenſtraße Tabora—Udjidji durch trockenen Wald führend.
(Nach einer Photographie von Generaloberarzt Prof. Dr. Steudel.)

In einer Hängematte reisende Europäerin in Westafrika.
(Nach Aufnahme von Cl. Schultze.)

Moderne japanische Sänfte vor einem Gasthofe.

Türkiſcher Ochſenwagen mit Haremsdamen.

Ochſenwagen in Deutſch-Südweſtafrika.

Erlaubnis des Durchzugs gelegentlich bei Festungsbauten helfen oder als Bundesgenossen einen kleinen Kriegszug mitmachen.

Die Unverletzlichkeit der reisenden Händler ist auch eine jener primitiven Güter, die mit steigender Kultur zunächst verloren gehen; der mit Waren aller Art versehene Kaufmann wird das Lieblingsopfer alles Raubgesindels zu Wasser und zu Lande. Um dies zu verhüten, wird mit zunehmender Gesittung die Sicherung der Straßen eine Hauptaufgabe aller regierenden Gewalten. Freilich behält auch der Händlerberuf, der bis dahin, stets in Waffen starrend, sich selbst schützen mußte, noch lange einen halb kriegerischen Charakter und die Neigung bei, Vorteile mit Gewalt zu ergreifen, wo Tausch und Überredung nicht hinreichen. Dies tritt besonders in der Politik der Handelsstaaten hervor, die ja im Grunde nur großartig organisierte kaufmännische Gilden sind. Bei den alten Mexikanern war der Kaufmannsstand eine halb politische Einrichtung. Die Kaufleute, die sich vorzugsweise aus dem unbegüterten Adel rekrutierten, dienten zugleich als Kundschafter und zogen wohl auch, wenn ihnen ein Land zur Genüge bekannt war, als Krieger aus, um es für ihren Fürsten zu erobern und zu kolonisieren.

Wie die Wanderungen der primitiven Stämme sich dorthin richten, wo die wichtigsten wirtschaftlichen Güter ihres einfachen Daseins zu holen sind, so sucht auch der Handel der Kulturvölker naturgemäß die Gebiete auf, die begehrenswerte Güter besitzen und erzeugen. Wo sich weder natürliche Reichtümer finden noch Kulturarbeit die Stoffe veredelt, bleibt der Handel fern. Wo dies aber der Fall ist, da bildet sich in zunehmender Stärke ein Reiseverkehr aus, der die Handelsgüter holt oder bringt. Der Landhandel ist nicht denkbar ohne Straßen, wie der Handel zu Wasser ohne Schiffe. Selbst in den Steppen, wo man nicht erst „künstliche Ebenen“ zu schaffen braucht, müssen wenigstens Richtpunkte des Verkehrs vorhanden sein, bis dann die beständige Benutzung dauernde Spuren hervorbringt. Die Beschaffenheit der Wege richtet sich unmittelbar nach den Transportmitteln des Verkehrs. Wo der Mensch selbst der Lastträger ist, wie im größten Teil Afrikas, genügen schmale Pfade, wo aber der Mensch Wagen als Verkehrsmittel gebraucht, da sind breite und möglichst ebene Straßen unbedingt erforderlich. Die ersten solchen bauten die Perser, um den aufs beste organisierten Postverkehr in ihrem ausgedehnten Reiche möglichst rasch vor sich gehen zu lassen. Diese persische Post, angara genannt, war im vollen Sinne des Wortes Staatspost; denn sie stand zur ausschließlichen Verfügung des jeweiligen Herrschers, der sie seiner-

seits in erster Linie für politische Zwecke ausnutzte. Der Urheber dieser ersten Staatspost, von der wir genaue Kunde haben, war der ältere Kyros (altpersisch Kurush), Sohn des Kambyses, der Begründer der achämenidischen Königsmacht, der sein Vaterland von der medischen Herrschaft befreite, 559 v. Chr. Medien selbst unterwarf, 548 Lydien und 538 auch Babylonien eroberte, den Juden die Rückkehr in ihre Heimat erlaubte und mit höchster Weisheit für die innere Organisation seines großen Reiches Sorge trug. Sein aus den Trümmern zusammengebrochener Throne aufgebautes Reich schmiedete er mit starker Hand zu einem einheitlichen Ganzen zusammen. Er ließ durch das ganze Reich gute Wege herstellen und setzte — wenigstens auf den Hauptrouten — die bis dahin gebräuchlichen Fußboten und Läufer außer Kurs, indem er sie durch berittene Eilboten ersetzte, um die königlichen Befehle möglichst rasch überallhin befördern zu können. Die Weiterbeförderung des Felleisens mit den Briefen und Depeschen geschah mit größter Eile, bei Tag und bei Nacht. Besonders gut war der Kurierdienst auf der sogenannten „Königsstraße" eingerichtet, welche — 2500 km lang — die Hauptstadt Lydiens, Sardes, mit der eigentlichen Residenz Susa in Persien verband und durchaus durch sicheres Land zog. Sie besaß 111 Poststationen, die nach dem Griechen Herodot, der sie benutzte, „herrliche" Unterkunftshäuser genannt werden, was vermuten läßt, daß diese Postroute vielfach auch von Reisenden und Handelsleuten benutzt wurde, wenngleich die Eilpost, für die sie gebaut waren, ausschließlich im Dienste des Königs stand. Die Stationen lagen 7—8 Stunden auseinander, so daß ein Fußgänger zur Zurücklegung dieser Straße 90 Tage benötigte, während die Postreiter sie in 5 bis 7 Tagen bewältigten. Von dieser „Königsstraße" zweigte eine andere große, etwa 2000 km lange Postroute nach Mittelasien ab, doch war dieselbe streckenweise nur Karawanenweg. Sie begann bei Kelenä, zog über Ekbatana und durch die „Kaspischen Pforten" nach Baktra und endigte am Jaxartes. Auch zwischen Susa und Babylon bestand eine etwa 300 km lange Postroute, die viel begangen war. Welche Bedeutung das Postwesen unter den Achämeniden hatte, ersieht man am besten daraus, daß Dareios Hystaspis und Dareios Kodomannos Verweser der Staatspost waren, bevor sie zur Herrschaft gelangten.

In Persien, wie in ganz Babylonien und Assyrien geschah bis dahin der ganze Handel zu Fuß mit Lastträgern oder zu Pferd oder Maultier. An Wagen gab es nur die zweiräderigen Kriegswagen, mit je zwei edlen Pferden bespannt; von Reisewagen wird uns

durchaus nichts gesagt, so daß wir annehmen dürfen, es habe solche zur Achämenidenzeit noch nicht gegeben, sonst hätten uns die gebildeten Griechen, die auf jenen Poststraßen vielfach in die Residenz des Großkönigs reisten, etwas davon berichtet. Erst auf den systematisch mit Steinen eingelegten Militärstraßen der Römer, die von den Berufssoldaten für die möglichst rasche Verbindung der einzelnen Garnisonen wie für die Ewigkeit gebaut wurden und über die Flüsse durch treffliche steinerne Brücken setzten, so daß man nicht mehr wie bis dahin auf die Furten angewiesen war, kursierten zweirädrige Wagen, die mit Pferden bespannt und gegen den Regen mit einer Blache aus Segeltuch über Holzreifen bedeckt waren, wie wir dies heute noch an unsern vierrädrigen Blachenwagen haben, auf denen die Landleute ihre Produkte nach der Stadt bringen. Da aller Handel und Verkehr auf diesen Militärstraßen sich vollzog, dienten solche Wagen auch privaten Reisenden und Händlern, um von einem Orte zum andern zu gelangen. Dabei wußte man sich diese Wagen, so unansehnlich sie auch äußerlich erscheinen mochten, bequem einzurichten mit Polstern zum Speisen und Schlafen, da man oft tagelang in diesem Vehikel ohne Federn auszuharren hatte, bis man an Ort und Stelle angekommen war. Als eine Kuriosität sei hier erwähnt, daß die vornehmen Römer gelegentlich auch vorspannlose Wagen, also eine Art Automobile, benutzten, in denen die Stelle des Motors eine Tretwerk ähnlich dem unserer Fahrräder von mitfahrenden Sklaven bewegt wurde.

Innerhalb der Städte bildeten die Wagen zur Beförderung von Personen keinerlei Rolle. In kleinen Städten fehlten sie überhaupt und in größeren durften Lastwagen, die einzig in Frage kamen, als Folge des engen Baues der Straßen nur nachts zirkulieren. So hat sich das Droschkenwesen trotz der guten Straßen ebensowenig als bei uns bis gegen das Jahr 1800 entwickeln können. Der Gesunde ging zu Fuß, nur die Vornehmen und Kranken ließen sich in Sänften befördern. Ihr Name lectica — von lectus = Bett — beweist, daß sie zum Liegen eingerichtet waren. An ihnen entwickelte der reiche Römer den Luxus, den wir heute an eleganten Equipagen und Automobilen treiben. Sie waren wie die Wagen von Holz, aber vielfach mit kunstvollen silbernen Beschlägen verziert. Oben lief der ganzen Länge nach ein Bügel, an welchem die zusammenziehbaren Vorhänge befestigt waren. Während in China, wo bei den schlechten Straßen die Vornehmen sich ebenfalls mit Vorliebe der Sänften bedienen, vier Kulis für einen guten Tragstuhl nötig sind, gebrauchte der gepflegtere

Römer deren sechs, um das Schaukeln möglichst zu verhindern und auszugleichen. Selbstverständlich dienten ihm Sklaven als Träger. Nur Freigeborene durften sich überhaupt im alten Rom dieses Beförderungsmittels bedienen.

Noch im Mittelalter geschah in ganz Europa das Reisen meist zu Pferd. Die Waren wurden auf Saumpferden oder Maultieren oder auf Karren mitgeführt. Der unbequeme, federlose Wagen war zum Schutze gegen Sonne und Regen mit einer Blache überspannt und wurde von wenigstens zwei Pferden gezogen, ganz abgerechnet vom Vorspann, der über steile Pässe genommen werden mußte. Der Fuhrmann ritt auf dem linken Pferde, das von daher noch immer Sattelpferd heißt. Im Winter bediente man sich der Schlitten; doch wurden größere Reisen wohl selten anders als im Sommer gemacht. Auch abgesehen von der größeren Langsamkeit der Fortbewegung, die erst im 19. Jahrhundert durch das Aufkommen der Eisenbahnen anders wurde, fehlte es im Mittelalter nicht an hemmenden Momenten für Handel und Verkehr. Die Straßen waren vielfach in einem sehr schlechten Zustande. Die guten Römerstraßen, soweit sie einst vorhanden gewesen waren, waren größtenteils im Laufe der Zeit verschüttet und die fränkischen Könige mußten die Anlegung von Straßen und Brücken erst wieder anordnen. Brücken besaß man damals nur wenige in Deutschland, und diese waren, soweit sie nicht von den Römern stammten, aus Holz gebaut. Meist benutzte man Furten zu Flußübergängen oder man ließ sich auf großen Fähren übersetzen, deren Namen „Ponte“ am Rhein noch jetzt auf ihren römischen Ursprung hinweist. Karl der Große hatte in Regensburg eine Schiffbrücke über die Donau anlegen lassen, ganz so wie schon die Römer sie für breitere Ströme, die nicht leicht überbrückt werden konnten, angewandt hatten. Von besondern Gasthäusern zur Beherbergung von Gästen erfahren wir aus Deutschland nichts. In dem menschenärmeren Skandinavien wurden von Amts wegen Schutzhäuser errichtet, auch die Einrichtung zur Bewirtung anbefohlen, wofür dann ein höherer Preis als der übliche verlangt werden durfte. Im übrigen nahm man Proviant und Zelte mit, hatte außerdem das Recht, die Pferde im Wald und auf der Wiese weiden zu lassen und vom Fruchtfeld so viel abzuschneiden, als man vom Pferd aus erreichen konnte, nicht aber davon mitzunehmen.

Bei den höchst unsichern Zeiten mußte man auf der Reise vor Überfällen gesichert sein; daher reiste man gern in Gesellschaft, da in solchem Fall ein Überfall durch Räuber weniger zu befürchten war.

Kaiser Friedrich I., der Rotbart (Barbarossa), der zweite Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen, der von 1152 bis zu seinem in Kilikien auf dem Kreuzzuge erfolgten Tode durch Ertrinken im Fluß Saleph regierte, erlaubte den Kaufleuten zu ihrem persönlichen Schutz ein Schwert zu tragen, nur durfte es nicht auf Ritterart umgegürtet werden. Man konnte sich auch vom Landesherrn ein Geleite von Bewaffneten geben lassen, mußte es aber bezahlen. Auf den in altgermanischer Zeit abgabefreien Verkehrswegen wurde seit ihrer Umwandlung in Straßen durch die fränkischen Könige und deren Nachfolger ein Zoll erhoben. Dazu ließen später auch die Landesherren und die Städte sich einen solchen bezahlen; auch Brückengelder und alle möglichen anderen Auslagen mußten bestritten werden, so daß das Reisen schon aus diesem Grunde sehr teuer und jedenfalls alles andere als ein Vergnügen war. So reiste eben nur, wer mußte. Für die Kaufleute kam zudem im späteren Mittelalter die verfängliche Bestimmung des Stapelrechtes hinzu, indem die Städte bei deren Passieren verlangten, daß sie ihre Waren abluden und eine Zeitlang ausboten. Erst dann durften sie, und zwar ausschließlich auf städtischem Fuhrwerk, weitergeschafft werden. Nach dem Grundruhr- und Strandrecht war der Inhalt eines Wagens oder Schiffes, wenn die Achse oder der Kiel den Boden berührt hatte, dem Landesherrn verfallen.

An den Küsten und auf den Flüssen wurde auch in Deutschland seit germanischer Zeit Schiffahrt betrieben. Im 1. Jahrhundert haben die Bataver auf der unteren Maas, die Brukterer auf der Ems kleine Kriegsflotillen gegen die Römer aufgebracht. Der gelehrte Naturforscher Plinius, der von 45—52 in der römischen Reiterei in Germanien diente und 79 als Befehlshaber der Flotte bei Misenum beim berühmten Ausbruch des Vesuvs, der Herkulanum und Pompeji verschüttete, umkam, berichtet, daß die germanischen Seeräuber ausgehöhlte Baumstämme als Schiffe gebrauchten. Die sächsischen Seefahrer hatten auch Schiffe aus Flechtwerk, mit Leder überzogen, wie noch jetzt die Eskimos. Große Seefahrten sind erst gemacht worden, als die Technik es erlaubte, Schiffe aus Balken und Brettern zu konstruieren, wie sie schon die alten Phönikier im 2. Jahrtausend v. Chr. benutzten und damit schon ganz Afrika umfuhren, um Handel zu treiben. In den Homerischen Epen, wo noch die Phönikier als rege Handelsleute erscheinen und in den griechischen Häfen häufige Gäste sind, ist der Kaufmann, der mit schwerer Fracht auf Gewinn auszieht, eine wohlbekannte Figur, mögen ihn auch, wie im 8. Buche der Odyssee geschildert wird,

die dem Sport huldigenden jungen Adeligen verhöhnen. Und im 1. Buche desselben Epos spricht Athene in Mentes Gestalt wie von etwas ganz Selbstverständlichem, daß sie nach Temese in Unteritalien fahre, um Bronze gegen Eisen einzutauschen. Der Handel war damals schon so entwickelt, daß ein Mann, der eine Reise machen will, leicht ein Schiff findet, das ihn aufnimmt. So kann Odysseus von der thesprotischen Küste mit einem Schiff fahren, das nach Dulichion abgeht. Odysseus erzählt, daß er nach der Mordtat in Kreta sich auf ein phönikisches Schiff begab und die Überfahrt mit einem Teil der mitgenommenen Beute bezahlte. Ebenso verspricht die Magd im Vaterhause des kleinen Eumaios auf der Insel Syre, wo ein ganzes Jahr ein phönikisches Schiff zur Aufnahme der nötigen Fracht verweilte, den kleinen Sohn ihres Herrn als Fahrlohn, wenn die Phönikier sie mitnehmen. Diese gehen darauf ein, und so gelangt der kleine Knirps in ihre Gewalt und wird in Ithaka an Laertes, den Vater des Odysseus, verkauft, bei dem er dann die Schweine zu hüten hat. Köstlich ist im 15. Buch der Odyssee geschildert, wie einer der phönikischen Händler des vor Syre liegenden Schiffes einen goldenen Schmuck in den Palast bringt, um den die Fürstin, wie auch die Mägde begehrlich sich drängten. Schon die Ilias erzählt, wie die Phönikier mit einem in Sidon gefertigten wunderschönen Krater (Gefäß zum Mischen des Weines mit Wasser) nach Lemnos fahren, ihn im Hafen ausstellen und schließlich dem König Thoas schenken. In der Odyssee erzählt Odysseus dem Eumaios, wie ihn in Ägypten ein phönikischer Mann beredete, mit ihm in die Heimat zu kommen, und wie er ihn nach einem Jahr zu einer Handelsfahrt nach Nordafrika mitnahm. Aber der wehrlose Fremde, der sich dem Kauffahrteischiff anvertraut, mag sich vorsehen, daß ihn die Seeleute nicht als Sklaven verkaufen; denn die damaligen Handelsleute waren ebensosehr Seeräuber und raubten besonders gern Menschen, die sich aus Neugier aufs Schiff begaben oder die sie mitzugehen überredeten. Wie Odysseus Athene sein Märchen erzählt, findet er es notwendig zu betonen, daß ihn die phönikischen Männer, mit denen er fuhr, nicht hätten betrügen wollen, sondern daß wirklich der Sturm sie hinderte, ihr Versprechen zu halten. Wollte doch auch jener phönikische Mann den Fremden in Nordafrika als Sklaven verkaufen. Nicht nur, daß sie Menschen, wie den kleinen Eumaios, als erwünschte Beute mitgehen lassen, sie sind den Leuten, zu denen sie kommen, stets verdächtig, ob sie nicht irgend eine Schurkerei im Schilde führen.

In homerischer Zeit waren neben den Phönikiern auch schon die Griechen geübte Seefahrer. Auch ihre Schiffe waren vorzugsweise Ruderschiffe, die daneben auch zum Segeln benutzt werden konnten. An den langen Kielbalken waren die Schiffswände aus Brettern gefügt; an letzteren zogen sich die Ruderbänke entlang, an denen die Ruder an Pflöcken durch lederne Schlingen befestigt waren. Ein das ganze Schiff bedeckendes Verdeck gab es noch nicht, wohl aber ein Vorder- und ein Hinterdeck. Die dadurch entstehenden Hohlräume wurden als Vorratskammern benutzt. In der Schiffsmitte stand der Mastbaumschuh, ein runder Behälter, der nach hinten offen war. Er verhinderte das Vorfallen des Mastes, den die nach dem Bug gespannten Seile am Hintenüberfallen hinderten. Hinten am Schiff befand sich eine Gabel zur Aufnahme des bei Windstille und während des Landes herausgenommenen Mastes, an dem die Segel aus Leinwand festgerefft waren. Die Segel wurden durch Taue aus Leder oder Papyrusbast an die Rahen emporgezogen. Andere Seile, die an den Ecken der Segel angebunden waren, hatten die Aufgabe, sie je nach der Windstärke straffer oder lockerer zu spannen. Auf dem Hinterdeck saß der Steuermann, der mit einem größeren Ruder das Schiff steuerte. Die beiden geschweiften Enden der Schiffe trugen Knäufe und waren vorn gerne, wie bei so vielen andern Völkern auf dieser Kulturstufe, mit aufgemalten Augen versehen, da sie als Individuen galten und besondere Namen erhielten. Die Schiffe selbst waren in der Mehrzahl schwarz angestrichen, vorn aber auch blau oder rot, wie aus den Beiwörtern „mit blauem Bug“ und „mit Mennigwangen“ geschlossen werden kann.

Die Schiffe sind für die Menschen der homerischen Welt die „Rosse des Meeres“, auf denen man über das „purpurne Meer“ dahineilt. Mit einem Viergespann, das sich, unter den Schlägen der Peitsche anspringend, hoch aufbäumt und rasch die Rennbahn dahinsprengt, vergleicht der Dichter die Fahrt des Phäakenschiffes, das den Odysseus in die Heimat trägt. Diese Märchenschiffe der Phäaken bedeuten recht eigentlich das Preislied der Seefahrt, mit ihrer ins Wundervolle gesteigerten Leichtigkeit. Selbst der Falke, der flinkste der Vögel, käme nicht mit, wenn der Wind sich in voller Stärke auf die von ihm stark geblähten Segel werfe, rühmt von ihnen der davon entzückte Dichter. Wind und Steuermann halten ein solch segelndes Schiff von selbst in geradem Lauf und die Ruderer können dann sich's bequem machen. Wie einen Strom hinunter, rühmt Odysseus bei dem „göttlichen Sau-

hirten“ Eumaios, der ihn unerkannt freundlich in seiner Heimat Ithaka aufgenommen hatte, seien sie bei scharfwehendem, schönem Nordwind Ägypten zugefahren; kein Schiff sei dabei beschädigt worden und es habe für sie weder Gefährdung noch Seekrankheit gegeben. Wenn der Wind abfiel, wurden die Segel heruntergelassen und zusammengerollt, die Leute setzten sich wieder auf die Ruderbänke und schlugen im Takt die Salzflut mit den Rudern, so daß der Schaum aufspritzte. Gegen Abend suchte der Seemann, der die Küste nicht gern aus dem Auge verlor und deshalb ihr entlang fuhr, eine Landungsstelle und ließ an flachem, sandigem Strand das Schiff aufrennen. An schwierigerem Ufer zog er es durch die Brandung, um es dann irgendwo, den Schnabel gegen das Meer gerichtet, mit Seilen anzubinden. In den Häfen der Städte standen, wie uns im 14. Buche der Odyssee erzählt wird, große durchlöcherte Steine zum Anbinden der Taue am Ufer. Seltener führten die Schiffe Ankersteine mit, die am Landungsplatz ins Wasser gesenkt wurden. Einmal wird auch eine Leiter erwähnt, die zum Aus- und Einsteigen diente und hinaufgezogen werden konnte. Bei längerem Aufenthalt zog man die Schiffe ganz aufs Trockene. Eine tiefe, vorher gegrabene Kielfurche erleichterte das Hinaufziehen und das Hinunterlassen. Am Lande waren sie, wie uns im 2. Buche der Ilias erzählt wird, durch schräg gegen die Seitenwände gestemmte Balken gestützt. Der Weg, der zu der auf einer Halbinsel gelegenen Stadt der Phäaken führt, wird in der Odyssee als zu beiden Seiten von heraufgezogenen Schiffen eingeengt geschildert.

In der klassischen Zeit hatten die Griechen neben den gewöhnlichen Handelsschiffen mit einer Ruderreihe auf jeder Seite auch Kriegsschiffe mit je drei Ruderreihen übereinander. Diese Trieren oder „Dreiruderer“, d. h. Schiffe mit drei Ruderreihen, sollten nach dem Geschichtschreiber Thukydides zuerst in Korinth zu Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. konstruiert worden sein und wurden schließlich so groß gebaut, daß sie eine Besatzung von etwa 200 Mann aufnehmen konnten, wovon nur ein Sechstel aus Soldaten bestand, die übrigen die Vorgesetzten und Ruderer darstellten. Diese großen neuen Kriegsschiffe kamen zum erstenmal 350 an der Zahl in der Schlacht bei Lade 497 v. Chr. zur Geltung, mußten aber der großen Übermacht der persischen Flotte weichen, die aus nicht weniger als 600 Schiffen von Phönikiern, Ägyptern, Kypriern usw. bestand. In der berühmten Schlacht bei Salamis am 28. September 480 v. Chr. standen rund 350 griechischen Trieren, von denen Athen allein 200 mit 40000 Mann

Besatzung gestellt hatte, etwa 800 persische, besonders mit Phönikiern und Joniern ausgerüstete gegenüber. Letztere, die meist größer und hochbordiger als erstere waren, so daß ein Entern für die Griechen sehr erschwert war, konnten sich in der Meerenge auf dem beschränkten, ihnen zur Verfügung stehenden Raume nicht recht bewegen, so daß die Griechen mit ihren kleineren, viel beweglicheren Schiffen leichtes Spiel hatten.

Gegen das Jahr 400 v. Chr. begann man noch größere Schiffe als die Trieren zu bauen. Nach dem Beispiele der Karthager, die das Erbe ihrer Mutternation, der Phönikier, angetreten hatten, baute der Tyrann Dionysios I. von Syrakus Tetreren mit je vier Ruderreihen und, über das punische Vorbild hinausgehend, Penteren, d. h. fünfreihige Ruderschiffe, denen sein Sohn Dionysios II. sogar „Sechsruderer“ folgen ließ. Im ersten Punischen Kriege (264—241) wurden nach dem griechischen Geschichtschreiber Polybios größtenteils fünfreihige Schiffe mit 300 Ruderern und 180 Epibaten, d. h. „Daraufgehenden“ Bemannung verwendet, und es kamen von da an auch acht-, zwölf-, ja zehnreihige Ruderschiffe vor. Ein Riesenfahrzeug von größerer Pracht als Kriegstüchtigkeit ließ der prunkliebende griechische König Ptolemäos Philopator I., der von 221—205 über Ägypten herrschte, erbauen. Es war eine Tessarakontere, d. h. ein Schiff mit 40 Ruderreihen übereinander. Es hatte nicht weniger als 140 m Länge, 19 m Breite und 24 m Höhe bis zur Spitze des Vorderteils und soll 4000 Ruderer gebraucht haben.

Die athenische Triere der klassischen Zeit war im Gegensatz zu den mit Rücksicht auf die Ladungsfähigkeit weitbauchig angelegten Frachtschiffen lang und schmal gebaut, wodurch ihre Beweglichkeit und Schnelligkeit bedeutend gesteigert wurde. Die drei Reihen der Ruder, die durch in der Seitenwand angebrachte Scharten oder Ruderlöcher ins Meer hinaus gingen, zogen sich längs der ganzen Schiffsseite hin. Die Thalamiten genannten Ruderer der untersten Reihe saßen auf dem über das ganze Schiff sich erstreckenden Verdeck auf Ruderbänken nahe der Seitenwand. Auf demselben Verdeck, aber auf 42 cm höheren Sitzen und weiter außen als die vorigen, saß die als Zygiten bezeichnete zweite Reihe der Ruderer und über diesen auf einer schmalen Plattform, die dem Borde des Schiffes entlang lief, seewärts den Schiffsrand überragend, befand sich die oberste Reihe der Thraniten. Deren Ruder hatten etwa 4,7 m Länge und konnten, da sie aus leichtem Tannenholz gearbeitet waren, von einem Manne mit Leichtig-

keit gehandhabt werden. Für die Gleichmäßigkeit des Ruderschlages der 150 Ruderer der Triere sorgte der sogenannte Keleustes, der mit einem monotonen Gesang oder Flötenspiel den Takt angab. Jede der drei Reihen von Ruderern, die in eine rechte und linke Seite zerfiel, stand unter einem besonderen Befehlshaber, einem Pentekontarchen, d. h. einem Befehlshaber von 50; denn jede Ruderreihe bestand aus 50 Mann. Bei den Penteren oder „Fünfruderern" wurde noch eine dritte Reihe von Ruderern und eine vierte auf der Plattform eingeschoben. Ein Ruder dieser höchsten Reihe hatte gegen 7 m Länge. Schiffe von noch mehr Ruderreihen hatten statt einer Plattform mehrere übereinander, von denen wahrscheinlich jede drei Ruderreihen enthielt und die höhere je etwas weiter als die daruntergelegene seewärts hinausgebaut war. Der Kielbalken der Triere und anderer größerer Kriegsschiffe war am Vorderteil unterhalb der Wasseroberfläche über den Rumpf hinaus verlängert und vorn mit zwei oder drei starken eisernen Spitzen, dem Schiffsschnabel, bewehrt, welcher den Zweck hatte, bei einem Zusammenstoß mit einem feindlichen Schiff dasselbe anzubohren und leck zu machen. Die Steuerung der Triere geschah durch zwei auf beiden Seiten des Hinterteils angebrachte breite Schaufelruder. Bei niederen Schiffen mit einer Ruderreihe waren die Steuerruder mit Riemen oder eisernen Klammern in Einschnitten auf dem Schiffsbord befestigt, bei der Triere dagegen waren sie durch große ringförmige Öffnungen der Bordwand hindurchgesteckt, welche gleichzeitig auch zum Hindurchziehen der Ankertaue dienten. Der Steuermann saß bedeutend höher als die Ruderer in einer kleinen Kabine, die ihn gegen das Unwetter, wie gegen die feindlichen Geschosse schützte. Dem Steuermann gegenüber, auf dem Vorderteil des Schiffes, hatte der Proreus, der Untersteuermann, seine Stelle, mit dem Gesicht dem Steuermann zugekehrt und auf seine Befehle achtend.

Auf den Kriegsschiffen der Griechen befanden sich auch Geschosse schleudernde Kriegsmaschinen, wie Katapulte und Skorpione, die beide zum Abschießen von großen Pfeilen dienten. Die Gefechtsweise zur See war anfänglich noch sehr roh und einfach, indem man sobald als möglich handgemein zu werden suchte und alsdann wie in einer Landschlacht focht. Man stellte die Schiffe in einer einzigen langen Linie auf und gab durch das Aufziehen der Flagge auf dem Feldherrnschiff das Zeichen zum Angriff. Die ausgebildete athenische Gefechtsweise ging hauptsächlich darauf aus, durch geschickte Wendungen der Schiffe die feindlichen Fahrzeuge in den Grund zu bohren. Die attische

Seemacht war ums Jahr 330 v. Chr. bis auf 393 Trieren und 19 Tetreren gestiegen, ging aber von da an immer mehr zurück, weil die opferwillige Vaterlandsliebe der Athener dahinschwand. Zur Zeit der Perserkriege hatten die reichsten und vornehmsten Bürger für die Beschaffung der Kriegsschiffe zu sorgen, weshalb sie mit dem Amte eines Trierarchen, d. h. Befehlshaber einer Triere, bekleidet wurden und dieses entweder persönlich oder durch einen Stellvertreter ausübten. In der letzten Periode der attischen Seemacht wurden ums Jahr 358 v. Chr. die sogenannten Symmorien eingeführt. Die 1200 reichsten Bürger, welche jetzt ständig zur Trierarchie verpflichtet wurden, waren in 20 Symmorien genannte Abteilungen geteilt, und jeder Symmorie wurde eine gewisse Zahl von Schiffen zugewiesen, deren Ausüstung sie in der Art zu besorgen hatten, daß bald mehrere, bald wenigere, eine Syntelie bildend, für ein Schiff beisteuern mußten. Die 300 Reichsten hatten die Vorsteherschaft der Symmorien. Sie leisteten die Vorschüsse und gaben die Ausrüstung an den Mindestfordernden in Pacht, worauf sie dann von den Mitgliedern der Syntelie ihre Auslagen eintrieben. Dies richteten sie aber gewöhnlich so ein, daß sie die Last größtenteils von sich ab auf die anderen wälzten. Um diesem Übelstand abzuhelfen, schlug Demosthenes, der größte Redner des damaligen Athen und unversöhnlicher Feind König Philipps von Mazedonien, 338 ein gerechteres Verfahren vor, wonach alle Bürger mit Ausnahme der ärmeren nach Verhältnis ihres Vermögens die Trierarchie tragen sollten, und zwar so, daß ein Steuerkapital von je 10 Talenten (= 47 150 Mark) zur Ausrüstung eines Kriegsschiffes verpflichtete. Wer also 10 Talente besaß, leistete die Trierarchie für ein Schiff, der Besitzer von 20 Talenten für 2 Schiffe usw. Wer dagegen weniger als 10 Talente besaß, wurde mit anderen so zusammengestellt, daß ihr Vermögen zusammen die Summe von 10 Talenten ausmachte. Diese trugen dann, jeder nach Maßgabe seines Vermögens, für die Ausrüstung des einen der Gesellschaft zugewiesenen Schiffes bei. Die herrschende Klasse entzog sich in der Folge immer mehr dem persönlichen Kriegsdienst und überließ das Waffenhandwerk den Söldnern. Dadurch vermehrten sich die Kriegsausgaben und es fehlten gewöhnlich dem Staate die Gelder, welche die genußsüchtige Bürgerschaft daheim in glänzenden Festen vergeudete oder die Feldherren und sonstigen Beamten unterschlugen und verpraßten. Mit der Zeit, da Griechenland unter die Botmäßigkeit König Philipps von Mazedonien geriet, hörte der Schiffbau der Griechen ganz auf, da Mazedonien kein Holz mehr für denselben

lieferte und die heimischen Wälder schon längst dem Flottenbau geopfert waren.

Im Gegensatz zu den schiffahrtkundigen Griechen waren den Römern alle Dinge, welche mit dem Meere zusammenhingen, unsympathisch. Es graute ihnen förmlich vor dem Wasser im Gegensatz zu den schifffahrtfrohen Phönikiern und Griechen, die überallhin ihre Schiffe sandten und neue Kolonien als Stützpunkte ihres überseeischen Handels gründeten. Diesem Gefühl gibt der römische Dichter Horaz in einer Ode Ausdruck, wenn er sagt: „Eichenholz und dreifaches Erz umschloß die Brust desjenigen Mannes, der das gebrechliche Schiff zuerst aufs trotzige Meer lenkte." So haben sich die Römer zur See stets fremd gefühlt und nie eine dauernde Seeherrschaft besessen. Eine Folge dieser Eigenart war, daß sie nur dann Flotten aufstellten, wenn sie in besonderen Kriegen dazu gezwungen wurden. Eine Art stehender Flotte gab es bei ihnen nur in der späteren Kaiserzeit wegen der unablässig einander folgenden Kriege in den Außenländern des Reiches. So konnte es anfänglich auch keine Marineoffiziere geben, und die Landoffiziere und Mannschaften fochten auf den Schiffen, auf die sie verladen wurden, wie sie es auf dem Lande zu tun gewohnt waren. So war von durchgebildeter taktischer oder seestrategischer Führung bei ihnen keine Rede. Die erste Flotte schufen sie unter dem Zwang der Verhältnisse im ersten Punischen Krieg (264—241), als sie es mit den seefahrtkundigen Karthagern zu tun hatten, deren Suprematie sie im westlichen Mittelmeerbecken nicht mehr anerkennen wollten. Letztere hatten den griechischen ähnlich gebaute Kriegsschiffe mit Schiffsschnäbeln zum Durchbohren und Leckmachen der feindlichen Schiffe. Die Römer aber gaben den schweren, acht- bis zehnreihigen Kriegsschiffen, wie sie sie bei den unteritalischen Griechen, die sie unterjocht, kennen gelernt hatten, den Vorzug. Von diesen ließen sie dann im Kampfe fliegende Brücken zum Entern der feindlichen Fahrzeuge nach beiden Seiten nieder. Diese waren an beiden Seiten mit Brustwehren versehen, damit die kämpfenden Soldaten nicht ins Wasser fielen, und hakten sich vermittelst schwerer eiserner Bolzen in das Verdeck des feindlichen Schiffes fest, so daß der Stoß der Schiffsschnäbel, welcher bei den Karthagern wie bei den Griechen als hauptsächliches und entscheidendes Kampfmoment galt, beseitigt wurde und der Kampf wie auf dem Lande geführt werden konnte. Wo aber das Entern mit solchen fliegenden Brücken nicht möglich war, schoß man aus einer der großen von den Griechen übernommenen Wurfmaschinen ein besonderes Entergeschoß, harpax genannt, ab. Es

war dies ein etwa 3 m langer Balken, der mit Eisen beschlagen war und an jedem Ende einen starken Ring hatte. Vorn saß eine kräftige eiserne Spitze mit Widerhaken, die sich ins feindliche Schiff einbohrte, so daß man es mit dem daran befindlichen Seil heranziehen konnte, um es zu entern. Auch wurden brennende Pfeile und Wurfspieße mit geteertem Werg zum Anzünden der feindlichen Schiffe verwendet.

Entsprechend der geringen Sorgfalt für die Entwicklung ihrer Seemacht bedienten sich die Römer für den Seekrieg jeweilen hauptsächlich der Flotten ihrer Bundesgenossen und der seetüchtigen Provinzialen. Zwar waren in Athen so wenig als in Karthago die Bürger in späterer Zeit selbst für den Flottendienst verpflichtet, sondern dazu nahmen sie Söldner, die im Solde der Landarmee gleichgestellt waren. Die Römer aber besoldeten die Marinesoldaten und Matrosen viel schlechter als die Landtruppen und verwandten dazu meist nur freigelassene Sklaven, die dann oft in der Hoffnung auf „ehrenvolleren Dienst“ zum Feinde überliefen. Oft starben die Schiffssoldaten Roms so arm, daß man zu ihrem Begräbnis Sammlungen veranstalten mußte. Nach der Seeschlacht von Aktion an der Westküste Griechenlands am 2. September 31 v. Chr., in welcher Oktavianus, der nachmalige Augustus, durch die Besiegung des Antonius und der Kleopatra die Alleinherrschaft gewann, kehrten die Römer zu den dreireihigen leichten Fahrzeugen nach athenischem Vorbild zurück. Daneben wurden zur Kaiserzeit fast ausschließlich Liburnen zu Kriegswecken gebraucht. Diese hatten nur zwei Ruderreihen und wurden so genannt, weil sie dem Oktavian von den Liburnern im nördlichen Dalmatien, die seit alter Zeit zu den berüchtigsten Seeräubern des Adriatischen Meeres gehörten, beigestellt worden waren und ihm in der Schlacht bei Aktion ausgezeichnete Dienste geleistet hatten. Diese Liburnen erhielten sich auch noch unter den oströmischen Kaisern, unter denen sie noch zur Zeit Leos VI. (886 bis 911) zwei Reihen von je 25 Ruderern auf jeder Seite hatten.

Die das Mittelalter beherrschende Grundform des Kriegsschiffes blieb die Galeere, die in bezug auf das Verhältnis der Länge zur Breite wesentlich von den Genuesen und Venezianern verbessert worden war. Bei ihr verhielt sich die Länge zur Breite wie 1:7—8, der Tiefgang war gering, die Ruderkraft wurde durch 2—3 gewaltige dreieckige lateinische Segel unterstützt. Das hintere Ende des Schiffes trug einen weit über dasselbe hinausragenden Ausbau, auf welchem sich die „Hütte“ des Kapitäns befand. Auf jeder Seite befanden sich 24—26 Ruder, deren jedes von je 4—5 Ruderknechten gleichzeitig be-

dient wurde. Als Sporn zum Anrennen feindlicher Schiffe wurde der bis zu 6 m lange Schnabel am vorderen Ende des Schiffs benutzt, der zugleich als Enterbrücke zum Übergang auf das feindliche Schiff diente. Die meist nackt auf dem Verdeck sitzenden und an die Ruderbänke angeketteten Ruderer zerfielen in drei Klassen: 1. Sträflinge, die ganz kahl geschoren waren und stets angekettet blieben, 2. Galeerensklaven, denen man als Kennzeichen ein Haarbüschel auf dem Kopfe stehen ließ, und 3. Freiwillige, die im Lohn standen und Haar und Bart voll tragen durften. Die Arbeit dieser bemitleidenswerten Ruderer dauerte 10, ja selbst 20 Stunden ununterbrochen. Bei besonders anstrengendem Dienst suchte man sie dadurch bei Kräften zu erhalten, daß man ihnen mit Wein getränktes Brot in den Mund steckte. Brach einer entkräftet zusammen, so wurde er losgekettet und ins Meer geworfen.

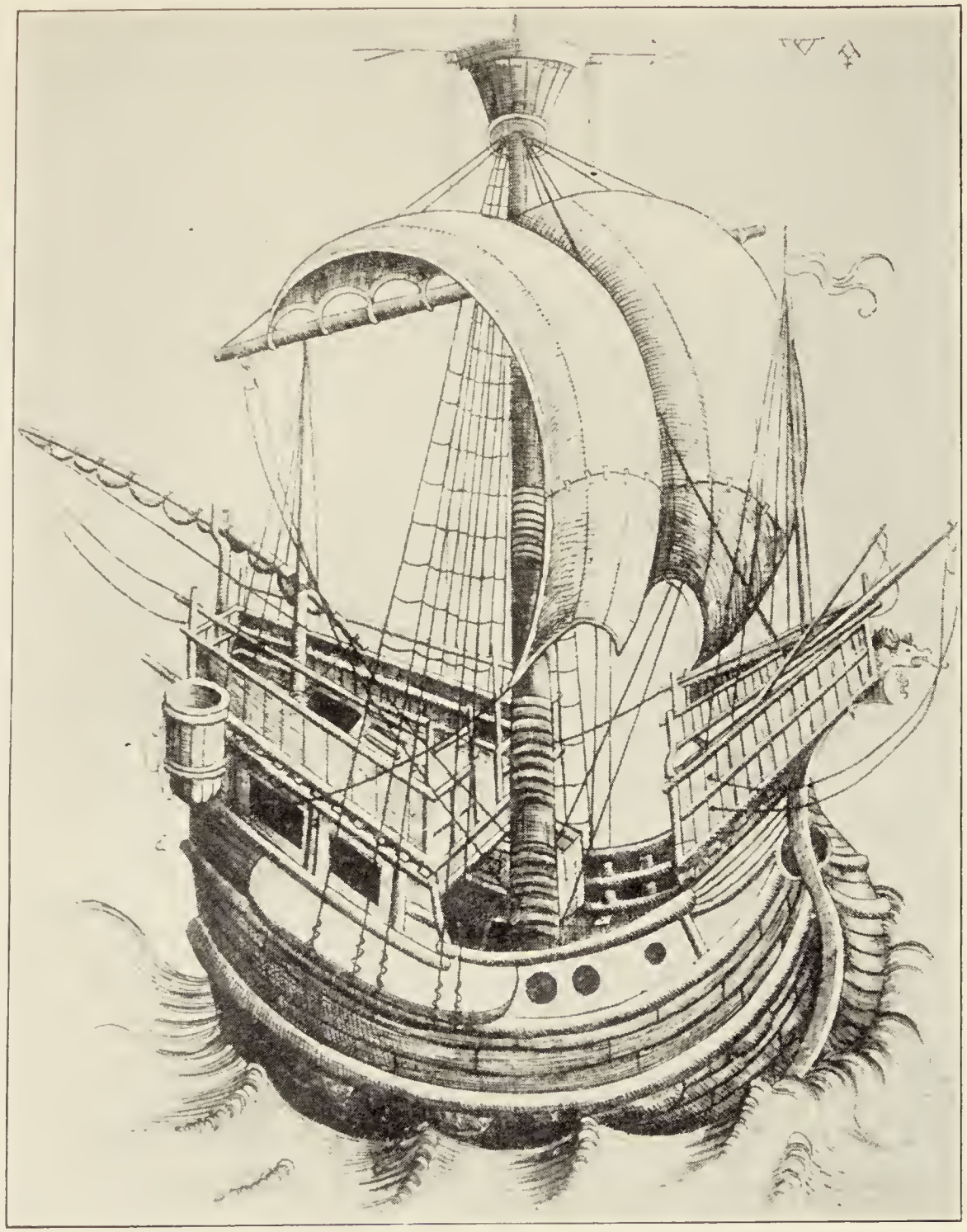
Die größten Ruderschiffe des Mittelalters waren die Galeassen. Statt der niedrigen, schmalen, flachen, in See wenig stabilen Galeeren waren sie um ein Drittel länger und höher als diese, hatten einen größeren Tiefgang und besaßen statt der dreieckigen lateinischen Segel mit fünf Masten drei Masten mit Rahsegeln, d. h. an Querstangen übereinander aufgehängten Segeln, die sich beliebig stellen ließen und nun gestatteten, auch mit halbem Winde, statt wie bisher nur vor dem Winde zu fahren. Der vorderste der früheren fünf Masten wurde geneigt und diente als Bugspriet, der letzte blieb als Flaggenstock. Ihre mächtig langen Ruder, 28—31 auf jeder Seite, wurden von je 7—8 Mann bedient. Hinten hatten sie außer dem Steuerruder noch jederseits ein langes Ruder behufs Beschleunigung der Wendungen. Sie waren stabiler, manövrierfähiger, schneller, hatten statt der schräg nach außen gehenden gerade Bordwände und waren auch besser zum Aufstellen von Geschützen geeignet als die Galeeren. Mit diesen auf der Breitseite stehenden Geschützen wurde das Ferngefecht geführt und der Feind erst erschüttert, bevor der Enterkampf begann. Dieser neue Schiffstypus, der den Galeeren weit überlegen war, eine größere Bewegungsfreiheit besaß und ein besseres Zusammenarbeiten im Geschwader gestattete, so daß sich die Seetaktik freier entwickeln konnte, war eine Schöpfung des Genuesen Andrea Doria, der im Sommer 1528, damals 60 Jahre alt, mit seinen 12 Galeeren in den Dienst Kaiser Karls V. trat. Er befreite seine Vaterstadt von der Umschlingung durch Franz I. von Frankreich, lehnte die Dogenwürde ab und begründete eine neue Staatsverfassung. Schon 1530 ehrten ihn seine Mitbürger durch den Titel: „Vater des Vaterlandes und Wiederhersteller der Freiheit“, errichteten

ihm ein Standbild und bauten für ihn einen großen Palast am Hafen. 1547 rettete er seine Vaterstadt bei der Verschwörung des Fiesschi und starb nach einem ruhmreichen Leben am 25. November 1560 im 92. Lebensjahr. Die vielen von ihm errungenen Seesiege im ganzen Mittelmeer, die den Namen Doria zu einem der gefürchtetsten machten — daher noch der bei uns übliche Ausruf des Schreckens: „Donner und Doria“ — und die vielfach von ihm dabei erwiesene außerordentliche Tapferkeit heben ihn unter den Seehelden seiner Zeit hoch empor. Seinen großen Ruf aber verdankte er in erster Linie der Schnelligkeit, mit der er durch seine neuerbauten vorzüglichen Galeassen gegen seine noch mit Galeeren kämpfenden Gegner vorzugehen wußte und durch sein geschicktes Manövrieren taktisch zu siegen verstand. Da er jede Operation und Aktion vorher behutsam und eingehend erwog, erlitt er auch in den vielen von ihm gekämpften Seeschlachten nie eine irgendwie bedeutende Niederlage. Er hinterließ eine vorzügliche Schule und mit dem durch ihn hergestellten Material sowie mit dem von ihm ausgebildeten Personal konnte elf Jahre nach seinem Tode Don Juan d'Austria mit seinem Großneffen Giovanni Andrea Doria den großen Seesieg über die Türken bei Lepanto erringen.

Mit der Vermehrung der Geschütze, die auf der Breitseite in mehreren Decken übereinander untergebracht waren, mußte man die Zahl der Ruder noch mehr als selbst in den Galeassen zu vermindern und dafür die Segelkraft zu erhöhen suchen. So vollzog sich allmählich von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an der Übergang vom Ruderschiff zum ausschließlichen Segelschiff. Die stärkste Gattung von Segelkriegsschiffen waren die Gallionen des späteren Mittelalters, welche im Gegensatz zu den noch ziemlich langgestreckten Galeassen und noch viel längeren Galeeren nur ungefähr dreimal so lang als breit waren, zwei Masten mit je drei Rahsegeln und hinten noch einen kleinen dritten, ja bisweilen noch einen vierten Mast mit dreieckigen lateinischen Segeln trugen, endlich noch ein Rahsegel am Bugspriet, die sogenannte „Blinde“, im ganzen also 8—9 Segel hatten. Diese Gallionen waren in mehrere Zwischendecke geteilt und mit sehr hohem Aufbau über Deck, namentlich am hintern Teil des Schiffes, versehen. Sie kamen im Laufe des 15. Jahrhunderts an den atlantischen Küsten Europas, speziell in Frankreich, Portugal und Spanien auf, spielten hauptsächlich bei den Spaniern für ihre Reisen nach Amerika eine große Rolle waren aber im 16. Jahrhundert auch bei den nordischen Seemächten sehr gebräuchlich. Kleiner als die Gallionen waren die Karavellen,

die ebenfalls vier Masten, jedoch nur am vordern zwei Rahsegel übereinander, an den übrigen aber dreieckige lateinische Segel trugen. Mit drei solchen, die bei nicht mehr als 130 Tonnen Wasserverdrängung 25—30 m lang waren und eine schwache Armierung von je zwei Bombarden (Vorderladern von 9 cm Kaliber) und vier Falkonetten (7 cm Hinterladern) trugen, die Steine und mit Eisen gefüllte Bleikugeln schossen, unternahm ein anderer Genuese, der 1456 als Sohn eines armen Tuchmachers geborene Christophoro Colombo, 1492 seine denkwürdige Fahrt nach dem gold- und gewürzreichen Ostasien, das er viel näher wähnte, als dies tatsächlich der Fall war. Ohne es auch nur zu ahnen, daß er eine neue Welt entdeckt hatte, starb Kolumbus 1506 in Ungnade und seiner sämtlichen Ämter und Würden beraubt erst 50jährig in Valladolid. Die Ketten, die er einst getragen, als er mit seinem Bruder gefesselt von seiner zweiten Reise von Amerika nach Spanien zurückkehrte, wurden ihm auf seinen Wunsch mit ins Grab gegeben. Was wollte er mit seinen Nußschalen von nur 130 Tonnen Wasserverdrängung gegen die modernen Riesendampfer von bis 50000 Tonnen bei einer Schiffslänge von 300 m, die außer der Besatzung von 1100 Mann noch 5000 Passagiere aufnehmen können und die Überfahrt nach Amerika in kaum sechs Tagen bewerkstelligen, wo man zu Kolumbus Zeit auch im besten Fall noch mehr als ebensoviel Wochen zu einer Überfahrt bedurfte! Und doch hat der Mann mit so geringen Mitteln Großes vollbracht. Nach seinem Tode dauerte es noch lange Jahre, bevor Spanien den Wert des neuentdeckten Landes erkannte und auf seinen jährlichen „Silberflotten“ die ungeheuren Schätze Mexikos und Perus einheimste.

In Nordeuropa besaßen die Norweger schon zur Zeit ihrer ältesten schriftlichen Überlieferung nicht nur die am besten gebauten und ausgerüsteten Fahrzeuge von allen Nordländern, sondern waren auch die ersten von diesen, die das offene Meer zu befahren wagten. Durch einen guten Zufall wurden in verschiedenen skandinavischen Gegenden solche Seeschiffe von „Nordmännern“ gefunden, die teils aus dem 1., teils aus der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends n. Chr. stammen. Sie sind oben offen, aber von nicht ganz unbeträchtlicher Größe, bis zu 24 m, mit 14—16 Ruderpaaren. Nach einer auf einen Felsen eingeritzten Zeichnung aus Uppland ruderten 24 Mann ein solches Schiff von kühn geschwungenem Bau. 28 Ruderplätze hatte das 1863 in Trümmern aufgefundene und glücklich wieder restaurierte Boot von Eichenholz aus dem Moore von Nydam an der Ostküste Schleswigs.



Holländisches Schiff nach spanischer Bauart aus dem 15. Jahrhundert. (Von einem unbekannten Stecher, der wahrscheinlich am Hofe Karls des Kühnen [1433—1477] lebte.)

Holländische Schiffe des 16. Jahrhunderts.
(Nach einem Stich von Peter Breughel d. Ä. [1525—1569].)

Holländiſche Kriegsſchiffe im Sturm (16. Jahrhundert).
(Nach einem Stich von Peter Breughel d. Ä. [1525—1569].)

Schlacht zwiſchen holländiſchen und engliſchen Kriegsſchiffen am Ende des 17. Jahrhunderts. (Nach einem Stich von Willem van der Velde d. Ä.)

Eskimo, im Kajak jagend, in Nordgrönland.
(Das weiße Tuch soll einen schwimmenden Eisblock vortäuschen und so den Jäger verstecken.)

„Umiak", das Weiberboot in Nordgrönland.
(Beide nach Aufnahmen von Dr. Arnold Heim.)

Schiffsbau der Eingeborenen bei Kalago am Tanganjika-See.
(Nach einer Photographie von Generaloberarzt Prof. Dr. Steudel.)

Boot mit Ausleger von Pak (Admiralitätsinseln).
(Nach Aufnahme von W. Rätzer in Hassendorf.)

Nach den Nebenfunden stammt es aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. Es war 24 m lang, in der Mitte 3,3 m breit; die Bodenplanke war 14,3 m lang, die Enden gleichgebaut, spitz auslaufend. Die Ruder besaßen die ansehnliche Länge von 3,6 m und bewegten sich in nur festgebundenen, leicht umdrehbaren Dollen. Das Steuerruder war hinten

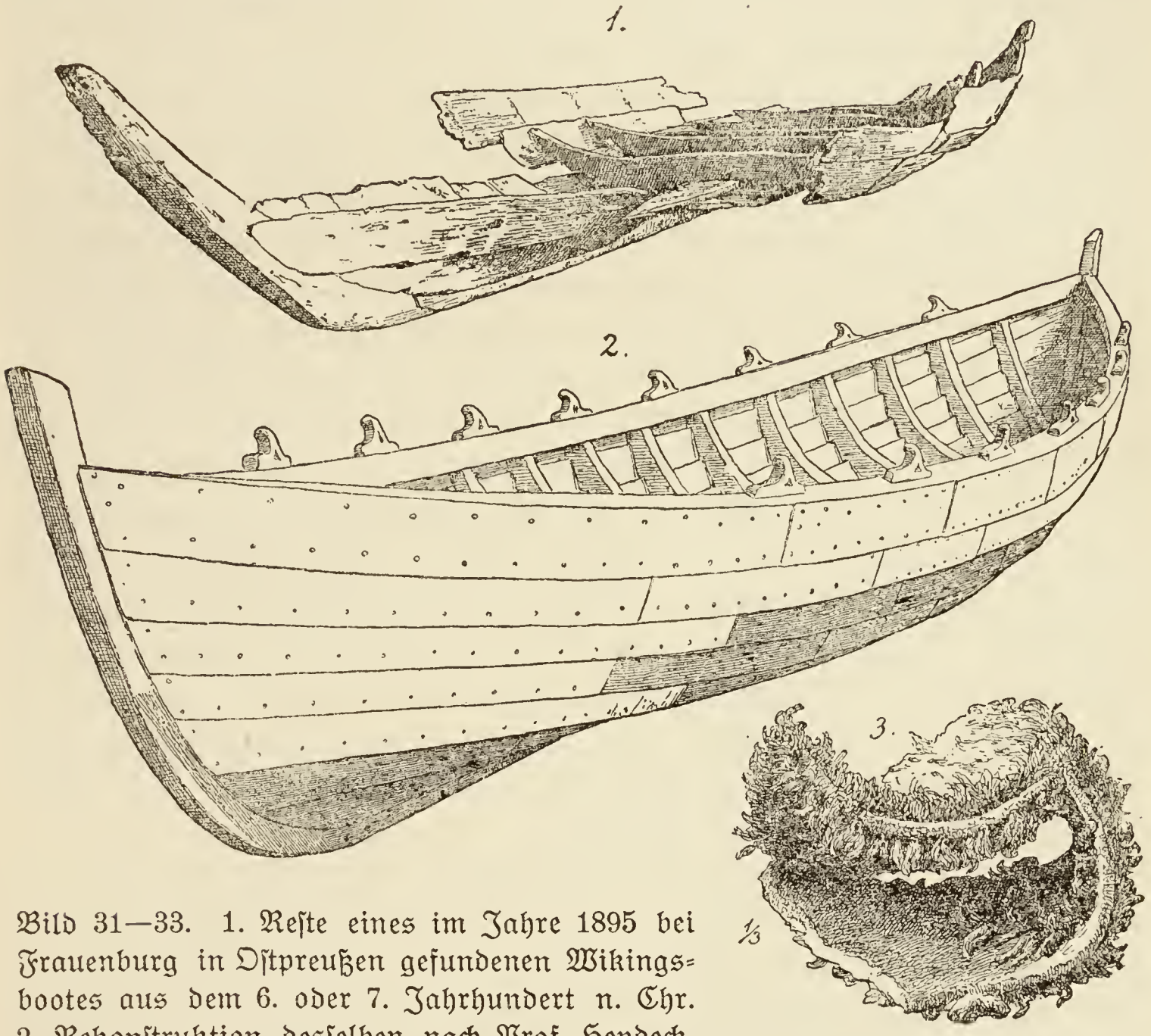


Bild 31—33. 1. Reste eines im Jahre 1895 bei Frauenburg in Ostpreußen gefundenen Wikingsbootes aus dem 6. oder 7. Jahrhundert n. Chr. 2. Rekonstruktion desselben nach Prof. Heydeck, jetzt im Königsberger Tiergarten aufgestellt (die schraffierten Stellen bezeichnen die erhaltenen Reste). 3. Ein im Wikingsboot vorgefundener Filzrest.

auf der rechten Seite. Ein Mast oder die Vorrichtung zum Aufstellen eines solchen fehlte durchaus. Erst später kamen Segelschiffe auf mit einem Mast und einem Segel aus grobem, oft blau-, rot- oder grüngestreiftem Wollstoff. Diese trugen am Vordersteven einen Pferde- oder Drachenkopf und wurden danach von den Wikingen, d. h. Kriegern, „Wellenrosse“ oder „Seedrachen“ genannt. Nach erhaltenen Resten aus dem 14. Jahrhundert waren sie etwa 25 m lang, 5 m breit, hatten einen Tiefgang von 1,5 m und wurden bei Windstille von 32 6 m

langen Rudern bewegt. Später hatten die skandinavischen Wikinge solche mit bis zu 70 Ruderpaaren, was demgemäß, da die Ruder auf einem Boden waren, auf eine Länge von 80 m schließen läßt. Erst im späteren Mittelalter stieg die Zahl der Maste bis auf drei. Die Schiffe führten Namen und hatten an beiden Steven buntbemalte figürliche Ornamente. Gesteuert wurden sie alle mit einem großen, am rechten Hintersteven befestigten Ruder. Deshalb nennen wir heute noch die rechte Schiffsseite Steuerbord und die hinten am Steuernden gelegene linke Seite Backbord. Außer dem Festbinden dienten „Senkelsteine" zum Halten des Schiffes. Von der Größe der Schiffe können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, daß im 13. Jahrhundert 50 Matrosen als die gewöhnliche und 110 als die höchste Zahl angegeben werden. Größere Schiffe hatten auch ein Deck und Kajüten. Die Kühnheit der Seefahrer und widrige Winde ließen die Schiffe oft weite Ozeanfahrten machen. Ist doch nicht nur Island und von dort aus Grönland in einer ganzen Reihe von Seefahrten von Norwegen aus besiedelt worden und blieb in regelmäßigem Verkehr mit dem Mutterlande. Von Island aus wurde auch die Nordküste Amerikas entdeckt und für einige Zeit besiedelt. Für so weite Fahrten, wo lange der Sternhimmel durch Wolken und Nebel verdeckt war, nahm man zur Feststellung des nächstgelegenen Landes Raben mit, die man fliegen ließ; doch war der Kompaß, eine Erfindung der alten Chinesen, teilweise schon im 13. Jahrhundert auch bei den Normannen, d. h. Nordmännern, bekannt und gebräuchlich.

Bei der allgemeinen Unsicherheit auch auf dem Meere, wo besonders die Seeräuber der mohammedanischen Barbareskenstaaten von Marokko bis Tripolis mit Vorliebe christliche Schiffe überfielen, um sich deren Waren anzueignen und die Mannschaft in die Sklaverei zu verkaufen, auch alle Küstenländer mit ihren Räubereien heimsuchten, wovon die zu ihrem Schutze angelegten zahlreichen „Sarazenentürme" an den Küsten Italiens und Südfrankreichs Zeugen sind, konnten Kaufleute nur auf armierten Schiffen reisen und hatten da noch genug Abenteuer zu bestehen. Dann fingen auch die christlichen Staaten, ohne daß gerade kriegerische Verwicklungen herrschten, nur auf den Gegensatz zwischen Protestanten und Katholiken gegründet, sich gegenseitig die mit wertvollen Gütern beladenen Schiffe ab. Besonders hatten es die Engländer auf die reich mit Gold und Silber beladenen, aus Amerika nach Spanien zurückkehrenden Schiffe abgesehen, die eine willkommene Prise bildeten. Seeleute beider Konfessionen aber be-

teiligten sich gleicherweise am lukrativen Sklavenhandel von der Guineaküste nach Amerika, suchten sich aber auch gegenseitig die Ladungen mit Sklaven abzujagen, nicht etwa um sie freizulassen, sondern um sie selbst zu verkaufen und den Gewinn einzustecken.

Mit der Schiffahrt im Zusammenhang stand die Errichtung von Leuchttürmen, deren es schon im Altertum mehrere im Mittelmeergebiet gab. Die berühmtesten derselben waren der als eins der sieben Weltwunder angestaunte Leuchtturm von Samos und der ums Jahr 285 v. Chr. in Alexandria in Ägypten, der Schöpfung Alexanders des Großen, errichtete Pharos, nach welchem die Franzosen die Leuchttürme überhaupt phares nennen. Auch dieser diente ursprünglich nur als Tagzeichen für die Schiffahrt und wurde erst im 1. Jahrhundert n. Chr. auch zur Nachtzeit befeuert, um dann allerdings mindestens bis ins 12. Jahrhundert hinein mit geringer Unterbrechung als Leuchtturm zu dienen. Der arabische Reisende Edrisi beschreibt ihn im 12. Jahrhundert in seiner Geographie eingehend und fügt ausdrücklich hinzu: „Man brannte dort bei Tag und Nacht Feuer, um den Schiffern auf ihren Reisen als Zeichen zu dienen.“ Dann nennt uns dieser Autor auch „unten aus Stein und oben aus Kupfer vom Helden Herkules gebaute Leuchttürme“ an der Meerenge von Gibraltar, die aus römischer Zeit stammten, aber damals kein Feuer mehr trugen. Noch 941 stand ein Leuchtturm des Altertums am Ausgang des Bosporus ins Schwarze Meer auf der europäischen Seite im Dienst, wie uns der um 1100 in einem Höhlenkloster bei Kiew lebende russische Chronist Nestor berichtet. Die ersten Leuchttürme des Mittelalters waren der 1157/58 von den Pisanern auf der Insel Meloria und um 1200 von den Lübeckern errichteten von Travemünde und auf Falsterbo. Erst in der Gegenwart sind diese wichtigen Hilfsmittel der Seefahrt voll zur Geltung gekommen und haben verschiedenlange und -farbige Blinkfeuer erhalten, so daß sie leicht voneinander unterschieden werden können.

Alle die hier angeführten, schließlich recht großen, vom 19. Jahrhundert an mit Dampf betriebenen Segelschiffe, die schließlich zu reinen Dampfschiffen von gewaltigen Dimensionen wurden, sind auf höchst bescheidene Anfänge zurückzuführen, die wir heute noch bei den Naturvölkern im Gebrauch finden, so daß wir die Entwicklung vom Einfachen zum Komplizierten in diesem Falle sehr wohl verfolgen können. Der ausschließlich das feste Land bewohnende Mensch hat zuerst an seichten, ruhigen Seen, dann an Flüssen und erst zu allerletzt im Meer, an dessen Küste keine starke Brandung herrscht, auf vom Sturme ent-

wurzelten und später auf von ihm gefällten Baumstämmen reitend sich, der Möglichkeit zu Ertrinken zum Trotz, auf das zunächst für ihn so gefährliche Wasser begeben, um sich darauf, mit den Händen rudernd, zu bewegen. Solche allereinfachste Fortbewegungsmittel auf dem Wasser werden gelegentlich heute noch verwendet. So umschwärmten zu Beginn der 1880er Jahre die Papuas der Nordküste Neuguineas auf Baumstämmen reitend das deutsche Expeditionsschiff „Samoa". Dabei bedienten sie sich schon nicht mehr der Hände als der natürlichen Ruder, sondern benutzten Stäbe, die nur am unteren Ende schaufelförmig verbreitert werden mußten, um höchst zweckmäßige Ruder zu liefern. Solche Ruder sind ja nichts anderes als die Nachbildung des Armes und der Handfläche, mit deren Hilfe sich nicht nur der auf einem Baumstamm im Wasser reitende Mensch weiterbewegt, sondern auch der ins Wasser gefallene durch Schwimmen zu retten sucht. Auf einfachen Hölzern schwimmend pflegen heute noch polynesische und andere Inselbewohner teils ihre Schwimmkünste im Kampfe mit der Brandung zu zeigen, teils bei der Landung fremder Schiffe an diese heranzukommen. Am oberen Nil bewegen sich die Eingeborenen auf etwa 2 m langen und 15 cm breiten Stämmen des außerordentlich leichten Ambatsch (Herminiera elaphroxylon) reitend und sich mit Händen und Füßen vorwärts treibend. Während der Wasserfahrt werden Kleider und Waffen auf dem Kopfe getragen; ist man aber ans Ziel gelangt, so wird das leichte Schwimmholz auf die Schulter genommen und, wenn nötig, bis zum nächsten Wasser über Land getragen. Auch kleine Flöße werden aus Ambatschstämmchen hergestellt, und der Eingeborene bewegt sich dann stehend darauf und schiebt sich mit einer Stange über die untiefen Stellen, an denen die Strömung nicht sehr stark ist. Auf ähnlichen, aber wegen des weit schwereren Holzes, das sie dazu verwendeten, größeren Flößen fuhren die alten Neuseeländer den Küsten entlang, ebenso die Bewohner der Westküste Südamerikas auf solchen, die aus Rohrbündeln zusammengesetzt waren. Etwas tragfähiger als diese letzteren sind die Katamarans von der Koromandelküste Vorderindiens. Eine Zwischenform zwischen Floß und Schiff sind die Balgflöße Nubiens, Mesopotamiens und Indiens, bei denen mit Luft aufgeblasene Tierhäute einzeln als Träger dienen und auch zu Flößen zusammengebunden werden. In Mesopotamien sind sie seit uralter Zeit neben den großen, runden, geflochtenen und mit Asphalt verdichteten Kübeln im Gebrauch, die allerdings außerordentlich leicht ins Drehen geraten und einem infolgedessen leicht übel machen.

Die Ausgangsform des Schiffes ist der zum Zwecke der Aufnahme des Menschen und seiner Habseligkeiten mit Hilfe von Feuer ausgehöhlte Baumstamm, der dadurch, indem der Schwerpunkt weiter nach unten verlegt wurde, auch eine bedeutend größere Stabilität erhielt. Selbst in Europa hat sich diese Urform des Bootes, die in 3,5, ja bis 10 m Länge schon in der jüngeren Steinzeit in Gebrauch war, wie uns gelegentliche Funde beweisen, auf entlegenen Seen bis in die Gegenwart gerettet. Ein Einbaum ist seinem Wesen nach auch das malaiische Boot, nur daß es sich hier im stürmischen Meer zur Erlangung der nötigen Stabilität zu einem Doppelboot oder zu einem Boote mit Ausleger entwickelte. Bei letzterem sicherte man sich vor dem Umschlagen auf hoher See dadurch, daß man einen kleinen Stamm an zwei Verbindungsstücken mit dem Einbaume verband, ihn so seitlich verlängerte, ihm dadurch eine weitgehende Stabilität verlieh und gleichzeitig einen größeren Raum zur Belastung gewann. Auf ihm wurde gleichzeitig ein großes Mattensegel angebracht, das das Fahren mit dem Winde ermöglichte und so das Rudern überflüssig machte. Noch weit mehr Raum gewann man mit den Doppelbooten, indem man die Verbindungshölzer derselben mit Brettern belegte und so eine oft recht große Plattform gewann, auf welcher zahlreiche Krieger Platz finden konnten. Das Doppelboot, das noch zu Cooks Zeiten im 18. Jahrhundert in Polynesien sehr gebräuchlich war, ist dort heute kaum mehr vorhanden. Bei den Malaien Indonesiens ist es durch die schwere Prauh verdrängt worden, die sich ihrerseits aus dem Vorläufer der chinesischen Dschunke entwickelte. Es sind dies größere Plankenboote, deren Anfangsformen schon die Polynesier und Mikronesier besitzen. Sie mußten sich dazu bequemen, ihre Boote aus mehreren Planken zusammenzusetzen, da ihre Inseln, die vorzugsweise schlanke Kokospalmen tragen, kein für die Herstellung eines Einbaumes passendes Holz tragen. Bei den alle ihre Holzgegenstände, auch die Fronten der Häuser, die Ruder usw. kunstvoll mit Schnitzereien verzierenden Neuseeländern waren Bug und Heck ihrer großen, aus Brettern gezimmerten Kriegsschiffe mit allerlei Figuren geschmückt, vorn am liebsten mit einem grimmig dreinschauenden, den Mund aufreißenden und die Zunge herausstreckenden Idol, da wo auch unsere heutigen Schiffe noch das „Gallionbild“ zu tragen pflegen.

Die Erfahrung, daß eine vom Winde geblähte Matte an einem Mast befestigt die Bewegung des Schiffes fördert, mußte von Menschen, die mit einem Mantel bekleidet im Kahne standen, leicht zu machen

sein, wie jeder schwimmende Baumstamm den Menschen zur Fahrt einlud und die Erfindung des Einbaums nahelegte. So hatten schon die Kriegskähne der Neuseeländer teilweise Segel. Ein solches bestand aus einer Matte, die zwischen zwei Stäben quer über das Schiff gespannt war. Da es nicht drehbar war, erlaubte es nur vor dem Winde zu segeln und nicht zu kreuzen. Drehbare Segel besaßen dagegen schon die ältesten Ägypter, um auf ihren schlanken Schiffen die treibende Kraft des Windes neben den Rudern auszunutzen. Dazu stellten sie einen mit Stricken aus Flachs oder Papyrus gegen den Wind gehaltenen Mastbaum auf, an dem sich das zwischen zwei Rahen gespannte Segel aus Leinwand bewegte. Ihre Schiffe besaßen schon ein Steuerruder hinten und an beiden Enden eine durch eine Galerie geschützte Erhöhung, die Andeutung der Kastelle der späteren Kriegsschiffe. Von den Ägyptern ist in der Folge der Schiffbau der Phönikier weitgehend beeinflußt worden, und diese wiederum beeinflußten darin die Griechen und diese die Römer, wie wir zuvor sahen.

Parallelerscheinungen zum primitiven Einbaum sind das Rinden- und Fellboot. Die Kanus der Australier und vieler Südamerikaner sind ganz einfach aus einem großen Stück Rinde dadurch gewonnen worden, daß man dieses an den Enden zusammenbog und mit Bast festband, in der Mitte aber durch eingeklemmte Holzspreizen auseinanderhielt. Die Indianer Britisch-Nordamerikas überziehen ein sehr sinnreich erdachtes Gerüst aus Stecken mit zusammengenähter Birkenrinde, wie die Eskimos in Ermanglung von Rinde Seehundsfelle dazu verwenden. So kamen sie zu ihrem allseitig geschlossenen Kajak, aus welchem nur ihr Oberkörper herausschaut. Darin können ihnen selbst die größten Sturzwellen nichts anhaben; üben sich doch die sich zur Jagd damit ausbildenden Männer von jung auf, mit ihrem schmalen Fellboot, mit dem sie gleichsam verwachsen sind, sich freiwillig nach Belieben durch das Wasser hindurch um die Längsachse zu drehen und wieder aufzurichten, um dies dann im Notfall zu ihrer Lebensrettung tun zu können. Die Eskimofrauen dagegen bedienen sich des bedeutend größeren und offenen Umiak, in welchem die zusammengenähten Felle um ein Gerüst aus Holzplatten gespannt sind, wie die Prärieindianer Nordamerikas zum Übersetzen der Flüsse runde Fellboote einfachster Bauart benutzten.

Wie das älteste Schiff aus einem vom Winde entwurzelten schwimmenden Stamm bestand, auf den sich ein wagemutiger Mann schwang, um sich ein Stück weit flußabwärts treiben zu lassen, hat der Mensch zur

Fortbewegung auf der Erde zuerst die Schultern ihm durch Kriegsgefangenschaft leibeigen gewordener Menschen benutzt. Da sein Gewicht für einen Sklaven auf weite Distanzen zu groß war, ließ er sich von wenigstens zweien, die sich von Zeit zu Zeit ablösten, in der Weise tragen, daß er sich in eine an einer Tragstange befestigten Hangmatte legte. Unser Wort Hangmatte kommt vom englischen hammock, und dieses wiederum vom Aruakworte hamaca. Auf dem feuchten, von Ungeziefer aller Art wimmelnden Boden der Tropen sahen sich die Indianer, die keine Pfahlbauten, wohl aber teilweise, namentlich im Gebiet der ausgedehnten Überschwemmungen ausgesetzten südamerikanischen Flüsse, auf Bäumen errichtete Hütten besaßen, gezwungen, auf solchen zwischen zwei Bäumen gespannten Hangmatten zu schlafen,

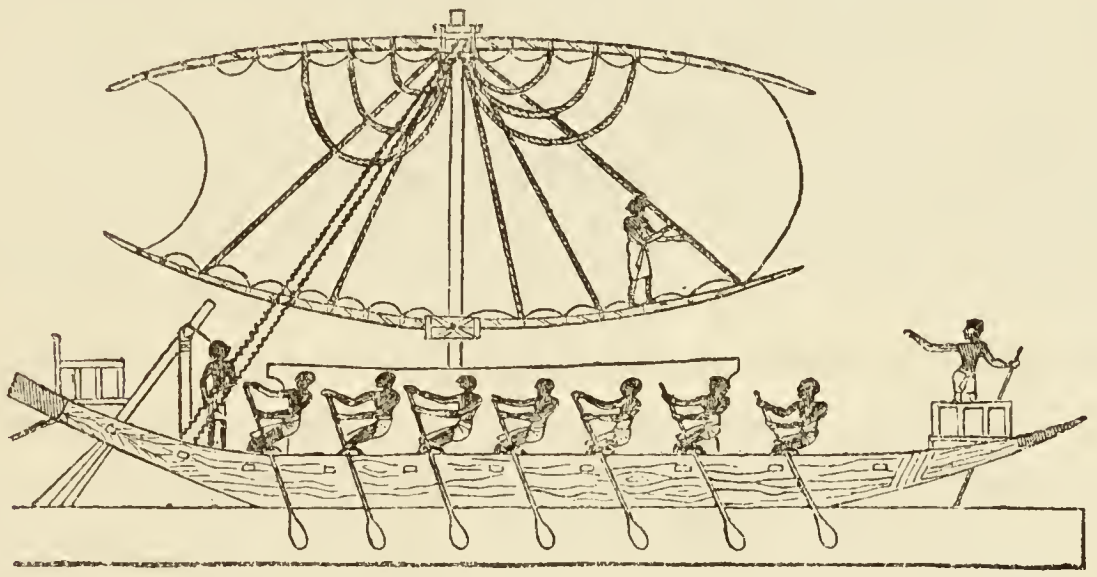


Bild 34. Altägyptisches Ruderschiff mit aufgemachtem Segel.

die die Kariben der Antillen aus Baumwollschnüren knüpften, die Aruaken dagegen aus Palmbast flochten. Hing man eine solche Hangmatte an eine Tragstange, so war das auch heute noch von vielen in den Tropen reisenden und nur schmale, durch den Urwald führende Pfade benutzenden Europäern beliebte Tragbett, durch eine sesselartige Vorrichtung, die an zwei Stangen befestigt wurde, aber der Tragstuhl erfunden. Ersteres lernten wir in den luxuriösen Sänften der alten Griechen und Römer kennen, die schon die alten Ägypter, Babylonier und übrigen Vorderasiaten bei prunkvollen Empfängen an den Höfen benutzt hatten, letzterer aber ist als Palankin bei allen Bewohnern Süd- und Ostasiens das dort heute noch allgemein übliche Beförderungsmittel für vornehmere Reisende. Aus einem solchen Tragstuhl und nicht aus einem Tragbett, wie es die Römer gebrauchten, hat sich die bei den vornehmen Europäern besonders im 18. Jahrhundert so beliebte Sänfte entwickelt, die damals in den Städten mit

engen Gassen an Stelle der noch nicht gebräuchlichen geschlossenen Wagen als Transportmittel für besonders vornehme Damen diente.

Noch beliebter als zum Tragen der Menschen ist der Tragstock zum Transport von allerlei Waren zu Lande. Er ist für Ostasien und große Teile Afrikas charakteristisch. Bei ihm ist es selbstverständlich, daß er auf den Schultern getragen wird. Körbe dagegen werden vielfach auf den Rücken gehängt, wie Gefäße mit Wasser und andere Lasten auf dem Kopfe getragen. Viele Afrikaner und Amerikaner benutzen die Stirne als Widerlager von auf dem Rücken getragenen Lasten. Die Ausnutzung der Tierwelt zum Tragen von Lasten oder des Menschen selbst ist nicht allgemein. Hier fallen außer ganz Afrika, soweit Neger wohnen, vor allem Australien und die Südsee, wo überhaupt solche zum Tragen verwendbare Haustiere fehlten, aus. Die Bewohner Amerikas haben im Süden nur Lama und Alpaka, im Norden Hund und Pferd, welch letzteres ihnen durch die Europäer zukam, benutzt; diejenigen Asiens dagegen verwendeten außer dem Hund und Renntier zum Ziehen der Schlitten im Norden, Pferd, Elefant, Kamel, Esel, Yak, Ziege und Schaf. In den Tundren, Steppen, Wüsten und auf den Gebirgen beruht die raumbeherrschende Macht des Menschen noch immer auf der Trag- und Zugkraft dieser Geschöpfe, die er zu ihm unentbehrlichen Haustieren erhob.

Außer zum Tragen hat er diese teilweise auch zum Ziehen von Lasten oder Menschen verwendet. Die älteste Art solcher Fortbewegung ist das teilweise noch heute gebräuchliche Schleifen, das im Norden, wo die Erde während des größten Teils des Jahres mit Schnee bedeckt liegt, zum Schlittenfahren ausgebildet wurde, während es im Süden, wo die Reibung auf der bloßen Erde zu groß ist, zum Fahren auf Rädern führte. Beim Schlitten genügten zur Verminderung der Reibung zwei Kufen mit sie verbindenden Querhölzern, während beim Wagen das tragende Gestell auf einer horizontalen Achse vermittelst zweier, später auch vier Räder lief. Die Achse mit zwei daran befestigten Rädern ist ganz einfach eine naheliegende Weiterbildung der schon in der jüngeren Steinzeit zum Wälzen der großen, zu Grabbauten innerhalb des Gebietes der megalithischen Kultur verwendeten Steine dienenden Rundhölzer. Als solche dienten kleine, geradegewachsene Baumstämme, über die man die Last schob, wobei man die beim Vorwärtsbewegen hinten freiwerdenden Walzen nahm und vorne unterlegte. Schnitt man nun zwei Scheiben aus einem dickstämmigen Baum, die man mit einer Achse beweglich ver-

Hindu mit dem an der Malabar-Küſte üblichen Zebugeſpann.

Anlegeplatz der Boote vor einer befeſtigten chineſiſchen Stadt.

Übersetzen über den Malagarati-Fluß in Deutsch-Ostafrika auf Einbäumen.
(Nach einer Photographie von Generaloberarzt Prof. Dr. Steudel.)

Malaien im Innern Sumatras beim Aushöhlen eines Baumstammes, aus welchen ein Boot hergestellt werden soll.

Von Negern aus Lianen hergestellte Hängebrücke über einen Fluß in Kamerun.

Eine andere Hängebrücke aus Lianen in Kamerun, die zeigt, wie das eine Ende auf einer Leiter erklommen wird.
(Beide Aufnahmen von Cl. Schultze.)

Von den Eingeborenen hergestellte Brücke über den Kunkumbu bei Mangu (Togo).

band, und worauf man ein Gestell zum Tragen von Waren oder Menschen befestigte, so war der Wagen erfunden. Dazu bedurfte es nicht erst der Kenntnis des Spinnwirtels, auf den Ed. Hahn — gewiß mit Unrecht — die Erfindung des Rades zurückführt. Nicht nur die älteren indogermanischen Stämme, sondern auch die jüngeren, wie die Römer der älteren Zeit, besaßen Wagen mit solch massiven Scheibenrädern, von letzteren tympana genannt. Noch die Germanen der Völkerwanderungszeit führten ihre Habe auf solchen, allerdings in der Regel schon vierrädrigen Wagen mit massiven Holzscheiben, mit sich auf ihren Wanderungen, die, noch kaum geschmiert, weithin ein quietschendes Geräusch beim Fahren verbreiteten. Sonst kam teilweise schon zur Bronzezeit das aus einzelnen, an einer zentralen Nabe und außen an einem Holzring befestigten Speichen bestehende, zusammen-

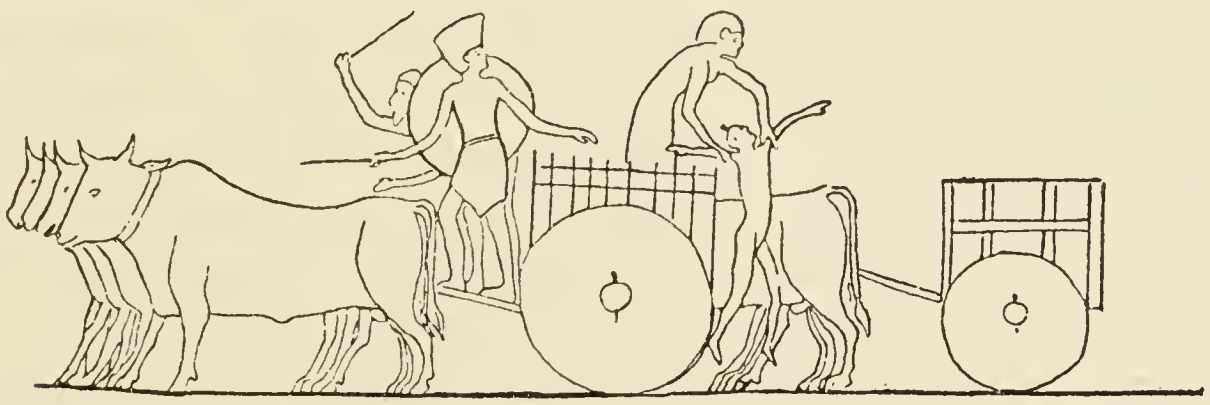


Bild 35. Ochsenwagen mit Scheibenrädern der Takkari (vielleicht Teukrer?) um die Verwundeten nach der Schlacht zu bergen (altägyptische Darstellung).

gesetzte Rad auf, das in der Folge, weil viel leichter und dennoch solid, auch für raschere Fortbewegung viel zweckmäßiger, das massive Scheibenrad bald ganz verdrängte. Dabei führte der Weg vom älteren Scheibenrad zum jüngeren Speichenrad über das ähnlich wie ein Faßboden aus einzelnen Holzstücken zusammengefügte und durch Querhölzer verfestigte Querholzrad. Beim Speichenrad, das sich vermittelst der Nabe um die Achse drehte, verstärkte man die Nabe durch ein beiderseits über die Scheibe vorstehendes röhrenartiges Stück, den sogenannten Haufen und sicherte so dem Rade einen ruhigeren Gang.

War schon das Scheibenrad vielfach als Symbol des Sonnengottes heilig, so war es dieses durch die radiären Speichen erst recht an die strahlende Sonnenscheibe erinnernde neue Rad noch viel mehr. So kann es uns nicht wundern, daß der sich darauf bewegende Wagen ursprünglich ein wichtiges Kultgerät zum Transporte von Idolen aller-

lei Art, besonders des einst weithin verehrten Sonnengottes war und uns in der Bronzezeit in kleinen Nachbildungen aus Erz in einigen Nekropolen entgegentritt. Wohl das älteste solche auf Räder gestellte Kultbild ist der im Kopenhagener Museum befindliche berühmte Sonnenwagen von Trundholm auf Seeland, Dänemark. Er soll nach Sophus Müller eine südskandinavische Arbeit der älteren Bronzezeit sein, was wohl etwas zu früh angesetzt ist. Er besitzt im ganzen sechs Räder mit kreuzförmig gestellten Speichen; auf vier Rädern läuft das Pferd und auf zweien die goldplattierte Sonnenscheibe. Dieser kleine Sonnenwagen ist zweifellos eine eherne Nachbildung eines älteren hölzernen Vorbildes von großem Format, das bei den Sonnenfesten in feierlichem Zuge herumgefahren wurde. Solche Kultwagen waren bei den älteren Indogermanen allgemein im Gebrauch. Aber auch bei deren späteren Abkömmlingen finden wir mancherlei Überreste dieser alten Sitte. So befand sich nach Herodot im Zuge des Perserkönigs Xerxes das Bild der obersten Gottheit, eben des Sonnengottes, auf einem von acht Pferden gezogenen Wagen, hinter welchem der König seinen Platz hatte. Die Goten führten noch im 4. Jahrhundert n. Chr. ein hölzernes Idol auf einem Lastwagen auf ihren Zügen mit sich, und bei den Germanen des Tacitus bestand derselbe Brauch. Dabei wurde der von Rossen gezogene heilige Wagen von Priestern und Fürsten geleitet. Nach demselben römischen Autor wurde in Nordgermanien im ersten Frühling der von Kühen gezogene Wagen der Fruchtbarkeitsgöttin Nerthus durchs Land gefahren und danach der Wagen, das Idol und die Kleidung desselben in einem See gewaschen. Auch im Hauptheiligtum der kleinasiatischen Fruchtbarkeitsgöttin Ma zu Gordion in Phrygien stand der heilige Wagen derselben, auf welchem das Kultbild der Göttin bei hohen Festen in feierlichem Zuge herumgefahren wurde. Als in der Kaiserzeit der Kult dieser Göttin nach Rom verpflanzt wurde, pflegte man auch dort das Idol derselben auf einem Wagen herumzuführen und dann zu baden.

Andere Nachbildungen in Bronze von großen Kultbildern in Holz stammen aus Bosnien und den Ostalpen. Letzteres gehört der Hallstatt- oder älteren Eisenzeit an und stellt vermutlich auch eine Fruchtbarkeitsgöttin, umgeben von bewaffneten Kriegern zu Fuß und zu Pferd dar und lief wie das erstgenannte mit der Darstellung von zwei entenartigen Vögeln übereinander auf vier Rädern mit je acht Speichen. Von den Gottheiten ging dann der heilige Wagen zunächst auf die Fürsten über. So waren auch die beiden vierrädrigen Wagen mit

reichen, zum Teil sinnbildlichen Bronzebeschlägen, welche in einem Torfmoor bei Dejbjerg an der Westküste Jütlands gefunden wurden und von denen der eine fast ganz zusammengesetzt werden konnte, solche fürstliche oder göttliche Fest- und Prunkwagen. Sie hatten inmitten des hochstehenden länglichen Wagenkastens einen quadratischen Stuhlsitz für den Lenker oder ein dessen Platz einnehmendes Götterbild. Oskar Montelius in Stockholm setzt diesen Fund noch in die vorrömische Eisenzeit. Bei den Griechen erscheint der Wagenstuhl oder Wagenkasten auf alten Vasenbildern als Schildzeichen von Göttern und Heroen, und bei den Römern war der kostbar verzierte Amts- und Ehrenstuhl der höchsten Würdenträger, zuerst der Könige und dann der Konsuln und anderer hoher Staatsbeamter, wie schon der Name sella curulis sagt, ursprünglich ein Wagenstuhl. Es war der Sitz des Wagens, auf dem einst die Könige durch die Stadt Rom fuhren und von dem herab sie Recht sprachen. Erst später ist dann der vierrädrige Wagen für andere Vornehme und zuletzt erst für bürgerliche Leute in Anwendung gekommen. Schließlich haben nomadische Hirtenstämme statt in leicht abbrechbaren Zelten, wie heute die wandernden Zigeuner oder Kesselflicker, ständig auf Wagen gewohnt. Solche hamaxóbioi, d. h. „auf Wagen Lebende“, wie die Griechen sie nannten, waren die taurischen Skythen, von deren Wagen der berühmte griechische Arzt Hippokrates, der in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. Skythien selbst bereiste, sagt, sie seien wie Häuser gebaut gewesen mit soliden Dächern gegen Schnee, Regen und Wind. Diese vierrädrigen Hauswagen wurden von zwei bis drei Rinderpaaren gezogen. Eine genauere Anschauung von deren Bauart gewähren uns einige kleine tönerne Nachbildungen, die in Gräbern der Krim gefunden wurden. Es sind vierrädrige Wägelchen mit massiven Scheibenrädern. Den untern Teil des Wagenkastens bildet eine länglich-viereckige Lade. Darüber erhebt sich bei einem Stück ein hohes Zelt mit kleinen viereckigen Öffnungen vorn und hinten, bei einem andern eine blachenförmige Hütte, mit Leder oder Filz gedeckt. Auch Tacitus sagt vom germanischen Stamme der Sarmaten, daß sie solche Wagenbewohner seien. Als ein solches Wagenvolk erscheinen auch die ersten mit Kelten vermischten Germanen beim Einfalle der Cimbern und Teutonen im Jahre 113 v. Chr. und zur Zeit Strabons andere Stämme in Germanien. Auf der Siegessäule Mark Aurels in Rom sehen wir wandernde Germanenstämme mit ihren Wagen, ebenso auf dem Monument von Adamklissi in Mösien,

dem heutigen Bulgarien, wo die Römer bei der Eroberung des Landes um die Wende der christlichen Zeitrechnung neben Kelten auch germanische Bastarner wohnend fanden. Rohe Darstellungen von vierrädrigen Wagen, deren Räder bereits Speichen besitzen und die von Rinderpaaren gezogen werden, finden sich in den Felsenbildern der Bronzezeit Schwedens. Ähnliche, noch rohere Zeichnungen solcher Wagen sind auf westpreußischen und westungarischen Urnen der frühen Eisenzeit eingeritzt.

Da der Wagen bereits Wege voraussetzt, ist er nur da anzutreffen, wo es solche gibt. Sein Hauptgebiet ist Europa, wo der Norden und die Mitte den vierrädrigen Wagen, der Westen und Süden aber den zweirädrigen Karren bevorzugen. In Asien ist er in Vorderindien, auf Sumatra und Java, in den Lößgegenden Chinas und in der Mandschurei wichtig. In letzteren Gegenden ist aber ein schiebkarrenartiges Beförderungsmittel für Waren, Tiere und Menschen mit einem ziemlich großen Rade vorn weit häufiger im Gebrauch. Hinten werden die Griffe in einem Tragriemen über der Schulter des Kärrners befestigt, was sehr wichtig ist, da die Arme auf die Dauer das Gewicht nicht allein zu tragen vermöchten. Auf diesem Reiseschiebkarren wird die Fracht seitlich links und rechts mit ausgeglichenem Gewicht befestigt. Für raschen Transport von Menschen, in erster Linie Europäern, finden wir in Japan und den Hafenstädten Ostasiens die von einem Amerikaner erfundene Jinrischka, ein leichtes zweirädriges Wägelchen mit Verdeck, das in Ermanglung von Zugtieren von einem Menschen, und zwar stets von einem kräftigen Manne, gezogen wird. In Afrika ist der Wagen im Gebiete der aus Holland stammenden Buren im Süden in Form des von 20 und mehr Ochsen gezogenen schweren Planwagens vertreten. In Amerika haben ihn die Weißen ebenfalls eingeführt, doch tritt er in Mittel- und Südamerika vor dem Saumverkehr, in Nordamerika vor der Eisenbahn zurück. Auch in unsern Städten wird er mehr und mehr von den Eisenbahnen, elektrischen Straßenbahnen und Automobilen verdrängt.

Was wir heute Post nennen, dient den Interessen des Handels wie den rein gesellschaftlichen Bedürfnissen, und beide haben ihren Anteil an der Entstehung und dem Fortschritte des Postwesens. Auf niederer Kulturstufe sendet man Botschaften durch eigene Gesandte, bis dann beim Entstehen eines geregelten Handelsverkehrs die Kaufleute zugleich Boten und Briefbeförderer werden. Ihnen nimmt dann der Staat in höheren Kulturzuständen den Briefverkehr ab, um

ihn als Monopol auszuüben. An die Stelle des Boten oder Händlers, der die ganze Entfernung zwischen Absender und Empfänger zurücklegen muß, tritt ein System von untereinander verbundenen Vermittlungsstellen. Im großen Stil scheinen, wie wir sahen, die alten Perser diese Einrichtung zuerst durchgeführt zu haben, allerdings nur für den Gebrauch der Regierung, also zu rein sozialen Zwecken. Außer der persönlichen Meldung hat man schon frühe sich auch durch Signale zu verständigen gewußt. Auf weithin sichtbaren Höhen zündete man große Feuer an. In den verhältnismäßig windstillen Steppen Australiens waren Rauchsignale üblich; in Westafrika und Neuguinea verständigt man sich mit Trommelschlag, anderswo durch aufgesteckte Zeichen. Es sind das die Anfänge der Telegraphie, die erst im 19. Jahrhundert in Europa aufkam. Dort hatte zwar der Franzose Chappe schon 1793 einen mechanischen Telegraphen gebaut, der vermittelst dreier gegeneinander verstellbarer, weithin sichtbarer Balken Zeichen gab. Zwar hat man in neuester Zeit wieder durch Zuhilfenahme des Heliographen die optische Telegraphie für militärische Zwecke ausgebildet, doch wurde sie von den 1840er Jahren an durch die immer Vollkommeneres leistende elektrische Telegraphie für private und Handelszwecke verdrängt.

Während die Naturvölker sich in der Regel beim Passieren von Strömen an die Furten halten, sich gelegentlich auch auf Fährbooten übersetzen lassen, haben manche derselben auch leichte Brücken aus Lianen darüber zu legen gewußt. Solcher leichter Brücken bedienen sich beispielsweise die Neger im Innern Westafrikas. In Südasien bedient man sich zu demselben Zwecke vielfach des Rotang und Bambus; in Tibet aber und in den Anden Südamerikas überspannt man schmale Abgründe mit Tauen, an denen man sich und die begleitenden Tiere an Seilen in besondern Haltern hinüberzieht. Zu steinernen Brücken sind erst die Kulturvölker der Alten Welt gekommen. Die alten Griechen waren darin die Lehrmeister der Römer, die dann Brücken von äußerst solider Konstruktion in allen Teilen ihres Reiches errichteten. Für die Kulturvölker von heute bietet selbst die Überbrückung breiter Meeresarme keine allzu großen Schwierigkeiten mehr.

XIV. Das Geld.

Als wichtigstes Hilfsmittel des Handels und allen Verkehrs überhaupt ist uns das Geld ganz selbstverständlich. Und doch existiert es als Münze nur bei den Kulturvölkern. Die Naturvölker behelfen sich auf mancherlei andere Weise. Dabei unterscheidet Schurtz dem vermutlichen Ursprunge nach das nur innerhalb des Stammes geltende „Binnengeld“ von dem auch außerhalb desselben gangbaren „Außengeld“. Das Binnengeld entwickelt sich leicht aus den Geschenken an die Häuptlinge und Priester und aus den Strafzahlungen an die ersteren. Es besteht bemerkenswerterweise vornehmlich aus Schmucksachen und sonstigem privaten Wertbesitz, das ja das älteste persönliche Eigentum ist. Es liegt ja ungemein nahe, solchen Schmuck und andern ihm verwandten Privatbesitz als Geschenk dem anzubieten, dessen Zorn man besänftigen will, oder von dem man eine Gunst oder einen Dienst erwartet, der über das übliche Maß gegenseitiger Hilfeleistung hinausgeht. Ein solches Zahlungsmittel kursiert dann bei den Stammesgenossen und wird von ihnen selbst verfertigt, kann aber auch entweder als Rohstoff oder als fertiges Geld von Nachbarstämmen bezogen sein. So ist z. B. das Glasperlengeld der Palauinsulaner zuerst als Ware eingeführt worden, dient aber jetzt dort als typisches Binnengeld, das nur auf diesen Inseln selbst geschätzt wird, und mit dem man in keinem andern Teil der Erde etwas kaufen kann. Indem solches Binnengeld den Charakter eines Tauschmittels verliert, wird es zur reinen Verkörperung des Wertbesitzes, zum Schatz, den man sammelt, lediglich um mit seinem Besitz zu prunken, nicht weil er noch zirkulationsfähig wäre. Solches Schatzgeld sind die alten Matten auf Samoa, die mächtigen Rollen von Muschelgeld auf Neupommern, die Schädel Erschlagener und alte chinesische Vasen bei den Dajaks auf Borneo, die oft viele Zentner schweren mühlsteinartig durchbohrten Steine der Japinsulaner in Westmikronesien, die alten Bronzekanonen mancher malaiischer Stämme Indonesiens usw.

Eine Art des verbreitetsten Binnengeldes ist das Muschelgeld, das unter dem Schmuckgeld den weitesten Raum einnimmt und stellenweise, indem seine Wertschätzung nicht an die engen Schranken einzelner Stämme gebunden blieb, zugleich zum Handels-, also Außengeld wurde. Das beliebteste und am weitesten verbreitete Muschelgeld stammt von der fast nur von den Malediven im Indischen Ozean ausgeführten kleinen Kaurischnecke (Cypraea moneta), die seit alters in Bengalen, Hinterindien, China und den Philippinen das beliebteste Geld war, bis zuerst China an Stelle der Schnüre von Kaurischneckenschalen solche von aufgereihten, in der Mitte durchbohrten Messingmünzen und in den andern Ländern europäische Münzen eingeführt wurden. Dafür hat die Kauriwährung große Gebiete Afrikas erobert, so in Guinea und im westlichen Sudan, wohin diese Schneckenschalen erst durch die Araber, später auch durch europäische Händler massenhaft gebracht wurden. Daneben hat man auch die Schalen einer verwandten Schneckenart, der Cypraea annulus, von der ostafrikanischen Küste her in Guinea eingeführt. Diese Schalen werden entweder, ihrer ursprünglichen Bestimmung als Schmuck entsprechend, auf Schnüre gereiht oder in Körben abgemessen verhandelt. In manchen Gegenden Afrikas dient die Kaurischale noch jetzt ausschließlich als Schmuck, kursiert aber nicht mehr als Geld.

Sehr merkwürdige, gleichzeitig als Schmuck verwendete Arten des Muschelgeldes sind auf Neupommern und den benachbarten Inseln Melanesiens im Umlauf; es sind kleine, künstlich zugeschliffene und auf Fäden gereihte Scheibchen von Muschel- oder Schneckenschalen, deren Herstellung teilweise recht mühsam ist. Dieses Diwarra genannte Geld dient vorwiegend sozialen Zwecken, doch auch dem Verkauf innerhalb des Stammes, während es für den Fernhandel nicht zu gebrauchen ist. Melanesien ist überhaupt das klassische Land des Schmuckgeldes, wo Armringe aus Schalen großer Meeresschnecken, gekrümmte Eberzähne, Hundezähne und dergleichen als beliebtester Schmuck und zugleich Binnengeld dienen. Die an Schnurreihen aufgezogenen durchbohrten Muschelscheibchen dienen lediglich dem Handel mit Frauen und Schweinen, und die an den Enden der Stränge befestigten Schweinezähnchen geben kund, wie oft sie bei derartigen Geschäften schon den Besitzer wechselten. Die großen Diwarraringe brachte man bis zur Einführung des deutschen Geldes auf Neupommern im großen Männerhaus unter, wo sie als Zeichen des Reichtums aufbewahrt wurden.

Auch in Afrika kursierte einst ein einheimisches Muschelgeld in Angola und auf Fernando Po. Noch zahlreicher waren die Muschelgeldsorten Amerikas. Das berühmteste derselben war das Wampum der nordamerikanischen Indianer, aus dunkelvioletten und weißen durchbohrten Scheibchen bestehend, die aus der Schale zweier Muscheln (Fulgur carica und Venus mercenaria) geschliffen wurden. Zu Strängen aufgereiht oder zu breiten Gürteln zusammengesetzt, bildeten sie das beliebteste Tauschmittel, z. B. als Wergeld bei der Ablösung der Blutrache, oder dienten als Freundschaftszeichen und zur urkundlichen Bekräftigung bei Abschluß von Verträgen. Die Muster der Gürtel hatten dann eine bestimmte Bedeutung. So wurden die Wampumgürtel Dokumente der Stammesgeschichte oder Träger wichtiger Botschaften, die freilich erst von dessen Kundigen gedeutet werden mußten. In Nordwestamerika gab es Geld aus Muschelschalen (von Dentalium- und Haliotisarten), die an der Küste gefischt wurden. Anderes Muschelgeld fand sich bei kalifornischen Stämmen, und vereinzelt kam es in Yukatan und in Venezuela vor.

An die Stelle des Muschelgeldes treten beim Handelsverkehr mit den Kulturvölkern meist die Glasperlen, die dann zu Schmuck und Geld zugleich werden. Besondere Wertschätzung genießen darunter die sehr alten, aus vorgeschichtlichen Gräbern oder sonst aus dem Boden alter Niederlassungen ausgegrabenen Glasperlen, wie die Aggri genannten in den Golddistrikten West- und Südostafrikas, die, wie wir heute genau wissen, altägyptischen Ursprungs sind und in der zweiten Hälfte des vorletzten und in der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends durch die Handelsfahrten der Phönikier dorthin gelangten. Die auf den Palauinseln kursierenden alten Glasperlen scheinen dagegen venezianischen Ursprungs zu sein und deuten auch auf alten Handelsverkehr, dienen aber jetzt ausschließlich als Binnengeld. Solches findet man auch auf angrenzenden Inselgruppen der Südsee, wo solche alte Glasperlen geradezu als unveräußerliches Staatsgeld im Männerhause wie das vorgenannte Diwarra aufbewahrt werden.

Eine Zwischenstufe zwischen Schmuck- und Nutzgeld bietet das Kleidergeld. Die aus dem Bast des Papiermaulbeerbaums hergestellten Tapastücke sind in der Südsee vielfach ein geschätzter Wertbesitz und eine Art Binnengeld. In Afrika sind die schmalen Zeugstreifen, die auf den primitiven Webstühlen Westafrikas hergestellt werden, wie auch die breiten Baumwollstoffe, die in Nordafrika erzeugt und vielfach von den weithin Handelsreisen unternehmenden Haussas nach

Süden gebracht werden, solches Kleidergeld. In Europa waren Kleiderstoffe als beliebtes Zahlungsmittel zur Zeit der sächsischen Kaiser bei den Westslawen im Gebrauch. Wie bei vielen Indianerstämmen Nordamerikas liefen auch bei den Russen und Skandinaviern Pelze als Geld um. Auf Samoa, den Neuen Hebriden und am untern Kongo dienten demselben Zwecke geflochtene Matten.

Zunächst unabhängig vom sozialen oder Binnengeld entwickelte sich das Nutz- oder Außengeld. Als Erzeugnis des Handelsverkehrs zwischen verschiedenen Stämmen verlor es den Nachteil einer bloßen Tauschware erst dann, wenn es bei beiden Parteien die halb imaginäre, aber deshalb den Schwankungen des praktischen Lebens entzogene Wertschätzung des Binnengeldes erreichte. Es erscheint in unzähligen Formen bei den verschiedensten Völkern, da ja jede zur längeren Zirkulation geeignete Ware die Rolle eines Wertmessers und Tauschmittels spielen konnte. Wie das Muschel- und Perlengeld verdankten auch Gold und Silber ihre Wertschätzung ursprünglich nur dem Umstande, daß sie zur Herstellung von Schmuck und Prunkgeräten vorzüglich geeignet sind. Außer den vorgenannten Stoffen, Pelzen und Matten dienen in erster Linie eine Menge von Nahrungs- und Genußmitteln, die eine längere Haltbarkeit zeigen und sich teilen lassen, als beliebtes Außengeld. So vertraten in Lappland Käse, auf Island getrocknete Fische, in Tibet Walnüsse, im Somallande Datteln und an sehr vielen Orten Getreide die Stelle von Geld. Noch häufiger als einfache Nahrungsmittel sind Genußmittel als Nutzgeld beliebt. Das beliebteste derselben, weil physiologisch bei vorwiegender Pflanzennahrung durchaus für den Stoffwechsel nötig, ist das Salz, das bei den Hackbauern Afrikas in Form von Broten, in Abessinien aber in Gestalt wetzsteinartiger Stücke kursiert. Der in Ziegelform gepreßte Tee ist in einem großen Teile Hochasiens und Tibets die wichtigste Geldart. Der von einer Stechpalmenart herrührende Paraguaytee erfüllte früher dieselbe Aufgabe in einem großen Teile Südamerikas. Der Tabak dient in einem noch viel größeren Gebiet als Scheidemünze. Im alten Mexiko und bei den Majastämmen der Halbinsel Yukatan liefen Kakaobohnen als Geld um, und zwar nur die Bohnen einer minderwertigen Sorte, die fast gar nicht als Getränk verbraucht wurde. Anderwärts gelten Betel- und Kolanüsse, dann auch Opium als Geld, und unter europäischem Einfluß hat vielfach der Branntwein neben dem Schießpulver, billigen Baumwollstoffen, Messingdraht und Glasperlen die Aufgabe des Geldes übernommen.

Zuweilen kursiert die Ware gar nicht mehr als Geld, dient aber noch immer als Wertmesser, wie an der westafrikanischen Küste das Stück Baumwollstoff oder die Eisenbarre. Öfter noch kursiert das Eisengeld in Form von mehr oder weniger ausgearbeiteten Hackenblättern, Speerspitzen, Wurfeisen usw. So werden in Ostafrika jährlich etwa 150000 eiserne Hacken auf den Markt von Tabora gebracht, um größtenteils nicht unmittelbar in der Landwirtschaft verbraucht zu werden, sondern sich als Geld im Lande zu verbreiten. Auch das als Schmuckmetall so beliebte Kupfer kursiert in weiten Gebieten Afrikas als Geld, teils in Gestalt von Ringen, teils in Form von kreuzförmigen Barren, die besonders in einem großen Teile des Kongobeckens von Wichtigkeit sind. Aus solchem Schmuckmetall haben sich dann die Münzen entwickelt, die vielfach, wie die noch die Gestalt eines Messers aufweisenden älteren Münzen Chinas auf ihre Abstammung von Gebrauchsgegenständen aus solchem Metall hinweisen. Am beliebtesten war das Edelmetall in Ringform, das man auf sich trug und das man in Tausch für die zu erlangende Ware geben konnte. War das Ganze zu viel, so hieb man kurzerhand mit dem Schwert ein Teil davon ab, um es als Gegenwert des zu kaufenden Gegenstandes abzugeben. Bei Wertmetallen war das aber eine zu rohe Art zu bezahlen; da bediente man sich der Wage zum genauen Abwägen des zu gebenden Teiles. So wurden die in ganz Westasien wie in Ägypten als Geld kursierenden Ringe aus Gold und Silber, wie uns altägyptische Darstellungen zeigen, beim Kaufe genau abgewogen. Dieses jeweilige Wägen war aber sehr umständlich. So kam man zuerst in Kleinasien auf den glücklichen Gedanken, Stücke solcher Ringe, die genau abgewogen waren, durch Aufdrücken eines Stempels als solche zu kennzeichnen. Der auf sie aufgedrückte Stempel tat kund, daß ihr Verfertiger sich für deren Echtheit und Vollwertigkeit verbürgte und sich bereit erklärte, sie jederzeit zum angegebenen Werte selbst zu übernehmen. So fiel das für den täglichen Verkehr zu umständliche und zeitraubende Wägen hinweg. Dabei wurde erklärlicherweise die runde Form als die bequemste an den Münzen besonders beliebt.

Die ältesten Münzen der Welt sind im 7. Jahrhundert v. Chr. im goldreichen Lydien in Kleinasien geprägt worden, und zwar aus dem Elektron, einer natürlichen Verbindung von Gold mit etwas Silber, von hellerer Farbe als reines Gold, das sich in dem im ganzen Altertum durch seinen Goldreichtum berühmten Flusse Paktolos und in den Bergwerken des Tmolos und Sipylon fand. Darin waren 73 Teile

Gold auf 27 Teile Silber enthalten. In Griechenland, das diese lydische Erfindung zuerst von allen Nachbarvölkern bei sich einführte, wurde zuerst Silber geprägt, das zum Elektron in das Verhältnis von 1:10 gesetzt wurde. Münzen von reinem gelben Gold — nicht Elektron — treten erst später, etwa im 6. Jahrhundert, auf und man nimmt an, daß zuerst der lydische König Kroisos (Krösus) sie prägte. Sie verhielten sich anfangs zu den Silbermünzen wie 14:1. Kupfermünzen kamen erst im 5. Jahrhundert auf, und zwar erschienen sie zuerst im Westen, in Großgriechenland, als ein Entgegenkommen, eine Anpassung an die Bewohner Italiens nichtgriechischer Abkunft, da bei diesen das Kupfer als Wertmesser diente. Ein Wappen auf der einen Seite der Münze genügte zunächst, um deren Echtheit und Herkunft anzuzeigen. So sind die ältesten lydischen Elektronmünzen nur auf einer Seite mit einem viereckigen Stempel, dessen Abdruck man noch neben dem Wappen erkennen kann, gezeichnet. Die Rückseite zeigt anfänglich nur den Abdruk der Unterlage, auf der die Münze durch Hammerschläge gestempelt wurde. Später hat man auch diese durch das Anbringen eines Tieres oder sonstigen Symboles verziert. Dann erhielt die Vorderseite den Kopf irgend eines Gottes und später, als schon bei Lebzeiten vergöttlichte Könige die Münzen prägen ließen, ihren eigenen Kopf. Erst zuletzt kam eine Inschrift dazu, die im Genitiv des Einwohnernamens oder des Königs, der sie prägte, gehalten ist. So schrieb man z. B. Athēnaiōn, d. h. der Athener, oder Philippu, d. h. des Philipp, also Münze des so und so. Doch war die Inschrift, die vielfach abgekürzt wurde, gar nicht nötig, um sie als solche zu kennzeichnen, da jeder Prägeort sein bestimmtes Wappen hatte, das sofort über die Herkunft des Stückes Zeugnis ablegte.

Die anfänglich noch ungeschickten Münzbilder wurden in Griechenland mit der Zeit zu höchster Schönheit gebracht. So gehören die schönsten griechischen Münzen dem 5. und teilweise noch dem 4. Jahrhundert v. Chr. an; es sind dies besonders sizilische, elische, thessalische und arkadische. Dabei gaben sich die Staaten, die im Rufe standen, weniger gebildet zu sein, die größte Mühe in bezug auf die Schönheit der Prägebilder. Das gebildete Athen setzte in archaistischer Darstellung den Kopf der Stadtgöttin Athene auf die Vorder- und den ihr heiligen Vogel, die Eule, auf die Rückseite. Andere Städte setzten den Kopf des Gottes Apollon auf die Vorder- und eins seiner Attribute, wie die Leier oder den Dreifuß, auf die Rückseite, so Kroton in Unteritalien. Akragas setzte einen Adler, Kyme eine Muschel, Elea und

Massalia wie Milet einen Löwen, Sybaris und Poseidonia (das heutige Pästum) einen Stier, Himera (heméra = Tag) einen Hahn, Tarent einen auf einem Delphin reitenden Mann und Metapont, um die Fruchtbarkeit der Umgebung anzudeuten, eine Ähre. Im rossereichen Thessalien hatte die Stadt Larisa ein Pferd und Pharsalos einen Reiter, Korkyra eine Kuh, die ein Kalb säugt, Lokri einen kämpfenden Krieger, wahrscheinlich der Heros Aias, Phokaia als redendes Wappen einen Seehund (phóka). Von den ionischen Inseln hatte Chios eine Sphinx, Samos einen Löwenkopf, Knidos den Kopf der Aphrodite, Kos den Kopf des Herakles und auf der Rückseite dessen Symbol, die Keule, Rhodos, die Hauptstadt der Sonneninsel, den Kopf des Sonnengottes Helios und auf der Rückseite eine Rose (rhódon), Tenedos eine Doppelaxt als Symbol des Zeus. Weniger bedeutende Orte wechselten gelegentlich ihre Symbole, um durch die Schönheit neuer Typen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. So hatte die Stadt Zankle-Messana anfänglich einen Delphin in einer Sichel — letztere als Andeutung des sichelförmigen Hafens —, später einen Hasen und ein Maultiergespann. Die Münzen von Korinth, die vorn den Kopf der Aphrodite und hinten den Pegasus trugen und nach letzterem pégasoi genannt wurden, waren neben den athenischen, wegen der Eule auf der Rückseite glaúkes genannt, die in Griechenland am verbreitetsten.

Von den Griechen übernahmen dann die übrigen Kulturvölker des Altertums die Münzen. Da nun diese ursprünglich ein bestimmtes Gewicht darstellten, waren sie abhängig von den Gewichtssystemen der Völker, die die Münzen gebrauchten. Und da in Vorderasien diese Systeme von Babylon abhingen, hielt man sich bei der Schöpfung der Münzwährung an die dort übliche Sechszahl an Stelle der heute bei uns üblichen Zehnzahl. So betrug eine Talent 60 Minen, eine Mine aber — als sichtbarlich indogermanische, d. h. griechische Einführung — 100 Drachmen, die Drachme aber wieder 6 Obolen. Die Drachmen hießen an manchen Orten auch Statere, was sagen will, daß die Drachme die gebräuchlichste Münze war. Da nun die Drachme nicht überall dieselbe war — so wog eine euböisch-athenische Drachme 4,37 g, eine äginetische dagegen 6,28 g — so hatten die Wechsler (trapezítai) bei den Griechen viel zu tun. Unter den späteren Königsmünzen sind noch manche mit höchst charakteristischen Köpfen, von den Alexandermünzen an über die der Pergamener und Seleukiden bis zu denen von baktrischen Fürsten griechischer Nationalität. Die letzte wirklich schöne griechische Münze ist die mit dem Kopfe des Mithridates von Pontos,

der im Jahre 88 v. Chr. ganz Kleinasien eroberte, wo er alle Römer — etwa 80000 an Zahl — ermorden ließ, aber schon 84 alle in Asien gemachten Eroberungen an die Römer zurückgeben und 2000 Talente (= 9440000 Mark) Kriegsentschädigung bezahlen mußte. Die Römer nahmen von den süditalischen Griechen das Münzwesen an und prägten in Erinnerung dessen, daß damals die lebende Kuh die Werteinheit war, eine Kuh auf ihre ältesten Münzen, die, wie gesagt, aus Kupfer bestanden. Ihre Wechsler, die wie bei den Griechen in allen größeren Städten, wo ausländische Münzen zur Zahlung gelangten, ansässig waren, hießen argentarii, von argentum, Silber, d. h. Silbergeld, das im späteren römischen Reiche an Stelle der allzu großen und unhandlichen Münzen aus Kupfer das gebräuchlichste Zahlmittel war.

In der Folge erhielten die Deutschen das Münzwesen von der Römern und gaben es an die Slawen weiter. Als die Germanen mit der römischen Kultur bekannt wurden, bedienten sie sich noch in altertümlicher Weise des Tauschhandels, daneben aber auch schon des Edelmetalls, aber in ungeprägter Form, als Wertmesser. Die altüblichen Armringe, „Baugen", aus Silber oder Gold, werden in der Heldensage öfters als Geschenk gegeben, aber auch mit dem Schwert zerhauen und an mehrere verteilt. Neben römischen Münzen kursierten um die Wende der christlichen Zeitrechnung auch gallische bei den Germanen. Die Gallier hatten die Münzen von den Griechen der Stadt Massalia (Marseille) schon sehr früh kennen und das Edelmetall, das sie gruben, selbst zu solchen prägen gelernt, so daß schon vor der Invasion der Römer im ganzen von ihnen bewohnten Land diese Wertmesser üblich waren. Nach Tacitus nahmen die Germanen lieber Silber- als Goldmünzen an und bevorzugten vom römischen Gelde alte republikanische Sorten, die noch vollwichtiger waren; denn schon lange vor der Kaiserzeit hatte man dort begonnen, die Münze zu verschlechtern, so daß die älteste römische Münze, das As, das seinerseits wieder in Beeinflussung durch die Babylonier in 12 Unzen (unciae) zerfiel — es war ursprünglich von Kupfer im Gewicht eines römischen Pfundes (as = 1) gegossen und nicht geprägt, mit der Darstellung einer Kuh darauf — von 449—269 v. Chr. auf $^1/_5$ seines Wertes sank. Mit dem Beginne des 3. Jahrhunderts n. Chr. hat die unter Kaiser Severus zunehmende Münzverschlechterung unter dessen Sohn Caracalla schon sehr bedenkliche Dimensionen angenommen, indem er nicht nur Silbergeld mit 50—60 Prozent Kupfer legierte, sondern auch die Goldstücke bedeutend unter dem bis dahin üblichen Werte aus-

prägte. Auf diesem verhängnisvollen Wege folgte ihm Elagabal (218 bis 222) und verlangte obendrein die Bezahlung der Abgaben in gutem Golde, während die fiskalischen Ausgaben in der verschlechterten Münze geleistet wurden. Das schlechte Geld erhielt Zwangskurs, aber nichts konnte den Kaufmann hindern, das kaiserliche Geld nachzuwägen und seine Preise je nach dem Silbergehalt der Münze zu erhöhen. Dabei mußte die Falschmünzerei ein einträgliches Gewerbe werden. Entsprechend dem volkswirtschaftlichen Grundsatz, daß das schlechtere Metall das bessere aus dem Lande verdrängt, geschah es auch damals, daß die wertvolleren Gold- und Silbermünzen ins Ausland wanderten. Unter Gordian III. (240—244) enthielt die Silbermünze nur $^1/_3$ Silber und $^2/_3$ Kupfer, unter Gallienus (260—268) aber sank der Silbergehalt von $^2/_{10}$ auf $^5/_{100}$, unterschied sich also zuletzt nur sehr wenig von der Kupfermünze. Die Folge davon war, daß bald die Münzbeamten selbst den Staat betrogen, vor allem aber, daß die Beamten und alle, die ihre Einkünfte in dem wertlosen Gelde erhielten, auf Betrug und Erpressung angewiesen waren.

Erst mit der fränkischen Zeit begannen auch die Deutschen eigene Münzen zu schlagen. Neben dem Frankenkönig, der die Münze zum Regal erhob, gern auch minderwertige Münze prägen ließ und sie mit Zwangskurs in Umlauf brachte, ließen auch gotische, vandalische und langobardische Fürsten selbständig prägen, aber nur der römische Kaiser, also nach 476 der in Konstantinopel, hatte das Recht sein Bildnis den Münzen aufzuprägen. In merowingischer Zeit ist östlich des Rheins nur Regensburg als Münzstätte bekannt. Nach der karolingischen Zeit ging das Münzregal allmählich auch an die Territorialfürsten, später auch an die Reichsstädte über. So entstand das heillose Durcheinander, dem man immer wieder durch Münzgesetze und Münzkonventionen zu steuern suchte und das erst im 19. Jahrhundert durch den Bundestag, noch gründlicher durch das Deutsche Reich gehoben wurde. Im späteren Mittelalter konnte es vorkommen, daß man wegen der großen Kursschwankungen auf das Wägen des Edelmetalls zurückgriff. Falschmünzerei war mit Brandmarkung und Abhauen der Hand bedroht; aber straflos wurde sie von den Fürsten, seltener von den Städten ausgeübt. In Italien entwickelten sich im späteren Mittelalter die heute gebräuchlichen Formen der Geldwirtschaft, die in Ausdrücken wie Giro, Kontokorrent, Lombard sich heute noch italienischer Ausdrücke bedient. Auch das Wort Bankrott (von banca rotta, zerbrochene Bank) ist wie überhaupt Bank italienischen Ursprungs

und weist auf den alten Gebrauch hin, dem Wechsler, der nicht mehr bezahlen konnte, auf offenem Markte die Wechselbank zu zerbrechen. Von besonderer Bedeutung war die „Bank" von St. Georg in Genua. Überall war auch hier das Städtewesen das treibende Element.

Mit dem Vordringen der europäischen Kultur gelangte begreiflicherweise auch das europäische Geld zu den Naturvölkern und übte einen mehr oder weniger starken Einfluß auf die Wertanschauungen derselben aus. Bemerkenswert ist, daß man die metallenen Münzen zunächst nur als Schmuck schätzte und sie auch gern zu andern Schmucksachen weiter verarbeitete. Aus diesem Grunde hat es oft schwer gehalten, das europäische Geld in Kolonialländern als Umlaufsmittel einzubürgern, da es stets wieder aus dem Verkehr verschwand. Vielfach tritt auch insofern ein Rückschlag ein, als das Geld in seiner Eigenschaft als geprägter und garantiert richtiger Wertmesser nicht erkannt und wieder zu einer Art Ware wird, deren Wert man rein nach dem Gewicht bestimmt. In solchen Fällen zerkleinert man gern die Münzen, um auch geringe Werte abwägen zu können. So entsteht das Hacksilber, das einst in Osteuropa weit verbreitet war und auch heute noch zu finden ist. Wenn dann einmal eine geprägte Kulturmünze das Vertrauen primitiver Völker gewann, halten sie auch mit großer Zähigkeit an ihr fest und weisen Münzen ähnlicher Art, aber mit anderer Prägung, entschieden zurück. Auf diesem Wege hat der Mariatheresiataler, der mit der Jahreszahl 1780 in Wien und Genf massenhaft geprägt wird, sein ungeheures Verbreitungsgebiet erlangt, das immer noch große Teile Nord- und Mittelafrikas, sowie Südarabien umfaßt.

Ein imaginärer Wertmesser ist das Zeichengeld, das nicht erst auf höheren Kulturstufen als ein Surrogat des gemünzten Geldes auftritt, sondern schon früh als eine Abart des Binnengeldes erscheint; hat ja das letztere an sich schon einen halb eingebildeten oder konventionellen Wert, dem keine praktische Verwertbarkeit entspricht, da es aus dem Schmuck und Tand hervorging. Für Getreide oder getrocknetes Fleisch kann man immer wirkliche Werte als Gegengabe erhalten; daß aber jemand derartige Werte für Kauischneckenschalen oder selbst für Gold abgibt, beruht doch auf Übereinkommen und ist nichts weniger als selbstverständlich. Gewisse Arten des Binnengeldes haben auch eine mystische Bedeutung und infolgedessen für die Besitzer einen Wert, den Außenstehende weder begreifen noch anerkennen. Die Versuche, das umlaufende Bargeld systematisch durch Zeichengeld zu ersetzen, sind allerdings erst auf höheren Kulturstufen möglich. So wurden im mittel-

alterlichen Rußland die Felle von Pelztieren, die ursprünglich als Geld dienten, eingezogen und am Zarenhof aufgestapelt, während dafür abgestempelte Fellstückchen (Ohren) in den Verkehr gebracht wurden. In Mitteleuropa entwickelte sich mit der Zeit als bequem zu versendender Ersatz für Gold- und Silbermünzen die Banknote, durch welche sich der Staat und später auch ein bestimmtes Bankinstitut, das das Recht dazu erlangt hat, zur Bezahlung einer gewissen, darauf vermerkten Summe verpflichtet. Diese geht dann wie Geld von Hand zu Hand. Das älteste solche Papiergeld kam bei den Chinesen auf, die auch das erste Büttenpapier herstellten. Der Kaiser von China gab solches bereits gegen das 8. Jahrhundert aus, und der Venezianer Marco Polo beschreibt uns welches, das er in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der Mongolei sah. Es bestand aus Stücken Rinde des Papiermaulbeerbaums mit sehr zähem Bast und war mit dem Stempel des Großkhans versehen. In der Folge machten die Herrscher des mongolischen Riesenreiches den großartigsten Versuch, an Stelle von Gold- und Silbergeld, das massenhaft in ihrer Residenz aufgespeichert wurde, nach chinesischem Vorbild Papiergeld auszugeben, freilich ohne dauernden Erfolg. Reines Zeichengeld neben Papiergeld fand sich namentlich bei den alten Chinesen im Gebrauch in Form von hölzernen Münzen und spielmarkenähnlichen Gebilden aus gebranntem Ton, Porzellan und Blei, aber auch von Messer- und Kleider- oder Pugeld aus Bronze. Einen reellen Wert bei primitivem Charakter besitzt dagegen bereits das in Form von kleinen Silberbarren in Annam kursierende Geld.

War das Papiergeld in Form von Banknoten schon eine große Annehmlichkeit, so war die Erfindung des Wechsels, dessen Vorgeschichte bis ins Altertum zurückreicht und bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts, namentlich in Italien, in ausgedehntem Maße gebräuchlich war, von noch größerer Bedeutung für den Handel. Um den Nutzen eines solchen Wechsels an einem Beispiel deutlich zu machen, nehmen wir den Fall an, ein Kaufmann in Genua habe Seidenwaren an einen Kaufmann in London gesandt. Das Geld dafür läßt er sich nicht aus London zusenden, sondern er gibt auf einem Stück Papier die Anweisung, der Käufer in London solle die schuldige Summe nach einer gewissen Zeit bezahlen. Dieses Papier ist ein Wechsel und wird von einem andern Genuesen oder sonst jemand, der gerade eine Zahlung in London zu leisten hat, gekauft und nach London gesandt. Der Schuldner des ersten Genuesen zahlt dann die betreffende Summe an

Arten des Gelderſatzes in Afrika.

(Kgl. Ethnographiſches Muſeum, München.)

1. Stricke von Pflanzenbaſt. Oberer Niger.
2. Eiſen in Speerſpitzenform. Kongo.
3. Eiſenſtab. Muri-Gebiet, Nord-Nigeria.
4. Bündel von eiſernen Pfeilſpitzen mit Baſtverſchnürung. Kongo.
5. Spatenförmige Eiſenſpitze. Kongo.

6./7. Unausgearbeitete eiſerne Pfeilſpitzen. Jaunde, Kamerun.

8. Kupferkreuz. Katanga, Kongo.
9. Armreifbündel. Feines Gras iſt mit dünnem Eiſendraht umwickelt. (Das Gras darf nicht geknickt ſein.) Uha-Gebiet, Deutſch-Oſtafrika.

10./11. Schaufelförmiges Eiſen, das zur Herſtellung von Hacken dient. Nigergebiet.

12. Rote Schmelzperlen. (Ein Faden von 16 Perlen iſt eine Rechnungseinheit.) Lunda, Südafrika.
13. Kaurimuſcheln.
14. Aggri-Perle, dunkelblau mit roten und weißen Zickzacklinien. In Venedig (nach altägyptiſchen Muſtern) für den Vertrieb in überſeeiſchen Ländern hergeſtellt.

Der nordamerikanische Indianerhäuptling „Schwarzer Adler“ in seinem Festschmuck aus gegerbtem und bemaltem Wildleder mit seinem Kriegsbeil.
(Museum Bally.)

Balifrau im Tanzschmuck mit Federkrone, bunten Streifen von Leopardenfell, Lendenschürze, Tanzrassel und zwei Fliegenwedeln aus weißhaarigen Affenschwänzen.
(Nach Aufnahme von Cl. Schultze.)

den Gläubiger des zweiten aus. So wird eine Schuld gegen die andere ausgeglichen und ein Hin- und Hersenden von Gold zwischen London und Genua umgangen. Auf diese Weise werden in den Börsen der Handelsstädte der ganzen Welt die Geschäfte durch gegenseitigen Kredit geregelt, und es wird nur so viel Gold und Silber versandt, als zum Ausgleich der Differenzen zwischen verschiedenen Ländern nötig ist.

Eine besondere Gruppe von Zahlungsmitteln bilden die „lebenden Gelder", Vieh und Sklaven, die beide heute noch bei manchen Völkern als Wertmesser im Gebrauch sind. Da die Völker des klassischen Altertums von der Viehwährung zum Metallgeld übergingen, ist die irrtümliche Anschauung entstanden, daß überall das Vieh als ältestes und natürlichstes Geld gedient habe. In Wirklichkeit kann das Vieh nur dort diese Aufgabe übernehmen, wo es von einem Hirtenvolk in großer Zahl gehalten wird und überall genügend Weide für dasselbe vorhanden ist. Und auch dann ist es nur Großgeld, neben dem eine Art Scheidemünze umlaufen muß. So gab es im alten Griechenland neben dem Vieh noch ein Eisengeld, das sich am längsten in Sparta erhielt, im alten Rom dagegen ein Kupfergeld. Mit letzterem wurden die kleineren Beträge bezahlt, das Vermögen aber in Vieh angelegt; deshalb hieß dort das Vermögen pecunia von pecus Vieh. Ebenso kann die Sklavenwährung auch nur bei Völkern entstehen, die alle von männlichen Kräften zu besorgende Arbeit durch Sklaven besorgen lassen und deren deshalb eine Menge halten. Was aber das Vieh- und Sklavengeld von allem andern Geld unterscheidet, ist der Umstand, daß es unmittelbar Zinsen trägt. Es sind dies die Milch, die Wolle und die Jungen der Tiere, außerdem auch deren Arbeitskraft. Auch bei den Sklaven ergeben deren Arbeitskraft und Vermehrung, die oft systematisch angestrebt wird, einen Gewinn, der die Kosten des Unterhaltes übersteigt. Es ist dies also eine wirkliche Verzinsung des in solcher Ware angelegten Kapitals.

Damit ist aber nicht gesagt, daß erst der lebende Besitz den Anstoß zum Zinsennehmen und -geben gab; wir finden vielmehr schon im Bereich echt primitiven Binnengeldes die Idee nicht selten, daß für das Umwechseln und Leihen von Geld wie für jeden andern außerordentlichen Dienst eine Entschädigung bezahlt werden müsse. So muß jeder, der auf den Palauinseln ein größeres Geldstück wechselt, Zuschlag zahlen, und in ganz Melanesien ist das Ausleihen von Geld gegen hohe Verzinsung bekannt und gebräuchlich. Nur in den ältesten Zeiten des Christentums und dann wieder im Mittelalter hat die Kirche

das Zinsnehmen als Wucher gebrandmarkt. Das war auch ein Hauptumstand, der das Geldgeschäft im Mittelalter in die Hände der Juden brachte, die an die Vorschriften des kanonischen Rechts nicht gebunden waren. Das Verbot konnte natürlich auf alle mögliche Weise umgangen werden; gleichwohl hat es die Entwicklung bedeutender Handelsverhältnisse lange hintangehalten. Zufolge des Verbots, Geldgeschäfte zu betreiben, und des geringen Geldverkehrs wurden sehr hohe Zinsen bezahlt. Erst als der Geldverkehr stieg, nahmen Geldwert und Zinsfuß zugleich ab. Dieser betrug im 13. Jahrhundert noch wenigstens zehn Prozent, im 14. aber mit dem Aufkommen des Handels durch ganz Europa nur noch die Hälfte.

Im ganzen ist die Wirkung des Geldes auf die sozialen Zustände stärker als auf den Verkehr, vor allem auf den Großhandel, der recht gut auch ohne Geld auskommen kann. Haben doch die größten Handelsvölker des Altertums, die Phönikier und Karthager, keinerlei Geldwährung ausgebildet, sondern am Tauschhandel festgehalten; und auch die Römer fanden es vorteilhafter, wenigstens das Gold, das als wichtigstes Tauschmittel galt, nicht auszuprägen, sondern als Ware zu behandeln, bis sie schließlich notgedrungen nach griechischem Beispiel zur Herstellung von Münzen auch aus diesem Metall griffen. Selbst ein ausgebildeter Kreditverkehr ist ohne gemünztes Geld denkbar, ja im internationalen Güteraustausch wird auch das Münzgeld wieder zur Ware. Ihre volle Bedeutung gewinnt die Münze immer nur innerhalb einer Gemeinschaft; mit andern Worten, sie hat stets mehr die Eigenschaften des Binnengeldes als des Außengeldes. Bei den Scheidemünzen verhindert man ja absichtlich, indem man sie minderwertig ausprägt, daß sie im Außenhandel verwendet werden.

So führt die Naturalwirtschaft von der Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft, in der jede Haushaltung die für ihren Gebrauch nötigen Waren erzeugt, über die Stufe der Stadtwirtschaft mit Kundenproduktion für direkten Austausch zur Stufe der Volkswirtschaft mit ausgiebiger Warenproduktion und ausgedehntem Güterumlauf.

XV. Der Schmuck.

Einer der ersten Triebe über die Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse hinaus war der nach einer persönlichen Auszeichnung, die dem schon auf primitiver Stufe vorhandenen Selbstbewußtsein schmeichelt. Damit wollte sich der Mann, der dies sicher früher als die Frau tat, vor seinen übrigen Gattungsgenossen auszeichnen, den Feind schrecken und ihm imponieren. So kam er zum Schmuck, der anfänglich ein männliches Vorrecht und erst auf einer späteren Stufe ein mehr der Frau zukommendes Attribut wurde. Auch ist der Schmuck weit älter als die Kleidung, die sich allmählich, namentlich mit dem Vordringen in kältere Gegenden aus dem Schmuck entwickelte und diesen dann weitgehend beeinflußte, indem er ein äußerlicher, an und über die Kleidung gelegter wurde. Der älteste Schmuck aber betrifft den menschlichen Körper selbst ohne alle Hüllen; denn nackt ging der Mensch in einem warmen Klima innerhalb der Tropen aus der Gruppe der Hominiden oder Herrentiere hervor, wie wir schon mit Sicherheit aus dem hohen Zuckergehalt der Frauenmilch entnehmen können, der nur solchen Tieren eigentümlich ist, die ihre Heimat in einem warmen Klima haben, während alle solche, die in einem kalten Klima ihren Ursprung nahmen, im Gegenteil durch geringen Zucker- und dafür sehr hohen Fettgehalt ausgezeichnet sind.

In seiner warmen Heimat bestand keinerlei Bedürfnis zur Entstehung und Ausbildung einer Kleidung. Dort geht der Mensch heute noch mit Vorliebe nackt, weil solches das für ihn gesündeste und naturgemäße ist, und die Missionare begehen einen unverzeihlichen, die Gesundheit ihrer Schützlinge auf Kosten eines nicht vorhandenen Schamgefühls befriedigen wollenden Fehler, indem sie den dort lebenden Menschen aus christlichen Motiven eine Körperbekleidung aufzwingen. Das hat der Mensch in einem warmen Klima nicht nötig; dort geht er am besten nackt, weil dies für ihn gesundheitlich am zuträglichsten

ist. Hat er doch in seiner warmen Heimat im Gegensatz zu den übrigen Mitgliedern der Familie der Hominiden, seinen nächsten heute noch lebenden Verwandten, den Menschenaffen, durch geschlechtliche Zuchtwahl seine ursprüngliche Haarbekleidung fast vollständig verloren und hat außer dem Haupthaar und dem mehr als schützendem Polster dienenden Haar an den Geschlechtsteilen und in den Achselhöhlen nur den männlichen Bart behalten, und das nicht einmal bei allen Rassen.

Seine haarlos gewordene Körperhaut suchte der Mensch gelegentlich zum Schutze gegen die für ihn unangenehmen Insektenstiche mit einem trocknenden Überzug von feuchter Erde oder noch besser bindendem Lehm zu bedecken, wie es schon manche Tiere zu demselben Zweck durch Suhlen vornehmen. Da lag es nahe, beim Bekanntwerden mit auffallend farbigen Erden diese zu benutzen, und damit war der älteste Schmuck, die Bemalung, geschaffen. Zum besseren Haften am Körper wurden die farbigen Erden, unter denen vor allem Rot und Weiß als die am leichtesten zu gewinnenden bevorzugt wurden, bald mit tierischem Fett zerrieben, und damit war die richtige Schminke geschaffen, die bis zu den Kulturvölkern hinauf je und je zur Nachhilfe der menschlichen Schönheit, auf niedern Stufen aber zu beliebten Ausdrucksmitteln bestimmter Gefühle, der Freude, der Trauer, der Zugehörigkeit zu irgend welchem gesellschaftlichen oder religiösen Stande usw., in Anwendung gezogen wurden. So sucht sich der Wilde zu allen festlichen Anlässen, wie auch zu Trauer und Krieg, auf irgend welche Weise auffällig und für jedermann erkenntlich zu bemalen. Dabei lag es auf der Hand, für bestimmte Zwecke bestimmte Farben und damit gemalte Figuren zu wählen. So kommt schon bei den Australiern den Farben zu ihrer Körperbemalung eine bestimmte Bedeutung zu. Das dem Primitiven wie dem Kinde am ersten bewußt werdende und am meisten in die Augen stechende Rot ist bei ihnen gewöhnlich die heilige Farbe, daher auch die Farbe der festlichen Freude, während Weiß in der Regel die Farbe der Trauer und des Todes ist; deshalb erscheinen auch Menschen, die als Geister Verstorbener bei Tänzen und sonst auftreten, stets vollständig weiß bemalt und sind auch deren Masken, falls sie sich solcher bedienen, weiß angestrichen.

Noch auf viel späterer Kulturstufe ist das sinnlich erregende und deshalb warm genannte Rot die Farbe höchsten Lustgefühls, die Farbe der Liebe, als Purpur das Zeichen der höchsten Gewalt. Einzig für Rot besteht im ganzen indogermanischen Sprachgebiet eine gemeinschaftliche Sprachwurzel. Auch Gelb macht einen warmen Eindruck

und erfreute sich meist großer Gunst beim weiblichen Geschlecht, als dieses dazu gekommen war, sich gleich dem Manne mit Farbe zu schmücken, und war bei den alten Kulturvölkern die Farbe des Brautschmucks. Auch Weiß ist bei Menschen mit dunkler Haut eine auffallende Farbe, während die „kalten" Farben, abgesehen davon, daß sie in der Natur nicht leicht zu erlangen sind, erst spät zur Anwendung gelangten. Durch eingehende wissenschaftliche Untersuchungen ist einwandfrei nachgewiesen worden, daß, wie sich beim Kinde langsam die Farbenempfindung entwickelt, auch bei den Erwachsenen im Laufe der Jahrtausende sich die Schärfe der sinnlichen Wahrnehmung verfeinert hat. Genaue Untersuchungen an Naturvölkern haben gezeigt, daß zwar die meisten Farben von ihnen unterschieden und besonders bezeichnet werden, daß aber im allgemeinen mehr auf den Helligkeitsgrad als auf den Farbenton geachtet wird. So reagiert das kleine Kind, das schon früh Rot wahrnimmt, oft erst im 3. oder 4. Jahre auf Grün und Blau. Dementsprechend besteht bei manchen Naturvölkern eine Schwierigkeit, Grün, Blau und Violett zu unterscheiden; wissen wir doch, daß noch den alten Griechen und Römern Bezeichnungen für diese Farben fast völlig fehlten und sie dafür das unbestimmte Wort „dunkel" gebrauchten. Im allgemeinen ist der *Farbensinn* bei den Kulturvölkern, die *Sehschärfe* aber bei den Naturvölkern besser ausgebildet. Deshalb lieben auch die Menschen, je niedriger sie in der Kultur stehen, um so mehr grelle Bemalung ohne zarte Übergänge, auch Farbenzusammenstellungen, die dem dafür empfindlicheren Auge des Kulturmenschen förmlich wehtun.

Statt den ganzen Körper gleichmäßig zu bemalen, werden vielfach nur einzelne Teile und diese in verschiedenen Farben und Mustern bemalt. So sind die gebräuchlichsten Verzierungen weiße Striche in rotem Felde. Bei den Stämmen Nordostaustraliens wird ein einzelner solcher zwei Finger breiter weißer Strich von einem Ohr über die Wangen und die Nase bis zum andern Ohr gezogen. Am König Georg-Sund färbten sich die Eingeborenen das ganze Gesicht und die Haare rot, an der Botanybai dagegen trugen sie das Rot in breiten Vierecken auf, dazwischen meist in Streifen das Weiß; im Gesicht machten sie einzelne Tupfen mit Weiß und zogen einen weißen Kreis um jedes Auge. Dabei haben die einzelnen Individuen Gelegenheit, ihre Phantasie frei walten zu lassen und immer neue Kombinationen zu erfinden und sich damit vor ihren Stammesgenossen hervorzutun. Oft werden Körper und Antlitz mit zebraartiger weißer Streifung oder

Arabesken und Mustern aller Art bedeckt, um recht dämonenhaft zu erscheinen. Demselben Zwecke dienen namentlich auch die großen weißen Ringe um die Augen, die ihrem Träger einen überaus unheimlichen Ausdruck verleihen. Spix und Martius beschreiben die Ausschmückung einer Coroadoindianerin Brasiliens folgendermaßen: „Auf jeder Backe sah man einen Kreis und darüber zwei Striche; unter der Nase befanden sich mehrere Zeichen, welche die Form eines M bildeten. Von den Mundwinkeln bis zu der Mitte der Backen führten zwei Parallellinien, und unter diesen waren auf beiden Seiten eine Menge senkrechter Striche angebracht. Unter und zwischen den Brüsten waren einige miteinander verbundene Kreisabschnitte, und an den Armen herunter erblickte man eine gemalte Schlange. Außer einer Halskette von Affenzähnen trug diese Schönheit keine weiteren Schmucksachen.“ Und Turner berichtet von den Einwohnern der Insel Tanna in Polynesien: „Ein Eingeborener hat die eine Gesichtshälfte mit rotem Ton beschmiert, während die andere die nackte, kupferfarbige, dunkle Haut zeigt, ein zweiter trägt Stirn und Wangen rot bestrichen, ein dritter die erstere rot und die letzteren schwarz, ein vierter hat ein gänzlich rotes Gesicht und einen runden, schwarzen, glänzenden Punkt über der Nase, und ein fünfter geht mit einem über und über schwarzen Antlitz umher. Diese vollständig schwarze Färbung ist übrigens ein Zeichen von Trauer.“

Rotfärbung mit weißen Ornamenten ist wie in Australien auch in Afrika und Amerika sehr beliebt. So haben die Indianer weniger nach ihrer natürlichen Hautfärbung als nach der bei ihnen so häufig angetroffenen Rotfärbung von den Weißen die Namen Rothäute, Coloradós, Guaranis usw. erhalten. Auch hier war die Kombination von Rot und Weiß am gebräuchlichsten, nur die Sioux und Schwarzfußindianer, sowie die Majas in Yukatan u. a. pflegten neben Rot namentlich Blau zu verwenden. Die nordamerikanischen Indianer erfreuen sich heute noch ebenso des täglich erneuten bunten Gesichtsschmucks, wie vor einem Jahrhunderte, da Loskiel von ihnen schrieb: „Auf Verzierungen ihres Gesichts verwenden sie am meisten Fleiß und Kunst. Sie bemalen es fast täglich und allemal, wenn sie zum Tanz gehen. Sie glauben, daß die Malerei tapfern Männern sehr wohl anstehe, und sind dabei immer auf Veränderungen und neue Moden bedacht. Vorzüglich lieben sie die rote Farbe und bemalen sich bisweilen den ganzen Kopf, daß er feuerrot aussieht. Mitunter bringen sie schwarze Flecken an, oder färben die eine Hälfte des Gesichtes und Kopfes

schwarz, die andere rot. Am Muskingum findet man eine gelbe Ockererde, die gebrannt eine schöne rote Farbe gibt. Damit bemalen sich vornehmlich die huronischen Krieger, denen es nicht zu viel ist, eine Reise von zwanzig Meilen (= 150,6 km) zu unternehmen, bloß um sich mit dieser Farbe zu versorgen ... Die Figuren, die sie sich auf ihr Gesicht malen, sind von allerlei Art. Jeder folgt darin seiner Phantasie und strengt seine Erfindungskraft an, um andere zu übertreffen und etwas Besonderes zu haben."

Ist auch für gewöhnlich die Zeichnung des Gesichts bei diesen im übrigen vollständig in Fellkleider gehüllten und deshalb keine Bemalung des Körpers mehr gestattenden Indianern dem Belieben des einzelnen festgestellt, so hat doch ein jeder gleichwohl bei den verschiedenen Festen und kultlichen Zeremonien seine bestimmte Art der Bemalung, die seine Zugehörigkeit zu einem Geheimbunde und den in demselben erlangten Grad der Weihe, ebenso wie bei privaten und kriegerischen Unternehmungen seine gesellschaftliche Stellung für seine Stammesgenossen genau erkennbar kundgibt. Auch sonst ist vielfach die Bemalung durchaus nicht willkürlich wählbar, sondern drückt eine bestimmte gesellschaftliche Stellung oder die Anhängerschaft zu einer bestimmten religiösen Sekte aus, selbst noch bei Kulturvölkern wie den Hindus in Vorderindien, bei denen ein Verehrer von Wischnu, Shiwa, Brahma oder einer andern untergeordneten Gottheit sich allmorgendlich nach der vorgeschriebenen Waschung mit den heiligen Zeichen des betreffenden Gottes aus Kuhmistasche, mit Wasser zu einem Brei angerührt, die Stirn bemalt. Ebenso werden die Stirnen der Tempelelefanten zu den kirchlichen Prozessionen mit diesen Zeichen geschmückt, so daß auch ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Denomination nicht in Zweifel gezogen werden kann.

Auch die früheren Bevölkerungen Europas müssen einst, soweit es die hier unentbehrliche Kleidung zuließ, ihren Körper täglich oder wenigstens zu festlichen Anlässen bunt bemalt haben. So traten noch Julius Cäsar bei seiner Landung in Britannien die dort wohnenden Kelten — horribile aspectu, d. h. ein grauenhafter Anblick, wie sich dieser Römer in seiner Beschreibung des gallischen Krieges ausdrückt — mit Färberwaid blau bemalt zum Kampfe entgegen, und Tacitus berichtet in seiner Germania von einem östlich von den damaligen Germanen wohnenden Volke, sie hätten ihre Körper bemalt und so ihren Gegnern im Kampfe einen „gespensterhaften Anblick" geboten. Herodot erzählt von den Äthiopiern Nordafrikas, daß sie die eine Körperhälfte

rot, die andere weiß anstrichen, und Plinius berichtet, daß die Agathyrsen im heutigen Siebenbürgen, die sich im Gesicht tätowierten, das Haar grün färbten.

Auch bei den alten Indogermanen muß solche Bemalung gebräuchlich gewesen sein. Überreste solcher uralter Sitte finden wir noch bei den ältesten Griechen aus dem 2. vorchristlichen Jahrtausend, deren Idole die Gesichter vielfach mit roten Tupfen verziert hatten, als Beweis dafür, daß einst in der Vorzeit auch die Menschen sich auf solche Weise schmückten. Ebenso wurde bei den ältesten Römern nicht nur das Bildnis des Jupiter, sondern auch das Antlitz des Königs nach uralter Sitte rot bemalt. Und wenn nun die späteren Griechen und Römer sich ihren Körper bei der täglichen Toilette mit Olivenöl salbten, so ist kein Zweifel daran möglich, daß solcher Brauch ein letzter Rest der alten Hautbemalung war. Schon die Naturvölker mischen den Farbstoffen, mit denen sie sich bemalen, allerlei Fette bei, teils um sie leuchtender und besser der Haut anhaftbar zu machen, teils wohl auch um jene unangenehme Spannung aufzuheben oder zu mildern, welche das Bestreichen mit trockenen Erdfarben auf der Haut hervorbringt. Der Fortschritt der Kulturvölker lag also zunächst nur darin, bei jener altgewohnten und ihnen geradezu unentbehrlichen täglichen Einreibung auf den Farbstoff als barbarische Sitte zu verzichten und statt des Auges den Geruchsinn für die Auszeichnung des einzelnen in Anspruch zu nehmen, indem man den Fetten starkriechende Substanzen beimischte. So ist noch heute das Parfümieren des Körpers bei allen Orientalen höchst beliebt. Daneben aber pflegen sie noch die Fingerspitzen, die Fingernägel und Haare mit Henna orangerot zu färben, wie die Malaien ihre natürliche Farbe mit Anstreichen von Pigmentgelb zu erhöhen lieben.

Schon die Europäer der älteren Steinzeit haben sich in dieser Weise wie die heutigen Wilden mit farbigen Erden, die mit Vorliebe mit Tierfett zu einer gut der Haut anhaftenden Paste zerrieben waren, zu festlichem Schmuck bestrichen, und zwar vorzugsweise mit rotem Ocker, wie uns die in ihren einstigen Niederlassungen erhaltenen Knollen dieser durch ihren Eisengehalt roten Erdart beweisen. Diesen ältesten Schmuck finden wir bei allen Primitiven über die ganze Erde verbreitet, noch viel häufiger aber die schon einen fortgeschritteneren Geschmack beweisende Tätowierung. Diese bezweckte dem auf dem Körper aufgetragenen Farbenmuster Dauer zu verleihen. Auf die verschiedenste Weise ist der Mensch dazu gelangt. Einmal äußerte sich

die Trauer um den Tod naher Verwandter im Zerkratzen der Körperhaut an verschiedenen, durch Sitte bestimmten Körperstellen. Ein anderes Mal wollte man mit solchem Zerkratzen der Haut gewisse magische Einflüsse erlangen. So beobachtete Karl von den Steinen bei den noch in der Steinzeit lebenden zentralbrasilischen Indianerstämmen am Schingu, daß den Knaben Gesicht und Oberarm energisch mit dem Wundkratzer bearbeitet wird, damit sie „zum Schießen ein sicheres Auge und einen starken Arm erhalten". Um das dabei auftretende Bluten zu hemmen, werden die betreffenden Stellen mit Asche eingerieben; wollte man dagegen den Reiz vermehren und das Bluten befördern, so rieb man andere, mehr reizende Stoffe, darunter auch Farbstoffe verschiedener Art ein. Dabei machte man von selbst die Erfahrung, daß dann die Wunden auch nach ihrer Vernarbung gefärbt blieben und so ein Farbmuster dauernd angebracht werden konnte.

Meist wird das Färbmittel, außer Pflanzensäften in der Regel der mit Fett verriebene Ruß verbrannter Früchte, besonders der in Polynesien wachsenden Ölnuß (Aleurites triloba), bei uns Schießpulver, seltener Zinnober, mit feinen Nadeln oder ganzen Nadelsystemen, scharfen Knochen oder kleinen Meißeln, deren Spitze man in die Farbe taucht, in die Haut eingestochen. Bei den ostasiatischen Mongolenstämmen am Amur zieht man einen mit Farbstoff getränkten Faden stichweise durch die Haut hindurch. Die Maori Neuseelands aber rieben Farben in wirkliche Ritzwunden ein, während die Australier und ausgestorbenen Tasmanier sich nur breite Schnitte, meist ohne jede kunstvolle Anordnung, über die Brust und auf dem Rücken mit dem Steinmesser einritzten, was dann zu gröberen Narben Veranlassung gab.

Das Dorado der Stichtätowierung ist die Inselwelt des Stillen Ozeans, besonders das Verbreitungsgebiet der malaio-polynesischen Rasse und seine Nebenländer, wie Neuguinea, Japan und die Küste Nordwestamerikas. Von diesem Gebiet stammt überhaupt das Wort tätowieren, nämlich vom tahitischen tatau. Die hier gebräuchlichen Instrumente aus Knochen haben wie bei den Neuseeländern die Form von kleinen Meißeln oder Hacken, die statt der Schneide eine kammartige Reihe feiner Spitzen aufweisen und mit einem hammerartigen Werkzeug in die Haut eingeschlagen werden. Auf Neuguinea bedient man sich als Stichinstrumentes eines natürlichen Dornzweiges, an welchem ein Dorn belassen wurde, den man mit einem keulenförmigen, am Schlagende mit Bast umwickelten Holzstäbchen in die Haut schlägt. Die japanischen Instrumente, mit denen die Künstler des Landes früher

wahrhaft prachtvolle Tätowierungen in Blau und Rot herstellten, sind den polynesischen ziemlich ähnlich, ebenso die der Dajak auf Borneo. Letztere haben übrigens die besondere Sitte, die Tätowiermuster zuerst in Holz zu schnitzen und dann mit Hilfe eines Farbstoffes auf die Haut zu drucken, worauf erst die eigentliche Operation beginnt. Die Nordwestamerikaner zeichnen das Muster mit Holzkohle auf den Körper und stechen es dann ebenfalls mit Nadeln ein.

Bei den Samoanern, wie bei den meisten Polynesiern, werden beide Geschlechter der Prozedur des Tätowierens unterworfen, welche einen Festakt für das ganze Dorf bedeutet und durch Schmaus, Tänze und Scheinkämpfe aller Art gefeiert wird. Die erste Tätowierung findet beim Mannbarwerden statt und wird bei besonderen Gelegenheiten, im ganzen in fünf Abschnitten vervollständigt. Die durch Alter und Gebrauch geheiligten Muster bestehen aus Punktreihen, Winkeln, Zickzack- und Wellenlinien, die sich beim männlichen Geschlecht vom Brustkorb an bis zu den Knien erstrecken; beim weiblichen dagegen nehmen sie eine viel kleinere Ausdehnung auf der Körperoberfläche ein. Bei den älteren Maoris auf Neuseeland wurde besonders das Gesicht mit einer Menge Arabesken tätowiert, die sich stets in Spiralen auflösten und ihren Trägern einen merkwürdig starren Ausdruck verliehen. Bei diesen Neuseeländern bekundete sich der Sinn für schöne Linienführung auch in den kunstvollen Schnitzereien, mit denen sie ihre Gebrauchsgegenstände aus Holz, ihre Götterbilder, Boote und selbst Wohnhäuser bedeckten.

Die Gründe, weshalb bei den verschiedenen Völkern Tätowierungen ausgeführt werden, sind überaus mannigfaltig. Vielfach erscheinen sie als *Abzeichen* der Familie, der Sippe und des Stammes; andererseits gibt es aber auch Stämme, wie die Motu auf Neuguinea, bei denen der Hautschmuck fast ganz nach Laune und Willkür angebracht oder weggelassen wird. Oft ist das Tätowieren ein wichtiger Teil der *Pubertätsweihen* und wird zugleich, da die Operation meist recht schmerzhaft ist und, wie in Polynesien über den ganzen Körper vollzogen wird, zu einer *Probe des Mutes und der Standhaftigkeit*. Als *Zeichen der Mannbarkeit und Heiratsfähigkeit* kann das Tätowiertsein eine so weitgehende Wichtigkeit erlangen, daß auf den Nukuorinseln von einer nichttätowierten Mutter geborene Kinder stets getötet werden. Hier und da sind mit dem Tätowieren Begriffe religiöser Art verbunden, und da auch die Stammeszeichen nicht selten Symbole der Stammesgottheiten oder der vergöttlichten

Vorfahren sind, gewinnen sie leicht einen amulettartigen, vor bestimmten Schädlichkeiten schützenden und vor Verzauberung im allgemeinen bewahrenden Charakter, sollen zur Bezauberung des anderen Geschlechtes dienen und Liebe erwecken, andererseits auch den Feind bedrohen und ihn überwinden helfen. Vielfach dienen sie zur Erinnerung an bestimmte Ereignisse, sollen als Ehrenmale die Vollbringung gewisser Heldentaten verewigen, so daß bei den Polynesiern gewisse Verzierungen erst dann angebracht werden; dann dienen sie zur Bezeichnung von Freien und Unfreien in einem Stamme, zur Unterscheidung eines höheren oder niederen Standes und zur Kennzeichnung der Häuptlingswürde. Höherer Stand wird meist durch reichere Tätowierung ausgedrückt, während sie den Sklaven in der Regel verboten ist. Bei den Bewohnern der Tongainseln war das Tätowieren das Zeichen eines bestimmten Kultbundes; deshalb durften nur Männer sich das Zeichen der Zugehörigkeit zu demselben einritzen. Bei den Neuseeländern gilt es für unanständig, wenn eine Frau den Mund nicht tätowiert hat, und man würde mit Abscheu von ihr sagen: sie hat rote Lippen; die Frauen der Ainо und Aleuten dagegen wollen mit der blauschwarzen Tätowierung der Oberlippe den Schnurrbart der Männer, den sie besonders schön finden, nachahmen. Endlich soll die Tätowierung anderen Schmuck oder Kleidungsstücke ersetzen oder spielend nachahmen. So lieben die Tlinkit im westlichen Nordamerika Finger- und Armringe auf diese Weise nachzubilden, auf den Karolinen hat die Tätowierung der Mädchen das Aussehen eines Schamgürtels, auch die samoanische und wahrscheinlich die birmanische Tätowierung der Oberschenkel deutet darauf hin, daß Kleidungsstücke als Vorbild dienten. Bei den Yaunde in Afrika, die neben der Narbentätowierung auch eine der neuseeländischen ähnliche Tätowierung kennen, fand Zenker Bilder von Tabakspfeifen, die von dem Mundwinkel bis zum Ohre reichten, auf die Wange geritzt.

Bild 36.
Tätowierter Maori in Neuseeland.

Früher war die Tätowierung bei allen mehr hellhäutigen Völkern weit verbreitet. Von europäischen Völkern in frühgeschichtlicher Zeit

ist sie uns von den Illyriern und Thrakern, dann von den Gelonen und Agathyrsen, Sarmatern, Dakern und Picten bezeugt. Letztere, die in England wohnten, nannten die Römer eben wegen ihrer Bemalung in Form der Tätowierung picti, d. h. die Bemalten. Aus vorgeschichtlicher Zeit dürfen wir sie als sicher von den Mammut- und Renntierjägern des Magdalénien der frühen Nacheiszeit geübt annehmen, da uns menschliche Arme auf Schnitzereien in Renntierhorn mit Linienmustern, meist Zickzack, entgegentreten. Dort ist sie neben der viel älteren Bemalung mit rotem Ocker, Ruß und Kalkstaub vielfach geübt worden, besonders wenn jene Leute in den Krieg zogen und ihre Zaubertänze aufführten. Die Sitte der Tätowierung war bei den Assyriern und Westasiaten im allgemeinen üblich, wie wir aus sicherer Quelle wissen; in der Bibel wird sie den Israeliten wiederholt als heidnischer Greuel verboten. Doch erhielt sich der Gebrauch, religiöse Symbole auf den Körper einzugraben, lange Zeit bei den Christen, wie dies schon bei den alten Ägyptern üblich war. Im Niltal scheint sie schon vor mehr als 5000 Jahren besonders zu Heilzwecken ausgeübt worden zu sein, indem man mit Vorliebe den kranken Teil damit zeichnete. So zeigte die uralte Mumie einer Priesterin der Hathor, der ägyptischen Liebesgöttin, drei Reihen von Tätowierungen auf dem stark abgemagerten Unterleib. Im Mittelalter verfehlten die Christen, die nach dem heiligen Lande (Palästina) wallfahrteten, nicht, dort ihre Arme zum Zeichen des Besuches der heiligen Stätten tätowieren zu lassen. Im heutigen Europa beschränkt sich die Tätowierung auf einzelne Figuren und Symbole und findet sich vereinzelt bei allen Gesellschaftskreisen, am häufigsten aber bei Matrosen, Soldaten und Handwerkern, in spezieller Form aber bei Gewohnheitsverbrechern und Prostituierten der niedersten Sorte. Sonderbarerweise kam diese unschöne, an niedere Menschheitszustände erinnernde Gewohnheit in den 1890er Jahren auch bei der goldenen Jugend in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten auf, geriet aber glücklicherweise, launisch wie ja alle Mode ist, bald wieder außer Gebrauch, da solchermaßen Gezeichnete ihren zweifelhaften Schmuck nur sehr schwer wieder wegbringen, indem sie sich einer schmerzhaften Operation unterziehen müssen. Bei Menschen, die Kleider tragen, hat ja die Tätowierung ihren ursprünglichen Zweck vollkommen eingebüßt, da sie für gewöhnlich unsichtbar bleibt. Je mehr der Körper durch Bekleidung verhüllt wird, um so mehr verschwindet natürlich diese eigentümliche Art der Verzierung; denn welchen Zweck hätte eine solche, die nicht gesehen wird?

Um Tätowierungen anzubringen, muß die Hautfarbe schon einigermaßen hell sein, sonst kann ein solcher Schmuck nicht gesehen werden; deshalb ziehen alle dunkelfarbigen Menschenstämme wie Neger, Melanesier und Australier dem Tätowieren den Gebrauch vor, ihren Körper mit Narbenzeichnungen zu verzieren, die auf der schwarzen Haut, oft künstlich zu dicken Narbenwülsten vergrößert, besser zur Geltung kommen als die dunkelblauen Muster der Tätowierung. So ist bei all diesen dunkelfarbigen Völkern die Narbenverzierung ebenso beliebt wie die Tätowierung bei den heller gefärbten. Im Gesicht, auf der Brust, auf dem Rücken, an den Armen und an den Schenkeln mit Vorliebe angebracht, waren sie jür jene Menschheitsstämme die ältesten, durch ihre Unverwüstlichkeit ausgezeichneten Stammesmarken, an denen jederzeit ein Stammesgenosse erkannt werden konnte. Deshalb werden sie überall da, wo sich die alte Tradition unverfälscht erhielt, wie auch die Tätowierungen der hellhäutigeren Menschen, zur Zeit der Aufnahme des Jünglings in den Bund der Männer oder bei der Mannbarerklärung der Jungfrau vorgenommen, indem man, ursprünglich mit dem Steinmesser, an bestimmten Stellen in Mehrzahl ziemlich tiefe Einschnitte in die Haut machte und diese nach Auslaufen von etwas Blut mit Holzasche bestreute. Diese letztere Prozedur hatte einen doppelten Zweck, nämlich einerseits einen stärkeren Blutverlust zu verunmöglichen und andererseits das Zusammenwachsen der Schnittränder zu verhindern. Anderswo erzielte man die Narbenwucherungen durch Brennen. Bei manchen Negerstämmen aber, wie bei den Tonga und Baronga in Südostafrika und bei den Bangala am mittleren Kongo erreicht man diesen Erfolg durch Loslösen von kleinen Hautlappen, die nach der Verheilung knopfartig über die umgebende Hautpartie hervorragen.

Durch veränderte Zahl und Richtung der Schnitte an bestimmten Körperstellen können die verschiedensten Systeme kombiniert werden. Oft sind es nur wenige, aber symmetrisch angebrachte Einschnitte an einzelnen Körperstellen. So tragen die Bangala eine senkrechte Reihe von Knopfnarben an der Stirn, die oft als ein geschlossener kammartiger Wulst hervortritt, die Tonga und Baronga dagegen bringen rund um das Gesicht ein Doppelreihe von Knöpfen an, deren jeder mindestens die Größe eines Maiskorns hat. Die Einschnitte werden bei manchen Stämmen in großer Zahl vorgenommen, so im ganzen 91 bei den Einwohnern von Bornu, nämlich 20 Schnitte auf jeder Seite des Gesichts von den Mundwinkeln gegen die Jochbogen ge-

führt, ein Schnitt mitten auf der Stirn, 6 auf jedem Arm, ebensoviel auf jedem Bein, 4 auf beiden Seiten der Brust und je 9 über den Hüften. Doch können Schmucknarben, wie bestimmte Tätowiermuster, außer als Stammesabzeichen auch als Ehrenmale angebracht werden; so ist bei vielen Stämmen Afrikas eine lange Narbe in der Lendengegend ein Zeichen dafür, daß sich der Träger derselben im Kampfe ausgezeichnet hat. Auf eine solche Auszeichnung ist der Krieger nicht weniger stolz als der gebildete Europäer auf einen hohen Orden.

Wie bei den Negern und Melanesiern werden diese Schmucknarben, soweit sie als Stammesabzeichen zu gelten haben, auch bei den Australiern bei der Mannbarkeit unter gewissen Festlichkeiten mit einer scharfen Muschelschale oder einem Steinmesser auf der Brust und am Oberarm, seltener auf den Lenden eingeritzt. Missionar Schürmann wohnte einmal einer solchen Prozedur, der zuzusehen Frauen strenge untersagt ist, bei und sagt, daß die jungen Leute dabei sich auf den Boden legen mußten, dann wurden die betreffenden Stellen mit Blut beschmiert, darein Striche gezogen und in diesen die Einschnitte mit einem scharfen Steinmesser gemacht. Als er dabei war, wurden sie auf der Rückenseite gemacht, und zwar einer in der Nackenmitte und zwei Reihen von den Schultern zu den Hüften. Von den dabei assistierenden Männern wurde ein monotoner Gesang gesungen. Den so geschundenen Jünglingen ist es durchaus verboten, irgend welche Schmerzensäußerungen zu tun, sonst wird ihnen zur Erhöhung der Qual ein scharfes Pulver in die Wunden gerieben. Die mannbaren Mädchen quält man weniger, und man beschränkt sich bei ihnen auf kurze Einschnitte über dem oberen Teil der Brust und auf dem Rücken, so daß nicht nur in bezug auf das Beschmieren des Körpers mit farbiger Erde, sondern auch in bezug auf diese Ziernarben die Männer die geschmückteren sind.

Hier ist zu bemerken, daß die Anbringung dieser Ziernarben nur einen kleinen Teil der Mannbarkeitsprozeduren der Australier ausmacht, daß der Hauptakt der Zeremonie im Einschlagen von einem oder zwei Schneidezähnen oben oder unten, je nach dem Stamme verschieden, dann im Beschneiden und im Abschneiden einzelner Fingerglieder besteht. Mädchen werden schon wenige Monate nach der Geburt die zwei letzten Phalangen des kleinen Fingers der linken Hand abgeschnitten oder abgebissen. Außerdem werden den Säuglingen nicht selten die Schädel künstlich geformt und die Nasen eingedrückt, richtiger zerquetscht. Auch das Durchbohren der Nasenwand ist häufig. Dabei wird ein kleiner, geschärfter und fast rotglühend gemachter Känguruh-

knochen durch den Knorpel gerade unter den Naſenlöchern getrieben und darin gelaſſen, bis die Wunde geheilt iſt. Alle dieſe Prozeduren werden nicht zum Zwecke der Erhöhung der Schönheit vorgenommen, ſondern ſind vom Aberglauben diktiert, indem man damit die Geſundheit der Kinder befördern und ſie vor allerlei böſen Einflüſſen ſchützen will. Wir werden ſpäter noch auf die Deutung einzelner dieſer zu Zauberzwecken vorgenommener Prozeduren zurückkommen. Fahren wir aber zunächſt mit der Beſprechung des Schmuckes fort und beginnen hierbei mit dem Kopf.

Ein vielfach zu Schmuckzwecken bearbeiteter Teil des menſchlichen Körpers ſind die Haupthaare und der Bart. Im allgemeinen iſt das Kürzen oder Aufbinden des läſtig werdenden Haarwuchſes eine aus praktiſchen Gründen geübte Sitte; auch das Beſchmieren des Haares mit Lehm, Kuhdung und Fett war wohl urſprünglich mehr gegen das Ungeziefer gerichtet als dem Wunſche nach Auszeichnung entſprungen, aber der Schmucktrieb wurde durch dieſe kleinen Anſtöße ſofort in Wirkſamkeit gebracht und konnte mit einem ſo bildſamen und ſtets ſich erneuernden Stoffe, wie es das Haar iſt, in launenhafteſter Weiſe ſchalten. Eine der einfachſten Veränderungen iſt das Wegraſieren eines Teils der Haupthaare, ſo daß entweder eine Tonſur entſteht, wie bei vielen ſüdamerikaniſchen Indianerſtämmen, vor allem bei den danach Coroados, d. h. Glatzenindianer, benannten Stämmen Braſiliens, oder die Stirn höher erſcheint oder endlich die Seiten des Kopfes kahl werden und ein raupenförmiger Haarkamm oder ein Haarbüſchel in der Mitte ſtehen bleibt. Die kleinwüchſigen Bewohner der Andamanen ſcheren ſich überhaupt alle Haare ab. Bei Japanern, Chineſen, Hindus und Mohammedanern finden ſich verſchiedene Arten der Kopfraſur, die zugleich ein Abzeichen des Stammes und des Glaubens geworden ſind. Das Färben oder richtiger Entfärben des Haares mit Hilfe ätzender Mittel, z. B. gebrannten Kalkes, iſt beſonders in Melaneſien bekannt, wird aber auch in manchen Gebieten Afrikas, vor allem bei den Somalis geübt und war im Altertum bei den Kelten beliebt, bei letzteren, um ſich die blonden Haare der raſſerein gebliebenen Volksgenoſſen zu verſchaffen.

Die eigentlichen Haartrachten richten ſich naturgemäß etwas nach der Beſchaffenheit des Haares ſelbſt; und zwar ſind kraushaarige Völker immer geneigt, ihr Haar zu dichten Maſſen aufzutürmen und zu verfilzen, indem ſie es mit verſchiedenen bindenden Materialien verkleben und auf dieſe Weiſe plaſtiſche Gebilde formen, die dann durch

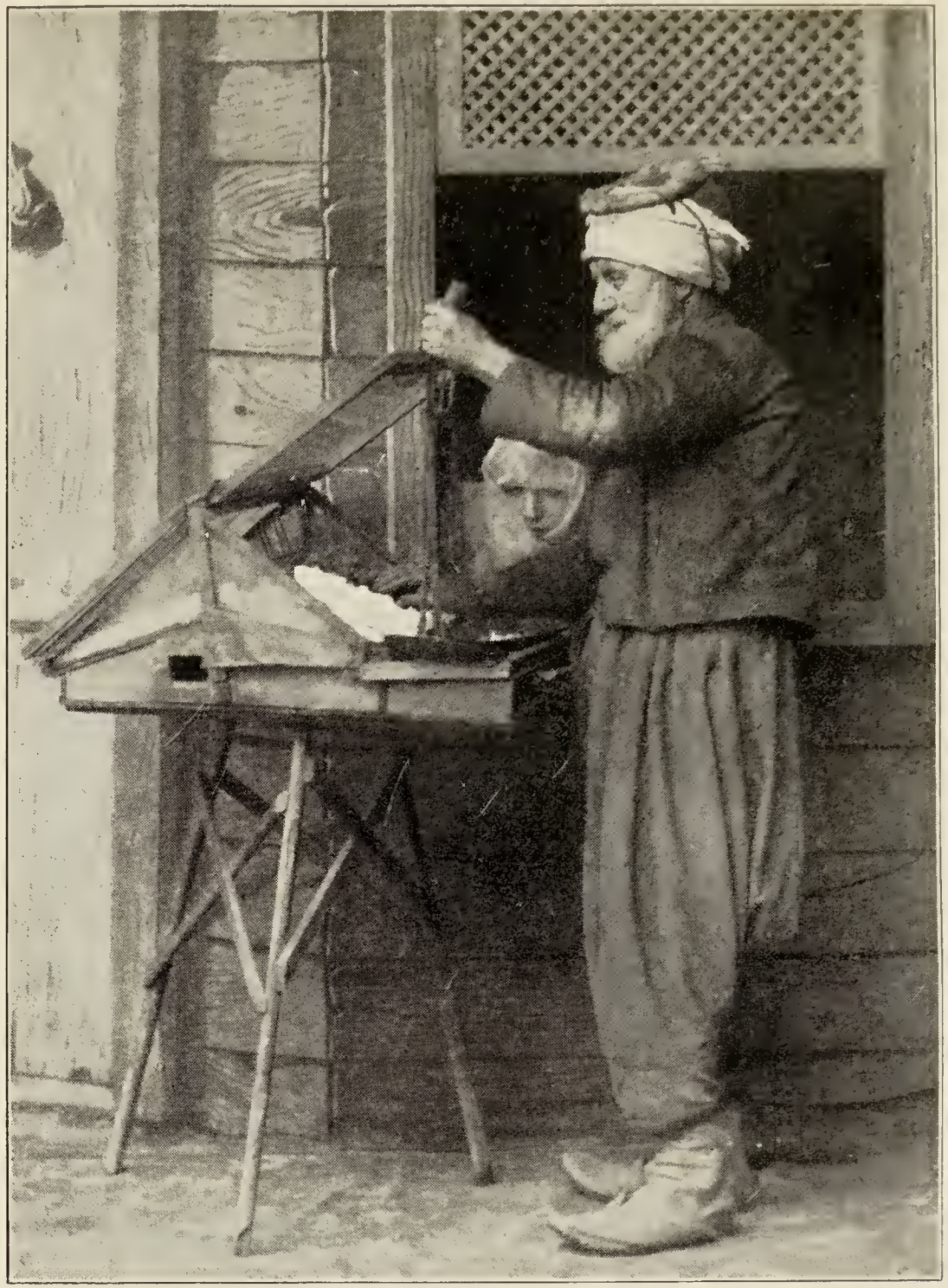
allerlei Zusätze bis zu grotesker Größe gebracht werden können. Außerordentlich verbreitet ist diese Sitte besonders bei den Negern Afrikas und den Melanesiern, bei denen die Coiffuren von Stamm zu Stamm wechseln. Außer klumpigen Gebilden werden gelegentlich auch losere zu erzeugen gesucht. So wickeln die Eingeborenen der Lepersinsel auf den Neuen Hebriden das Haupthaar mit Baststreifen zu zahlreichen dünnen Löckchen zusammen, andere binden sie zu Büscheln zusammen usw. Straffhaarige Menschenstämme pflegen dagegen weniger an ihren Haaren zu künsteln, zudem sind es bei ihnen fast nur die Frauen mit ihrem längeren Haarwuchse, die größere Frisuren aufbauen und dann allerdings vielfach auch mit fremdem Haar oder mit eingeschobenen Polstern und Wickeln arbeiten. Was auch bei Europäern in diesem Punkte möglich ist, haben die grotesken Haartrachten des 18. Jahrhunderts zur Genüge gezeigt. Als Hilfsgeräte der Haarfrisuren erscheinen überall kleine, oft noch mit Federn und dergleichen geschmückte Kämme und Nadeln. Bei den Indianern pflegen besonders die Männer sich große Federn ins Haar zu stecken, um sich ein recht kriegerisches Aussehen zu geben. Von Barttrachten ist wenig zu sagen, da die meisten Naturvölker den Bart, der ohnehin recht dürftig ist, vollends auszureißen pflegen. Wo Barttrachten vorkommen, begnügt man sich in der Regel mit dem Einflechten von Glasperlen und andern kleinen Schmucksachen. Perücken und künstliche Bärte werden namentlich bei Festlichkeiten, besonders bei Maskentänzen, bei denen man die Geister der Verstorbenen darstellen möchte, angelegt, Perücken vereinzelt auch als wirkliche Volkstracht, die das natürliche Haar ganz versteckt, so lange Zeit im alten Ägypten, dann bei manchen melanesischen und afrikanischen Stämmen der Gegenwart, und als Mode wenigstens der Vornehmen vorübergehend im 18. Jahrhundert auch in Europa.

Ein ganzes Kapitel ließe sich über Haar- und Barttrachten der alten wie der neuen Kulturvölker schreiben. Die alten Assyrier liebten sich die Haare und den Bart zu kräuseln, zu flechten und mit wohlriechendem Öl zu salben. Bei den bartlosen Ägyptern trugen wenigstens die Könige den künstlich gewickelten Kinnbart umgebunden, und die sonst kahlrasierten Männer und Knaben bedeckten ihren Schädel wenigstens bei festlichen Anlässen mit Perücken, die ihnen ins Grab mitgegeben wurden; den ägyptischen Prinzen aber zierte die einseitige lange Locke auf dem sonst kahlen Haupte. In der Folge trieb hauptsächlich die Frau einen großen Luxus in der wechselnden Haarfrisur,

Kopfjagd bei der Morgentoilette auf den Admiralitätsinseln.
(Nach einer Aufnahme von M. Rätzer in Hassendorf.)

Haartracht der Canella-Indianer im Innern Brasiliens.
(Nach einer Aufnahme von Dr. W. Kissenberth.)

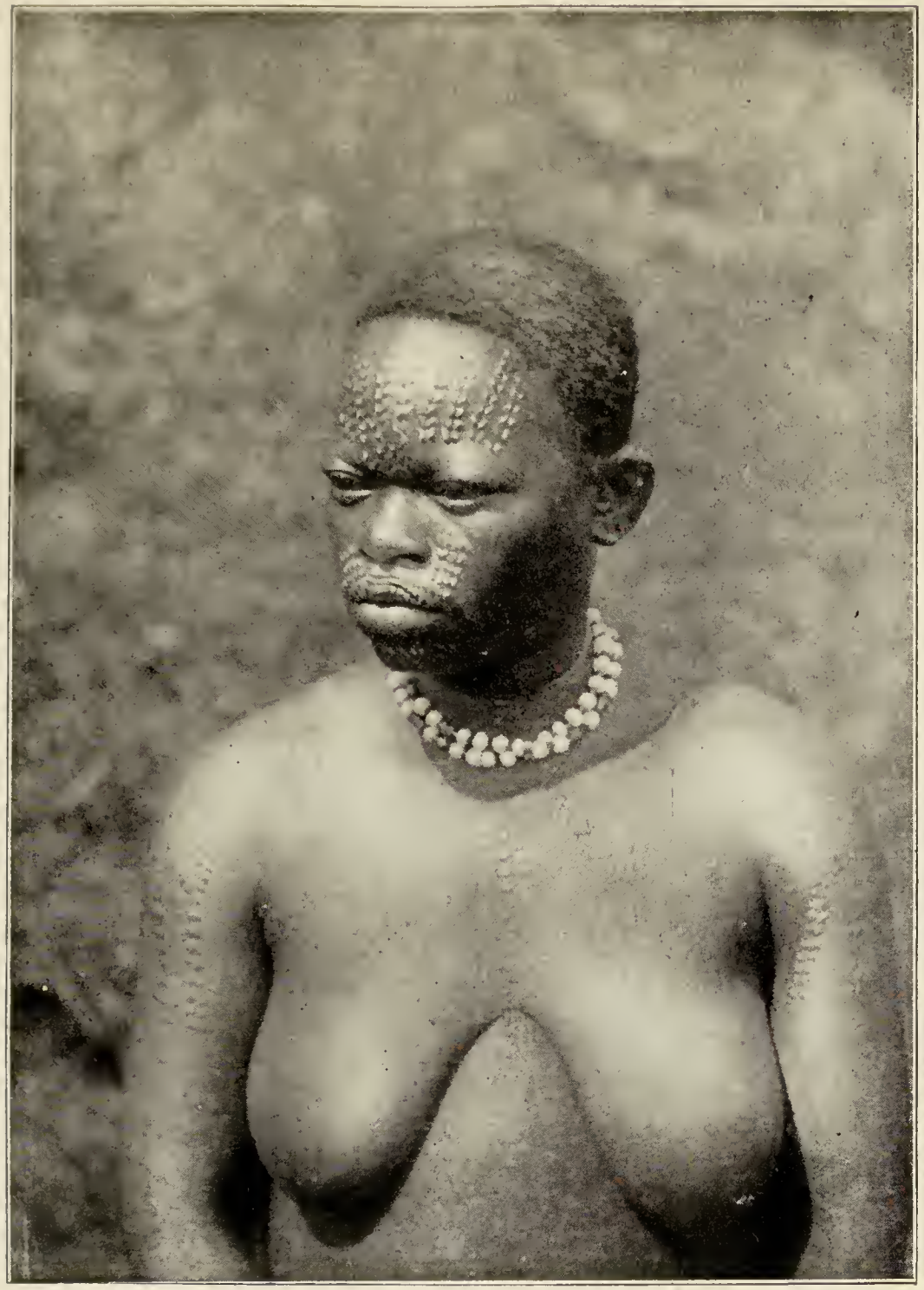
Auf der Straße rasierender Perser im Isfahan.

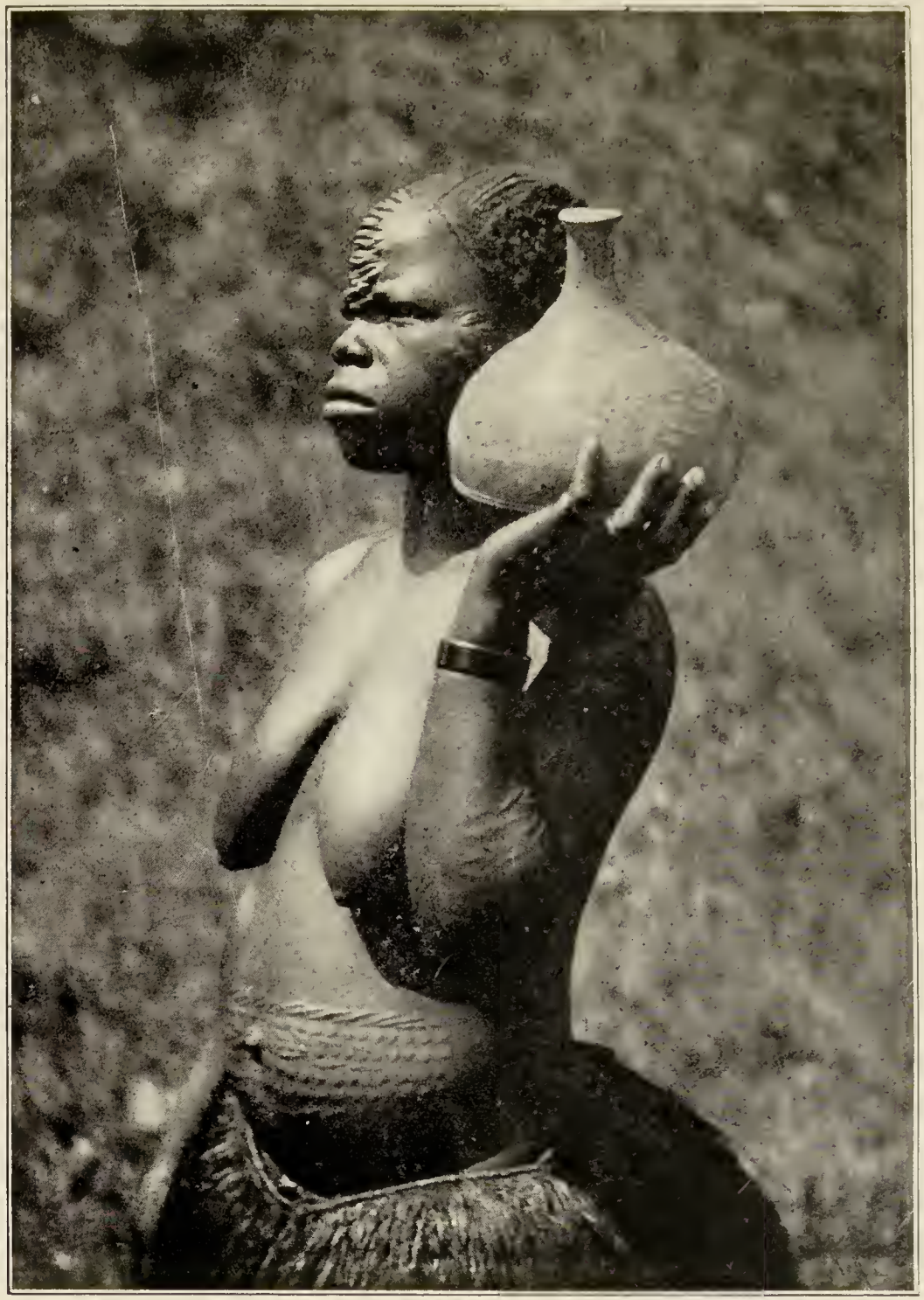


Zuckerzeug feilbietender Türke in den Straßen von Konstantinopel.

Silberner Gond-Schmuck. Gond-Frau und Hindu-Mädchen aus Mandla, Zentralindien.
(Nach einer Aufnahme von Prof. L. Scherman.)

Balineger mit Haarschopf hinten, aus welchem Löckchen gedreht sind und in welchen Schneckenschalen als „Zaubersäckchen“ eingeflochten sind.





Negerinnen aus dem Französischen Kongo mit Schmucknarben als Stammesabzeichen.

so besonders auch bei den späteren Römern, während der Mann bald mit Bart, bald glattrasiert einherging, je nach der Mode, die der Kaiser in Rom diktierte. Bei den Indogermanen war das von der Schere unberührte lange Haar der Schmuck auch des freien Mannes, das er durch den Eintritt in die Knechtschaft, durch Kriegsgefangenschaft oder unbezahlbare Schuld verlor. Wie die Assyrier pflegten von den Germanenstämmen die Normannen ihr langes Haar mit Brenneisen zu kräuseln, die Langobarden jedoch pflegten es im Nacken zu scheren, vorn aber gescheitelt in langen Strähnen herabhängen zu lassen, während die Sueven wie die Kelten ihr blondes Haar hinten in einen Schopf knoteten. Die Statue Chlotars I. am Portal der Kirche von St. Germain des Prés in Paris zeigt das Haupthaar des Frankenkönigs in nach vorn herabhängenden Zöpfen geordnet, ein Vorrecht, das sich dann die Frau reservierte, als die Männer die Haare kürzer zu schneiden begannen. Damals, im 12. Jahrhundert, trugen die vornehmen Männer auch den Bart in Strähne geteilt oder in Zöpfe geflochten, zudem gleich jenem Stutzer Busso, von dem uns berichtet wird, mit Goldfäden und ähnlichem Schmuck durchzogen. Im 13. Jahrhundert wurde dann das völlige Entfernen des Bartes, wie bei den Römern zu Ende der Republik und zu Beginn der Kaiserzeit, immer mehr Sitte. So wechselte die Mode im Laufe der Jahrhunderte auf die verschiedenste Weise, wie ja allgemein bekannt ist.

In Amerika, Afrika und anderswo werden außer den meist spärlichen Barthaaren gelegentlich auch die Wimperhaare ausgerupft. In großen Teilen Nord-, Mittel- und Südamerikas, auf Celebes, den Philippinen, in der Südsee, bei den ausgestorbenen Guanchen der Kanarischen Inseln, in Kleinasien und in einigen Gegenden Europas wurde der noch bildsame kindliche Schädel durch Einpressen zwischen Brettern, durch Festbinden und Einschnüren am Kopfbrett der Wiege und ähnliche Prozeduren bald in die Länge gezogen, bald kurz und breit zusammengedrückt. Dadurch wollten die betreffenden Stämme sich der zur Herrschaft gelangten Rasse möglichst indentisch machen. So berichtet B. Tylor von den langschädeligen arischen Bewohnern Griechenlands und Kleinasiens, daß sie sich nach der Unterjochung unter die Türkenherrschaft bemühten, den Schädeln ihrer Kinder eine runde, d. h. kurzköpfige Form zu geben, „damit sie mit dem breiten Schädel der erobernden Rasse aufwüchsen“. Zweifellos war auch damals unter Griechen das Ideal der Schönheit an sich nicht der plumpe Tatarenkopf. Umgekehrt berichtet Hippokrates zu Ende des 5. Jahr-

hunderts v. Chr. von den Steppenbewohnern Südrußlands, sie zeichneten die freigeborenen Kinder dadurch aus, daß sie deren Kopf zwischen Bretter schnürten, um ihn zu verlängern. Es müssen also dort langköpfige Stämme — indogermanischen Ursprungs — die angeseheneren und herrschenden gewesen sein. Ebenso wurde nach Waitz der durch künstliches Pressen langgestreckte Schädel der Aymaras, Huancas und Chinchas in Peru als ein Zeichen höheren Ranges betrachtet, da das zur Herrschaft gelangte Volk solche aufwies, während umgekehrt manche Malaien sich vielfach bemühten, durch Plattdrücken des Schädels und der Nase sich dem mongolischen Typus, als dem in Ostasien mächtigsten, zu nähern. Den Flachkopf bevorzugten gleicherweise die nordwestamerikanischen und manche mittelamerikanischen Indianer, ebenso die Bewohner Samoas in der Südsee. Der dabei angewandte Apparat besteht aus einer Art Trog mit Wiegenbrettchen oder einem über die Stirn des Kindes festgebundenen Stück Rinde oder Binden und Polstern. In gleicher Weise wie die im Machtbereich der Mongolen wohnenden Malaien versuchen die Hottentottenmütter, ihren Kindern die kleine Stumpfnase noch mehr einzudrücken, während es umgekehrt bei den alten Persen gebräuchlich war, den männlichen Kindern die Nase in der Richtung zu einer Adlernase zu bearbeiten.

Bei vielen Völkern werden Nasenscheidewand und Nasenflügel, noch häufiger aber die Ohrläppchen durchbohrt, um allerlei Fremdkörper als Schmuck hineinstecken zu können. Die Sitte des Einfügens von Fremdkörpern in die durchbohrte Nasenscheidewand hat ihre Hauptverbreitungsgebiete in Amerika und im australisch-melanesischen Kulturkreis. Die Nordwestamerikaner trugen darin Zierate aus Holz, Knochen, Muscheln und Kupfer, die Südamerikaner dagegen quergesteckte Stifte aus Knochen oder Holz mit daran baumelnden Gehängen der verschiedensten Art. So trugen die alten Bewohner Kolumbiens und Mittelamerikas Goldgehänge in dieser Weise, die Indianer Guianas dagegen silberne Gehänge, und zwar die Wapianas runde, die Kariben aber halbmondförmige. Diese sind zuweilen so groß, daß der glückliche Besitzer sie emporheben muß, wenn er aus einem Gefäße trinken will. In Melanesien und Australien bleibt der durch die Nasenscheidewand gesteckte Stift meist ohne Behang.

In Vorderindien hat man zuerst kleine Stifte und dann Schmuck aus Silber oder Gold mit Edelsteinen in die Nasenflügel eingeführt. Von dort verbreitete sich diese Sitte nach Vorderasien und Ostafrika, wo sie immer mehr Anklang findet. Mit der Sitte des Schmuckes der

Naſenflügel iſt gewöhnlich auch diejenige der Verzierung der oberen Ränder der Ohrmuſcheln verbunden. Viel verbreiteter iſt allerdings der Gebrauch, Schmuck aller Art in den durchlochten Ohrläppchen anzubringen, von kleinen bis zu den größten Scheiben aus Holz, wie ſie bei den küſtennahen Stämmen Oſtafrikas üblich ſind, dann auch bei manchen Stämmen Zentralafrikas und Südamerikas, von welch letzteren die Botokuden die bekannteſten ſind. Die alten Inka-Peruaner wurden von den Spaniern wegen ihrer großen Ohrpflöcke Orejones, d. h. Großohren, genannt. Oft iſt dieſe Sitte mit derjenigen vergeſellſchaftet, ſich auch ähnliche Stifte oder gar Pflöcke in die im jugendlichen Alter mit einer Ahle durchbohrten Lippen zu ſtecken. Dieſe iſt beſonders in Amerika verbreitet, wo die Gēsvölker des tropiſchen Südamerika außer Pflöcken und Scheiben aus leichtem Holz auch Ketten aus Muſchelſcheibchen daran hingen. Die Botokuden erhielten ihren Namen davon (vom portugieſiſchen botoque Spund), weil ſie in beiden Geſchlechtern ſich ganz unförmliche Holzſcheiben außer in die Ohren auch in die Unterlippen einfügten, ſo daß letztere nach Erſchlaffung der Muskulatur ſich mehr und mehr nach unten ſenkten und den Speichel beſtändig aus dem Munde tropfen ließen. Bei den alten Mexikanern trug man Lippenpflöcke aus Obſidian. Bei den Eskimos tragen nur die Männer, bei den Nordweſtamerikanern nur die Frauen den Unterlippenpflock, und zwar gilt er bei den letzteren zugleich als Zeichen der geſchlechtlichen Reife und je nach der Größe als Abzeichen des geſellſchaftlichen Ranges und des Alters. Nilblack ſchreibt darüber: „Mit jedem Jahre wird ein immer größerer Lippenpflock eingeſetzt, was dann in vorgerücktem Alter bewirkt, daß die Lippe herabgezogen wird und die mißfarbigen und abgenutzten Zähne ſehen läßt, für die Europäer ein abſtoßender Anblick, für die Eingeborenen aber eine Schönheit und ein Zeichen des Ranges, der Reife und der ſozialen Stellung ... Es iſt für eine Indianerin ebenſo fatal, ohne Lippenpflock zu erſcheinen, als für eine Europäerin, mit unverhülltem Buſen geſehen zu werden. Weiblichen Sklaven war es durchweg verboten, ihn zu tragen.“ Neuerdings iſt dieſe Sitte hier wie in Afrika, wo ſie noch am allermeiſten geübt wird, im Verſchwinden begriffen. Als Übergangsform aber erſcheint ein kleiner Kupfer- oder Silberſtift, der in die Lippe eingeſetzt wird.

In Afrika liegt ein großes Lippenſcheibengebiet zwiſchen dem Njaſſaſee und der Oſtküſte. Beſonders ſind es die Frauen, die dieſe für unſern Geſchmack zweifelhafte Zier tragen, nur ausnahmsweiſe auch

die Männer, wie bei den Mawia südlich vom untern Rovuma. Bei diesem Volk, vereinzelt auch bei den Wamwera, tritt zum mächtigen Unterlippenpflock noch eine ansehnliche Oberlippenscheibe. Am Ostrande des großen zentralafrikanischen Urwaldes tragen die Frauen ebenso große Lippenscheiben wie diejenigen der Völker am Rovuma, während sich die Männer mit Strohhalmen begnügen, die oft in größerer Zahl in die durchlochte Lippe gesteckt werden. Bei vielen Stämmen am obern Nil tragen Männer und Frauen Stifte, Ringe, Spiralen in Nase, Mundwinkel, Ober- und Unterlippe. Die Frauen der Musgu südlich vom Tschadsee tragen außer Stiften in den Nasenflügeln, große Scheiben in den Ohren und noch größere in Ober- und Unterlippe. Nach Aussage der Musgumänner geschieht diese Entstellung der Frauen, um sie den räuberischen Nachbarstämmen wenig begehrlich zu machen. Doch kann diese auf den ersten Blick unbefriedigende Erklärung — denn wer macht sich mit Absicht häßlich! — nur ein späterer Notbehelf gewesen sein. Das ursprüngliche ist stets dabei, sich vor seinen Genossen oder Genossinnen irgendwie hervorzutun und gleichzeitig günstigen Zauber auszuüben, damit die in die natürlichen Öffnungen des Körpers als den gegebenen Eingangspforten eindringenden schädlichen Einflüsse durch Gegenzauber unschädlich gemacht würden und so der Träger dieser Schutzmaßregeln vor Behexung, die Krankheit und Tod zur Folge haben könnte, bewahrt bleibe.

Ganz denselben Zweck verfolgen die außer in ganz Afrika besonders bei den malaiischen Stämmen sehr verbreiteten Verunstaltungen der Zähne durch Ausschlagen oder Spitz- beziehungsweise Sägeartig-Feilen derselben. Auch diese an sich ja unsinnige und durch das vorzeitige Faulwerden der so geschädigten Zähne in hohem Maße nicht nur die Schönheit, sondern auch die Gesundheit ungünstig beeinflussende Prozedur, die ebenfalls meist bei Gelegenheit der Mannbarkeitsfeste vorgenommen wird, wie wir schon von den Australiern erfuhren, soll vor Behexung schützen, indem durch die Zahnlücken jederzeit der das Böse vertreibende, belebende Hauch zum Munde herausstreichen kann. Später sind sie, indem man die ursprüngliche Bedeutung vergaß, zu eigentlichen Stammeszeichen wie die Schmucknarben geworden. Bei den Bantustämmen scheint das Auskerben der mittleren oberen Schneidezähne in verschiedener Weise ursprünglich allgemein gewesen zu sein. Es findet sich noch heute bei den Herero in Deutsch-Südwestafrika und bei den Stämmen bis zum Viktoria-Njansa. Ein wahres Dichtigkeitsmaximum von Zahnverstümmelungen ist das Gebiet um

den Njassasee bis zur Ostküste. Dort werden bald die vier untern, bald nur zwei obere Schneidezähne ausgeschlagen, oder alle vier oberen oder bloß die zwei mittleren spitzgefeilt, hier und da auch die untern Zähne zugespitzt oder ausgekerbt. Bei den höher kultivierten Malaien werden die in die Zähne gefeilten Querrillen mit Goldplättchen ausgefüllt. So wird der dadurch angerichtete Schaden teilweise wieder gutzumachen gesucht.

Von weiteren Verstümmelungen am Körper ist das Abbeißen oder Abhacken einzelner Fingerglieder besonders der linken Hand, wo sie leichter entbehrt werden können, bei einigen sehr niedrigen Stämmen, wie bei den Buschmännern und Australiern üblich. Es geschieht dies natürlich nicht zur Erhöhung der Schönheit des betreffenden Individuums, sondern damit opfern jene armen Stämme, die sonst nichts an Hab und Gut verschenken können, einen Teil ihrer selbst zur Besänftigung der gefürchteten Totengeister, damit sie zufrieden seien und sich nicht etwa aus Vernachlässigung der geforderten Kultpflicht durch Verhängen von Unglück, Krankheit und Tod rächten. Gleichzeitig soll diese Verstümmelung auch einen böse Einflüsse abhaltenden Zauber auf dessen Träger ausüben, wie wir im Abschnitt über Zauberei die tieferen Gründe all dieser Körperverstümmelungen auseinandersetzen werden. Das Abbeißen oder Abhacken zunächst des äußersten Gliedes des kleinen Fingers der linken Hand geschieht beim Säugling von der besorgten Mutter, damit ihr Sprößling gesund bleibe und recht gedeihe, dann auch später bei Erwachsenen namentlich beim Sterben naher Verwandter zur Abwendung des so gefürchteten Totenzaubers. Sonst beobachtet man an den Händen gelegentlich das Wachsenlassen der Fingernägel als Zeichen besonderer Vornehmheit, die es nicht nötig hat, wie andere Sterbliche zu arbeiten. Solches treffen wir besonders bei den Kulturvölkern Südasiens und in China, bei denen Vornehme und Asketen alle Nägel beider Hände, außer denen der beiden Zeigefinger, welch letztere sie zum Essen brauchen, ins Ungeheuerliche wachsen lassen und diese handgreiflichen Beweise ihres Müßiggangs bei festlichen Anlässen in kostbare Futterale aus Silber oder anderem Wertmetall bergen, wohl auch um das Fehlen derselben zu verbergen, wie dies beispielsweise bei siamesischen Schauspielerinnen in königlicher Tracht der Fall ist. Kleine Andeutungen dieser Sitte von falschverstandener Vornehmheit sind die raubtierkrallenartigen Verlängerungen der wohlgepflegten kleinen und Zeigefinger unserer höchsten Kreise, die sich auf solche Weise den Schein der Noblesse geben will.

Noch sehr viel lästiger sind für ihre Trägerinnen die bei den vornehmen Chinesinnen üblichen Verstümmelungen der Füße, die hoffentlich bald in dem zur westlichen Kultur übergehenden China außer Mode kommen werden. Um diese „goldenen Lilien“, wie diese verkrüppelten Füßchen beschönigend genannt werden, zu erlangen, werden schon den kleinen Mädchen die Zehen, besonders der äußeren Seite, mit Bandagen fest unter die Fußsohle gebunden, so daß diese armen Geschöpfe, statt herumzuspringen und sich wie ihre Altersgenossinnen in anderen Ländern ihres kurz genug dauernden Lebensfrühlings zu erfreuen, in großen Schmerzen beständig herumliegen müssen, bis die Füße, im Wachstum gehemmt, durch Vereiterung schließlich von selbst in der künstlich beigebrachten Lage verharren und ihrer Trägerin erlauben, die zu einem unförmlichen Klumpen verschandelten Füßchen in ein hübsch mit Seidenstickereien versehenes Miniaturschühchen aus Filz zu stecken. Solchermaßen mißhandelte Frauenfüße sind zu keinem rechten Gehen mehr imstande. Frauen, die solche „goldene Lilien“ ihr eigen nennen, können nur umherhumpeln und müssen sich auf weitere Entfernungen in der Sänfte tragen lassen. So sehr hat diese im 18. Jahrhundert aufgekommene Sitte, die Füße von Mädchen aus vornehmer Familie, die sich diesen Luxus leisten können, verkrüppeln zu lassen, sich in China eingebürgert, daß auch sonst sehr feinfühlende Mütter ihren Töchtern diese Marter aufzwingen in der einzigen Sorge, sie fänden sonst keinen rechten Mann. Und die Männer legen in der Tat sehr großes Gewicht auf diese angebliche Frauenschönheit mit der Begründung, daß solchermaßen hilflos gewordene Frauen ihnen besser die Treue halten könnten. So verlangt auch der Japaner von seiner ihm angetrauten Frau, daß sie sich die Zähne schwarz beize, in der Absicht, ihr die Schönheit zu rauben, damit ihr andere Männer nicht zu nahe treten.

Seltener erfreuen sich andere Körperteile einer ähnlichen Aufmerksamkeit. So halten die Wahumba in Ostafrika die Wadenlosigkeit für einen Vorzug und schnüren deshalb den Kindern die Beine bis zum Knie in Streifen von Bast ein. Auch dahinter steckt kein Schönheitsideal, sondern sie glauben, ein Mann ohne Waden könne besser laufen, und deshalb nehmen sie diese Prozedur namentlich bei den Knaben vor, da sie großes Gewicht darauf legen. Dasselbe tun die Frauen des Puristammes in Brasilien an ihren Töchtern, indem sie zwar nicht die Waden, aber die Stelle unter denselben, ebenso die über den Knien mit Bastfäden fest zusammenbinden und diese den

Gang hemmenden Bande erst lösen, wenn sie einem Manne gegeben werden.

Ein Gebiet, mit dem sich begreiflicherweise die Gedanken des Primitiven, wie auch die des zu höherer Kultur emporgestiegenen Kulturmenschen mit Vorliebe beschäftigen, sind die Genitalien, die denn auch auf alle mögliche und unmögliche Weise bearbeitet und zum Zwecke der Beeinflussung der Fruchtbarkeit, meist in verhinderndem Sinne, malträtiert werden. Der Hauptzweck der Mannbarkeitsfeste, die wir bei allen nicht sehr hoch in der Kultur gestiegenen Völkern antreffen, besteht vornehmlich darin, die diesbezüglichen Manipulationen an den betreffenden Individuen vorzunehmen, wodurch sie erst in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen werden und heiraten dürfen. Die Verstümmelungen betreffen naturgemäß weniger die Genitalien der Frau, an denen höchstens, wie einst auch in Europa, heute aber nur in beschränkter Verbreitung, besonders in Ostafrika, der Südsee und anderswo die als Infibulation bezeichnete Vernähung oder sonstige Verhinderung der Beischlafsmöglichkeit durch Anbringen von Drähten oder sonst einem Verschluß vollzogen wird, bis die betreffende Jungfrau einem Manne gegeben wird, als die viel zugänglicheren Geschlechtsteile des Mannes. An diesen wird nicht selten zur Verhinderung einer durchaus unerwünschten und wegen der Beschränktheit der Nahrungsmöglichkeit auch unzulässigen übermäßigen Fruchtbarkeit die Harnröhre unten geschlitzt, damit der Same bei der Paarung nicht in die Scheide der Frau, sondern nach unten auslaufe. Einige sinnliche Stämme der Südsee dagegen sind dazu gelangt, den Frauen, von denen sie keine Kinder wünschen, mit scharfen Muschelschalen den Bauch aufzuschneiden und die Eierstöcke zu entfernen. So gefährlich auch eine solche Operation ist, gelingt sie den Zauberpriestern, die sie vornehmen, in den meisten Fällen, so daß kein sehr großes Risiko damit verbunden ist. Haben doch schon die Europäer der jüngeren Steinzeit und andere vorgeschichtliche Völker aus abergläubischen und Heilzwecken, vorzugsweise vermutlich gegen Kopfweh und Fallsucht die Trepanation an lebenden Menschen vorgenommen, indem sie mit Steinmessern die Schädeldecke spalteten und einen meist runden Knochendefekt am Schädel durch Schaben erzeugten, der, wie Vernarbungen an auf uns gekommenen Schädeln zeigen, in vielen Fällen heilte, ohne den Tod eines solcherweise Bearbeiteten nach sich zu ziehen, wie wir doch als die Regel erwarten sollten. Es hält eben der gesunde Körper mehr aus, als man gemeinhin glaubt. Ist doch der erste sicher beglaubigte Kaiser-

schnitt an einer lebenden Frau nicht von einem berufsmäßigen Arzte, sondern von einem mutigen Schweineschneider Nufer 1500 an seiner eigenen Frau, die nicht niederkommen konnte, mit gutem Erfolg vollzogen worden, obschon die durchschnittene Gebärmutter so wenig als die Bauchwand von ihm nach der Operation genäht wurde. An solche riskierte Operationen hat man sich allerdings im Altertum nicht gewagt; doch ist die Sitte, aus den bei der Geburt verstorbenen Frauen die vielleicht noch lebenden Kinder auszuschneiden, eine schon damals geübte, wie der medizinische Ausdruck sectio caesarea beweist, der daher kommt, daß diesem Eingriff der nachmals zu so hohem Ansehen gelangte Julius Cäsar sein Leben verdankt haben soll.

Wie die intakten Genitalien das Kennzeichen und der Schmuck des Mannes sind, das er gerne durch Verzieren hervorhebt oder in schützende Futterale steckt, so ist das Entmannen durch Abschneiden derselben der größte Schimpf, den man ihm antun konnte. Deshalb haben alle Völker auf einer gewissen Kulturstufe den von ihnen Besiegten, mochten sie tot oder lebendig in ihre Hände fallen, die Geschlechtsteile abgeschnitten und als Trophäen wie der Indianer den Skalp mit nach Hause genommen oder als Beweis ihrer guten Leistungen an ihren Anführer oder König abgeliefert. Noch den kriegsgefangenen Italienern ist dieser Schimpf in ihrem letzten Kriege mit den Abessiniern angetan worden. Schon die alten Ägypter pflegten die Zahl der überwundenen Feinde nach derjenigen der gesammelten männlichen Glieder festzustellen, während später Völker, die die Beschneidung ausübten, aus religiöser Scheu die Glieder der Überwundenen vielfach unberührt ließen und ihnen dafür die Hände abhieben und als Trophäen aus dem Kriege mitbrachten. Auch bei einzelnen Stämmen der Südsee ist das Zeugungsglied eines andern als tabu für jeden, auch den Sieger, unberührbar. In der Folge hat sich namentlich die Vorhaut des männlichen Gliedes besonderer Aufmerksamkeit zur Anbringung von Stammesabzeichen erfreut, die bei den verschiedenen Völkern in sehr verschiedener Weise angebracht werden. Entweder wird sie eingeschnitten und gespalten oder umschnitten und ganz entfernt. Solche „Beschneidung“ ist ein ebenso wichtiges Erkennungsmerkmal der Stammesgenossen untereinander als die Narbentätowierung oder sonst eines der besprochenen Kennzeichen, die ja fast immer in Mehrzahl an jedem Individuum angebracht werden, damit er ganz sicher und untrüglich als solcher gekennzeichnet sei.

Diese Kennzeichnung war in der Urzeit, während welcher ein jeder

außerhalb des Stammesverbandes angetroffene Mensch ganz selbstverständlich als Feind angesehen und dementsprechend behandelt, gewöhnlich kurzerhand getötet wurde, um ihn bei Nahrungsmangel aufzufressen, eine außerordentlich wichtige Sache. Kennzeichnenderweise ist solche Zeichnung das erste, das Kain von Jahve erhält, als er von ihm aus dem Paradiese gewiesen wurde, wie uns in der Genesis 4, 14 erzählt wird: „Kain aber sprach zum Herrn: ‚Siehe, du jagst mich heute von diesem Boden weg . . . unstet und flüchtig werde ich sein auf Erden; da wird ein jeder, der mich findet, erwürgen.‘ Der Herr aber sprach zu ihm: ‚Nein, sondern wer Kain totschlägt, soll siebenfältig gerochen werden.‘ Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, damit ihn niemand erschlüge, wer ihn fände. Also ging Kain vom Angesichte des Herrn und wohnte im Lande Nod, jenseits Eden gegen Morgen.“ Was das für ein „Kainszeichen“ war, wird uns nicht mitgeteilt. Aber wir wissen aus der Völkergeschichte, daß alle Stämme ihr besonderes Kennzeichen haben, mit dessen Hilfe sich ein jeder seinen Stammesgenossen gegenüber legitimieren kann, „damit nicht ein jeder, der ihn fand, ihn erwürge.“

Der starke Rächer, der Kains Tod siebenfach zu rächen versprach, war der zur Rache verpflichtete Verband der Blutsverwandten; und dieser Schutz wird noch heute überall in der ganzen Welt anerkannt und respektiert, wo ein ganzer Stamm für die Unverletzlichkeit eines jeden seiner Angehörigen einsteht und ihn im Falle der Tötung unnachsichtlich rächt. Das ist die Blutrache, von der schon früher die Rede war; und um diese in jedem Falle, auch wenn der Mord im geheimen geschah, ausüben zu können, war es nötig, daß jeder Mensch genau gezeichnet war, wes Stammes er sei. Ein solches wichtiges Stammeszeichen ist bei vielen Völkern auch die Beschneidung, die wie alle andern am Rumpfe angebrachten Erkennungsmerkmale nur zu einer Zeit eingeführt worden sein kann, als die Menschen, die sie gebrauchten, noch nackt einhergingen; denn für Bekleidete hätte ein solches Erkennungszeichen, das offenkundig, für jedermann selbst aus einiger Entfernung deutlich erkennbar getragen werden mußte, keinen Zweck gehabt. So war wie für die alten Ägypter, auch für die Juden, die wohl solche Sitte während ihres Aufenthalts im Lande Gosen unter der ägyptischen Bevölkerung annahmen, die Beschneidung ein so wichtiges Stammeszeichen auch noch zur Zeit, da sie bekleidet gingen und es nicht mehr sichtbar getragen werden konnte, daß sogar die ersten Christen sich beschneiden lassen mußten, um in die anfänglich aus

Judenchristen bestehende Glaubensgemeinschaft aufgenommen zu werden. Wie die Juden, haben auch die Schasubeduinen, die sich um 1680 v. Chr. zu Herren über die Ägypter aufwarfen und das Niltal hundert Jahre lang beherrschten, bis 1580 der erste Regent aus ägyptischem Stamme der 18. Dynastie wieder die Gewalt an sich zu reißen vermochte, die Beschneidung von den Ägyptern angenommen. In der Folge ist diese Stammeszeichnung durch Beeinflussung dieser Schasubeduinen auf die semitischen Nomadenstämme Arabiens, die von Ismael, dem Sohne Abrahams, abzustammen vorgaben, und von diesen durch den Islam auf die ganze mohammedanische Welt übergegangen, wo sie heute noch das Zeichen der Glaubenseinheit, wenn auch nicht mehr der Stammeseinheit ist. Die Phönikier, die auch Semiten waren, übten diese Sitte nicht, so wenig als die ältesten Araber. Die Ägypter waren die Lehrmeister dieser Sitte bei den Völkern Vorderasiens, die sie selbst von den Negerstämmen Äthiopiens angenommen hatten, die heute noch, auch ohne Mohammedaner zu sein, sich regelmäßig der Beschneidung unterwerfen, weil sie bei ihnen noch ein wichtiges Stammeszeichen neben den Schmucknarben und der Zahnverstümmelung ist. Erst später hat man dann die Sache so drehen wollen, daß diese Sitte einen sanitarischen Zweck gehabt habe, weil sich die zwischen der Vorhaut sammelnde Schmiere in den warmen Ländern leicht zersetzt und dann durch das Ranzigwerden zu Entzündungen führt. Wenn dieser Grund herangezogen werden soll, so kann er jedenfalls erst in zweiter Linie in Betracht kommen. In erster Linie ist die Beschneidung ein reines Stammeszeichen, das durch die Äthiopier zu den Ägyptern und von diesen zu den übrigen Völkern Westasiens kam. Außer den Ägyptern und Juden wird uns von Herodot nur noch das Volk der Kolchier in Transkaukasien als die Beschneidung ausübend geschildert.

Hingegen haben schon die alten Babylonier eine Kastration nicht nur von Tieren, sondern auch von Männern beziehungsweise Knaben als Gottesdienern gekannt; auch wurden schon im Altertum die Harems der babylonischen, wie heute noch der chinesischen Fürsten von entmannten Dienern, sogenannten Eunuchen, bewacht. Diese wurden in der Weise zu ihrem Amte vorbereitet, daß man an gefangenen oder gekauften Knaben mit einem scharfen Messer Glied und Hodensack radikal abschnitt und die so Entmannten bis zum Hals in Sand eingrub, um die darauf folgende fürchterliche Blutung zu stillen. Unter unsäglichen Schmerzen und großem Durst hatten dann die Unglück-

lichen so lange in ihrem Sandbett zu verbleiben, bis die Wunde geheilt war; doch kam ein großer Prozentsatz dabei um, so daß der Preis dieser Ware von jeher ein recht hoher war. Jedenfalls genossen sie schon durch ihre wichtige Stellung ein ziemlich hohes Ansehen und waren bei den Insassinnen des Harems oft durch ihre Strenge gefürchtet. Durch die Kastration wurde ihr Charakter in ungünstiger Weise beeinflußt, so daß sie oft bösartig und rachsüchtig wurden. Da die Entmannung die Stimme nicht brechen läßt, weil begreiflicherweise der Eintritt der Mannbarkeitserscheinungen ausbleibt, so hat man früher Knaben mit schöner Stimme ebenfalls, wenn auch nur durch Abschneiden der Hoden, kastriert. Solche Kastraten als Sänger gab es früher nicht nur an weltlichen Höfen, sondern sogar am Hofe des angeblichen Stellvertreters Christi in Rom und soll es heute noch in der päpstlichen Kapelle geben, was allerdings als unverzeihliche Barbarei zu brandmarken wäre.

Ist der am Körper angebrachte Schmuck die primitivste Art, sich zur Geltung zu bringen, so dient er auch dazu, die Persönlichkeit zu kennzeichnen und hervorzuheben. So sind Trophäen des Kriegs und der Jagd beliebte Schmucksachen, die oft zugleich Wertbesitz sind, auf jeden Fall aber den Krieger in ein glänzendes Licht stellen sollen. Hierher gehören die beliebten Halsbänder aus Menschen- und Raubtierzähnen, aus Krallen und Schnäbeln, allerlei Federschmuck und auch mancher Überwurf, der aus dem Fell eines gefürchteten Raubtiers hergestellt ist. Jedes einem Feinde abgenommene Schmuckstück wird ebenfalls zur Trophäe. Oft haben sich aus dieser Art des Schmuckes regelmäßige Abzeichen entwickelt, die für den Kundigen eine beredte Sprache sprechen, und die kein Unberufener zu tragen versuchen würde. Für den Somal ist die Straußenfeder, die das Haupt des Kriegers ziert, das Zeichen eines gelungenen Totschlags; bei den Danakil treten als Ergänzung noch Elfenbeinringe, Elfenbeinstifte in den Ohren und weiße Affenhaare als Verzierung des Schildes hinzu. Bei den Angami-Naga in Hinterindien schmückt sich der Krieger, der einen Feind erschlagen hat, mit einem Halsband von Kaurischneckenschalen, das mit Haarbüscheln des Getöteten verziert ist, und nach mehreren Totschlägen darf er einen in ähnlicher Weise zusammengesetzten größeren Brustschmuck tragen. Im indonesischen und melanesischen Gebiete der Kopfjägerei sind allenthalben dergleichen Symbole zweifelhafter Heldentaten üblich und als kriegerische Abzeichen ein Ziel der Ehrgeizigen. Manche nordamerikanische Indianerstämme, wie die Dakota, haben ein ganzes System von Abzeichen, die hauptsächlich aus besonders gefärbten und

zugeschnittenen Federn bestehen und selbst über die Einzelheiten der Tat Aufschluß geben. Ein Blick auf die Feder zeigt dem kundigen Stammesgenossen, ob der Sieger den Feind erschossen oder auf andere Art getötet hat, ob er selbst dabei verwundet wurde, ob er nur an einem Totschlag teilnahm und als Wievielter er seinen Streich führte, ob dabei ein Krieger, ein Weib oder ein Kind getötet wurde usw. Daneben ist es noch wie bei allen anderen Indianerstämmen gebräuchlich, die abgezogene Kopfhaut des Feindes als unzweideutigste Trophäe im Gürtel zu führen. Es ist dies der in allen Indianergeschichten so gewichtige Skalp. Andere Abzeichen gelungener Unternehmungen werden auf den Körper oder den Mantel gemalt und bestehen dann oft aus bildlichen Darstellungen der Tat, gehören also schon in ein anderes Gebiet menschlicher Betätigung.

Neben den Trophäen fehlt es bei den Indianern auch nicht an Abzeichen, die das Mißlingen eines Anschlags oder den Tod von Stammesgenossen verraten. Aus Furcht vor der Rache des Totengeistes macht man sich gern unkenntlich, um ihn irre zu führen; dunkelfarbige Völker bemalen sich weiß, hellfarbige dagegen schwarz als Zeichen der Trauer. Dabei schneidet man sich seinen natürlichen Schmuck, wie die Haare, ab, oder legt sonst getragenen Schmuck ab, um durch das Tragen eines solchen nicht die Rachsucht des unglücklichen Totengeistes wachzurufen. So bemalen sich bei den Yaunde im Kamerungebiet die Frauen eines Verstorbenen gleich der Witwe des Australiers zum Zeichen der Trauer mit weißem Ton weiß und raufen sich bis zur Bestattung die Haare oder schneiden sie sich ab, um sie dem Verstorbenen zu weihen. Als Gegensatz zu den armseligen und düsteren Trauertrachten erscheinen die festlichen Trachten, in denen sich gern der Anlaß des Festes widerspiegelt und bei religiösen Feierlichkeiten auch mystische Ideen zum Ausdruck kommen.

Der gewöhnlichste Ursprung allen Schmuckes ist die Mystik, der Ausfluß des Bestrebens, sich vor allem Unglück zu bewahren und sich vielmehr Glück zu verschaffen. So ist im Grunde aller Schmuck aus dem Amulett entstanden, der seinen Träger vor der Rachsucht der Totengeister und aller anderen Feinde auch unter den lebenden Stammesgenossen beschützen und ihm Eigenschaften verleihen sollte, die ihr Träger einst im Leben besaß. So will derjenige, der sich einen Schmuck von Löwenkrallen oder sonst eines Gegenstandes, der vom Löwen abstammt, umhängt, sich die Stärke dieses Königs der Tiere aneignen, wer einen Schmuck von einem Vogel sich zulegt, die Schnellig-

keit dieses Tieres gewinnen. Kurz, alle Anhängsel, aus denen sich mit der Zeit, nach Verblassung der ursprünglichen Bedeutung als Amulett, ein eigentlicher Schmuck entwickelte, sind in der Absicht, Zauber oder Gegenzauber auszuüben entstanden. Die Überreste solch uralter Anschauungen sehen wir noch bei den Kulturvölkern der sonst so aufgeklärten Gegenwart. Bei den Brahmaisten, Buddhisten, Mohammedanern und Christen sind geweihte Münzen, also Amulette, zugleich ein beliebter Schmuck. Kreuze, die als Schmuck und zugleich als Talisman um den Hals getragen werden, sind allen christlichen Völkern bekannt. Wenn sich der Nordwestamerikaner sein Totemzeichen auf die Haut tätowiert, so heftet er sich nicht nur unauslöschlich sein Stammeszeichen an, sondern will damit zugleich den Schutz geheimnisvoller Mächte der Geisterwelt, die alles für ihn unerklärliche Geschehen veranlassen und ihm nach seinem Glauben Glück, wie Unglück, Krankheit und Tod bringen, sichern. Ebenso will etwa auf Neupommern oder sonst irgendwo ein in den Kampf ausziehender Krieger, der sich bunt bemalt und mit allerlei Zierat behängt, nicht nur dem Feinde imponieren und bei ihm Furcht erwecken, sondern zugleich einen Schutz gegen Verwundung erlangen. So ist aller Schmuck aus abergläubischen Motiven der Geisterfurcht hervorgegangen, wurde aber schließlich Selbstzweck, indem sich der Betreffende damit aus Freude am Schönen schmückte, seinen Reichtum, seine gesellschaftliche Stellung damit kundgab und zuletzt seinen ganzen Besitz darin aufstapelte. So liebt der kultiviertere Neger, wie der Hindu und mancher Europäer sein ganzes Vermögen in seinem Schmuck oder noch lieber, weil es für ihn bequemer ist, im Schmuck seiner Frau anzulegen. Während der maurische Kaufmann, der in einigen juwelenbesetzten Ringen seine Ersparnisse verkörpert sieht, und die Hindufrau, die ihren ganzen Besitz in Gestalt von Silbermünzen oder Schmuck an sich trägt, unter diesem ihrem Reichtum nicht zu leiden haben, ist es für die Frauen vieler Neger eine schwere Bürde reich zu sein, wenn man bedenkt, das ihr Reichtum in schweren Lasten von Eisen, Kupfer oder Messingdraht angelegt wird und sie diesen selbst nachts, wenn sie sich zur Ruhe legen, oder am Tage während der anstrengendsten häuslichen Arbeit nicht ablegen. So tragen die Frauen der Bayansi am mittleren Kongo nicht nur 8 kg und mehr schwere Ringe aus Kupfer oder Messing um den Hals, sondern auch noch massive Arm- und Beinmanschetten aus demselben Material beständig mit sich, so daß ein solches armes Weib ein förmliches Metallmagazin darstellt. So begreift man es, weshalb ihr Herr Gemahl es vorzieht,

seinen Reichtum nicht selbst zu tragen, sondern seiner Frau aufzubürden. Die Frauen der Massai und anderer Stämme im Steppengebiet Ostafrikas tragen so außer Ringen auch krausenartig wirkende Spiralen von Eisen-, Kupfer- und Messingdraht, die oft noch über die Schultern hinausragen, um den Hals, dann manschettenartige Zylinder aus demselben Material um Handgelenke und Knöchel. Zudem kommen an den Kopfseiten handflächengroße, schwere Drahtspiralen, die vermittelst eines Lederriemens quer über den Kopf befestigt sind, da die schon durch gewaltige Pflöcke aus Glasperlen und Draht besetzten Ohrläppchen den Zug so schwerer Metallmassen nicht aushalten könnten. So sah Delmar Morgan eine Häuptlingsfrau der Wavunia, die abgesehen von anderem Metallschmuck einen etwa 10 kg schweren Messinghalsring trug und durch denselben genötigt war, sich öfter niederzulegen und auszuruhen, um nicht unter dem Gewicht des Schmuckes zusammenzubrechen. Ed. Tylor berichtet von einer anderen, der ein Diener auf dem Marsche die sich in der afrikanischen Sonne überaus stark erhitzenden Kupferringe und -zylinder von Zeit zu Zeit durch Begießen mit Wasser abkühlen mußte, damit sie sich nicht daran brannte. Dieser unabnehmbare Schmuck wird den Frauen im Kriegsfalle oft verhängnisvoll; so sah Galton zwei Hererofrauen, denen plündernde Hottentotten die Füße an den Knöcheln und die Hände am Handgelenk abgeschnitten hatten, um die daran sitzenden Eisenringe zu erbeuten.

Die ungeheuere Fülle der verschiedenen Schmuckarten hat der verstorbene Münchner Anthropologe Emil Selenka in verschiedene Kategorien geteilt. Dabei unterschied er je nach Tragart und Zweck Ring-, Behang-, Richtungs-, Ansatz- oder Vergrößerungsschmuck, weiter lokalen Farben- und Kleidungsschmuck. Der Ring soll die Aufmerksamkeit des Beschauers auf den betreffenden Körperteil lenken und ist bei allen Völkern um Hals, Arme, Beine und Finger im verschiedensten Material aus Bast und Leder bis zu Silber und Gold sehr beliebt. Melanesien ist ein Gebiet reichen Ringschmuckes aus Geflechten aller Art mit Muschelschalen, Zähnen, besonders Eberhauern, Federn usw. Auch der malaiische Archipel, Vorderindien und besonders auch Afrika leisten Erkleckliches auf diesem Gebiet, wie bereits am Metallschmuck der Negerinnen gezeigt wurde. Der Behangschmuck, wozu auch die meisten Arten von Kleidung gehören, wirkt durch die Schwere in der Richtung der Körperachse, während der direkt an tierische Vorbilder anknüpfende Richtungsschmuck beim Tanzen und Springen zum Angriff die Vorwärtsbewegung betont, so der Adler-

federbesatz am Ledergewande des Prärieindianers oder der flatternde Roßschweif auf dem Helm des französischen Dragoners. Der Ansatzschmuck dagegen will imponieren wie der aus Tierfell hergestellte Helm eines Kriegers oder die Epauletten unserer Offiziere. Wie sich die Krieger der ostafrikanischen Steppenvölker durch gewaltig hohe Mützen aus Löwenfell furchtbar zu machen suchen, so erstreben diejenigen der Zulu und Wahehe solches durch große Kragen aus Straußenfedern. Allein durch Farbe und Glanz wirkt der lokale Farbenschmuck. Dazu gehört die ins Haar gesteckte Blume der Polynesierin ebenso wie die edelsteinverzierte goldene Brosche der Europäerin. Zum Kleidungsschmuck aber gehört jedes Gewand oder Gewandstück, das dem Körper irgendwie zur Zierde gereicht. Je nach Stoff, Gewebsart, Schnitt, Farbe und Ausputz, selbst nach Naht und Saum wirkt ein Kleid als größerer und geringerer Schmuck, der angenehm auf das Auge wirkt und uns von der Geschmacksrichtung und sozialen Stellung ihres Trägers Kunde gibt.

Alle diese Schmuckarten weisen die mannigfaltigsten Übergänge ineinander auf. So ist ein Band in der Ruhe ein Behangschmuck, beim Tanze aber wird es sofort zum Richtungsschmuck. Ein Helmkamm ist gleichzeitig ein Ansatz- und Richtungsschmuck, eine Halskrause Ring- und Ansatzschmuck usw. Solches Schematisieren will ja nur allgemeine Kategorien aufstellen, um das Chaos der verschiedenen Schmuckarten einigermaßen zu ordnen und einige Unterabteilungen in ihm anzubringen. Von allen Schmuckarten aber hat sich auf höherer Kulturstufe der Behangschmuck am meisten differenziert. Schon dem unkultivierten Wilden dienten Hals, Hüfte, Handgelenke und Fuß als die wichtigsten Träger zur Umschlingung einer einfachen, geflochtenen Schnur, um daran seine schützenden und glückverheißenden Amulette zu hängen, aus denen später der eigentliche Schmuck hervorging. Als solcher ältester Amulettschmuck dienen allerlei bunte Gegenstände, Muschel- und Schneckenschalen, Fellstreifen, Tierschwänze, Vogelbälge, Zähne, Klauen, mit Zaubersymbolen versehene Hölzchen oder Knochenstücke usw. So kann schließlich alles nur Erdenkbare zum Amulettschmuck werden, das sich mit zunehmender Kultur mehr und mehr zu einem wirklichen Schmuck ausbildet. So trugen die sonst vielfach nacktgehenden Kinder der Römer ihre Amulette nicht lose um den Hals, sondern in einer bulla genannten Kapsel vereinigt, die bei ärmeren Leuten aus Leder, bei reicheren dagegen aus Edelmetall, meist Gold, verfertigt war. Auf diese wurden dann die bösen Geister und den bösen Blick abwehrende

Köpfe wilder Tiere oder Darstellungen solcher, denen man eine heilkräftige Wirkung zuschrieb, wie Eidechse oder Schildkröte, angebracht, oder es zeigte eine Hand in abwehrender Stellung, wobei wieder jeder einzelne Finger seine eigene Bedeutung hatte. Schließlich wurde die den Amulettschmuck tragende Schnur zur kostbaren Kette oder zum Ring, der auch, ohne Träger eines Amuletts zu sein, an sich seinen Träger zieren sollte. So war der aus Bronze oder Gold verfertigte Halsring bei den Indogermanen eine Auszeichnung des Mannes, der sich als Held im Kampfe erwiesen hatte, wie später das Standesabzeichen des römischen Ritters. Breite Ringe und Spangen aus vielfach sehr edlem Stoff trugen noch die Altägypter an Ober- und Unterarmen, vornehme Frauen auch an den Füßen. Auch die biblischen Juden und Jüdinnen kannten die letzteren noch. Wie die Ägypter trugen die Babylonier und Assyrier Armringe von reicher Arbeit. Im 2. vorchristlichen Jahrtausend trug auch noch der Grieche wie die Griechin Arm- und Fußspangen in größerer Zahl. Erst als die Fülle des prächtig gewebten Stoffes, des feinen Woll- und Leinengewebes, der Hauptgegenstand des Prunkes wurde, legte man die Ringe an Hals, Hand- und Fußgelenken ab und begnügte sich mit solchen an den Fingern. Aber auch an diesen Fingerringen der älteren Zeit war der als Amulett dienende kostbare Stein, der um den Finger gebunden wurde, die Hauptsache, und erst später, als die Schnur durch Edelmetall ersetzt wurde, ward der Ring als solcher zum Schmuckstück. So wurde schließlich der Ring zum „Leibzeichen“ im engsten Sinne des Wortes. Wie an Szepter und Krone, so hing auch am Ringe des Herrschenden dessen Herrschermacht. Mit dem Ringe lieh nach altägyptischem Glauben die Gottheit dem König ihre Herrschergewalt. Im Ringe und mit dem Ringe in der Hand schwebt auf dem Basrelief zu Behistan der göttliche Genius über dem Perserkönig Darius Hystaspis. Seinen Ring gab der König von Altmexiko seinen Gesandten und Boten als sein Leibzeichen zur Beglaubigung des Herrscherwillens mit auf den Weg, und mit ihm in der Hand befahlen sie mit königlicher Vollmacht. Ein Ring repräsentierte im nordgermanischen Tempel die unsichtbar anwesende Gottheit; beim Schwurringe leistete man ihr Eide. Mit dem Anstecken des Ringes bei der Verlöbnis nahm der Germane wie der Römer von Rechts wegen Besitz von seiner Braut. Als Zeichen dessen, daß er und nicht mehr der Vater ihr Herr sei, nahm er ihn vom Knaufe des Schwertes, um ihn an ihren „Ringfinger“ zu stecken.

Außer dem Ring in seinen verschiedenen Abarten, der bei den mit

Alte Chinesin im Festschmuck.

Hindufrauen aus Radschputana mit reichem Silberschmuck.
(Nach einer Aufnahme von Prof. L. Scherman.)

Bereits von europäiſcher Kultur beeinflußte Neger im Waldlande von Kamerun. Urſprünglich gingen ſie, alt und jung, völlig nackt und trugen nur ihren Amulettſchmuck. (Nach Aufnahme von Cl. Schultze.)

Eskimofrauen und -Kinder in Nordgrönland, in ihrer geſchloſſenen, möglichſt bunt geſtalteten Fellkleidung vor einem Sommerzelt aus Seehundsfell. (Nach Aufnahme von Dr. Arnold Heim.)

Rukarr-Padaung-Frauen und -Mädchen mit Halsschmuck aus Silber. (Nördl. Shan-Staaten, Hinterindien.) (Nach einer Aufnahme von Prof. L. Scherman.)

Padaung-Mädchen (mit Halsschmuck aus Messing) und -Männer (Südl. Shan-Staaten, Hinterindien). Bei der vordersten Frau links sieht man den Henkel an den Halsringen. Unzuverlässige Frauen sollen auf diese Weise angekettet werden. (Nach einer Aufnahme von Prof. L. Scherman.)

Mit Amuletten und sonstigem Zierat reich geschmückte Papuas aus dem neben der Station Stefansort gelegenen Bogadjim in Deutsch-Neuguinea.
(Nach Photographien von Dr. B. Hagen.)

nackten Füßen einhergehenden Hindufrauen in größerer Zahl wie an die Finger so auch an die Zehen gesteckt wird, nahm bei den Kulturvölkern des Altertums, die auf Einfachheit, dafür aber Gediegenheit an Material und künstlerischer Ausführung sahen, auch die Fibel oder Gewandnadel an kunstvoller Ausführung zu und wurde schließlich als Brosche zum Selbstzweck, ohne mehr dem Heften und Zusammenhalten von Gewandstücken zu dienen. So wurde jeder einzelne Schmuckgegenstand auch in der Art seiner Verwendung veredelt.

Während auf niedriger Kulturstufe sich der selbstherrliche Mann mehr schmückte als die ihm untergeordnete und als seine Sklavin alle Arbeit verrichtende Frau, so wurde das Verhältnis mit zunehmender Kultur ein anderes, indem die zeitlebens auf einer kindlicheren Stufe bleibende Frau größere Freude am Schmuck, wie an Wohlgerüchen und anderen solchen die Sinne anregenden Genüssen behielt und sich infolgedessen mehr mit Schmuck aller Art behängt als der Mann. Nicht nur trägt sie heute bei den Kulturvölkern die viel buntere Tracht, die sie auch der launischen Mode gemäß öfter wechselt, sondern sie ist heute zur eigentlichen Trägerin des Schmuckes geworden. Während der Mann sich in düstere, vorzugsweise schwarze Kleidung hüllt und außer goldenen Ringen und einer Uhrkette aus demselben Metall höchstens mit einem farbigen Anhängsel als Berlocke keinen Schmuck trägt, behängt er damit seine in bunter, wechselnder Tracht gekleidete Gattin, die an Gold, Edelsteinen und Perlen oft ein ganzes Vermögen auf sich trägt. Dabei hat sich die Kunst in den Dienst der Schmuckbereitung gestellt und zaubert aus edlem Material wahre Kunstwerke hervor, wie jede Auslage eines Juwelierladens so gut wie irgend ein Modewarengeschäft beweist.

Bei dem schon in frühester Zeit auftretenden Schmuckbedürfnis ist es kein Wunder, daß bei den alten Kulturvölkern Westasiens und des Niltals wie der Mittelmeerländer die Verarbeitung von Edelmetallen und Edelsteinen schon im höchsten Altertum eine sehr hohe Stufe erreichte. In der künstlerischen Ausbildung und technischen Behandlung solchen Zierats hatten schon die Ägypter des alten Reichs eine hohe Stufe erlangt. Ihre Arbeiten waren von Einfluß auf die der alten Griechen und Etrusker, welch letztere von den Römern nachgeahmt wurden. Eine sehr hohe künstlerische Vollendung und Feinheit der plastischen Behandlung erreichte die Verfertigung von Schmuck bei den Griechen, die prächtige Sachen aus Gold in Filigran und mit Email ausgelegt zu verfertigen verstanden. Die hochentwickelte Technik der

Schmuckarbeiten, besonders die Einlage farbiger Glasstücke an Stelle der fehlenden Edelsteine in Gold und Goldzellen, die wir bei den Germanen zur Zeit der Völkerwanderung antreffen, haben diese auf ihren Wanderungen vom Norden des Schwarzen Meeres, wo sie Gelegenheit hatten, mit orientalischer Kunstfertigkeit in Berührung zu kommen, mitgebracht. Außerdem wurde deren Technik von der hochstehenden byzantinischen Kunst weitgehend beeinflußt. Unter den byzantinischen Kaisern wurde nämlich der Luxus mit Schmuck bei den Reichen noch weiter als bei den Römern getrieben, indem selbst die Gewänder und Schuhe mit Edelsteinen, Perlen, Goldblech usw. über und über besetzt wurden. Männer und Frauen wetteiferten in der Überladung aller sichtbaren Kostümstücke mit solchem Schmuck, wobei der Schwerpunkt auf möglichste Buntheit gelegt wurde. Auch während des Mittelalters wurden schöne Prunkstücke aus Edelmetall angefertigt, wie unsere Museen beweisen. Besonders seit dem 14. Jahrhundert wurde mit Schmuck großer Luxus getrieben. Davon wurden teilweise auch die erst in der Neuzeit entstandenen Volkstrachten beeinflußt, indem sie namentlich Filigranarbeiten aus Silber zur Anwendung brachten. Während aber früher ein jedes Stück Schmuck ein individuelles Kunstwerk war, ist es heute vielfach zur Fabrikware herabgesunken, die vielfach alte Vorbilder nachahmt.

XVI. Die Kleidung.

Wie der Schmuck in letzter Linie auf das Amulett zurückgeht, so ist die Kleidung ihrerseits aus dem Schmuck hervorgegangen. Zu Beginn des vorigen Abschnittes wurde auseinandergesetzt, daß der in einem warmen Klima hervorgegangene Mensch ursprünglich nackt war. Dies drückt der biblische Schöpfungsbericht in 1. Mose 2, 25 sehr gut aus, wenn er von den ältesten Menschen sagt: „Und sie waren beide nackend, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht.“ Erst nach dem Sündenfall in 3, 17 heißt es dann: „Da wurden ihrer beiden Augen aufgetan und wurden gewahr, daß sie nackend waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten damit Schürzen.“ Also hat der Mensch nach diesem Bericht erst nachdem er seine Unschuld eingebüßt hatte, sich seiner ursprünglichen Nacktheit geschämt. Diese Scham vor der Nacktheit ist eine verhältnismäßig sehr späte Errungenschaft, zu der viele Naturvölker bis auf den heutigen Tag noch nicht gekommen sind. Schmuck der verschiedensten Art haben diese Menschen an, aber eine Bedeckung des Körpers aus Scham ist ihnen völlig fremd. Die Nacktheit ist ihnen etwas Natürliches, Selbstverständliches, so daß sie die Europäer gar nicht begreifen, die ihnen innerhalb ihres Einflußbereiches dieses Nacktgehen als unanständig untersagten.

Jedenfalls ist die eine Tatsache sicher, daß die Nacktheit an sich für die Menschen, bei denen sie Sitte ist, durchaus nichts Anstößiges hat. Erst nach längerer Bedeckung bestimmter Gegenden durch Schmuckhüllen rief deren Entblößung ein Schamgefühl hervor. Aber dieses Schamgefühl bezieht sich durchaus nicht immer auf die Entblößung der Geschlechtsteile, sondern ist je nach den Teilen, die verhüllt getragen zu werden pflegen, verschieden. So entkleiden sich die Bäuerinnen Ägyptens ohne Scheu vor fremden Männern, wenn nur das Gesicht verhüllt bleibt. Die Araberinnen und die Hottentottinnen werden nie das Hinterhaupt entblößen, so wenig als einst die ersten Christinnen in

Korinth nach einem Briefe des Apostels Paulus und die heutigen Landmädchen solcher Gegenden Europas, wo das Tragen eines Kopftuches üblich ist. Die Bewohnerinnen der Philippinen, Tonga- und Samoainseln werden alle Teile ihres Körpers eher sehen lassen als den Nabel; bei den Chinesinnen hat sich das Schamgefühl auf den künstlich verkrüppelten Fuß geworfen. Die Frauen zahlreicher Stämme Zentralafrikas werden um keinen Preis ihr Gesäß den Augen Fremder preisgeben. So sah der deutsche Afrikareisende Vogel ein völlig nacktes Tuboriweib, das von den Bornuanern gefangen worden war und sich nicht erheben wollte, bis man ihr einen grünen Zweig reichte, mit dem sie dann das Gesäß verhüllte. Daß besonders die Frauen sich scheuen, die Rückseite des Körpers zu zeigen, erklärt sich wohl daraus, daß sie bei der ihnen obliegenden Feldarbeit in gebückter Stellung arbeiten und dabei das Gesäß herausstrecken, das sie dann durch Schmuck auszeichnen. Und einmal an die Bedeckung dieser Teile gewöhnt, empfinden sie unwillkürlich beim Entblößen dieser Teile ein Schamgefühl. Wo aber bei einem Volke die Geschlechtsteile für gewöhnlich durch Schmuck verhüllt getragen werden, indem der Schmuck schürzenartig von der Lendenschnur herabhängt und so diese verdeckt, da schämt sich der Mensch, diese Teile zu entblößen, aber nicht weil darunter seine Geschlechtsteile liegen, sondern weil er gewohnt ist, diese Teile vom Schmuck bedeckt zu haben.

Der Grund, alle diese verschiedenen Teile des Körpers zu verhüllen, war durchaus nicht ein primäres Schamgefühl, das nirgends existiert, sondern das Bedürfnis nach Schmuck. So ist dem Wilden wie die Stirn und der Hals, so auch die Hüfte ein Teil des Körpers, der durch seinen Einschnitt vor andern dazu ausersehen ist, schmückende Amulette um ihn herumgelegt zu bekommen. So trugen die beiden Australier, die 1770 dem um die Welt segelnden Schiffskapitän James Cook entgegentraten, ein Stück Baumrinde mit einer Bastschnur um die Stirn gebunden und um den Unterleib eine aus Menschenhaar zusammengeflochtene Schnur von der Dicke eines Zwirnfadens. Mit dieser Schnur wurde selbstverständlich gar nichts verdeckt; sie war wie das Stirnband ein Amulettschmuck, der sich allerdings vorzüglich dazu eignete, zum Träger weiteren Schmuckes zu werden, den man daran band, seien es Blätter, Grasbüschel, Federn, Tierschwänze, Muscheln oder ein Stück Fell, eine Tasche, den Feuerbohrer aus Holz usw. Kein Schmuckträger am menschlichen Körper bietet so viel Raum, und keiner ist daher auch so früh und in so ausgedehntem Maße zum Träger

von Schmuck verschiedenster Art geworden, als gerade die Hüftschnur. Daraus bildete sich mit der Zeit ein eigentlicher Schmuckschurz, dessen Wegfall von seinem Träger unangenehm empfunden wurde. Und diese Empfindung bildete sich schließlich zur Scham aus. Diese Scham ist aber erst etwas Sekundäres, durch die Sitte der Bedeckung jener Teile zufällig Erworbenes, und nicht etwa das Primäre, wie man glauben könnte. Der Schmuckgürtel wurde mit der Zeit zum „Schamgürtel", weil man die von ihm gewohnte Bedeckung beim plötzlichen Weglassen unangenehm empfand.

Daß der Schamgürtel, wie die Europäer ein solch primitives Schmuckstück nennen, das im Begriff steht zu einem Kleidungsstücke zu werden, nicht die Bedeckung der Geschlechtsteile bezweckt, beweisen die zahlreichen Fälle, in denen der Hauptbehang der Hüftschnur nicht vorn, sondern hinten angebracht ist, wo also die Bewunderung vom Nachblickenden geheischt wird und nicht von dem, mit dem man gerade spricht. So tragen die Frauen auf den Neuen Hebriden den Hauptschmuck des aus Bast geflochtenen Gürtels hinten, indem er sich dort fächerförmig verbreitert und in lange Fransen ausläuft. Durch einen großen Teil Afrikas können wir die Sitte verfolgen, den Schmuckträger in jener Richtung zu belasten. Der Zulu trägt seinen Schmuck aus bunten Fellstücken und Tierschwänzen in breiteren Lappen hinten als vorn. Gleicherweise ziert sich der Bongo mit einem vorn an der Hüftschnur befestigten Stück Tierfell, das er sich dann zwischen den Beinen hindurchzieht und hinten herabhängen läßt, während die Bongofrau ihrer von derjenigen des Mannes getrennten Erwerbsweise entsprechend sich nur mit Pflanzenstoffen schmückt. Jeden Morgen holt sie sich aufs neue ihren Schmuck, der meist aus einem Bündel Gras besteht, vom Felde und heftet sich ihn hauptsächlich hinten an nebst einem langen Streifen schwarzgefärbten Bastes, der einem Roßschweife gleich herabwallt. Auch sonst sind es bei der als Sammlerin oder Hackbäuerin fast ausschließlich von Pflanzenspeise lebenden Frau stets Pflanzenstoffe wie grüne Zweige, Grasbüschel oder zu Rindenstoff breitgeschlagener Bast von Papiermaulbeer-, Brotfrucht- oder Feigenbäumen, die an die Hüftschnur befestigt werden, während der als Jäger oder Viehzüchter mit Vorliebe von Fleischkost lebende Mann ausnahmlos sich mit Fellstücken und Tierschwänzen, die ihm gefallen, schmückt. Dieses zur Zier ausersehene Stück Fell zieht er mit Vorliebe zwischen den Beinen hindurch und läßt vorn und hinten das über die Lendenschnur geschlungene Ende herabfallen. Bald wird auch die

Lendenschnur selbst aus einem bunten Fellstreifen gebildet, und so entsteht der Gürtel als später meist sehr wichtiger Bestandteil der männlichen Kleidung. Und an diesem Gürtel trugen die Männer vieler zentralafrikanischer Stämme bis in die Nilgegenden hinten einen langen Tierschwanz, den wir noch im ältesten Ägypten als königliches Abzeichen vorfinden. Schon bei den Mammut- und Renntierjägern der frühen Nacheiszeit treffen wir den hinten baumelnden Tierschwanz als beliebten Schmuck der Männer, vermutlich als eine Art Auszeichnung für den guten Jäger, an, wie wir aus Zeichnungen wissen, die in Magdalénienschichten von Südfrankreich gefunden wurden.

Während der Mann bei seinem einfachen „Schamgürtel“ blieb, den der alte Ägypter aus althergebrachter Gewohnheit noch unter seinem leichten Linnenkleide trug, hat ihn zuerst die Frau zu einem nach unten herabfallenden Schmuckstück erweitert, der dann später zum Rocke wurde. Der älteste rockartige Frauenschmuck bestand aus Rindenstoff, dessen Herstellung in Zentralafrika und Ozeanien bis auf den heutigen Tag eine wichtige Beschäftigung der Frau ist. Der, wenn auch wenig haltbare, so doch ziemlich weiche und mit bunten Mustern färbbare Stoff ist der Hauptschmuck der wohlhabenden Tonganerin und Tahitierin und wird hier auch vom Manne getragen, da auf diesen Inseln größeres Wild, das in seinem Felle männliche Zier hätte liefern können, fehlt. Daß auch diese Tapa, wie dieser Rindenstoff in Polynesien heißt, nur des Schmuckes wegen und nicht zur Verdeckung der Geschlechtsteile getragen wurde, beweist die Art, wie sich seiner die Tänzerinnen zu bedienen pflegten, die es im übrigen durchaus nicht auf die Verbergung ihrer Reize abgesehen hatten. Sie banden diese Baststreifen mit dem schmalen Lendengürtel rings um den Leib fest, so daß sie sich oben mit einer künstlich gefalteten Krause über den Gürtel bogen und nach unten zu in losen Falten bis zu den Füßen herabreichten. Zur Bedeckung hätte nun ein Stück solchen Stoffes genügt; da es aber einer solchen Frau darum zu tun war, möglichst viel Schmuck zur Schau zu tragen, so befestigte sie möglichst viele solcher Stücke um ihren Leib. So entstand rings um den im übrigen nackten Leib oben unterhalb des Nabels eine mehrfache Krause von der Form eines Stuartkragens und nach unten hin ein „Rock“ mit mehreren „Unterröcken“. Nicht etwa aus Züchtigkeit, die jenen Frauen völlig abging, sondern weil es galt, einen möglichst auffallenden Schmuck aus recht vielen Tapastücken zu zeigen, verlängerten gerade

die leichten Tänzerinnen diese Röcke, die sonst bei den ehrbaren Frauen nur kurz waren, bis zu den Füßen.

In Afrika begegnen wir der durch arabischen Einfluß vorgeschobenen Grenze weiblicher Kleidung schon im Sudan. Es ist aber sehr charakteristisch, wie auch hier noch zu bemerken ist, daß die Sitte, sich zu „kleiden", der primitiveren sich zu „schmücken" gleichsam nur aufgepfropft ist. Man benutzt hier das zweckmäßig zugeschnittene und genähte Kleid immer noch als Schmuck und sucht dem heißen Klima zum Trotz gleich jenen polynesischen Tänzerinnen durch die Menge gleichzeitig angelegter Kleider zu imponieren. So schreibt Nachtigal im ersten Bande seines Werkes „Sahara und Sudan": „Die Wohlhabenden in Bornu, aber auch der einflußreiche Sklave eines angesehenen Hauses behängen sich gern mit Kleidungsstücken, deren Anzahl in schreiendem Widerspruch zu der gewöhnlich herrschenden Temperatur steht. Zwei, drei oder vier Gewänder, deren jedes der soliden Manufaktur entsprechend ein ansehnliches Gewicht hat, sind den Bewohnern der Hauptstadt keine Last, sondern ein Stolz, ein Vergnügen." Bei Festanlässen pflegen insbesondere die Reichen als offenkundiges Zeichen ihrer Wohlhabenheit so viele der hier Tobe genannten Kleider übereinander anzuziehen, daß sie kaum gehen können. Von jeher hat ja der Mensch die größten Unbequemlichkeiten willig in den Kauf genommen, wenn es sich darum handelte, durch irgend welchen Schmuck oder eine auszeichnende Kleidung, mochte sie auch noch so unangenehm zu tragen sein, seinen Mitmenschen zu imponieren.

Mit dem Übergang des Flechtens von Binsen oder Bast zum Weben von Pflanzenfasern zu eigentlichem Zeug wurde an Stelle der älteren Hüftschnur und des diese später ablösenden Gürtels ein Stück Tuch als Schmuck um die Lenden geschlungen, und daraus wurde mit der Zeit eine selbstverständliche Bedeckung der betreffenden Körperpartie, ein Kleidungsstück, das auch dann beibehalten wurde, als es völlig überflüssig geworden war, weil ein größeres Zeugstück als Überwurf um die betreffenden Körperteile getragen wurde. Alle in warmen Ländern wohnenden Menschen sind eigentlich nicht über das Lendentuch als primitivste Art von Kleidung — oder also ursprünglich Schmuck — hinausgekommen, und wie einst der einfache Mann in Babylonien, Ägypten und den anderen Kulturstaaten am Mittelmeer sich werktäglich bei der Arbeit damit begnügte, so trägt auch heute noch der Landmann in warmen Gegenden nichts anderes. Nur bei festlichen Anlässen ist eine vollkommenere Kleidung, die das Klima an

sich nicht erheischen würde, üblich und ist dann auch als ein Schmuck aufzufassen, wie das mit der alten Lendenschnur festgebundene Zeugstück des Tapa des Polynesiers.

Erst mit dem Vordringen des Menschen in kältere Klimate mit einem strengen Winter hat sich das Schmuckbedürfnis mit dem Bedürfnis nach Wärmeschutz verbunden und eine eigentliche Kleidung zum Warmhalten des Körpers geschaffen. Hier, wo der Mensch mehr und mehr gezwungen war, seinen Lebensunterhalt vorzugsweise, ja in höheren Breiten ausschließlich von der Jagd zu bestreiten, kam für ihn als Material, aus dem er sich seinen als Schmuck und Erwärmer zugleich dienenden Überwurf schuf, nur das Fell seiner Beutetiere in Frage. Er schuf sich damit einen seinen Körper schließlich völlig bedeckenden und verhüllenden Überzug, der sich überall den Körperteilen anpaßte und auch Futterale für Arme und Beine bildete. So entstand das aus zwei Teilen, einem oberen und einem unteren bestehende Pelzkleid des Eskimo, das in durchaus analoger Weise, selbst mit einer über den Kopf zu ziehenden Kapuze hinten im Nacken, von den Mammut- und Renntierjägern der frühen Nacheiszeit in Europa getragen wurde, wie uns diesbezügliche Zeichnungen in nordspanischen Höhlen beweisen. Schon lange vorher hatte man in den Kulturschichten des Magdalénien und neuerdings auch des viel älteren Aurignacien aus Knochen und Horn kunstvoll geschnitzte Nadeln gefunden, die darauf hinweisen, daß der Mensch der letzten Stufen der Eiszeit mit solchen Nadeln Felle zu einer schützenden Kleidung zusammengenäht haben muß. Dabei war er jedenfalls ebensosehr wie die heutigen Eskimos bestrebt, weil sie den altgewohnten Farbenschmuck nicht mehr am Körper anbringen konnten, ihn dafür auf die Fellkleidung zu übertragen, indem sie diese möglichst bunt und auffallend gestalteten und allen farbigen Flitter, dessen sie habhaft werden konnten, darauf nähten.

Schon für den Jäger in gemäßigten Breiten war es naheliegend, das vom erbeuteten Tiere abgestreifte Fell als Mantel zu gebrauchen, um den nackten Leib vor der Kälte der Nacht und der Nässe regenreicher Tage zu schützen. So hüllt sich der Australier in den schon recht kalten südlicheren Gegenden ebenso in ein solches für gewöhnlich um den Rücken umgehängtes Stück Fell wie in Südafrika der Buschmann, Hottentotte, Damara oder Kaffer in seinen „Karoß“. Auch die Buschmanns- und Betschuanenfrau ist glücklich, ein solches Fell zu erbeuten; sie schlingt es ebenso gern bei Kälte und Nässe um ihren

Heidnisches Eskimoweib in Fellkleidung mit Tochter. (Nach Photographie von Mylius Erichsen.)

Fellkleidung der Tschuktschen.

nackten Leib als ihr Mann und macht daraus zudem einen Tragbeutel für ihr Kind. Aber auch da, wo es keine Winterkälte gibt, bietet die unangenehme Nässe der Regenzeit Anlaß zum Gebrauch eines solchen Überwurfs aus Tierfell. Auch gegen die oft recht empfindliche Kühle der taureichen Nacht deckt sich der Wilde damit in seinem Nachtlager im Freien, und der Bongo hängt die rohe Gazellenhaut vor seinen Leib, wenn er frühmorgens durch das mannshohe taunasse Gras zur Jagd auszieht. Um dieser dem nackten Menschen unangenehmen Benetzung aus dem Wege zu gehen, ziehen allerdings die Jäger der meisten Volksstämme erst dann zur Jagd aus, wenn die Sonne den Morgentau zum Verdunsten gebracht hat, und dann haben sie es auch nicht nötig, sich zum Schutze gegen die Nässe ein Tierfell umzubinden.

Auch bei den südamerikanischen Stämmen ist der Fellüberwurf als Schutz gegen Nässe und Kälte überall gebräuchlich. Aber die Feuerländer bedienen sich seiner trotz ihres überaus rauhen Klimas nur bei der größten Kälte. Während die Eingeborenen an der Ostküste Guanakomäntel, die an der Westküste Robbenfelle und die im Innern Otterfelle, die sie einfach nach der Windrichtung drehen, als Wärmeschutz umhängen, waren die Feuerländer, denen Darwin als Begleiter des Kapitäns Fitzroy auf seiner großen Reise um die Erde mit dem Schiffe Beagle, d. h. Spürhund, 1832 begegnete, trotz der großen Kälte und des grimmigen, schneidenden Windes völlig nackt. Sie standen und kauerten in einem höchst primitiven Kahn aus Baumrinde, der so undicht war, daß einer beständig mit beiden zu einem Schöpfer vereinigten Händen das eindringende Wasser herausschöpfen mußte. Der Hauptsprecher war ein alter Mann, der ein Stirnband aus weißen Federn rund um den Kopf gebunden hatte, welches zum Teil sein schwarzes, verwildertes Haar zusammenhielt. Quer über sein Gesicht zogen sich zwei breite Streifen. Der eine, hellrot gemalt, reichte von einem Ohr zum andern und schloß die Oberlippe mit ein; der andere, weiß wie Kreide, lief parallel mit dem ersten, so daß selbst die schwarzen Augenbrauen des Mannes weiß gefärbt waren. Diese Wilden begrüßten die Landenden in eigentümlicher Weise. Durch das Geschenk je eines roten Tuches, das die Feuerländer sich sofort um ihren Hals banden, ward zunächst die gegenseitige Freundschaft begründet. Dies drückten die Wilden so aus, daß der Sprecher den Ankömmlingen zuerst dreimal die Brust und dann ebensooft den Rücken beklopfte und dabei gluckende Töne ausstieß. Andere hatten ihre Gesichter mit weißer Farbe beschmiert und ihre schmutzigen nackten Leiber glänzten fettig

vom Öl, das sie sich eingerieben hatten. Später trafen die Reisenden welche, die trugen um die linke Schulter ein schmieriges Stück Fell; das war ihre ganze Kleidung, und gleichwohl froren sie nicht, da sie außerordentlich abgehärtet waren und sich aus der Kälte nichts machten.

Weiter nördlich bei den Indianern finden wir dieses zum Wärmeschutz angewandte Fell in der Weise modifiziert, daß mitten in dasselbe ein Loch zum Hindurchstecken des Kopfes geschnitten wurde. So saß es fest am Leibe ohne gehalten werden zu müssen, hing nach vorn und hinten herunter und ließ die Arme frei. Diese Form, welche in Zeugstoff nachgeahmt den bekannten Poncho der die Pampas bewohnenden Argentinier europäischer Abstammung bildet, muß einst auch in der Alten Welt verbreitet gewesen sein; denn ihr Prinzip ist in vielen jüngeren Kleidern wieder zu erkennen, so beispielsweise in jenem, das der katholische Ritus zur „Kasel“ ausgebildet hat.

Auch überall in nördlichen Breiten hat das um die Schultern gehängte rohe Fell die älteste Art des Wärmeschutzes gebildet. Es ist ein richtig rekonstruiertes Bild der Urzeit, wenn die alten Griechen ihren Heros Herakles stets mit dem Fell des von ihm erlegten nemeischen Löwen umgetan darstellten. Noch im alten Ägypten waren über die Linnenkleidung getragene Löwen- und Pantherfelle die Schmuckkleidung des Königs und der obersten Priester bei feierlichen Prozessionen. Man trug diesen Mantel, indem man den Kopfteil des Felles über die eine Schulter auf die Brust herabhängen ließ und den Schwanzteil unter dem andern Arme über die Hüfte zog. So, mit dem Pantherfell bekleidet, dachten sich die alten Griechen auch ihren Bacchos, den aus dem Orient, angeblich Indien, zu ihnen gekommenen Gott des Naturssegens und der daraus entspringenden ausgelassenen Lebensfreude. Auch bei den alten Semiten ist ihr Begriff des Mantels von der einst getragenen Tierhaut hergenommen; so ist noch in der Erzählung von Esaus Geburt der Ausdruck „Mantel“ gleichbedeutend mit „Fell“. Und ein Zurückgreifen zur ländlichen Tracht des Hirten war es, wenn Johannes der Täufer mit Kamelshaaren bekleidet war und einen ledernen Gürtel um seine Lenden trug. Noch heute hüllen sich die Beduinen zum Wärmeschutz in die warmen Felle ihrer Herdentiere.

Den Griechen und Römern, die als Kulturvölker sich in feine Wollkleider hüllten, waren die nördlich von ihnen wohnenden Menschen „von Pelzen starrende Barbaren“. Julius Cäsar weiß von der Pelzkleidung der Germanen zu berichten, und Tacitus sagt von ihnen in seiner Germania: „Man trägt auch Wildpelze, in der Nähe des

Rheins ohne Sorgfalt, weiter weg ausgesuchter, weil der Handel dorthin keinen Kleiderstaat bringt. Man weiß zwischen den Wildarten zu unterscheiden und besetzt die Felle mit Flecken von Tierpelzen, die der nördliche Ozean, das unbekannte Meer erzeugt." Heute noch liebt man den weißen Pelz des Hermelin mit den schwarzen Schwanzenden des Tieres zu verzieren. So liebten schon die alten Germanen ihre zugleich als Schmuck dienende Pelzkleidung den Augen gefällig zu gestalten. Noch in der Völkerwanderungszeit und selbst im späteren Mittelalter war das umgehängte Tierfell der beliebteste Mantel des Deutschen wie des Slawen. Nicht nur berichtet Adam von Bremen von den Isländern: „Sie leben nur von Vieh und bekleiden sich mit dessen Fellen. Es gibt hier keine Feldfrüchte und nur wenig Holz; deswegen wohnen sie in unterirdischen Höhlen gemeinsam mit ihrem Vieh", sondern auch die Kulturvölker Europas trugen je weiter nach Norden um so mehr Pelze als Kleidung. Während sich die Unbemittelten mit Schaf- und Ziegenpelzen begnügten, kleideten sich die Reichen und Vornehmen in überaus kostbares Rauchwerk bis hinauf zum Zobel. Das ganze Mittelalter hindurch trug man auch Pelzkappen im Winter und verbrämte die Wollkleidung mit Pelzen. Es wurde damals ein weit größerer Luxus in Pelzen getrieben als heute, wo doch die Mode selbst Damenhüte mit Pelzen verbrämt und Pelzbordüren als Garnituren an allen möglichen Frauenkleidern verwendet. Erst die besseren Heizeinrichtungen neuerer Zeit haben den Pelz als Wärmeschutz des Mitteleuropäers einigermaßen überflüssig gemacht.

Früher haben manche Völker, denen die Erlangung von Pelzen zu Überwürfen nicht immer leicht war, diesen in mancherlei anderen Stoffen nachzuahmen versucht. So stellten die Indianer als Ersatz des Pelzes Mäntel her, die aus Bastfasern geknüpft und mit Vogelfedern verziert waren. Auf Hawaii wurden prächtige Mäntel aus roten und gelben Federn verfertigt, die aber wegen ihrer Kostbarkeit nur von wenigen Reichen, die ganz gelben nur vom Könige getragen wurden. Allmählich scheinen dort die schwer zu erlangenden Federn nur noch als zerstreuter Schmuck angeheftet worden zu sein, während das Geflecht aus Fasern von Pandanusblättern oder aus Bast besonders des Hibiscusstrauches als Matte die Hauptsache war. Berühmt durch die Herstellung solcher Matten waren die samoanischen Frauen. Auch die Neuseeländerinnen verstanden es, aus den zähen Blättern des dort wildwachsenden „neuseeländischen Flachses" dreierlei Arten von Matten herzustellen, von denen die gröbste Art durch die freihängenden Enden

der angeflochtenen Blattstreifen das Aussehen eines grobzottigen Pelzes nachahmte. Zur Zeit der Entdeckung trugen die meisten Neuseeländer noch jene rauhen, zottigen Matten als einzige Kleidung, indem sie ein Stück als Schmucktuch um den Leib gebunden und ein anderes als Mantel über die Schulter geworfen hatten.

Später hat man das Fell auch durch allerlei Geflechte von Bast und schließlich durch Gewebe von feinen Pflanzenfasern und ausgerauste tierische Wolle zu ersetzen versucht. So gelangte man zu allerlei Zeugstoffen, die das ältere Tierfell als Kleidung mit Vorteil mehr und mehr zu ersetzen vermochten. Aus solchen Zeugen stellte man dann die Schmuckkleidung her, indem man sie so wie sie waren als größere viereckige Stücke um den Körper herumschlang und über der Schulter mit einer nach der römischen Bezeichnung fibula als Fibel bezeichneten „Sicherheitsnadel“ befestigte. Dieses durch den ungeheuren Reichtum an Fibeln schon während der ganzen vorgeschichtlichen Metallzeit als außerordentlich wichtig erkennbare Prinzip der Befestigung nahm seinen Ausgangspunkt vom Dorn, den der Germane zur Zeit des Tacitus vielfach noch vom grünen Holze nahm. Mit Hilfe solcher Heftnadeln und einer Schnur ließ sich aus zwei Stücken Wolltuch, wie sie vom Webstuhle kamen, das als chitōn bezeichnete ärmellose Unterkleid der alten Griechen in seiner herrlichen Faltenfülle, wie sie uns von den Skulpturen aus jener Zeit bekannt ist, bilden. Diese Art der Bekleidung wie auch deren Namen hatten sie von den ihre Küsten mit Erzeugnissen der syrischen und ägyptischen Webekunst versehenden Phönikiern, wobei die semitische Bezeichnung mit der Sprachwurzel k-t-n — in unserem Cotton Baumwolle noch enthalten — zu chiton wurde. Der später ein einziges hemdartiges Gewandstück bildende Chiton der Griechen bestand anfänglich aus zwei Tuchstücken, die je vorn und hinten zu liegen kamen und über den Schultern mit je einer Gewandnadel zusammengeheftet wurden. Die beiden herabfallenden Tücher band man dann mit einer Schnur über den Leib fest, so daß sich durch Heraufnehmen derselben ein zierlich über die Hüften herabfallender Bausch erzielen ließ. Wurde die Umgürtung gelöst und nahm man die Gewandnadeln ab, so hatte man wieder zwei viereckige Stücke Tuch, die man einfach wie jedes andere Tuch auch zur Aufbewahrung in eine Truhe legte.

Über dem Chiton, der an den Seiten nur zusammengenäht und oben mit zwei Ausschnitten für das Hindurchstecken der Arme versehen zu werden brauchte, um zum zunächst ärmellosen und nach Hinzufügen

von kurzen Ärmeln von den Römern als tunica bezeichneten Hemde zu werden, trugen die griechischen Männer den losen Umwurf des Himation, das aus einem großen, länglich viereckigen Stücke Tuch bestand und durch Umlegen über die linke Schulter befestigt werden konnte. Wenn auch das Gewicht der herabfallenden Tuchzipfel diesen das eigentliche Anstandskleid darstellenden Überwurf einigermaßen hielt, so mußte das Hauptgewicht doch durch Andrücken an den Körper durch den Träger selbst gehalten werden. Die vornehmen Athener ließen sich dieses Prunkstück mit Vorliebe aus feiner milesischer Wolle verfertigen, und sahen beim Umschlagen um den Körper hauptsächlich darauf, daß es diesen in schönen, malerischen Falten umgab. Um nun eine größere Straffheit des Faltenwurfs zu erreichen, beschwerte man die Zipfel durch eingenähte kleine Metallstücke, die aber, wie es die Sitte erforderte, unter dem Zeuge verborgen bleiben mußten. Es gehörte mit zur Erziehung, sich nicht nur das Himation, sondern auch den darunter befindlichen Chiton in möglichst malerischem Faltenwurf anzuziehen. Zum Arbeiten nahm man das faltige, lange Oberkleid, das Himation, ab und begnügte sich mit dem hemdartigen Chiton. Genügte letzterer nicht, etwa bei Kälte, so trug man über ihm an Stelle des die Bewegungen hindernden Himation die kürzere Exomis, die aus einem kleinen Stücke Zeug bestand und ähnlich dem Himation frei umgeworfen, aber gegürtet wurde; so brauchte es nicht gehalten zu werden, ließ gleicherweise den rechten Arm frei und war in der kälteren Jahreszeit die übliche Arbeiterkleidung.

Wir sahen, daß die tunica der Römer die Weiterbildung des griechischen Chiton war, indem die jenes ursprünglich bildenden zwei Stücke Tuch an den Seiten zusammengenäht wurden und, nach Anbringung der Armlöcher, ein hemdartiges Untergewand lieferten, das später kurze Ärmel erhielt. Während nun der Chiton bei den Männern höchstens bis zu den Knien, bei den Frauen aber bis zu den Füßen reichte, war die gleicherweise wie jene aus Wolle gewebte Tunika der Römer mittellang und fiel bis zu den Waden hinab. Es geschah dies im Hause und bei geschäftlicher Tätigkeit. Ging man aber aus, so wurde sie durch Gürtung so weit heraufgenommen, daß sie nur bis ans Knie reichte. Darüber trug der Römer als sein Staatskleid die Toga entsprechend dem Himation des Griechen. Dieser ebenfalls aus Wolle gewebte weiße Überwurf stand nur den freien Bürgern zu und war bei den höheren Magistraten mit einem Purpurstreifen eingefaßt (toga praetexta). Er bestand aus einem rundlich zugeschnittenen Tuche

von verschiedener Breite, dessen Länge das Dreifache der Schulterhöhe betrug und das auch über den Kopf getragen werden konnte. Man legte es in zwei ungleich lange Hälften zusammen und warf es über die linke Schulter, so daß das vordere Stück bis an die Erde hinabreichte. Das hintere Stück wurde dann unter dem rechten Arm hindurchgezogen und nochmals über die linke Schulter geworfen, wobei man den Faltenwurf so ordnete, daß er über der Brust einen breitfaltigen Bausch bildete, der sich an der linken Schulter wieder zusammenschloß.

Der Römer wie die Römerin trugen bei Kälte zwei Tuniken übereinander. Die äußere Tunika hieß bei der Frau Stola. Sie reichte bis auf die Füße herab, wurde unter der Brust gegürtet und besaß halblange, aufgeschlitzte und durch Knöpfe oder Spangen zusammengehaltene Ärmel. Dazu kam für die vornehmen Matronen die Palla, ein faltenreicher Überwurf, der in ähnlicher, aber noch kunstvollerer Weise wie die Toga der Männer geordnet wurde. Ein Schleier vervollständigte den Anzug. Sonst wurde weder von den Griechen noch von den Römern irgend welche Kopfbedeckung getragen. Um beim Griechen das langgetragene Haar zusammenzuhalten, ward ein einfaches Band um den Kopf gebunden, dessen Schleifen im Nacken herabhingen. Nur bei Leuten, deren Arbeit den Kopf leicht gefährden konnte, kam eine schlichte, oben zugespitzte Haube von Wolle, Filz oder Leder, die wohl auch durch eine Krempe um den Kopf verstärkt wurde, in Gebrauch. Bloß auf Reisen, bei der Jagd usw. trug man einen Filzhut mit mehr oder weniger breitem Rande. Auch die Frau trug über dem auf dem Kopfe zusammengefaßten Haar ein Stirnband, das später diademartig erweitert wurde; dazu kam nach ihrer Verheiratung ein Schleier. Für die Nacht oder wenn es sonst darauf ankam, das Haar fester anzuschließen, legte man es in ein Netz oder umband es mit einem Tuche. Auch der Römer und die Römerin trugen eine Kopfbedeckung nur bei längerem Aufenthalt im Freien, und diese bestand gewöhnlich aus einem griechischen Hut. Nur Jäger, Fischer und Schiffer trugen Mützen aus Fell, Leder, Filz oder Strohgeflecht.

Je mehr wir ins Altertum zurückgreifen, um so kürzer wird der Chiton. Bei den Doriern war er nur ein ganz kurzes, auch bei den Frauen kaum bis an die Knie reichendes Hemd, dem aber als anfänglich recht buntem Schmuckkleid die Tendenz innewohnte, um den Reichtum seines Trägers hervorzuheben und imposanter zu erscheinen,

nach unten verlängert zu werden. So war es schon bei den homerischen Griechen eine Auszeichnung der Würde und des Ansehens, zugleich auch des Reichtums, den im allgemeinen getragenen Chiton durch einen Stoffzusatz zu verlängern. Diese Verlängerung hat besonders die ein ruhigeres Leben im Hause führende Frau an ihrer Gewandung vorgenommen, so daß von da an die Frauengewandung an sich die Tendenz aufwies, länger als die gewöhnlich höchstens bis zu den Knien reichende Männerkleidung zu sein. So hat schließlich bei allen Völkern die Frauengewandung, der größeren Reserviertheit, die man von ihrer Trägerin verlangte, gemäß, eine bedeutendere Länge angenommen und wurde sogar zum schleppenden Prunkgewande, während der Mann, seiner größeren Beweglichkeit gemäß, kurze, enger an den Körper anliegende Gewandung bevorzugte und seine ursprünglich längere Kleidung mehr und mehr kürzte. Während aber in Babylonien und Ägypten dem einfachen Manne das Lendentuch besonders bei der Arbeit genügte, hüllte sich der Vornehme darüber noch in ein feierliches längeres Prunkgewand, das ihm bis an die Knöchel reichte und ihm gravitätische Würde verlieh. Beim vornehmen Ägypter wurde es mit Vorliebe aus feinstem Linnen halb durchsichtig wie beim Gewande der vornehmen Frau hergestellt, während der mehr nördlich wohnende Babylonier dickeren Wollstoff bevorzugte, den er zum bunten Rocke mit Fransen und Troddeln an den Säumen, zuerst ohne Ärmel, später mit kurzen und dann mit längeren Ärmeln herstellen ließ. Später sind dann alle Kulturvölker von der bunten zur einfach weißen Tracht zurückgekehrt, soweit sie leichte Gewandung trugen, die in losem Faltenwurf um die linke Schulter gelegt wurde.

Nur die in kälteren Gegenden lebenden Europäer liebten über das auch von ihnen zum Hemd ausgebildete Untergewand aus Leinenstoff, das bis zu den Knien reichte, enganliegende Kleidung zuerst aus Fellen und dann später aus Wollstoff zum besseren Wärmeschutz zu tragen. Bei den Germanen hieß das von ihren Frauen gesponnene und gewebte Linnenhemd kamitjo, eine Bezeichnung, die sich im deutschen Kamisol und im französischen chemise erhielt. Um die Lenden wurde dieses ursprünglich ärmellose Hemd durch einen Ledergürtel zusammengehalten. Meist aber trug man darüber einen Pelz, um den erst der Ledergürtel zu liegen kam. Um den Unterleib und die Oberschenkel kam noch der „Bruch“ hinzu, der ebenfalls aus Fell, später aus gegerbtem Leder und schließlich aus Wollstoff hergestellt wurde, und den Männer und Frauen gleicherweise trugen. Dieses lederne

Schenkelbeinkleid, das noch die entlegene Gebirge bewohnenden konservativen Stämme, wie das der Bayern und Tiroler, erstere sogar noch im Arbeitsgewand der Frau, kennen, hieß altgermanisch brôk, eine Bezeichnung, die die Gallier übernahmen und die die Römer bei diesen als braca kennen lernten. So unterschieden letztere das gleich ihnen die Toga tragende norditalische Keltenland als Gallia togata von dem jenseits der Alpen gelegenen behosten Keltenlande, der Gallia bracata.

Zu diesem Bruch kam als Schutz gegen die Kälte weiterhin ein über den gestrickten Strumpf verlängerter Überzug aus Fell und später Wollstoff als die eigentlichen Hosen. Diese reichten bis zu den Knien, die wie bei den Tirolern noch nackt getragen wurden. Indem man dann später diese die Waden bedeckenden kurzen Hosen mit dem Bruch verband, entstanden erst die eigentlichen Hosen, deren zweibeiniger Plural auf das zu einer Einheit zusammengefaßte Kleidungsstück übertragen wurde. Ebenso ging es mit dem Wams, das als Hülle um den Oberkörper den oberen Teil der Brust und die Arme vollständig frei ließ. Um an diesen Teilen nicht kalt zu bekommen, trug man im Winter Futterale für die Arme, die ursprünglich lose getragen und später, wie die Hosen an den Bruch, mit Nesteln am Wams befestigt wurden. Erst später wurden dann die beiden Ärmel, gleichwie die Hosenbeine dauernd an den Bruch befestigt wurden, mit dem Wams zu einer Einheit zusammengenäht. So entstand das kittelartige Obergewand aus Fell und später aus Wolle, seltener Leinwand, das über den Hüften gegürtet wurde, da es noch im 13. Jahrhundert, wo die Ärmel noch ihre Selbständigkeit bewahrt hatten, recht weitfaltig war. Den Ledergürtel schmückte man mit Vorliebe durch reich eingelegte Spangen und kostbare Riemenbeschläge, Goldborten usw., wie die zahlreichen Gräberfunde, namentlich aus der Völkerwanderungszeit, beweisen. Dieser Gürtel war um so unentbehrlicher, als die Gewänder keinerlei Taschen besaßen, und man das Messer wie den Geldbeutel oder was man sonst mit sich zu tragen wünschte, an ihm befestigen mußte.

Über den Kittel kam nach Bedürfnis ein Mantel als Überwurf, ursprünglich aus Fell, später aus Wollstoff hergestellt. In germanischer Zeit wurde er auf der linken Schulter mit der vielfach kunstvoll gezierten Fibel zusammengeheftet, im Mittelalter aber vorne mit ebensolcher Gewandnadel geschlossen. Er wurde später Kappe genannt, wenn er für die Reise, Jagd und dergleichen mit einer Kapuze versehen war, die man über den dann gerne mit einer Pelz- oder Woll-

Kleinasiatische Jüdin.

Geschmückte Jüdin von Biskra (Algier) mit tätowiertem Zeichen auf der Stirn.

Syrische Jüdin.

Algerier.

mütze bedeckten Kopf zog. Für gewöhnlich aber trug man den mit reichem Haarwuchs gezierten Kopf ohne Bedeckung, sowohl bei Männern als auch bei Frauen, die die Haare, so lange sie ledig waren, gerne in Zöpfe flochten und mit allerlei bunten Bändern verzierten, während die verheirateten Frauen ihr Haar mit einer leichten Haube bedeckten. Wie ursprünglich die Ärmel und die Hosen, bildete auch der zu feierlichen Anlässen von den Vornehmen getragene Handschuh ein selbständiges Kleidungsstück aus Tierfell, später Zeug, das man auf dem Arme festschnürte. Wie der überlange Ärmel aus Goldbrokat, der noch im späteren Mittelalter vielfach von der vornehmen Frau an ein einfaches leinenes Hemd „genestelt" wurde, ward auch der Handschuh zum eigentlichen Prunkstück. Er wurde zum „Leibstück" des Menschen und, wie der Ring am Arme oder Finger, ein „Leibzeichen" des Bürgers wie des Fürsten. Er wurde symbolisch als Unterpfand gegeben bei der Übertragung einer Gewalt, bei der Trauung, bei der Übergabe von Gütern, als Zeichen des Bannes usw. Des Kaisers Handschuh an der Malsäule der frühmittelalterlichen Stadt sollte des Kaisers Vorrecht beurkunden, hier kraft kaiserlicher Vollmacht den Marktfrieden zu proklamieren. Und wie der Ritter seinem Gegner als sein Leibzeichen den Handschuh zuwarf oder feierlich von einem Abgesandten überreichen ließ, wenn er ihm Fehde ansagte, so trug er in Turnier und Kampf den Ärmel seiner Dame als Helmzier oder unter die Eisenspitze seines langen Speers gebunden.

Wie der Mensch in einem warmen Klima noch heute nackt geht und sich nur mit Schmuck behängt, verzichtet er auch auf eine Fußbekleidung. Erst in kälteren Breiten hat er wie den Schmuck auf die für ihn hier notwendige Kleidung übertragen, so auch seine Füße in wärmende Hüllen gesteckt. Aus einfachen Pelzfutteralen mit der Haarseite nach innen, schuf er sich in wärmeren Landstrichen durchbrochene Ledersandalen, in kälteren dagegen geschlossene Schuhe und Stiefel. So sehen wir bei den Völkern der Vergangenheit und Gegenwart alle Übergänge vom einfachen Stück Pelz, das mit einem Streifen aus demselben Material um die Füße gebunden wird, wie dies heute noch die Feuerländer tun, über den absatzlosen Mokassin des Nordindianers bis zum Bundschuh des modernen Europäers, der nicht nur kräftige und vielfach gut genagelte Sohlen, sondern auch einen das Gehen in Schmutz erleichternden Absatz besitzt. Dem Orientalen genügt heute noch wie den Ägyptern, Babyloniern, Griechen und Römern im Altertum auf der Straße und dem Markte die einfache

Lederſohle, die zum Schutze der Füße gegen Steine und Topfſcherben diente und mit Riemen an den Fuß gebunden wurde. Mehr ſchützte den Fuß die zur größeren Leichtigkeit beim Tragen durchbrochene Lederſandale, die bis zu den Knöcheln reichte. Ihre Riemen liebte man aus buntem, vornehmlich purpurfarbigem Leder zu ſchneiden und mit metallenen Zieraten zu beſetzen. Aber wie der Babylonier und Ägypter ging auch der Grieche und Römer zu Hauſe, wenn er in ſeiner Bequemlichkeit war, ſtets barfuß. Schon bibliſche Redensarten bezeugen es uns, daß man überall im Orient einſt ſo wie heute die Fußbekleidung ablegt, wenn man ſein eigenes oder ein fremdes Haus betritt. So hielten es auch die alten Griechen und Römer, die ſich, ſo oft ſie konnten, der ihnen läſtigen Schuhe entledigten und ſich auch ſtets barfuß zu Tiſche ſetzten oder legten. Die Schuhriemen zu löſen und die Schuhe abzulegen, war die vom begleitenden Sklaven geforderte erſte Dienſtleiſtung.

Im kälteren Norden war neben dem eigentlichen Stiefel oder Halbſtiefel der geſchloſſene Lederſchuh zum Binden die gewöhnlich getragene Fußbekleidung, die hier auch im Hauſe anbehalten wurde, da er nicht nur wie die Sandale der Südländer den Fuß vor Verletzungen ſchützen, ſondern hauptſächlich auch warmhalten ſollte. Der Schnür- oder Bundſchuh wurde im Laufe des Mittelalters wie die meiſten Kleidungsſtücke zu einem prunkvollen Schmucke, der auf die verſchiedenſte Art weitergebildet wurde. Am beliebteſten war im mittelalterlichen Europa der Schnabelſchuh, der im 12. Jahrhundert bei den Polen zuerſt aufkam und bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts namentlich von den vornehmen Ständen getragen wurde. Seine lange Spitze, die um 1360 zwei Fuß erreicht hatte und wie die Spitzen der Gewandung gerne mit einem Glöckchen verziert war — eine Art des Schmuckes, die in der Folge zum Abzeichen des Narren wurde —, mußte man ſchließlich mit einer Kette oder Agraffe am Beinkleid befeſtigen, damit man nicht darüberfiel. Dieſer Schnabelſchuh kam dann eine Zeitlang aus der Mode, tauchte aber im 14. Jahrhundert unter dem Namen poulaine, d. h. Schiffsſchnabel, wieder auf und erhielt ſich trotz aller amtlicher Verbote bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, wo an ſeine Stelle der ſtumpfe Entenſchnabel- und ſchließlich der vorn breite Bärenklauen- oder Ochſenmaulſchuh trat. Zu jenen Schnabelſchuhen geſellten ſich in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts bei beiden Geſchlechtern beſondere Unterſchuhe oder Trippen, die, aus Holz mit einem Überzuge aus Leder genau nach

der Form der Sohle hergestellt, zur Unterstützung des Schnabels langspitzig gestaltet und zur Befestigung über dem Schuh mit breiten Spannriemen versehen waren. Bis in die Gegenwart erhalten gebliebene Nachkommen derselben sind die soccoli der Italiener, während der Holschuh eine plumpe, aber für den Bauern recht zweckmäßige Weiterbildung desselben zu einem allseitig schützenden Futteral der Füße geworden ist.

Im Einklang mit der scharfen Sonderung der Stände wie mit dem bevormundenden Geiste des Mittelalters stand es, daß damals die Obrigkeit zahlreiche Kleiderordnungen und Luxusgesetze herausgab, um der zunehmenden Üppigkeit der niederen Personenklassen zu wehren. Der kastenartig ausgebildete Standesgeist der städtischen Aristokratie behielt sich selbst das Tragen gewisser Stoffe vor und verbot den Mägden, sich wie die Herrschaft zu kleiden. In Straßburg war die Bürgerschaft in sechs Klassen eingeteilt, und für jede wurde der Stoff und der Schnitt der Kleidung, wie auch die Art, wie sie getragen werden sollte, genau vorgeschrieben. In Nürnberg sollten die Dienstmägde keine Kleider von Samt und Seide oder solche mit Gold- und Silberborten tragen, mit alleiniger Ausnahme der Kram- und Ladenfräulein, die sich wie die Handwerkerfrauen kleiden durften. In Ulm war es nur den Rittern gestattet, lange Schuhspitzen zu tragen; die Schuhspitzen der Bürger und Bürgerfrauen sollten nur zwei Zoll lang sein. In Regensburg durften die Frauen der Ratsherren außer ihrem Ehering nur noch drei andere Ringe, die Bürgersfrau dagegen sollte gar keinen Ring tragen. Juden und Jüdinnen mußten bestimmte Abzeichen tragen und waren schon von weitem an ihren spitzen Hüten zu erkennen. So war vielfach das ganze Leben durch Vorschriften geregelt, und die Bevormundeten fügten sich willig den amtlichen Verfügungen.

Erst im späteren Mittelalter begann man am Tage, und erst viel später auch nachts im Bett ein Hemd zu tragen, und da man dieses Kleidungsstück nur wenig wechselte, begnügte man sich auch in vornehmen Kreisen nur mit einigen wenigen derselben. Auch der Strumpf ist im Gegensatz zum Handschuh sehr spät allgemeiner getragen worden. Daß Männer und gar Frauen Unterhosen trügen, war bei diesen abgehärteten Leuten ganz undenkbar. Ebenso war der Gebrauch eines Taschentuches nur in den feinsten Kreisen üblich; man schnäuzte sich fast immer mit den Fingern und bediente sich der Finger auch beim Essen, das auf Holz- oder Zinntellern aufgetragen und nur so weit ver-

schnitten wurde, um daraus mundgerechte Bissen herzustellen. Als eine nach Venedig verheiratete vornehme Byzantinerin den Gebrauch der Gabel beim Essen dorthin brachte und die Nobili diese Sitte nachzuahmen begannen, wetterte der dortige Patriarch gegen diese, wie er sagte, Gott beleidigende Neuerung; denn dieser habe dem Menschen die Finger zum Essen gegeben und hege einen Abscheu vor dem Gebrauch dieses höllischen Instrumentes zum Speisen. Nur flüssige Nahrungsmittel, wie Milch und Suppen, wurden mit dem Löffel in der Weise gegessen, daß ein jeder seinen Holz- und später Zinnlöffel in die für alle Tischgenossen gemeinsame Schüssel führte, um dessen Inhalt sich zum Munde zu führen. Trotz der in den Städten zahlreichen Bäder, zu denen auch Unbemittelte auf Kosten mildtätiger Stiftungen Zutritt erhielten, war es mit der Reinlichkeit noch am tonangebenden Hofe Ludwigs XIV. schlimm genug bestellt; denn statt sich zu waschen und öfter die Unterkleidung zu wechseln, suchte man den von der schmutzigen Wäsche und unrein gehaltenen Haut ausgehenden üblen Geruch durch Besprengen mit wohlriechenden Essenzen zu verdecken. Damals gebar noch die Königin Frankreichs in Gegenwart aller Hofleute, die dem Schauspiele beiwohnen wollten, ließ sich der König wie die Königin alle Morgen in Gegenwart der Hofleute bekleiden und empfing der Sonnenkönig, mit seinen Mätressen und deren Hofdamen auf dem Nachtstuhl sitzend und seine Notdurft in aller Öffentlichkeit verrichtend, die fremden Gesandten bei Hofe. Auch gehörte es zu den beliebten Späßen des feinsten der damaligen Höfe Europas, daß man sich an der mit dem kostbarsten Prunkgeschirr reich beladenen Tafel mit abgenagten Knochen bewarf oder seinen Nachbarn zum Scherze mit Sauce bespritzte.

In den Trachten der verschiedenen Zeiten und Völker spiegelt sich der Geist der Menschen, die sie schufen, wieder. In der frühmittelalterlichen Tracht zeigt sich die Einfachheit, ja Ärmlichkeit in Verbindung mit geistiger Beschränktheit ihrer Träger. In der losen, ungebundenen, farbenfreudigen Landsknechttracht der Reformationszeit bekundet sich die glückliche Stimmung geistiger Befreiung von der Vormundschaft der Kirche, die das deutsche Volk beseelte und von ihm zugleich mit der Tracht auf die übrigen Völker Europas übertragen wurde. Als Gegensatz dazu schuf das bigotte, freiheitsfeindliche Kastilianertum die steife, enge und düstere Tracht der Gegenreformation, bis dann das geschraubte, unnatürliche Wesen des galanten französischen Hofes zur Zeit Ludwigs XIV. die majestätische Perücke, den radförmigen Halskragen, die für den gezierten Gang erforderlichen Schuhe mit

hohen Absätzen und breiten Schleifen vorn nebst all dem höfischen Plunder schuf, den sämtliche übrigen Höfe und schließlich auch das Bürgertum nachzuahmen bestrebt war. Seit jener Zeit haben sich die Franzosen die geistige Führung Europas gesichert und ist Paris die maßgebende Stadt für die Mode geworden, die namentlich die Frauenkleidung immer häufigerem Wechsel unterwirft. Weniger hat unter ihrer Laune die Männerkleidung zu leiden, die mit ihrer Einfachheit, ihren stumpfen Farben und ihrem durchaus demokratischen Zug das Erzeugnis der französischen Revolution mit ihren Losungsworten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist. Heute ist mit der Einführung der Sportfreudigkeit der Engländer auf dem europäischen Kontinente auch deren Tracht und Lebensweise von großem Einflusse für die Völker des Kontinents und ihre Nachahmer geworden.

Nun ist der Modenwechsel durchaus kein Vorrecht der Kulturvölker, sondern findet sich, wenn auch natürlich der überaus konservativen und gleichmäßig bleibenden Lebensweise dieser Menschen entsprechend nur sehr langsam und bedächtig sich ändernd, schon bei den Naturvölkern. Sogar die dauerhaften Tätowierungen und anderen für ihren Träger unabänderlichen Körperverzierungen unterliegen einem langsamen Wechsel. So schreibt Wißmann von den Baluba im südlichen Kongogebiet: „Auch die Tätowierungen sind bei ihnen der Mode unterworfen, und man kann bei den westlichen Baluba drei verschiedene Arten unterscheiden. Die ältesten Leute haben konzentrische Kreise, Punkte, Vertikalstriche, offene Winkel und mäandrische Linien. Die Altersklasse von 25—45 Jahren ist bestrebt gewesen, vornehmlich durch kunstvolle Arbeiten die Haut zu verzieren, während die jüngeren Jahrgänge der Bena Riamba bereits Tätowierungszeichen von den Bangala entlehnt haben und diese gewöhnlich nur an der Stirn anbringen. Bei den Kindern wird bereits in der Regel gar keine Tätowierung mehr vorgenommen, und es werden daher nach einigen Jahren die echt tätowierten Baluba zu den Seltenheiten gehören und allmählich verschwinden.“ Wo ein stärkeres Angebot europäischer Stoffe und Glasperlen stattfindet, wechseln auch in Afrika die Moden des Körperschmuckes ziemlich rasch, wenn auch noch an gewissen Stammeszeichen festgehalten wird, was alter Sitte gemäß für unerläßlich gilt. So ändert sich nach Macdonalds Angabe bei den meisten Stämmen Süd- und Ostafrikas die Kleidertracht jetzt alle paar Jahre, während die Haartrachten von diesen Wandlungen kaum berührt werden. In anderen Teilen Afrikas sind es dagegen gerade die Frisuren, in denen die

größte Willkür herrscht, so daß der einzelne hier imstande ist, seine rein persönlichen Neigungen zur Geltung zu bringen.

Was in Europa den raschen Wechsel der Mode außer dem mit jedem Jahr zunehmenden Völkerverkehr noch besonders begünstigt, das sind die sozialen Unterschiede, vor allem die Gegensätze zwischen reich und arm. Das Bestreben der oberen Volksklassen geht nämlich immer dahin, sich auch äußerlich von den unteren abzuheben. Da es aber heute nicht mehr wie im Mittelalter möglich ist, den unteren Volksschichten das Tragen von Kleidern aus feineren Stoffen und Schmuck kostbarer Art zu verbieten oder sie gar zu einer besonderen Tracht zu zwingen, sich zudem der Grundzug der Tracht nur langsam ändert, müssen die oberen Stände ihre gesellschaftliche Überlegenheit durch beständige Erneuerung ihrer Kleider hervorzuheben suchen. Nur wer unaufhörlich seine Tracht zu erneuern vermag, wobei sich die neuen Erzeugnisse der Schneiderkunst immer in Kleinigkeiten von den vorhergehenden unterscheiden werden, der kann allen Wandlungen der raschlebigen Mode folgen. Wer „hochmodern“ gekleidet ist, beweist damit, wenigstens seiner eigenen Ansicht nach, seine Zugehörigkeit zur besten Gesellschaft. Da aber die weniger wohlhabenden Schichten der Bevölkerung immer mehr und rascher dem Vorbilde der reicheren Klassen zu folgen bestrebt sind, entsteht ein förmlicher Wettlauf, der mit dem wachsenden Reichtum eines Volkes um so heftiger wird, da natürlich auch die Begüterten unter sich in Neuheiten zu wetteifern suchen.

Glücklicherweise gibt es nun auch hemmende Momente in diesem Bestreben, sich in Schmuck und Kleidung von seinen Mitmenschen zu unterscheiden und diese durch immer appartere neue Zier auszustechen. Der nachgerade rasend schnelle Wechsel der Kleidermode entspricht ja durchaus nicht dem Wechsel der Volksstimmung, geschweige dem innern Kulturfortschritt, die sich beide viel langsamer vollziehen, so daß gerade die gediegensten Naturen dem läppischen Treiben der Modewelt keinen Geschmack abgewinnen können. Ferner haben die reichsten Klassen des Volkes beim allgemeinen Stimmrecht und dem ständigen Nachobenrücken gerade der untersten sozialen Schichten, denen dieselbe Bildungsmöglichkeit wie den Vornehmen gegeben ist, nur noch in recht beschränktem Maße die geistige Führung, und sowohl der Geburtsadel, der nicht immer mit Glücksgütern gesegnet ist, als auch die geistige Aristokratie, von der dasselbe gilt, wissen oft durch vornehme Einfachheit ihre Eigenart besser zu wahren, als dies den Sklaven der Mode

jemals gelingen wird. Gerade in der Männertracht haben diese hemmenden Einflüsse zweifellos das Verdienst, eine gewisse Stetigkeit in der Kleidermode herbeigeführt zu haben, obwohl sich auch auf diesem Gebiete die Zeiten ändern.

Da sich der Mensch um so langsamer umbildet, auf je niedrigerer Kulturstufe er steht, bevorzugt der Naturmensch die dauernden Verzierungen als Schmuck, wie im vorigen Abschnitt eingehend die Rede war. Er ist auch in der Tracht um so konservativer, je primitiver er ist und lebt. Und hat er es auch schon zu höheren Formen der Schmuckkleidung gebracht, so legt er diese namentlich aus kultlichen Gründen sehr oft wieder ab, um als einem bestimmten Totengeiste oder einer Gottheit dargebrachtes Opfer vorübergehend zur ärmlichen Tracht der Vorzeit zurückzukehren. So legen die Kayans auf Borneo bei einem Todesfall die von ihnen für gewöhnlich getragenen Kleider aus importierten bunten Stoffen ab, um sich während der Trauerzeit mit dem bescheidenen Gewande aus Rindenstoff, wie es die Ahnen einst ständig trugen, zu kleiden. An einem alljährlich gefeierten Feste in Madras legt die ganze niedere Bevölkerung ihre gewöhnliche Stoffkleidung ab und trägt Schürzen aus belaubten Blättern, wie sie heute noch von verschiedenen in der Kultur entrückten Bergwäldern hausenden scheuen Menschenstämmen als gewöhnlicher Kleiderschmuck getragen werden. In Indien schreiben die Gesetze des Manu vor, daß der grauhaarige Brahmane, der sich in den Wald zurückzieht, um seine Tage in religiöser Beschaulichkeit zu beschließen, das von ihm getragene Stoffkleid ablegen und mit einem Tierfell oder einem Schurz aus Baumrinde bekleidet sein muß. Auch alle die Einsiedler, die ihr Leben Gott weihten, haben je und je allem Tand der Welt entsagt, um Gott in der Einsamkeit, von allen Zerstreuungen der Welt entfernt, zu dienen. Und auch wir Kulturmenschen tragen bei Todesfällen in der engeren Verwandtschaft schwarze Trauerkleidung und legen allen farbigen Schmuck ab, um auch äußerlich der düsteren Trauerstimmung Ausdruck zu geben. Während aber die Europäer seit dem hohen Altertum Schwarz als die Trauerfarbe ansehen, ist dem im gewöhnlichen Leben dunkelgekleideten Chinesen vielmehr Weiß die zur Bekundung von Trauer ausersehene Farbe.

XVII. Die Sprache.

Mit dem ersten Werkzeuge, das der Mensch nicht nur benutzte sondern selbst schuf, betrat er den Weg zu seiner hohen Entwicklung. Ein Werkzeug besonderer Art, das ihm bei seinem geselligen Leben außerordentliche Dienste leistete, war die Sprache, mit der er sich seinen Genossen bemerkbar machte und in Gedankenaustausch mit ihnen trat. Durch das Anhören der gemachten Erfahrungen eines andern konnte nun jeder sich auf einfache Weise belehren lassen und so mit der Zeit bequem einen geistigen Schatz erwerben, der ihm und den Seinen von höchstem Nutzen sein mußte. So wurde die Sprache für den Menschen zum vornehmsten Hilfsmittel des intellektuellen Fortschritts, der ihn schließlich hoch über das Tier, dem er entsprossen, erhob. Das Vermögen der Lautäußerung durch einen in die oberen Luftwege gelegten Stimmapparat hat ja der Mensch als uraltes Erbe des Wirbeltierstammes übernommen und in besonderer Art weitergebildet. Schon bei den niedersten Affen treffen wir die ersten Anfänge einer Lautsprache neben der bei ihnen hochentwickelten Gebärdensprache. Die verschiedenen Affenarten verfügen, wie genauere diesbezügliche Untersuchungen bewiesen, über sehr wechselnde Laute. Besonders ist bei ihnen der instinktiv ausgestoßene Schrei des Entsetzens charakteristisch, der in einer Reihe kurz abgestoßener, zitternder Laute besteht, die stets die Mahnung zur Flucht in sich schließen und nicht nur von allen Artgenossen, sondern von sämtlichen höheren Tieren sofort verstanden werden. Sind doch Warnungs- und Hilferufe schon durch die Art ihres Ausgestoßenwerdens so charakteristisch, daß jedes höhere warmblütige Tier, sei es Vierfüßer oder Vogel, diese Art von Mitteilung sofort versteht und die auch für es wichtigen Schlüsse daraus zieht.

Der Amerikaner R. C. Garner, der die Affensprache viele Jahre hindurch aufs eingehendste studierte und ein im Jahre 1900 von Prof.

W. Marshall in Leipzig ins Deutsche übersetztes Buch darüber herausgab, hat gefunden, daß der Sprachschatz der Affen noch ein recht bescheidener ist und daß die neuweltlichen Affen geschwätziger und mitteilsamer als die altweltlichen sind. So besitzen beispielsweise die weißwangigen Kapuziner- und Rhesusaffen drei Laute mit schwer definierbaren Vokalen, unter denen das i am seltensten vorkommt, die sich auf Alarm, Futter und Zorn beziehen, während die gewöhnlichen Kapuzineraffen über nicht weniger als neun Laute verfügen, von denen einige ihrer Aussprache nach zwei oder drei Bedeutungen haben wie Alarm, Warnung, Hunger, Angriff, Ankündigung einer kommenden Person usw. Diese Laute werden stets an bestimmte Individuen gerichtet, um sich ihnen verständlich zu machen. Daß sich dabei die Affen ihrer Absicht, eine Mitteilung zu machen, vollkommen bewußt sind, beweist schon die Tatsache, daß sie eine Pause machen, wenn sie geendet haben, und die angeredeten Genossen so anblicken, daß man sieht, daß sie eine Antwort erwarten. Wenn keine solche erfolgt, so wiederholen sie ihre Laute. Meist sehen sie dabei den oder die an, zu denen sie sprechen, schweigen aber, wenn sie allein oder beschäftigt sind. Sie verstehen ganz genau die Laute anderer Affen ihrer eigenen Art und antworten darauf; aber auch die von einem Menschen willkürlich durch den Mund oder durch den Phonographen nachgeahmten Affenlaute werden von ihnen deutlich verstanden, was durch vielfältige Beobachtungen festgestellt wurde. Der gleiche Laut bedeutet stets dieselbe Sache; verschiedene Laute sind von verschiedenen Gebärden und Gesten begleitet und erzielen entsprechende Wirkungen.

Den Charakter der Affensprache faßt Garner in dem Satze zusammen, daß dieselbe aus einzelnen Lauten bestehe, und, da diese Laute in der Regel von entsprechenden Zeichen begleitet sind, so glaubt er, es dürfe für sie doch leichter sein, mit der Zeit die Laute ohne Zeichen, als letztere ohne Laute zu verstehen. Die Weiterbildung dieser Affensprache hat jedenfalls der noch vollständig tierisch gestaltete Urmensch sehr früh begonnen. So wird er noch zu Beginn der Eiszeit vor mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen Jahren sich wie die höheren Affen mit solchen reflektorisch ausgestoßenen Lauten begnügt haben, um ebenfalls in erster Linie Warnungen und Hilferufe zur Benachrichtigung seiner Genossen ertönen zu lassen. Diese wenigen Laute, bei denen die Situation, in der sie ausgestoßen wurden, wie der betreffende Tonfall und Gesichtsausdruck den zum Verständnis nötigen Kommentar bildeten, genügten zunächst vollkommen den sehr geringen Bedürfnissen einer

gegenseitigen Verständigung; denn auf solch niedriger Entwicklungsstufe, auf der das Suchen von Nahrung, mit träger Ruhe während der Verdauung und Schlaf abwechselnd, den Inhalt seines Lebens bildete, konnte der früheiszeitliche Affenmensch mit seinem äußerst beschränkten Denkvermögen noch alle die zahllosen Dinge, über die heute auch der roheste Wilde spricht, unbenannt lassen. Er war kein geborener Naturforscher und ihm war es nicht darum zu tun, von allem, was in den Bereich seiner Beobachtung trat, unterhaltliche Mitteilungen an seine Genossen zu machen. Die Sprache diente zunächst nur seiner Lebensfürsorge und war nur den Bedürfnissen derselben angepaßt. Nur was erfreuend oder besorgniserregend in diesen Bereich fiel, was er von seinen Genossen getan oder unterlassen wünschte, das hatte er Anlaß mit bestimmten Lauten zu bezeichnen, und diese wurden zu Namen der Dinge und Tätigkeiten, sobald sie jene in diesem Zusammenhange auffaßten und wieder gebrauchten. Der Geltungskreis einer so einfachen Sprache kann sich aber immer nur auf diejenigen erstreckt haben, welche in unmittelbaren persönlichen Beziehungen miteinander lebten.

Je unentwickelter eine Sprache noch ist, desto mehr besteht sie aus unwillkürlich ausgestoßenen Lauten der Angst, der Überraschung, der Freude usw. Ein solches Überbleibsel aus uralter Vorzeit ist der noch von uns gebrauchte „Zeterruf“ io, io, der an sich keine Wortbedeutung besitzt; gleichwohl wußte, wer ihn hörte, daß was Schlimmes passiere und Hilfeleistung erwünscht sei. Erst indem man dann diesem reflektorisch ausgestoßenen Ruflaute die Art des Verbrechens in einem artikulierten Worte beifügte, entstanden die bekannten Rufe: Diebio, Mordio, Fürio (Feuerio), so daß wir von „Zeter- und Mordioschreien“ sprechen.

Zu diesen unwillkürlichen kamen sehr bald willkürliche Laute, die Schallnachahmungen waren. Für eine Menge von lebenden Wesen und Vorgängen in der lebenden Natur und bei der Arbeit des Menschen sind Töne und Geräusche bezeichnend, die er nur mit seinem Munde nachzuahmen brauchte, um von seinen Genossen verstanden zu werden, besonders wenn noch eine lebhafte Gebärdensprache, wie sie allen Primitiven eigentümlich ist, seine Mitteilung unterstützte. Nicht nur sind solche schallnachahmenden Wörter die ersten, die das Kind gebraucht, wenn es etwas erzählen will — man denke nur an kikeriki, wauwau, quakquak, bumbum, tiktak, muh, i—a (Esel), miau, bäh usw. —, sondern eine Unmenge von Namen und Bezeichnungen, die

wir im Deutschen noch gebrauchen, sind darauf zurückzuführen. Es sei nur an Kuckuck, Rabe, Pieper, Kuh, Krähe, Kibitz, Laut, Hauch, Pfeife, Flöte, Trommel, Rassel, Säge, Hammer, klopfen, klimpern, klappern, niesen, schellen, reißen, graben, knarren, knistern, quietschen, quieken, knittern, krachen, knurren, schnurren, drehen, zischen, sausen, brummen, schmatzen, stampfen, stoßen, spritzen, rauschen, klingen, brausen, plumpsen, murmeln, plätschern, fluten, flattern, purzeln, sprudeln, tröpfeln, prasseln, schluchzen, stöhnen, winseln, weinen, ächzen, lachen, husten, schreien, kreischen, gähnen, krächzen, schnattern, gackern, gluckse n, kollern, quaken, zwitschern, zirpen, girren, wiehern, bellen, brüllen, heulen, kläffen, schneiden, stechen, spalten und viele andere erinnert. Solche schallnachahmende Wörter finden sich zahlreich in allen Sprachen und sind meist leicht als solche zu erkennen, wie z. B. eō (altägyptisch) Esel, mau (chinesisch) Katze, kâka (Sanskrit) Krähe, bulbul (persisch) Nachtigall, upupa (lateinisch) Wiedehopf, schi-schi-gwa (algonkisch) Klapperschlange, ganga (Haussa) Trommel — in Ostasien als gong bezeichnet, ein Ausdruck, den wir mit dem Instrument, einer Bronzescheibe, übernommen haben — dundu (Sanskrit) Trommel, ulule (Galla) Flöte, pipit (malaiisch) Pfeife, kwa-lal-kwa-lal (Yakama) Glocke, pub (Quitsché) Blasrohr, pung (botokudisch) Flinte, okoko (in der Ibosprache Westafrikas) Hahn, erinnernd an das französische coq, das englische cock und das deutsche Gockel, bubulela (Zulu) Bienenschwarm oder summende Volksversammlung, krâkara (Sanskrit) sägen — wörtlich krâ sagen — timpa, tampa (malaiisch) hämmern, schmieden, pu (Neuseeland) blasen, puhi (Gesellschaftsinseln) blasen — davon pupuhi Flinte, weil die Insulaner glaubten, die Europäer bliesen beim Schießen durch den Flintenlauf — puput (malaiisch) blasen, haitschu (in der Sprache der Tekuna in Brasilien) niesen usw. Ganze Sätze können aus nachahmenden Worten zusammengesetzt sein. So heißt der Satz: „Der Schmied bläst die Bälge“ in der Sprache der Galla in Abessinien: tumtum bufa bufti. In der Sprache der Tschinuk an der Westküste Nordamerikas heißt ein Wirtshaus „Hihihaus“, d. h. Lachhaus, wobei das nachahmende Wort hihi nicht nur Lachen, sondern auch die dasselbe erregende Unterhaltung bedeutet. Also ist Hihihaus gleichbedeutend mit Unterhaltungshaus. Einen Schmeichler durch ein nachahmendes Wort zu bezeichnen, dürfte schwierig erscheinen. Doch die Basuto in Südafrika besitzen tatsächlich ein solches Wort, nämlich ntsi-ntsi, das eine Fliege — die bekannte Tsetsefliege, die Verbreiterin der durch Trypanosomen hervorgerufenen Naganakrankheit, eine Ver-

wandte der Überträgerin der Schlafkrankheit des Menschen — bedeutet und das Summen derselben nachahmt. In übertragener Bedeutung dient es zur Bezeichnung eines Schmeichlers, der einen gewissermaßen wie jene Stechfliege umschwirrt. Ebenso bezeichnet im Englischen das nachahmende puff blasen und im übertragenen Sinne prahlen, ähnlich wie im Deutschen aufgeblasen im Sinne von hochmütig gebraucht wird.

Dann wurden auch willkürliche Laute, die ein jeder auf eigene Hand schuf, wie es ihm das augenblickliche Gefühl eingab, zu Bezeichnungen bestimmter Dinge erhoben, sobald sie bei denselben Anlässen stets wiederholt und so nach und nach aus gegenseitigem Übereinkommen der diese Laute Gebrauchenden zu einem integrierenden Bestandteil des Sprachschatzes wurden. So hat schon das kleine Kind wortbildend gewirkt. Indem es anfängt, absichtlich den Atem durch die eben noch geschlossenen Lippen zu stoßen, bringt es unabsichtlich Laute hervor, die wie ma, pa oder ta lauten. Daraus hörte die Mutter sich und die Ihrigen rufen. Den Laut meist verdoppelnd bildete sie je nach Wahl die Namen ma, mama, ama, papa, baba, aba, tata, ata, dada, da, nana, ana, na, womit bei allen Völkern bald Mutter, bald Vater, Großmutter, Großvater, Schwester oder Bruder bezeichnet wurde, und zwar bezog man gewöhnlich den leichter hervorgebrachten ma-Laut auf die Mutter und den pa-Laut auf den Vater; doch gibt es nicht wenige Völker, bei denen das umgekehrte Verhältnis stattfand. In diesen wie in allen anderen ähnlichen Fällen gab immer Wahl und Übereinkommen den Ausschlag für die Feststellung der betreffenden Ausdrücke. Wenn nun schon die unentwickelte Stimme des lallenden Kindes so vielerlei Namen aus zufällig entstandenen Lauten entstehen ließ, wie viel zahlreicher und mannigfaltiger mußten sie sich nicht bilden, wenn der Erwachsene mit seinen so viel leistungsfähigeren Sprachorganen in dieser Weise tätig war!

So hat durch Auswahl und Übereinkommen jede Familie gewisse Worte als Bezeichnungen von Gegenständen oder Tätigkeiten in Gebrauch genommen. Diese waren anfangs sehr beschränkt in bezug auf Zahl; denn Menschen, die in so außerordentlich einfachen Verhältnissen lebten, wie jene der Urzeit, konnten zu ihrer gegenseitigen Verständigung mit sehr wenig Worten auskommen. Hat doch d'Orsey berechnet, daß selbst heute noch der Sprachschatz eines gewöhnlichen europäischen Feldarbeiters nicht mehr als 300 Worte umfaßt. Die Worte dieser Familien- oder Ursprache werden fast alle einsilbig gewesen sein und wurden mit solcher Gebärde und solchem Ton ausgesprochen,

daß die kleine Menschengruppe, die sie gebrauchte, sich damit leicht verständlich machen konnte. Aber nur sie. Schon die nächste Familiengruppe sprach eine ganz andere Sprache, und wenn Mitglieder der einen mit solchen der anderen zusammenkamen, so mußten sie sich wesentlich mit der Gebärde und dem Fingerspiel zu verständigen suchen.

Man erkennt heute noch den Grad der geistigen Schulung eines Menschen hauptsächlich daran, ob er noch viel oder nur wenig nachahmende und beschreibende Gebärden beim Sprechen zu Hilfe nimmt. Aber auch im gebildetsten Kulturmenschen steckt noch ein nicht unbedeutender Rest dieser altererbten Gewöhnung. Es wird kaum jemand von uns den Schrecken schildern, in den er etwa durch eine 1 m lange Schlange gejagt wurde, ohne unwillkürlich diese Länge, die doch jedermann bekannt ist, mit den ausgestreckten Armen anzugeben. Diese Gebärdensprache, die bekanntlich für den Verkehr zwischen Taubstummen zu einer eigentlichen, selbständigen Sprache entwickelt ist, mußte in jener Urzeit um so nötiger zur gegenseitigen Verständigung auch der Mitglieder ein und derselben Familie mithelfen, je primitiver die Lautsprache war. Noch im Altägyptischen, im Altbabylonischem, wie im Chinesischen, die alle ganz ähnliche Verhältnisse aufweisen, muß die deutende Geste zur Verständlichmachung des einfachen Lautes ein ganz wesentlicher Bestandteil der menschlichen Sprache gewesen sein.

Wie schon der lebhafte Italiener alle seine Worte mit den lebhaftesten Bewegungen der Hände, der Gesichtsmuskeln und des ganzen Oberkörpers bekräftigt, so helfen sich alle Primitiven mit der außerordentlich ausgebildeten Gebärdensprache, um sich gegenseitig verständlich zu machen. James berichtet von den Kiawa-kaskaia-Indianern, die er im nordamerikanischen Felsengebirge längere Zeit beobachtete: „Diese Stämme können sich, trotz ihres beständigen wechselseitigen Verkehrs und obgleich sie sämtlich unter dem Einfluß des Bärenzahn stehen, keine mündlichen Mitteilungen machen, weil keiner des andern Sprache kennt; daher sieht man gar häufig zwei Mitglieder der verschiedenen Horden, auf der Erde sitzend, mit Hilfe der Zeichensprache sich auf das lebhafteste unterhalten. Die Kunst, Gedanken auf diese Weise auszutauschen, verstehen sie aus dem Grunde, und das Spiel ihrer Hände wird nur nach langen Zwischenräumen durch ein Lächeln oder durch Beihilfe eines artikulierten Wortes aus der bis zu einem beschränkten Maße unter ihnen gebräuchlichen Sprache der Krähenindianer unterbrochen.“ Auch Fischer sagt in seiner Schilderung der Komanchen und der denselben benachbarten Stämme, daß sie „eine allen Indianern und

Hausierern verständliche Zeichensprache besitzen, die sie stets anwenden, wenn sie unter sich sind. Unterhalten sich die Männer miteinander in ihren Wohnungen, so sitzen sie auf ihren Fellen nach Art der Türken mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen und sprechen und machen so viele Zeichen zur Bekräftigung des Gesagten mit den Händen, daß sie weder von einem Blinden, noch von einem Tauben verstanden werden könnten. Angenommen z. B., ich begegnete einem Indianer und wollte ihn fragen, ob er sechs mit Rindern bespannte Wagen mit drei mexikanischen und drei amerikanischen Fuhrleuten und einem Reiter gesehen habe, so würde ich folgende Zeichen machen: Ich zeige zuerst auf ihn und meine damit ‚du', dann deute ich auf seine Augen und sage dadurch ‚sehen', erhebe darauf sämtliche Finger der rechten Hand sowie den Zeigefinger der linken, um die Zahl sechs zu veranschaulichen. Hierauf beschreibe ich zwei Kreise, indem ich die Spitzen der beiden Daumen und Zeigefinger vereinige, halte meine Hände vom Körper ab und suche durch eine Bewegung der Handgelenke das Rollen der Wagenräder nachzuahmen, um einen Wagen anzudeuten, und bezeichne nunmehr durch das Emporhalten der Hände zu beiden Seiten des Kopfes die Hörner der Rinder. Dann hebe ich drei Finger auf und bewege dabei meine rechte Hand vom Kinn abwärts bis zur Mitte der Brust, was Bart' bedeutet, und veranschauliche in dieser Weise die ‚drei Mexikaner'. Eine nochmalige Erhebung dreier Finger, wobei ich mit der rechten Hand von links nach rechts quer über die Stirn streiche, bedeutet ‚drei weiße Stirnen' oder ‚Bleichgesichter'. Sodann halte ich meinen einen Zeigefinger in die Luft, um einen einzelnen Mann anzudeuten, schiebe dabei den Zeigefinger der linken zwischen den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, was einen auf einem Pferde sitzenden Menschen anzeigt, und ahme durch ein Auf- und Abwärtsbewegen der Hände das Laufen des Pferdes nach. Auf diese Weise sage ich zum Indianer: ‚Du sahst sechs Wagen, Hornvieh, drei Mexikaner, drei Amerikaner und einen Mann zu Pferd?' Wenn er darauf einen Zeigefinger emporhält und denselben schnell wieder zur Erde senkt, so lautet seine Antwort: ‚Ja'. Wenn er ihn aber hin und her bewegt, etwa in der Art, wie wir den Kopf zu schütteln pflegen, so bedeutet das: ‚Nein'. Zu dieser Gebärdenunterhaltung ist ungefähr die nämliche Zeit erforderlich, wie zu einer mündlichen."

Alle primitiven Sprachen sind ohne erklärende Gebärde und Geste so wenig klar verständlich, daß sie ohne diese nicht recht verstanden werden können. So sagt Burton: „Die Arapahos in Nordamerika,

deren Sprache sehr wortarm ist, können sich im Finstern nur schwer verständlich machen. Soll ein Fremder ihr ‚Wau, wau' begreifen, so müssen sie stets das Feuer wieder anschüren." Auch die Sprache der Buschmänner erfordert so viele Zeichen, daß diese Wilden sich im Dunkeln nicht verstehen. Wollen sie zur Nachtzeit etwas beraten, so sind sie gezwungen, sich um ihr Lagerfeuer zu versammeln. Aber alle diese Menschen können sich allein mit der Zeichensprache verständigen, so daß eine Frau, die in einen anderen Stamm gelangt, sich oft nicht einmal die Mühe gibt, dessen Sprache zu lernen, weil die Gebärdensprache zum Verständlichmachen vollkommen genügt. So erwähnt Morgan ein Beispiel, daß ein bereits seit drei Jahren vermähltes Indianerpaar nur durch die Zeichensprache verkehrte. Der Mann war ein Schwarzfußindianer und die Frau eine Ahahnelin, und da der eine Teil kein Wort von der Sprache des andern verstand, so behalfen sie sich mit der universalen, bei allen Indianern gebräuchlichen Zeichensprache. Diese bedient sich oft einer Ausdrucksweise, die dem Uneingeweihten kaum verständlich ist, weil sie aus früheren Zeiten stammt, in denen andere Verhältnisse herrschten. So besteht das bei den nordamerikanischen Indianern gebräuchliche Zeichen für „Hund" darin, daß man die beiden ersten Finger der Hand fortzieht, als ob zwei Pfähle auf dem Boden fortgeschleift würden. Dieses scheinbar sinnlose Zeichen stammt aus einer Zeit, als die Indianer noch keine Pferde besaßen und ihre Zeltstangen durch Hunde von einem Ort zum andern ziehen ließen. Obgleich jetzt nicht mehr Hunde, sondern Pferde zu diesem Zwecke benutzt werden, hat sich doch im konservativen Sprachgebrauch das alte Zeichen für diese Tiere erhalten.

Gestikulationen — als Rudimente des Deutanteils an der Sprache — treten nach Bastian auch in allen Unterhaltungen afrikanischer Stämme in bedeutendem Maße hervor. So behauptet schon Proyart, daß, wer die Sprache der laut gestikulierenden Neger nicht versteht, ihre Unterhaltung für ein Spiel ansehen könnte. Nach seiner Angabe ist namentlich die Bezeichnung der Zahl, obschon sie bereits in besonderen Worten ausgedrückt werden kann, beim Zählen immer noch der Deutung mit den Fingern anheimgegeben. „Diese Gewohnheit besteht darin, daß sie, wenn sie öffentlich reden, die Zahlen durch Gebärden anzeigen. Derjenige z. B., der sagen will: ich habe sechs Papageien und vier Rebhühner gesehen, sagt bloß: ich habe — Papageien und — Rebhühner gesehen, und macht zugleich zwei Gesten, wovon die eine sechs, die andere vier ausdrückt." Es gilt dann als Artigkeit und zugleich als

Beweis der Aufmerksamkeit der Zuhörer, diese Deutungen mit lautem Zuruf in Worte umzusetzen.

Wie in der Lautsprache gibt es auch in der Zeichensprache gewisse Wurzeln, die je nach dem Zusammenhang verschiedenen Sinn haben. So bedeutet bei den Australiern das Zeichen für Bumerang nicht nur diese Waffe, sondern zugleich auch alles, was damit gemacht werden kann. Ebenso hat der Australier Zeichen für alle die verschiedenen Verwandtschaftsgrade, die ihm so wichtig sind, für alle einzelnen Tiergattungen, die er jagt, und sogar für manche abstrakte Begriffe, wie schnell, gut, schlecht, krank usw. Bei der Möglichkeit, mit der Gebärdensprache eine vollkommene Unterhaltung zu führen, und der sich schon im Affenstamme äußernden größeren Neigung dazu als zur Lautsprache, erscheint es fast wie ein Zufall, daß gerade die Lautsprache vom Menschen zu höchster Vollendung gebracht wurde. In Wahrheit aber hat die Lautsprache gegenüber der Gebärdensprache so viele Vorteile, daß es ganz selbstverständlich ist, daß sie über letztere schließlich den Sieg davontrug. Ihr Hauptvorzug ist, daß sie auf größere Entfernungen hin und auch in der Dunkelheit noch brauchbar ist. Die Gebärdensprache aber ist nur dann von größerem Vorteil, wenn man durch die Unterhaltung nicht die Aufmerksamkeit anderer Wesen erregen will. Sie ist also besonders für Jägerstämme sehr wertvoll und wird von ihnen deshalb am meisten festgehalten und fortgebildet. Aber diese Eigenschaft genügt nicht, um ihr auf die Dauer den Sieg zu verschaffen.

Die beim Affen gegenüber der Gebärdensprache noch schlummernde Lautsprache wurde beim Menschen durch die Aufrichtung des Körpers in hohem Maße begünstigt. Der aufrechtgehende Mensch konnte freier atmen, den dabei in die Lunge eingezogenen Luftstrom kräftiger durch den Kehlkopf ausstoßen und dabei die Stimmbänder stärker in Schwingungen versetzen. Über den Erdboden erhoben, schaute sein Kopf mit den Sinnesorganen frei in die umgebende Welt, und sein zu höherem Denken erwachender Geist wollte das dabei Beobachtete seinen Genossen mitteilen und übte zu diesem Zwecke immer mehr die Zunge als Sprachwerkzeug neben den Gesichtsmuskeln als uralten Hilfsmitteln der Gebärdensprache. Durch immer weitergehende Übung und Kräftigung der zum Sprechen benutzten Muskeln der Zunge wurde als kompensatorische Gegenwirkung der wie bei den Affen vorn noch zurückweichende Unterkiefer des Affenmenschen vorstehend und bildete sich das Kinn des sprachbegabten Menschen. Der

geistreiche Wilhelm von Humboldt hat diesen Zusammenhang zuerst erkannt, wenn er ihn auch, in der Anschauungsweise seiner Zeit befangen, nicht im entwicklungsgeschichtlichen Sinne auffaßte. Er schreibt nämlich: „Zum Sprachlaut paßt die den Tieren versagte aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen, sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergießen, von dem Ausdrucke des Blickes und der Mienen, sowie der Gebärde der Hände begleitet zu werden und sich so zugleich mit allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet."

Aber auch ganz abgesehen von der körperlichen Disposition zu lautlicher Verständigung, die das Sprechen hervorruft, wohnt dem Menschen der Trieb inne, sich als gesellschaftliches Wesen mit seinesgleichen zu unterhalten und so die Zeit zu vertreiben. Wie er schon durch seinen Schmuck und seine darauf zurückzuführende Kleidung zu seinen Mitmenschen eine allgemein verständliche Sprache spricht, so will er durch die Lautsprache seinen Vorstellungen und Gefühlen Ausdruck geben. Er empfindet den Drang nach Unterhaltung und erfährt dabei, was andere denken und fühlen. So pflegt bei allen Naturmenschen als großen Kindern das Geschwätz über die gleichgültigsten Dinge Selbstzweck zu sein. Heinrich Schurtz schreibt darüber in seiner Urgeschichte der Kultur: „Anscheinend dient die Sprache nur dem Zweck der bewußten Mitteilung. Wenn ich spreche, so geschieht es, um von einem andern etwas zu erlangen, um ihn zu fragen, um ihm etwas zu sagen, das er meiner Ansicht nach wissen soll, kurz ich verwende die Sprache wie ein Instrument zu einer zweckmäßigen Tätigkeit; ich müßte also auch, wenn ich nichts Bemerkenswertes mitzuteilen und nichts zu fragen und zu wünschen habe, einfach schweigen. Der Schmied, der den Hammer schwingt, um ein Stück Eisen zu formen, wird nach Vollendung der Arbeit nicht noch stundenlang zwecklos mit dem Hammer auf dem Amboß herumklappern; der Weber wird nicht den Webstuhl in Bewegung setzen, wenn er nicht wirklich etwas zu weben hat. Die Signale und Zeichen der Gebärdensprache werden in der Tat meist nur zu bestimmten Zwecken benutzt. Aber verwenden wir auch die Lautsprache in diesem Sinne nur als ein einfaches Werkzeug, das wir weglegen, wenn es seinen praktischen Zweck erfüllt hat? Ganz und gar nicht! Wollte und könnte man eine Statistik dessen aufnehmen, was im Laufe eines Tages in irgend einem Lande oder einer Stadt zusammengeredet wird, so würde sich die merkwürdige Tatsache er-

geben, daß die Masse des wirklich oder scheinbar überflüssigen Geredes überwältigend groß ist. Was wird nicht alles gesprochen, nur um zu sprechen! Die berühmten Gespräche über das Wetter, in denen der eine dem andern die höchst interessante Mitteilung macht, daß es heute regnet, um zu seiner Genugtuung darauf die Neuigkeit zu erfahren, daß es gestern auch schon geregnet hat, sind Musterbeispiele dieser hohlen Unterhaltungen. Selbst scheinbar sehr gedankenreiche Gespräche über Kunst, Literatur usw. haben oft nur den Zweck, die gesellschaftliche Öde zu füllen, ohne daß bei den Sprechenden und Hörenden ein lebhafter Drang nach Mitteilung oder Belehrung vorhanden wäre.

Bei den Naturvölkern ist dergleichen noch deutlicher zu beobachten; bis tief in die Nacht hinein pflegt in den Dörfern südamerikanischer Indianer oder der Neger das herzerfreuende Geschwätz zu dauern, dessen geistiger Inhalt und Gewinn sich vielleicht in ein paar kurzen Sätzen genügend darstellen ließe. Hier muß etwas wirksam sein, das die Mühe des Sprechens reichlich aufwiegt, es muß durch das Reden etwas erreicht werden, was von hohem Wert ist und ein Gefühl innerer Befriedigung erzeugt. Das ist auch in der Tat der Fall: das Reden dient zur Herstellung des Gemeinsamkeitsgefühls, es ist ein Hauptmittel, die Harmonie und den Zusammenhalt der Gesellschaft zu bewahren und zu fördern. Was, wie oben erwähnt, bei den Tieren als ein wirres gemeinsames Geschrei erscheint, ist beim Menschen auf eine höhere Stufe gehoben, aber im Grunde doch dasselbe; wenn die Tiere (es sei hier an das gemeinsame Geschrei der Brüllaffen und den oft geradezu betäubenden Lärm erinnert, den viele Vogelarten bei ihren Zusammenkünften erschallen lassen) durch ihren Lärm nur eine gemeinsame Empfindung hervorrufen, so erzeugt der Mensch durch das Gespräch auch eine Harmonie des Denkens.

Es ist das eine Leistung der Sprache, die kaum zu überschätzen ist. Was man als Gemeingeist der Menschen bezeichnet oder auch als Volksgeist, hat hier seine Wurzel und entspringt aus der Gewohnheit der beständigen gegenseitigen Mitteilung. Durch die Sprache findet ein unablässiger Ausgleich zwischen den verschiedenen Meinungen und Anschauungen statt, die Sprache vermittelt die gemeinsame Stimmung, dank deren die Gesellschaft meist wie ein einziges Wesen zu denken und zu handeln vermag. Jedes große Ereignis drängt die Menschen zur Aussprache: sie finden keine Ruhe, bis auf diese Weise das Gemeinempfinden wieder hergestellt, eine Ansicht der Gesellschaft gebildet ist. Die erregten, lebhaft schwatzenden Gruppen, die sich bei solchen

Gelegenheiten an jeder Straßenecke bilden, sind klassische Zeugen dieses unüberwindlichen Dranges, der dem Menschen als Gesellschaftswesen angeboren und natürlich ist.

So erfüllt auch heute noch die Sprache die Aufgaben, denen bei gesellig lebenden Tieren der Gesellschaftslärm dient, der seinerseits wieder in der Hauptsache aus den Begleitlauten von Stimmungen und Tätigkeiten hervorgehen dürfte. Wie sehr zuweilen die Unterhaltung, ganz abgesehen von Chorgesängen, noch an den Gesellschaftslärm erinnert, mag ein Beispiel zeigen. „Meistens", schreibt von Martius von den brasilischen Indianern, „werden die Versammlungen mit Einbruch der Nacht abgehalten ... Vor dem Anfange der Beratung herrscht ein halblautes Geplauder oder Gemurmel unter der ruhig gruppierten Menge; alle reden dabei monoton und zu gleicher Zeit, unbekümmert, ob jemand auf sie achtet oder nicht. Sobald der Häuptling erscheint, wird die Versammlung stille." Bei den kultivierten Völkern erscheint der Massenlärm, der eine gemeinsame Stimmung bekundet und verstärkt, wenigstens noch in der Form von Beifall, Zischen oder mißfälligem Gemurmel. Eine sehr interessante Übergangsform zwischen Einzel- und Massenrede schildert Masui vom untern Kongo. Bei den dortigen Palavern (Volksversammlungen, Gerichtsverhandlungen) ist es üblich, daß der jedesmalige Redner jeden Satz bis zum vorletzten Worte vollendet und dann innehält; das letzte Wort muß von der aufmerksam lauschenden Zuhörerschaft erraten und im Chor ausgesprochen werden. Wer es nicht tut, gilt für unaufmerksam und wird weggewiesen."

Beim Zergliedern der Sprachen stößt man auf gewisse einsilbige Elemente, die man als die Wortwurzeln bezeichnet. Diese sind, wie wir vorhin sahen, vielfach aus den Begleitlauten der betreffenden Tätigkeit hervorgegangen, die dann durch kleine Veränderungen weiter differenziert wurden. So entstand beispielsweise aus dem Begleitlaut des Knirschens beim Graben nach eßbaren Wurzelknollen mit dem Grabstock, das jedes Weib der Urzeit stets mit sich führte, eine Sprachwurzel wie grab, woraus dann später graben, Grube, Graben, Gruft usw. wurde. So wird zunächst für jede Tätigkeit und für jede Frucht, wie auch für jedes Beutetier ein Name geschaffen, der nur in der betreffenden kleinen Familie, die ihn aufbrachte und durch immer wieder Gebrauchen festlegte, Geltung besaß. Schon die benachbarte Familie hatte andere Bezeichnungen für die betreffenden Tätigkeiten und Gegenstände; doch werden manche Bezeichnungen als Nachahmungen von

Naturlauten oft ähnlich gelautet haben, so daß schließlich auch zwischen solchen Nachbarn eine Verständigung namentlich mit Zuhilfenahme der noch außerordentlich wichtigen Gebärdensprache möglich war. Je mehr nun durch den zunehmenden Tauschverkehr kleinere Gruppen von verschiedene Familiensprachen sprechenden Personen miteinander in Berührung kamen, um so mehr wurden untereinander erworbene Wortschätze in Umgang gesetzt und erhielten dabei zugleich auch dieselben Silben die verschiedenste Bedeutung. Daher kommt es, daß die ältesten Sprachen fast für jedes Ding eine Reihe ganz verschiedener Namen haben, die eben durch den Verkehr auf den Gaumalstätten und auf den verschiedenen Märkten von den Angehörigen der verschiedenen Familien in Aufnahme kamen. So hat das Altägyptische für das Wort „salben" nicht weniger als zehn und für andere Tätigkeiten und Dinge noch viel mehr verschiedene Worte. Andererseits bedeuten dieselben Silben meist die verschiedensten Dinge, so das Wort ab im Altägyptischen gleichzeitig tanzen, Herz, Kalk, Mauer, fortgehen verlangen, linke Hand und Figur, das Wort cher zugleich umstürzen, niederschlagen, wegwerfen, Opferstier, Myrrhe, Begräbnis, also, Prozessionsbarke, schreien, Feind, Bösewicht, Untertan, tragen, Nahrungsmittel, bezüglich, durch und während; das Wort uet aber grün, Pflanze, Gefäß, Steinart, Opferkuchen, Szepter, Augenwasser und verletzen. Alle diese verschiedenen Bedeutungen wurden beim Reden durch eine entsprechende Geste erklärt, so daß man gleichwohl nicht im Zweifel sein konnte, was für eine von allen diesen Bedeutungen im speziellen Falle gemeint war. Dieselben Verhältnisse zeigen heute noch das Chinesische, Siamesische und viele andere Sprachen, die noch einen altertümlichen Charakter bewahrt haben, indem auch bei ihnen mit denselben Lauten die verschiedensten Begriffe bezeichnet werden. Auch diese wurden einst mit der diesbezüglichen Geste erklärt; doch gelangte man bei diesen mit der Zeit dazu die „Deutung" mit der Gebärde durch verschiedene Betonung zu ersetzen und dadurch, unabhängig von der Geste, die verschiedenen Bedeutungen klarzulegen. So hat sich bei jenen Asiaten allmählich eine uns Europäern fast unbegreiflich feine Nuancierung der Klangfarbe ausgebildet, so daß uns die Erlernung ihrer Sprache sehr große Schwierigkeiten bereitet. Weil dort nur durch die verschiedenen Tonlagen, in denen derselbe Laut ausgesprochen wird, die verschiedenen Bedeutungen desselben unterschieden werden, erfordert es für Ausländer die größte Übung, die feinen, für ein ungeübtes Ohr kaum merklichen Unterschiede im Tonfall nicht nur

richtig aufzufassen, sondern auch so zu beherrschen, daß die Leute, zu denen man spricht, ihn richtig verstehen und kein Unsinn herauskommt.

Nehmen wir das vorhin genannte Wort uet, so begreifen wir wenigstens bei der ersten Gruppe von Bedeutungen, nämlich grün, Pflanze und Gefäß, den inneren Zusammenhang, indem ein Begriff den anderen hervorruft. Grün ist die Eigenschaft der Pflanze und die älteste Form des Gefäßes war ein Pflanzenteil und wurde aus dem getrockneten hohlen Kürbis, in den Tropen aber meist vom Bambus gewonnen. Es war also in einer primitiven Sprache naheliegend, Begriffe, die einander beim Denken an den einen hervorriefen, einfach mit derselben Lautgruppe zu bezeichnen, ohne, wie jüngere Sprachen es getan hätten, sinnbegrenzende Mittel, sogenannte Ableitungsformen, anzuwenden. Daß auch in anderen Sprachstämmen als dem Altägyptischen solche Begriffsverbindungen vorkommen, sehen wir an der deutschen Bezeichnung Schale, die die Rinde der Frucht und gleichzeitig das Gefäß bedeutet, dann Halm, die den Stengel der Fruchtähre und zugleich den Stiel der Axt bedeutet, Laden, die den Fensterverschluß und zugleich ein Verkaufslokal mit Warenauslage bedeutet. Im Mittelalter diente zu letzterem Zweck der zum Herunterlassen eingerichtete „Fensterladen", der zugleich als Tisch für die Ausstellung von Waren diente, die der im Zimmer hinter dem betreffenden Fenster arbeitende Handwerker herstellte. Daher der Begriffszusammenhang!

Auffallend wird solcher Sprachgebrauch, wenn Begriffe, die einander gegenseitig hervorrufen, diese vermittelnde Beziehung gerade in ihrer Gegenteiligkeit besitzen, und doch ist diese Verbindung in der Denkweise des Primitiven die allernaturgemäßeste. So heißt im Altägyptischen an sowohl wegbringen als hinzubringen, fenh entführen und zurückführen, kek Licht und Dunkelheit, keu stark und schwach, ha zugleich über, unter und hinzu, djol ein Verschluß (Mauer) und gleichzeitig eine Öffnung (Loch). Auch das lateinische altus bedeutet sowohl hoch als tief, und im Indogermanischen muß die Wurzel kar sowohl schwarz als weiß bedeutet haben; denn im Sanskrit hat sie sich in der Bedeutung weiß, im Slawischen aber als schwarz erhalten. Sehr groß ist die Zahl solcher Worte im Arabischen, wo abbana tadeln und loben, azrum Stärke und Schwäche, âla Dick- und Dünnwerden, batrum viel und wenig, balaga (die Tür) öffnen und schließen, tâbbun stark und schwach, ahammu weiß und schwarz, ahmaru weiß und rot, ahdaru grün und schwarz, manlan Herr und Knecht bedeutet. Einst wurde durch die begleitende Gebärde oder Geste der jeweilen gemeinte

Sinn klargemacht, später aber, als diese in Wegfall geriet, wurde das Wort für die eine oder andere Bedeutung bevorzugt und zuletzt ausschließlich gebraucht. Bemerkt doch Redslob, unser Gewährsmann für die eben angeführten arabischen Worte, daß sie meistens nur in einer Bedeutung in der Literatur bekannt sind, in der anderen dagegen nur von den Lexikographen verzeichnet oder von den Grammatikern der Vulgärsprache dieses oder jenes Stammes zugeschrieben werden.

Bei der vorhin erwähnten unbeschränkten Mannigfaltigkeit von schiedenen Lauten für denselben Begriff konnte aber die sich bildende Volkssprache nicht stehen bleiben. Für alle die Gegenstände, die im öffentlichen Verkehr genannt zu werden pflegen, mußte sich früh die Auswahl der Worte beschränken, indem man durch gegenseitiges Übereinkommen bestimmte Ausdrücke allgemein adoptierte. Dabei trat dann diesem offiziellen Ausdruck gegenüber der jeweilige Familienausdruck immer mehr zurück und kam schließlich ganz außer Gebrauch. Wenn dann ein Stamm verschiedene Nachbarstämme unterwarf, so bezeichneten die einzelnen Familien ihr gemeinschaftliches Oberhaupt bald nicht mehr mit ihrer Bezeichnung für Häuptling, sondern mit derjenigen des herrschenden Landes. Dabei wurde leicht die Sprache des siegreichen Stammes zur herrschenden für alle Unterworfenen erklärt. So erstreckte sich im alten Peru die Sprache des zur Herrschaft gelangten Ketschuastammes über mehr als 20 Breitengrade, während weiter östlich das größte Gewirr von Sprachen weiter bestand, indem jedes Stämmchen seine Sprache beibehielt. Erst durch den Einfluß der Missionäre bildete sich in Brasilien und Paraguay die Sprache der Tupi zum allgemein vermittelnden Idiom (lingua geral, d. h. allgemeine Sprache) zwischen Weißen und Indianern aus, wird aber neuerdings immer mehr durch das Portugiesische ersetzt.

Das Wachstum der Sprache und ihre Ausdehnung über weitere Bezirke paßt sich ganz den einseitigen Lebensbedingungen der primitiven Stämme an, die sie gebrauchen. Was für sie von Bedeutung ist, erhält viele und genaue Bezeichnungen, anderes aber, das nach unserer Ansicht zur Benennung herausfordern müßte, wird kaum benannt. So finden wir neben einer seltsamen Überfülle von verschiedenen Namen — so wird bei vielen Jägerstämmen jedes Altersstadium eines Tieres, auf Tongarewa jedes Reifestadium der Kokosnuß mit besonderem Namen benannt — die bitterste Armut und Unbestimmtheit in den Ausdrücken für alles, was das Interesse der Primitiven nicht wachruft. So fehlen den primitiven Sprachen vor allem alle Be-

zeichnungen für abstrakte Begriffe und alle zusammenfassenden Gattungsworte. Was Gottheit, Treue, Dankbarkeit, Frieden, Wohlstand und dergleichen Dinge sind, für die der Wilde keinen Sinn und kein Interesse hat, besitzt er auch keine Bezeichnungen. Dafür hat er für die verschiedenen Götter, denen er Ehrfurcht bezeugt und die er durch Opfer besänftigt, besondere Namen, wie er für jede Art von Bäumen, Fischen und Vögeln spezielle Bezeichnungen hat. Aber ein Wort für Gottheit, Baum, Fisch und Vogel im allgemeinen als Gattung besitzt er nicht. Die Indianer unterscheiden ganz genau eine Weiß-, Rot- und Steineiche, aber der Gattungsbegriff „Eiche" fehlt ihnen durchaus, sie haben kein Wort für „essen" als solches, sondern bezeichnen diese Tätigkeit jedesmal anders nach dem Gegenstande, der genossen wird. Bei vielen primitiven Völkern fehlen Ausdrücke für die verschiedenen Farben, Bezeichnungen für Eigenschaften wie hart, weich, kalt, warm, lang, kurz, rund usw., dann namentlich auch Zärtlichkeitsausdrücke. Der Algonkinsprache, einer der reichsten in Nordamerika, fehlt das Zeitwort „lieben", und als Elliot im Jahre 1661 die Bibel in jene Sprache übersetzte, sah er sich genötigt, ein diesem Zwecke entsprechendes Wort zu prägen. Auch der Begriff „danken" oder „Dankbarkeit" ist den Primitiven fremd und besitzen sie demnach kein Wort dafür.

Wenn irgendwo neue Haustiere eingeführt werden, so werden diese nach den bereits bekannten, mit einem sie kennzeichnenden Zusatz benannt. So hießen die alten Babylonier das Pferd, das sie vom persischen Hochlande her erhielten, „Esel des Ostens", wie die Bewohner Tahitis dieses Tier nach dem ihnen einzig bekannten Schwein „großes Schwein" nannten, die Sioux aber „Hund", der ihr einziges Haustier war, mit der Hinzufügung eines unterscheidenden Merkmals. Die Hidatsos am Missouri kannten bis zur Ankunft der Europäer nur den Stein als Werkzeugmaterial, und als sie von diesen Eisen und Kupfer kennen lernten, nannten sie auch diese „Stein" und unterschieden sie nur durch die Beiworte „Stein schwarz" und „Stein rot". Alle abstrakten Bezeichnungen sind noch in den älteren Sprachen als aus konkreten hervorgegangen zu erkennen; so sagt der Bantu Südafrikas für weben „machen", und der Ausdruck bârâ „schuf" im Beginne der Genesis, wo gesagt wird: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" heißt wörtlich „schneiden" oder „hauen".

Ein anderes Merkmal der primitiven Sprachen ist ihre außerordentliche Beweglichkeit und Veränderlichkeit. Da sie noch nicht durch die Schrift fixiert sind, ändern sich die Vokale leicht durch undeutliche Aus-

sprache. Peschel weist auf das Beispiel von Kindern hin, die sich selbst für einzelne Gegenstände ihrem Organe bequeme Lautgruppen bilden, die dann die Hausgenossen durch Nachgiebigkeit annehmen. Dasselbe findet bei den Stämmchen der Primitiven statt, wodurch bald ganze Lautwandlungen sich vollziehen. Der vorgenannte Autor sagt: „Die Kinderunart wird zur Mannesgewohnheit bei brasilianischen Jägern, deren einzelne Stämme nicht bloß durch rasche Entwicklung von Mundarten ihren ehemaligen Sprachverwandten unverständlich werden, sondern bei denen aus Eigensinn jeder an seiner Sonderaussprache festhält.“ Zu dieser Wandelbarkeit der Sprache trägt nicht wenig die religiöse Scheu bei, den Namen eines kurz vorher Gestorbenen laut zu nennen oder auch nur ein ähnlich lautendes Wort auszusprechen, damit nicht etwa der betreffende Totengeist glaube, man rufe ihn, und er dann komme und Unglück, Tod und Verderben unter den noch unter den Lebenden weilenden Angehörigen, die er um ihr Leben beneidet, bringe. Kommen nun die Laute des betreffenden Namens in anderen Worten der Familiensprache vor, so müssen diese unterdrückt und neue dafür erfunden werden, die nicht so verhängnisvoll wirken und etwa den Totengeist zitieren können. Ist das Sprachgebiet groß genug, so bleiben die unterdrückten Worte bei Familien, die keine Beziehungen zu dem betreffenden Totengeiste haben, im Gebrauch und können dann eventuell später von jenen in die Familie, die das Wort unterdrückte, zurückkehren. Solange aber die Sprache Familiensprache ist, geraten in solchen Fällen die alten Worte in Vergessenheit und neue treten dauernd an ihre Stelle. Auf Tahiti hieß einst beispielsweise po die Nacht; seit aber König Pomare gestorben ist, ist dieses Wort aus der Sprache der Insel verschwunden. Unter demselben Einfluß stehen heute noch die Sprachen der Papua auf Neuguinea, der Australier, vieler afrikanischer und Indianerstämme. Bei den Apibonen in Südamerika war es Sache der Frauen, neue Worte zu erfinden.

Je weitere Verbreitung nun eine Sprache fand, um so mehr verlor sich das Bewegliche und Unstete, das ursprünglich ihren Bestandteilen anhaftete, um so mehr wurde sie fixiert. Für die einzelnen Familien fehlte ja die Veranlassung zur Festlegung derselben, aber für größere gesellschaftliche Verbände war dies ein dringendes Erfordernis; denn die Sprache hätte unmöglich Vielen und weit auseinander Wohnenden als Verständigungsmittel dienen können, wenn, wie dies heute noch bei organisationslosen Jägerstämmen geschieht, beständig an ihrem Bestande gerüttelt worden wäre und jede Sippe immer

wieder ihre eigene Auswahl getroffen hätte. Mit dieser immer weitergehenden Fixierung ist die Sprache erst imstande gewesen, als unentbehrliches Ausdrucksmittel der Gedanken immer größere Bedeutung zu erlangen und schließlich eine fortlaufende, zusammenhängende Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht zu ermöglichen.

Die ältesten nachweisbaren Sprachen *reihten* die einzelnen Worte ohne innere Verbindung *aneinander*, so daß derjenige, der die Mitteilung erhielt, aus der Aufeinanderfolge derselben auf den engeren Zusammenhang schloß. Tylor gibt uns in einem Beispiele aus dem Chinesischen folgendes Muster der Sprechweise einer alten Sprache, wobei der ganze Satz aus lauter einsilbigen Worten besteht. Will der Chinese sagen: Hunde und Schweine fressen die Nahrung des Menschen, so sagt er: kou chi shi jin sse, d. h. Hund Schwein essen Mensch Nahrung. Der noch schwerfällig sprechende Chinese hat gelernt, dem Satze aus der Aufeinanderfolge der einzelnen Worte den Sinn zu entnehmen. Auch für die verschiedenartige Beziehung eines Begriffes, die wir durch die Formen des Hauptwortes, Beiwortes und Zeitwortes sondern und wie zur Bequemlichkeit des Hörenden gleich kenntlich machen, hat das klassische Altchinesisch keine Unterscheidungszeichen. So heißt thwan Kugel, rund, rundmachen, in der Runde sitzen u. a.; ngan bedeutet ruhig, beruhigen, ruhig sein usw. Aus dem Zusammenhang, in welchem es gebraucht wird, muß man schließen, was damit gemeint ist, und dies ist um so weniger schwer, je mehr sich die Unterhaltung, wie dies bei allen primitiven Menschen der Fall ist, nur um die konkreten Gegenstände ihrer Umgebung dreht.

Weiter schreitet die Vervollkommnung der Sprache in der Weise fort, daß für das bessere Verständnis einzelne *Bindungsmittel* zwischen den Worten angebracht werden. Solche sind unsere Vorwörter: in, auf, mit und dergleichen, und die Fürwörter: ich, du, er, wir. Solche Vorwörter drückt noch der Chinese in sehr schwerfälliger, altmodischer Weise durch Hauptwörter oder Zeitwörter aus. So wird kuo chung, d. h. Reich Mitte in der Bedeutung „*im* Reich“, sha jin i thing, d. h. töten Mensch brauchen Stock in der Bedeutung „einen Menschen *mit* einem Stocke töten“ gebraucht. Der Mandingoneger denkt in ähnlicher Weise bei der Vorstellung des Eingeschlossenseins an seinen Bauch und sagt statt: *im* Hause „Haus Bauch“, bei auf denkt er an seinen Nacken und sagt z. B. statt: *auf* dem Tische „Tisch Nacken“. So sind bei ihm mit der Zeit durch fortgesetzten Sprachgebrauch die Hauptwörter kono (Bauch) und kang (Nacken) zu Vorwörtern geworden.

Ebenso selbständig sind die verschiedenen Sprachzweige in der Bildung der Fürwörter vorgegangen, und manche Sprachen verraten uns noch, daß dieser Fortschritt bei ihnen erst eintrat, nachdem die Volkskultur schon eine ziemlich hohe Entwicklung erreicht hatte. Der Eskimo bildet das „du“ erst aus dem Wörtchen „dort“, das „ich“ aus dem für „hier“; der Malaie aber muß es schon zu einem förmlichen Zeremoniell der Höflichkeit gebracht haben, als er daran ging, im Sprachgebrauch die redende und die angeredete Person lediglich nach dieser wechselnden Beziehung zu bezeichnen. So sagt er für „ich“ âmba, d. h. Sklave, und für „du“ tuwan, d. h. Herr. Wenn möglich noch weiter geht in dieser Beziehung der Chinese, der statt „ich habe“ sagt „Knecht hat“ oder „Dummkopf hat“, wie er von seinem Eigentum oder Haus als etwas Elendem, vom Eigentum oder Haus des Angesprochenen aber als etwas Herrlichem spricht. In welcher Weise dieser Gebrauch entstanden ist, zeigt uns deutlich das Hebräische in den aus der Bibel bekannten Redewendungen wie: „dein Diener sagt“ und „mein Herr weiß“. Hier sind die Worte „dein Diener“, „mein Herr“ auf dem Wege, persönliche Fürwörter zu werden, was sie im Malaiischen wirklich geworden sind. Daß aber im allgemeinen die Erfassung des Personenverhältnisses in seinem Wechsel für den ungeschulten Geist schwierig ist und deshalb erst verhältnismäßig spät eintreten kann, können wir am besten dem Entwicklungsgange des Kindes entnehmen, welches den ganzen Sprachbildungsprozeß nochmals im kleinen durchmacht. Zuerst werden — allerdings unter Anleitung der Mutter — die verschiedenen Gegenstände und Personen benannt, schließlich wird auch der eigene Name erfaßt. Kennt nun das Kind seinen Namen, der Karl heißt, so hält er diesen unter allen Verhältnissen fest und sagt beispielsweise: „Karl gibt dies dem Hans“, wo es nach einigen Jahren unter fortgesetzter Anleitung der Leute seiner Umgebung sagen wird: „ich gebe dir“. Sein Geist erfaßt es nicht so schnell, wie derselbe Karl, als den er sich kennt, durch eine sehr künstliche Beziehung und Abstraktion jeden Augenblick etwas anderes, bald ein ich, bald ein du und dann wieder ein er sein soll. Wie schwer würde er sich nach der malaiischen Anleitung darein finden, bei der Anrede des Angeredeten „Sklave“ und in der folgenden Antwort sofort wieder dessen „Herr“ zu sein. Diese Schwierigkeit, die beim Kinde durch Anleitung seiner Umgebung bald, in wenigen Monaten, überwunden wird, hat die anleitungslose Urmenschheit nur sehr schwer überwinden können, und deshalb müssen wir allgemein eine außerordentlich lange, durch viele Hunderttausende von

Jahren umfassende Zeit für die Entwicklung der Sprache vom kindlich schwerfälligen Aneinanderreihen der Worte bis zum gebundenen Sprechen mit Abstraktionen wie ich, du, er usw. annehmen.

Von der einsilbigen, Wort an Worte zusammenhanglos aneinanderreihenden Ursprache geschah dann der Fortschritt in der Weise, daß außer Vor- und Fürwörtern auch Zeitwörter aus Hauptwörtern hervorgingen. So kann noch im Englischen ein und dasselbe Wort als Haupt- oder Zeitwort gebraucht werden, wie z. B. in „the people's quiet, a quiet people, to quiet the people" (die Ruhe des Volkes, ein ruhiges Volk, das Volk beruhigen), ebenso kann ohne Bedenken ein Zeitwort als Hauptwort gebraucht werden, wie in „a workmen's strike" (ein Arbeiterstreik), oder ein Hauptwort als Zeitwort, z. B. „to horse a coach" (einen Wagen mit Pferden bespannen). Dabei wurden die Wurzellaute dem Klange nach differenziert, wie dies beispielsweise in den semitischen Sprachen zu wunderbarer Gesetzmäßigkeit entwickelt ist. Die einst durch die Handbewegung bezeichnete Nähe oder Ferne eines Gegenstandes wurde durch die Schattierung der Laute vom helleren zum dumpferen in zweckmäßiger Weise angedeutet. Nach Abel heißt im Altägyptischen m sowohl „in etwas drin" als „zu etwas hin" als „von etwas weg", je nach dem Zusammenhang, in welchem es gebraucht wurde; desgleichen heißt er sowohl „von etwas weg" als „zu etwas hin" als „mit etwas zusammen". Hr und cheft bedeuten sowohl „für" als „gegen", chont „in" und „unter" usw. Unter solchen Umständen kann ein solches Wort nur dazu gedient haben, den Hörer aufmerksam zu machen, daß in diesem Augenblicke das Verhältnis zweier Dinge festgestellt werde, während die Feststellung von „herein" oder „hinaus", von „hinzu" oder „hinweg" selbst die entsprechende Handbewegung vornahm. Daneben und später an Stelle dessen ändert der Howa oder malaiische Bewohner des östlichen Madagaskar den Klang, indem er mit atsy ein nicht entferntes, mit etsy ein näheres „dort" und mit itsy ein nächstes („dieser") bezeichnet. So unterscheidet der Vertreter eines anderen Malaienstammes, der Javane, ein iki dieser, ika jener und iku der entferntere. Tamulisch bedeutet nach demselben Gesetze das einfache î dieser, â jener, und der Yorubaneger bezeichnet mit na diesen und mit ni jenen. Dieser eine Weg scheint sich aber um so leichter zu verschließen, je früher eine Sprache durch die eintretende Lautschreibung fixiert wurde.

Dafür aber blieb ein anderer Weg offen, nämlich die fortgesetzte Auswahl unter dem Reichtum der durch die Verschmelzung oder viel-

mehr die mechanische Durchmischung der Familiensprachen gewonnenen Laute für ein und denselben Begriff. Man benutzte von den gleichwertigen Worten, deren engerer Sinn erst durch „Deutung", d. h. die erklärende Geste, festgestellt zu werden pflegte, das Eine immer ausschließlicher nur in der einen, das Andere ebenso in der anderen Bedeutung. Je mehr dies Nachahmung fand, desto mehr fiel die Notwendigkeit der „Deutung" weg, und die betreffende Sprache besaß für zweierlei Sinn zweierlei Worte. Vor allem mußte der wechselseitige Marktverkehr dazu führen, eine immer engere Auswahl der einzelnen Worte zu treffen, die dann einen immer beschränkteren Sinn erhielten, immer weniger gleichlautend waren, und andererseits die sinnverwandten Worte immer mehr auszumerzen, indem sie immer einheitlicher auf verschiedene Begriffe verteilt wurden. So sind in dem aus dem Altägyptischen hervorgegangenen Koptischen eine Unzahl der noch in jenem vorhandenen gleichlautenden und sinnverwandten Worte verschwunden, indem allmählich eine Verengerung der Begriffe stattfand und so weniger Irrtümer und Verwechslungen vorkommen konnten. So waren in ihm von den 17 oben angeführten, noch im Altägyptischen vorhandenen Bedeutungen für das Wort cher nur noch die enthalten: herausschlagen, herauswerfen, zerstören. Neben diesem Prozesse der Ausmerzung und Auswahl gewann die von den Fesseln der Schrift befreite Volkssprache ihre jugendliche Triebkraft wieder und begann durch leichte Klangänderungen die Unterscheidung der Begriffe innerhalb einer und derselben Sprachwurzel zu bewirken. So wurde das früher durch keine Lautwandlung, sondern nur durch die deutende Geste unterschiedene cher im Koptischen durch Lautänderungen in zehn Formen geschieden, welche jede einzeln oder doch nur zu dreien gemeinschaftlich den Begriffen niederschlagen, Zerstörung, zerstören, angenehm, Opfer, Myrrhe und Geschrei zugeteilt sind.

Wie schon in der Gebärdensprache, müssen auch in der Lautsprache die Worte in einer bestimmten Ordnung aufeinanderfolgen, wenn sie die beabsichtigte Mitteilung ausdrücken und nicht unverständlich werden sollen. Dies ist besonders wichtig für solche Sprachen, die keine Beugung kennen. So bedeutet im Chinesischen li ping scharfe Waffen, ping li Waffen (sind) scharf, chi kuo regieren das Reich, kuo chi das Reich wird regiert, ganz wie wir im Deutschen sagen: Menschen töten Löwen, und Löwen töten Menschen. Im Lateinischen dagegen, wo eine Beugung der Worte eingeführt ist, herrscht eine solche Freiheit der Wortstellung, daß wir uns den Zusammenhang erst durch eine

vollständige Veränderung der Wortstellung klarmachen können. Vor allem muß die grammatische Konstruktion mit Sicherheit erkennen lassen, welches von zwei Substantiven Subjekt und welches Objekt ist. Diese Unterscheidung kann durch die Hinzufügung einer Partikel an Substantiv und Zeitwort bewirkt werden, wie beim Indianerstamm der Algonkin, bei dem die Silbe un — entsprechend etwa dem deutschen ihn (sie, es) — an diese angehängt wird. So sagen sie:

omigau ogi nissaun mukwun
Häuptling er tat töten—ihn Bär—ihn für: der Häuptling tötete den Bären, und umgekehrt
mukwah ogi nissaun ogimaun
der Bär er tat töten—ihn Häuptling—ihn für: der Bär tötete den Häuptling.

Ebenso sagt der Hottentotte: Jene Frau—sie reich seien—sie, in einem andern Dorf wohnend—sie, das Vieh wir loben von—ihr, sie schenkt uns zwei Kälber von—sich. (Wo im Deutschen teils sie, teils ihr und sich gesetzt werden muß, steht in der Hottentottensprache stets dasselbe Wort). Hier läßt das Pronomen, das sich durch den ganzen Satz hindurchzieht, keinen Zweifel darüber, daß die Frau es ist, von der diese Mitteilungen gemacht werden. Die griechischen und lateinischen Endungen, welche die Übereinstimmung des Substantivs und Adjektivs mit ihrem Zeitwort ausdrücken, sind Reste solcher Affixe oder Silbenanhängsel, deren Bedeutung einst ebenso deutlich war, wie heute noch in der Hottentottensprache, aber mehr und mehr abgeschliffen wurden, so daß wir ihre Herkunft kaum mehr erkennen.

In einer andern Weise wird die Zusammengehörigkeit der Worte in der Sprache der Zulu ausgedrückt. Dieselbe teilt die Hauptwörter in Klassen und führt die eine Klasse bezeichnende Silbe durch den ganzen Satz hindurch, um die zu derselben gehörenden Worte zu verbinden. So bedeutet u-**bu**-kosi **b**-etu o-**bu**-kulu **bu**-ya-bonakala si-**bu**: unser großes Königtum erscheint, wir lieben es. Hier wird die Silbe bu, das Zeichen der Klasse, zu welcher Königtum gehört, bei jedem zu der Klasse gehörigen Wort wiederholt. Dies würde im Deutschen folgendermaßen lauten: das Königtum, unser tum, welches tum ist das große tum, das tum erscheint, wir lieben das tum. Dies ist zwar ein sehr plumpes Mittel, allein es erfüllt seinen Zweck, einen Gedanken so auszudrücken, daß ein Mißverständnis ausgeschlossen ist. So bedient sich der Zulu zur Bezeichnung von Singular und Plural verschiedener Klassensilben, die durch den ganzen Satz

wiederholt werden. Auf diese Weise wird die Übereinstimmung im Numerus deutlicher hervorgehoben als es im Griechischen oder Lateinischen möglich ist. Das Geschlecht der Worte wird dagegen in der Zulusprache nicht durch Klassensilben unterschieden.

Während die indogermanischen und semitischen Sprachen alle Dinge und Begriffe in einer heute nicht mehr aufzuklärenden Weise nach dem Geschlecht unterscheiden (wie wir heute sinnlos sagen: der Hund, die Kuh, das Pferd), so weisen die Sprachen der nordamerikanischen Algonkinstämme und der indischen Dravidavölker statt des männlichen, weiblichen und sachlichen Geschlechts eine andere Unterscheidung auf, indem sie die Dinge als lebende und leblose, als vernünftige und vernunftlose unterscheiden und demgemäß der höheren Klasse der belebten und der niederen Klasse der leblosen zuweisen. Die Art, wie in der Zulusprache die Übereinstimmung durch regelmäßige Wiederholung des Klassenzeichens ausgedrückt wird, kann uns eine Vorstellung davon geben, wie in den indogermanischen Sprachen die Zeichen der Zahl und des Geschlechts die Rolle übernommen haben, die Zusammengehörigkeit eines Substantivums mit einem bestimmten Adjektivum und einem bestimmten Zeitwort auszudrücken. Allein selbst im Sanskrit, im Griechischen, Lateinischen und Gotischen erreicht diese Übereinstimmung bei weitem nicht den Grad der Ausführlichkeit und Deutlichkeit wie in den afrikanischen Sprachen, während sie in den europäischen Sprachen, namentlich im Englischen, fast ganz verschwunden ist, vermutlich deshalb, weil sie für die Menschen mit höher entwickelter Intelligenz überflüssig geworden war.

Durch Umschreibung und Zusammensetzung aus mehreren Wörtern entstandene neue Worte werden im Gebrauche immer mehr zusammengezogen und verkürzt. So heißt die Bezeichnung für Schwester in der Mandingosprache Afrikas mbadingmuso, entstanden aus mi bado dingo muso, d. h. mein-Mutter-Kind-weiblich, und die Eingeborenen der Vancouverhalbinsel nannten einen gewissen langbärtigen Engländer Yakpus, zusammengezogen aus yakhpekukselkous, d. h. lang-Gesicht-Haar-Mann. In ähnlicher Weise sind unzählige Worte durch Verkürzung in die Form gekommen, in der wir sie kennen, und da wir nicht ihre ursprüngliche Zusammensetzung kennen, ist es für uns unmöglich, ihre ursprüngliche Form und Bedeutung zu ergründen. An den Endsilben unserer Eigenschaftswörter erkennen wir noch deutlich deren Herkunft. So ist das lich in herrlich, lieblich usw. abgeschliffen aus gleich, mittelhochdeutsch gelîch. In diesem steckt aber das Gegen-

ſtandswort lîch, das Leib heißt. Was wir jetzt kurzweg herrlich nennen, das hat ſonach eine ältere Zeit nur ſehr umſtändlich auszudrücken vermocht, indem ſie ſagte, daß jemand dem „Leibe“ oder äußern Anſehen nach ein Herr ſei, einem „Herren gleich“ erſcheine.

Es iſt eins der Hauptreſultate der modernen Sprachforſchung, nachgewieſen zu haben, daß die grammatiſche Flexion zum größten Teil aus ſolchen Wortverbindungen hervorging, die durch den Sprachgebrauch im Laufe der Zeit ſo gründlich abgeſchliffen ſind, daß heute niemand an eine ſolche Herkunft denken würde. Im franzöſiſchen Futurum donnerai erkennen wir noch leicht, daß das Zeitwort donner mit dem Hilfszeitwort ai vereinigt iſt, ſo daß „je donnerai“ wörtlich bedeutet „ich habe zu geben“. Noch tu donneras und il donnera laſſen dieſe Herkunft auf den erſten Blick erkennen, aber im Plural nous donnerons, vous donnerez iſt das avons und avez bereits zu den Endungen ons und ez abgeſchliffen, deren Herkunft man nicht erraten könnte, wenn uns der Singular nicht des Rätſels Löſung gäbe. Ähnlich hatte im Deutſchen die Vorſilbe ge, welche zur Bildung des Partizips der Vergangenheit dient, urſprünglich die Bedeutung „mit“ oder „zuſammen“, welche ſie jetzt noch im Wort Geſpiele, Geſpann, Gelege uſw. beſitzt. Allein infolge einer eigentümlichen Veränderung ihres Zweckes wurde ſie zum Mittel der Partizipialbildung, wie in geſpielt, getrunken, gelegt, gehandelt.

Oft dient die Veränderung des Vokals zur Bezeichnung verſchiedener Deklinations- und Konjugationsformen, wie finde, fand, gefunden, trinke, trank, getrunken. Doch lehrt uns die hiſtoriſche Entwicklung der Sprache, daß dieſe Veränderung des Vokals urſprünglich keineswegs dieſem Zwecke diente. So war in der angelſächſiſchen Deklination der Vokal nicht das Zeichen des Numerus, indem der Singular fôt (Fuß), fôtes, fêt, der Plural fêt, fôta, fôtum lautete. Ebenſowenig war der Vokal urſprünglich ein Zeichen des Tempus der Zeitwörter, indem das Perfekt von findan (finden) im Singular ic fand (ich fand) und Plural we fundon (wir fanden) verſchiedene Vokale hatte. Erſt ſpäter, als die wirkliche Urſache, welche die Veränderung der Vokale bewirkt hatte, in Vergeſſenheit geraten war, wurde der Vokal zum Unterſcheidungszeichen von Einzahl und Mehrzahl, von Gegenwart und Vergangenheit.

Indem man bei der grammatiſchen Forſchung alle zuſammengeſetzten Worte in ihre einzelnen Teile zerlegt, kann man ihre Entſtehung mehr oder weniger ſicher klarlegen. Die griechiſche und lateiniſche

Grammatik lehrt uns, wie ein Wort durch Abstreifen der Flexionssilben zu analysieren ist, um zur Wurzel desselben zu gelangen, die gewöhnlich ein einfacher Laut ist, welcher einen einfachen Begriff bezeichnet. Am leichtesten sind die Wurzeln in solchen Sprachen zu bestimmen, in denen sie, wie auch im Deutschen, als selbständige Worte auftreten können. Selbst in Sprachen, in denen sie selten ohne Flexionssilben auftreten, können sie isoliert zur Bezeichnung des Imperativs gebraucht werden, z. B. im lateinischen dic! entsprechend dem deutschen sag! In den meisten Fällen aber sind die Wurzeln imaginäre Formen, die sich nur dadurch auffinden lassen, daß man eine Gruppe von Worten vergleicht und den allen gemeinsamen Grundstamm ausscheidet. So geht aus dem lateinischen gnosco, gnotus usw. hervor, daß eine Wurzel gno mit der Bedeutung „kennen“ existiert. Dieselbe Wurzel gno mit derselben Bedeutung finden wir im griechischen gignóskō, gnósis, gnómē usw. Im Sanskrit finden wir einen ähnlichen Laut, jnâ, als Wurzelform für den Begriff „kennen“. Ziehen wir sämtliche indogermanischen Sprachen zum Vergleich heran, so kommen wir zum Schluß, daß einst ein Wort etwa wie gna existiert haben muß, das die Bedeutung „kennen“ hatte und das wir nicht nur im Sanskrit, im Griechischen und Lateinischen, sondern auch in andern Gliedern der Sprachfamilie wiederfinden, so z. B. im russischen znat, im englischen know usw. Andere indogermanische Wurzeln, die der Leser sofort in bekannten Sprachen wiedererkennen wird, sind z. B. sta stehen, sad sitzen, ga und i gehen, ma messen, da geben, vid sehen, rag ordnen, mar sterben. Diese einfachen Laute scheinen bereits in jenen Zeiten, als die Vorfahren der indogermanischen Völker noch in ihrer mitteleuropäischen Heimat saßen, ihre feste Bedeutung gehabt zu haben.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß es für das Studium der Anthropologie von der größten Wichtigkeit ist, die ältesten bekannten Wurzelworte der verschiedenen Sprachfamilien zu ermitteln. Doch muß hier bemerkt werden, daß wir selbst in den ältesten solchen Wurzelgruppen kaum je die ursprüngliche Urform der Wurzeln entdecken können. Einige derselben, wie z. B. ru brüllen, mögen allerdings einem Naturlaut nachgebildet sein; allein bei den meisten Wurzeln, welcher Sprache der Welt sie auch angehören mögen, ist es, wie bei den oben angeführten Beispielen aus dem Indogermanischen, ganz unmöglich, den Zusammenhang zwischen dem Laut und der Bedeutung zu erkennen. Wo aber solches nicht möglich ist, dürfen wir die Wurzeln nicht als wirkliche Urformen betrachten, da dieselben möglicherweise, ja

höchst wahrscheinlich bedeutende Veränderungen erfahren haben, bevor sie die uns überlieferte Form annahmen. So könnte z. B. das deutsche Wort „rollen“ als ein ursprüngliches Sprachelement erscheinen, das das Geräusch eines rollenden Gegenstandes nachahmt. Aber dieses, wie das französische rouler und das dem altfranzösischen roller noch näherstehende englische roll, stammen vom lateinischen rotulus, dem Diminutiv von rota Rad, ab. Selbst dieses Wort ist ein Abkömmling eines noch älteren Wortes, dessen Bedeutung „Läufer“ oder „Geher“ ist. Eine noch abenteuerlichere Geschichte hat das englische Wort check (anhalten, hemmen). Dasselbe besitzt jetzt alle Formen eines Zeitworts, checking, checked usw., neben Formen wie ein check = Anweisung auf jemanden, der check-string = die Schnur zum Anhalten des Kutschers, und check-valve = das Ventil zum Sperren eines Wasserrohrs. Dieses Wort check macht durch die Einfachheit des Klanges und der Bedeutung vollkommen den Eindruck eines Wurzelwortes; doch ist es nichts anderes, als das persische Wort schach, welches König bedeutet und mit dem Schachspiel als Bezeichnung für die Herausforderung des als Hauptfigur agierenden Königs nach Europa kam. Infolge einer eigentümlichen Metapher erhielt das Wort die allgemeine Bedeutung, irgend jemanden oder irgend etwas herausfordern oder anhalten.

Wahrscheinlich haben sich in allen Sprachen, selbst in den einsilbigen, wie dem Chinesischen, in vorgeschichtlicher Zeit zahlreiche Wurzelworte in ähnlicher Weise wie die eben genannten englischen von ihrer ursprünglichen Bedeutung oft weit entfernt. So sind die Wurzeln, aus denen eine Sprache hervorwächst, sehr häufig aus noch älteren Keimen hervorgegangen, die sich auf heimischem Boden entwickelten oder aus fremden Sprachen übernommen waren. Und wenn auch unsere heutigen Worte in der Regel alten Wurzeln entstammen, so ist doch die Fähigkeit der Bildung neuer Wurzeln durchaus noch nicht erloschen.

XVIII. Die wichtigsten Sprachstämme.

Wie innerhalb der Sprache zwischen den Wörtern und Ausdrücken überhaupt ein beständiger Kampf stattfindet, so auch zwischen den Sprachen der verschiedenen Stämme und Völker. Hat ein Volk ein anderes im Kampfe besiegt, so liebt es diesem seine Sprache aufzuzwingen; doch gelingt dies in der Regel nur dann, wenn der Sieger zugleich die geistige Überlegenheit besitzt oder in überwältigender Mehrzahl dem Besiegten gegenübersteht. Andernfalls erliegt seine Sprache sehr bald und bereichert höchstens das siegende Idiom durch einzelne Wörter und namentlich Eigennamen. Am bekanntesten ist das Erlöschen der germanischen Dialekte in Südeuropa zur Zeit der Völkerwanderung. So vermochten weder die Langobarden in Norditalien, noch die Goten in Spanien, noch die Franken und später die Normannen in Frankreich ihre Sprache zu bewahren und nur verschiedene germanische Vornamen wie Friedrich (Federigo), Roderich (Rodrigo), Ruprecht (Robert), Heinrich, Heinz (Enzio) usw. haben sich mit Zähigkeit durch die Jahrhunderte behauptet. Das Vertauschen der ursprünglichen Sprache mit einer andern ist von unermeßlichen Folgen; denn die neue Sprache gibt dem Geiste einen andern Inhalt und gliedert ihren Besitzer an eine ihm bisher fernstehende Gruppe geistig verbundener Menschen an. Er verliert damit die geistige Erbschaft seiner Vorfahren und erwirbt dafür eine neue, die sein Wesen aufs tiefste beeinflußt. Je geringer die Zahl der Sprachen wird, desto einheitlicher wird die Menschheit.

Bei Völkern niederer Kultur kommt es dagegen nicht selten vor, daß selbst innerhalb eines Stammes verschiedene Sprachen nebeneinander leben. Besonders häufig sind es die Frauen, die unter sich einen eigenen Dialekt sprechen. Gewöhnlich rührt diese Erscheinung, die bei den Kariben Westindiens zuerst beobachtet wurde, daher, daß die Frauen anderen Stämmen entstammen, denen man sie durch Raub

oder Kauf abnahm. Doch zeigen auch andere scharf umschriebene Gruppen innerhalb der Stämme die Neigung, eine besondere Sprache herauszubilden, die sich manchmal nur durch gewisse Wörter und Formen von der gewöhnlichen unterscheidet. Eine Geheimsprache, die nur den Häuptlingen und den freien Männern bekannt ist, gibt es am untern Kongo; daneben scheint auch eine eigene Priestersprache zu bestehen. Auf Samoa bedient man sich bei Hofe für eine ganze Anzahl von Dingen besonderer Wörter, und auf Hawaii wurde die Hofsprache sogar von Zeit zu Zeit verändert, damit das Volk sie nicht lernen könne. Auf Neuseeland hatten die Priester ihre Sprache für sich, ebenfalls um nicht vom Volke verstanden zu werden. Oft handelt es sich in solchen Fällen um Reste einer alten, auf irgend welche Weise verdrängten Sprache, wie z. B. in Babylonien nach dem Siegen der semitischen Dialekte das Sumerische noch lange als Sprache der Priester lebendig blieb, oder wie das Sanskrit in Indien, das Latein in Europa, die als Sprache der Gelehrten und Priester noch bis zur Gegenwart ein Scheinleben führen. In der Regel aber liegen in solchen Fällen willkürliche Umbildungen der Umgangssprache vor. Daß dies vielfach auch von den Weibersprachen gilt, beweist eine Bemerkung Ehrenreichs über den Weiberdialekt der brasilischen Karaya, der sich nur durch vollere Formen, mehr Endsilben und dergleichen vom Männerdialekt unterscheidet, also wohl nur eine altertümlichere Form derselben Sprache darstellt. Bei den Aruak in Guiana fand von Clöden, daß die Frauen sich nicht eigentlich einer besonderen Sprache bedienten, sondern nur eine Anzahl Wörter hatten, die nie von den Männern gebraucht wurden. Wie aber ein solcher besonderer Wortschatz entstehen kann, zeigt eine Angabe Appleyards über die Kaffern, wonach die Kaffernweiber oft eine Menge ihnen eigentümlicher Worte haben, weil sie diejenigen Wörter nicht aussprechen dürfen, in denen die gleichen Laute vorkommen wie in den Namen ihrer nächsten männlichen Verwandten. Hier handelt es sich also um einen Fall jener absichtlichen Wortvernichtungen, welche die Ursache so vieler und beständiger Umbildungen der primitiven Sprachen sind. Der eigentliche Grund dafür, daß Sondersprachen entstehen, liegt aber wohl in dem Wunsche, die Eigenart einer Volksgruppe auch sprachlich zu betonen und sie dadurch absichtlich von den übrigen schärfer abzutrennen. Bei Kulturvölkern erscheint diese Neigung ganz ebenso, indem alle enger verbundenen Gruppen sich besondere Ausdrücke schaffen, die der Uneingeweihte nicht versteht, so Handwerker, Studenten, Soldaten, Jäger und vor allem

die Gauner, die auch ihre besondere Zeichensprache haben. Auch der Verkehr kann neue Sprachen entstehen lassen, wobei aber der zur Verkehrssprache erhobene Dialekt arg verstümmelt und mit fremdem Sprachgut versetzt wird. Es sei hier nur an das an den Küsten Chinas gesprochene Pidschin-Englisch, das sogenannte Malaiisch des Indischen Archipels, das in Wahrheit ein künstlich vereinfachter und durch neue Worte bereicherter javanischer Dialekt ist, die in verstümmelter Form in Nordwestamerika als Verkehrssprache gesprochene Tschinuksprache, das Taki-Taki, das Herrenhuter Missionare aus Englisch, mit indianischen, holländischen und deutschen Brocken bereichert, schufen, und andere erinnert.

Im allgemeinen wird eine Sprache um so fester und dauerhafter, von je zahlreicheren Menschen sie benutzt wird. Diese Festigkeit wird noch ungemein erhöht, sobald die Schrift als erhaltende Macht hinzutritt und durch ihre bleibenden Zeichen, wenigstens sobald es sich um Buchstabenschrift handelt, ein festes Bild der Aussprache schafft. Von allen Sprachen der Erde, die uns erhalten sind, scheint die chinesische am frühesten in weiterem Umfange fixiert worden zu sein. Sie hat bei ihrer Fixierung aus dem damaligen Bestande ihrer Familiensprachen nichts entnehmen können als die nackten, durchwegs einsilbigen Wurzelworte zur Bezeichnung von Gegenständen und Tätigkeiten, kein äußerliches Mittel beide Gruppen zu unterscheiden, keines, um die Beziehungen der Redeteile zueinander auszudrücken, keines, um durch Lautveränderung den Sinn des Wortes zu beschränken oder zu ändern, ja nicht einmal Worte für die abstrakteren Begriffe. Außer den kahlen, vieldeutigen Worten übernahm sie kein anderes Mittel, als den Wechsel des Tones und der Anordnung der Worte. Sie kennt also weder Hauptwort, noch Fürwort, Zeitwort, Präposition oder Konjunktion; ihr fehlen alle Beugungen und jede Wortbildung überhaupt. Trotzdem hat die chinesische Nation mit diesen elenden Mitteln wahrhaft Staunenswertes geleistet. Das chinesische Wort sin bedeutet zugleich ehrlich, ehrlich sein, ehrlich handeln, Ehrlichkeit, ja sogar trauen, und was es in einem gegebenen Falle bedeuten soll, entscheidet die Stellung im Satze und der Sinn der ganzen Rede. Tschi bedeutet sowohl die Tätigkeit des Zeigens als auch den Zeiger (Finger), aber durch die Hinzufügung von thau (Kopf), also tschi thau „Zeig-kopf", heißt es stets nur Zeiger (Finger). Früher wird der Sprechende zur Bezeichnung des Hauptwortes die Geste nach seinem Kopf gemacht haben; später, namentlich mit dem Schreiben, setzte man den Kopf als Deut-

bild hinzu und sprach dann das Wort auch aus. Alle anderen Sprachen haben es ähnlich gemacht. So machen wir aus der Wurzel zeig ein solches „Kopfwort“ — oder wie wir sagen „Hauptwort“, indem wir ein „er“ zusetzen. Während aber der Chinese noch weiß, was er zusetzt und diesen nun unselbständig gewordenen Laut immer noch so spricht, wie ihn die ältesten Vorfahren gesprochen haben mögen, ist für uns dieses „er“ ein verschrumpftes altes Wort, von dem kein Mensch mehr weiß, woraus es durch allmähliche Abschleifung entstand. Aus „zeig“ machen wir dagegen ein Zeitwort, indem wir ein „en“ daran fügen. Geradeso macht es der Lateiner, der der Wurzel cant (sing) ein are — wahrscheinlich aus fare (machen) abgeschliffen — hinzufügt, wenn er ein Zeitwort ausdrücken will, ein or dagegen — wahrscheinlich aus factor (Macher) abgekürzt — wenn er einen Sänger (cantor), ein us aber, wenn er das Gesungene, den „Gesang“ (cantus) bezeichnen will. Dabei zeigt sich aber ein Unterschied zwischen den nahe Verwandten. Während wir im letzteren Falle noch eine Lautänderung im Innern der Wurzel zu Hilfe nehmen, begnügt sich der Lateiner mit dem Zusatz einer „Ableitungssilbe“. Und zwar trägt im Lateinischen mit seltenen Ausnahmen jedes Hauptwort, wie auch das es begleitende Eigenschaftswort ein solches Kennzeichen am Ausgang, das je nach der Beziehung wechselt, z. B. bonus, bono, bonae, wie wenn wir sagen würden: guter, gut ihm, gut ihr. Auch im Deutschen war dies früher so, und aus „ihm“ und „ihr“ sind „em“ und „er“ geworden. In vielen Fällen sind aber die Lautzeichen, die das Gotische und die nordischen Sprachen noch aufweisen, ganz in Wegfall geraten.

Überall da, wo ein Doppelsinn entstehen könnte, hat der Redebrauch oder die dem Volksgeiste eigentümliche Vorstellung die Entscheidung getroffen. Darum ist die Wortstellung im Satzbau aufs strengste vorgeschrieben. Wo nötig hilft man sich mit Umschreibungen. Werden im Chinesischen tschung (treu) und kjün (Fürst) vereinigt, so könnte ein Europäer daran zweifeln, ob damit Fürstentreue oder Untertanentreue gemeint sei; da aber der Chinese überhaupt nur Untertanenpflicht kennt, so bedeutet diese Wortzusammenstellung für ihn selbstverständlich Loyalität. Der Laut tsz heißt im Chinesischen „Sohn“ und bezeichnet, wie dies bei uns umgekehrt zu sein pflegt, in der Gegenüberhaltung zu Vater den Begriff des „Kleinen“. Indem nun der Chinese dieses Wort zu einem andern setzt, bezeichnet er dieses in einer verkleinerten Gestalt; so ist ihm „Schwert-sohn“ ein Messer. Auf demselben Wege sind unsere Sprachen zu den „Verkleinerungswör-

tern“ gelangt. Um bei Tieren das Geschlecht zu unterscheiden, setzt der Chinese einen Namen für Mann und Frau hinzu. Nennt er den Namen eines Dinges schlechtweg, so ist die Einzahl gemeint; will er eine Mehrzahl ausdrücken, so setzt er ein Wort hinzu, das „viel“ bedeutet. Zur Bezeichnung eines Gattungsbegriffes gelangt der Chinese auf dem umständlichen, aber ganz korrekten Wege, daß er die Individuen nacheinander nennt, die nach dem Stande seiner Erfahrung die Gattung bilden. So bezeichnet er „Tugend“ als die Reihe einzelner Tugenden, tschun hyau tse i, d. h. „Untertanentreue, Elternverehrung, Mäßigung, Gerechtigkeit“. Ebenso drückt er gewisse Begriffe durch Erzählung des Vorgangs aus. Ni wen wo ta heißt „du fragen, ich antworten“, d. h. plaudern. Für „nicht übereinstimmen“ sagt der Chinese ni tung wo si, „ich Ost, du West“, Gewicht heißt king tschung „leicht schwer“, Abstand wan kin „fern nah“. Auch unsere Sprache ist denselben Weg gegangen und besitzt heute noch solche Umschreibungen wie „Störenfried“, „Springinsfeld“, „Zankapfel“ usw. Das Charakteristische jener älteren Sprache liegt nur darin, daß sie alle Wurzeln rein, unverderbt, selbständig und gleichwertig zu erhalten gewußt hat, wozu wahrscheinlich die sehr frühe Anwendung der Schrift nicht wenig beitrug. Indem umgekehrt wir unser Sprachgut nach verschiedenen Worten einteilten und behandelten, haben wir demselben an sich viele Verluste beigebracht, aber dadurch den Vorteil der Schattierung der Sprachbilder und einer leichteren Übersicht gewonnen. Im Gegensatz zur chinesischen unterscheidet unsere Sprache herrschende und dienende Sprachteile. Anfänglich hat auch sie die einander bestimmenden Worte nicht getrennt und selbständig nebeneinander gelassen, dann auch miteinander verbunden, dabei einen Teil dieser Verbindung zum Haupt, den andern zum dienenden Gliede gemacht. Die Hauptwörter sind als herrschende Teile selbständig geblieben, die Ableitungs- und Flexionssilben aber haben als dienende Teile ihre Selbständigkeit eingebüßt, sie wurden Anhängsel, deren Herkunft von selbständigen Wörtern verwischt und unkenntlich geworden ist.

Auf einem andern Sprachgebiet hat auch die gelbe Rasse nach der zuletzt bezeichneten Richtung hin einen Schritt getan. Es sind dies die ural-altaischen oder turanischen Sprachen, zu denen das Mongolische, Tungusische, Samojedisch-finnische, Türkische und Ungarische, aber auch die altbabylonische Sprache von Sumer und Akkad gehört. Der Fortschritt und das Merkmal dieser Sprachen besteht, abgesehen

von dem anders ausgewählten Grundstocke der Wurzeln, darin, daß sie die zur Sinnbegrenzung eines Wurzelwortes verwendeten Worte schon jenem anhängen, wenn sie dieselben auch nicht verstümmeln. Man nennt sie deshalb auch anleimende, agglutinierende Sprachen. Diese ihre Zusammensetzungen verhalten sich zu unseren Ableitungen und Flexionsbildungen wie etwa die Worte gast=frei und gastlich. Bei ihnen stehen die Worte nicht so unverbunden wie im Chinesischen, haben aber doch noch ihre erkennbare Selbständigkeit. So wird im Türkischen aus dog (schlag) durch den Zusatz mak (tun) das Tätigkeits=wort dogmak (schlagen), und durch den Zusatz ur (entsprechend unserm er) dogur (Schläger). Bis zu einer eigentlichen Flexion des Zeitwortes ist der Türke nicht gelangt, aber er weiß sich mit dem gegebenen Mittel zu helfen. Indem er dem dog-ur noch ein um (ich) oder lar (sie) an=hängt, sagt er: Schläg=er=ich statt „ich schlage“ und Schläg=er=sie statt „sie schlagen“. Dabei kennen diese Sprachen auch schon einen Wandel der Vokale innerhalb der Wurzelsilben; aber sie benutzen ihn nicht, um Sinnbeschränkungen oder Beziehungen dadurch auszudrücken, was durch Übereinkommen geschehen könnte. Bei ihnen geht dieser Laut=wandel nur aus einer natürlichen Nachgiebigkeit gegen die stimmbilden=den Organe hervor, indem sie es geschehen lassen, daß die zusammen=geleimten Silben in ein und demselben Stimmniveau ausgesprochen werden können. So muß sich der Vokal des Zusatzwortes immer nach dem des ersten Wortes richten. Unsere Sprache kennt einen ähn=lichen Vorgang, nur daß sich bei uns umgekehrt der Vokal im Stamm=worte nach dem der angehängten Bildungssilbe richten muß. So setzte das Althochdeutsche an den Stamm der Zeitwörter in der zweiten und dritten Person der Einzahl ein is und ein it, in der Mehrzahl aber die Endungen ames, at und ant. Wo nun in diesen Silben ein u oder a des Stammes folgte, da blieb dieses unberührt, und so ist es auch heute noch, wo alle Vokale der Endsilben in das charakterlose e übergegangen sind. Wir sagen „ich fahre“ (var-u), wir fahren, ihr fahret, sie fahren. Dasselbe ist der Fall, wenn ein i in der Endung auf ein i im Stamme folgt. Wir bilden vom Stamme gib die Worte du gibst, er gibt. Wenn aber umgekehrt auf das a in fahren ein i in der Endung, oder auf das i im Stamme ein a in der Endung folgt, so bringen wir, zunächst jedenfalls zur Bequemlichkeit des Organs, die Stammlaute in der Aussprache so nahe als möglich an den Klang des Endlautes und sagen „du fährst, er fährt, — wir geben, ihr gebet, sie geben“. Auf diesem natürlichen Wege, den wir mit den Turaniern,

aber ebenso mit den Dravidas Indiens gingen, sind wir zum sogenannten Umlaute und zur Brechung gekommen.

Worin liegt nun da wieder der Unterschied zwischen den Turaniern und uns? Nur darin, daß wir, die wir nicht anders als jene zu diesem Lautwechsel gelangten, aus demselben für unsere Sprachbildung einigen Nutzen zogen, die Turanier aber nicht. Uns schien es bequem, die zum Ausdrucke der Beziehung angehängten Silben immer mehr zu kürzen, und so blieb uns sowohl von dem it in der dritten Person der Einzahl, wie von dem at in der zweiten der Mehrzahl nichts als ein unterschiedloses t; da war es nun von einigem Nutzen, innerhalb des Wortes unterscheiden zu können: er fährt — ihr fahrt.

Die Sprache der Altägypter erscheint ihrem Wortschatze nach völlig isoliert, weist aber einen alten Zusammenhang mit der Sprache der semitisch-hamitischen Stämme, die einst das nördliche und östliche Afrika bewohnten, auf. Allerdings ist wenigstens ein Teil des Volkes von Norden her ins Niltal eingewandert, worauf zurückzuführen ist, daß auch späterhin in der ägyptischen Sprache der Süden „vorn", der Osten „links" und der Westen „rechts" genannt wurde. Die Sprache dieser Urägypter kann sich zweifellos erst nach längerer Zeit ihrer Ansässigkeit im Niltat fixiert haben. Ihrem Bau nach geht sie wieder einen Schritt über die bisher betrachteten Sprachen hinaus. Noch herrschen in ihr die einsilbigen Wortwurzeln vor, und noch hat sie keine eigentliche Flexion. Viele Wurzeln können, wie im Chinesischen, Haupt-, Zeit- und Eigenschaftswort zugleich ausdrücken. Aber die Sprache hat schon eine Anzahl Wurzeln zu Knechtsdiensten verurteilt und demgemäß so verstümmelt, daß sie zu nichts anderem zu gebrauchen sind. So hat das Ägyptische eine besondere Wortklasse von Vorwörtern. Durch die Laute derselben mochten ursprünglich überhaupt nur Beziehungen zwischen zwei Dingen angedeutet werden, die erst durch die Gebärde genauer unterschieden wurden. Darum vereinigten sie, wie C. Abel nachwies, sogar Gegensätze in sich. So bedeutete das Vorwort m gleichzeitig „in etwas drin", „zu etwas hin" und „von etwas weg", und was von diesen dreien gemeint war, drückte der Sprechende durch eine unzweideutige Handbewegung aus. Im geschriebenen Satze aber mußte der Zusammenhang entscheiden. So unvollkommen nun auch einzelne Vorwörter waren, so war doch eine solche Kategorie von Worten von großem Nutzen.

Auch der Ägypter pflegte die Wortwurzel besonders zu kennzeichnen, wenn er sie als Hauptwort gebrauchte; aber er hing die

kennzeichnende Silbe nicht ans Ende, sondern stellte sie voran, und wählte dazu einen Laut, der gleich unserem Artikel ausschließlich den Dienst vor dem Hauptworte zur Aufgabe hattte. Weitere Beziehungen des Hauptwortes aber drückte er nicht durch Endungen, sondern durch Vorwörter aus. Eine Deklination kannte er also noch nicht. Dieselben Vorwörter bezeichneten, an das Zeitwort angehängt, die Person, an das Hauptwort angefügt, aber den Besitz. Es blieb also unbestimmt, ob man sagte „ich lobe“ oder „mein Lob“. Die Zeiten mußten durch Hilfswörter ausgedrückt werden. Auch diese Sprache besaß also noch keine eigentliche Flexion, obwohl schon ausschließlich „grammatische“ Satzteile.

Durch alle diese uns fernstehenden Sprachen ist in verschiedenem Grade der Weg einer Entwicklung angebahnt, die wir nun bei zwei anderen Sprachgruppen in hoher Vollendung finden. Es erscheint nun ganz natürlich und selbstverständlich, daß die Träger dieser Sprachen zugleich die einer der chinesischen, altbabylonischen (akkadisch-turanischen) und altägyptischen gegenüber jüngeren Kultur sind. Es sind dies die Semiten und Indogermanen. Die Semiten, deren Sprache manche Beziehungen zu den Sprachen der hamitischen Stämme Nordafrikas aufweist, scheinen, bevor sie Vorderasien überfluteten, in Arabien zusammengesessen zu haben. Damit ist aber noch längst nicht gesagt, daß Arabien ihre Urheimat sei. Schon der Wüstencharakter dieses Landes spricht jedenfalls dagegen. Nicht freiwillig, sondern unter dem Drucke uns unbekannter vorgeschichtlicher Völkerverschiebungen sind sie aus ihrem älteren Sitze Ostafrika über das Rote Meer nach Arabien verschlagen worden, von wo aus sie dann in Mesopotamien und Syrien einwanderten. Hier haben sie in der Folge eine bedeutende geschichtliche Rolle gespielt, haben im Stamme der Phönikier und Karthager, später auch der Sabäer und zuletzt der Juden die größten Handelsvölker der Erde hervorgebracht und die beiden großen Weltreligionen monotheistischen Gepräges, das Christentum und den Islam, hervorgebracht und im phönikischen Alphabet auch den Indogermanen die Schriftzeichen übermittelt. Man unterscheidet bei ihnen eine nördliche und südliche Familie. Zur ersteren gehören die Assyrier und Chaldäer im Osten und die Syrer und Aramäer im Westen. Letztere wurden Aramäer, d. h. „Hochländer“ im Gegensatz zu den Kanaaniten oder „Tiefländern“ genannt. Die südliche Familie der Semiten umfaßt die Araber, die sprachlich in zwei Zweige geschieden sind, die Nord- oder Zentralaraber (Ismaeliten) und die Südaraber

(Joktaniden). Dem letzteren Zweige gehört das alte Kulturvolk der Sabäer an.

Nach Friedrich Müller erfolgte die Trennung des semitischen Stammes vom hamitischen Stamme, als die Sprache noch nicht über den Zustand der Wurzelbildung und wurzelhaften Flexion hinausgekommen war; und während nach der gegenseitigen Abtrennung schon früh eine Zersplitterung der Hamiten eintrat, bildeten die Semiten noch lange Zeit eine ungetrennte Einheit. Jedenfalls weisen die semitischen Sprachen eine ungleich größere Verwandtschaft untereinander auf als z. B. die indogermanischen. Dabei ist ihre Eigentümlichkeit — vor allem das Überwiegen der aus drei Konsonanten bestehenden Wurzeln — so fest ausgeprägt, daß nicht leicht Zweifel möglich sind, ob ein Dialekt dieser Sprachfamilie zuzuweisen ist oder nicht. Die drei Konsonanten oder Mitlaute, die in der Regel das klanglose Gerüst der semitischen Sprachwurzel bilden, gewähren nun im Innern an zwei Stellen je einem Vokale Raum, und indem man diese Stellen entweder beide zugleich oder je nur eine mit einem solchen besetzt und dabei mit den verschiedenen Vokalen wechselt, wird eine Fülle von Kombinationen möglich, welche bei einem rationell geleiteten Übereinkommen eine Menge von Beziehungen und Sinnänderungen auszudrücken vermag. Dann greift diese Sprache auch noch nach dem andern Mittel, daß sie an diese möglichen Kombinationen noch Laute an Anfang und Ende der Wurzel anklebt; dabei gewinnt sie ein reiches Material für den Ausdruck des feinsten Gedankenspiels. Während die indogermanischen Sprachen, insbesondere die griechische, in dieser Hinsicht eine fast wilde Üppigkeit der Formen auszeichnet, erscheint das Semitische wie der Ausdruck berechnender Sparsamkeit. In ihm kann alles, was sich auf das „Regieren“ bezieht, sei es Person, Sache oder Tätigkeit, durch die Wurzel m-l-ch ausgedrückt werden, je nachdem man sie zunächst anfüllt und dann noch von außen behängt. So heißt melech der Regierer, d. h. König, mâlach er regierte, mâlchu sie regierten usw. Durch Lautwechsel und Flexion zugleich entstehen melâchim Könige, malchenû unser König, malchâh Königin, mamlâchâh Königreich, timloch du sollst regieren. Arabisch bezeichnet die Wurzel k-t-l den Begriff des Tötens: uktul heißt töten, katil tötend, kuatl Mord, kitl feindlich, kutl mörderisch. Von der Wurzel k-t-b wird alles, was auf schreiben Bezug hat, abgeleitet, wie jaktubu er schreibt, kataba er hat geschrieben, kâtibun ein Schreiber, maktûbun ein Brief, kitâbun ein Buch, kutubun Bücher usw.

Der indogermanischen Sprachgruppe war diese Art von Sinnbegrenzung nicht von Anfang an so fremd, wie sie uns jetzt erscheint, da wir uns gewöhnt haben, die so entstandenen Worte als verschiedene Schöpfungen der Urzeit auseinanderzuhalten. Wir sagen gleicherweise trinke, trank, getrunken. Nur scheint es, als ob wir nur an einer Stelle die Wurzel mit einem Vokale ausfüllen könnten. Daß das aber einmal anders war, lehrt uns ein Vergleich der indogermanischen Sprachen untereinander. Ein solcher zeigt, daß auch sie die einfachen Wurzeln mit drei Stützen als Konsonanten kannten, zwischen die beim Sprachgebrauch die Vokale verschieden eingefüllt wurden, um verschiedene Bedeutungen zu ermöglichen. Endlich aber blieb bei der einen Sprache nur diese, bei der andern nur jene Füllung zurück. So hat dasselbe Wort als Hals im Deutschen und als hlas (Stimme) im Tschechischen je eine andere Vokalfüllung beibehalten, während das russische golos (Stimme) noch beide hat. Ebenso verhält sich russisch gorod, tschechisch hrad und deutsch gart (in Garten = Gehege, Stuttgart aus Stutengarten usw.). Ja dieser selbe Stamm hat im Deutschen noch eine verschiedene Lautfüllung unter jeweiliger Beschränkung des Sinnes erfahren und erhalten. In allen diesen Sprachen bedeutet er Umzäunung, Umhegung, daher im Deutschen Garten nebst Gerte (Zaunrute), Grat (als Zaunrücken, daher auch Rückgrat und Gräte) und Gurt. Erscheint noch in den deutschen Volksrechten des frühen Mittelalters Gert als Zaunstecken, so bezeichnet den Slawen die Füllung hrot den Spieß und den Römern hort(-us) der Garten als ein umzäunter Raum.

Es liegt also durchaus nichts Absonderliches in jenen semitischen Sprachgesetzen; nur dadurch kennzeichnen sie sich, daß sie die eine Gruppe der Sprachmittel vorzugsweise pflegten und ihre Anwendung zu einem vollendeten System ausbildeten, während sie die indogermanischen Sprachen bald auf Kosten anderer vernachlässigten. Dagegen haben die arischen Sprachen vorzugsweise die Flexion oder Beugung der Worte entwickelt. Sie haben eine Menge von zuvor bedeutungsvollen Wörtern zu an sich sinnlosen Lauten verstümmelt und abgeschliffen, mit deren Hilfe sie dann die Wurzelworte zum Ausdruck der mannigfaltigsten Beziehungen umzuformen wußten. Wir machen aus einer Wurzel w-s weise und wissen, daraus Gewissen, gewissenhaft, wissenschaftlich usw. Dabei wurden auch noch allerlei dienende, aus Wortverstümmlungen entstandene Silben daran geleimt, um so mehrfach zusammengesetzte Wörter zu bilden. Besonders hielt das Deutsche

diese Art des Anleimens oder der Agglutinierung zu seinem großen Nutzen fest, während sie das Slawische der Hauptsache nach aufgab, indem es nur noch ein in der Form abhängig gemachtes Bestimmungswort zu einem Hauptworte treten ließ. So kann der Slawe nicht wie wir „Holzstuhl“ sagen, sondern nur „hölzerner Stuhl“. Ganz so verhielt es sich bei den indogermanischen Sprachen auf dem Gebiet der Flexion. Hier gingen die einzelnen Sprachzweige in noch wesentlicheren Stücken auseinander. Während das Slawische einen Weg gefunden hat, durch Silbeneinschaltung oder -Ansatz auszudrücken, ob die Tätigkeit, die eine Wurzel anzeigt, nur einmal geschieht oder längere Zeit fortdauert oder sich intermittierend wiederholt, ja sogar ob sie sich häufiger oder seltener wiederholt, hat es keine Form geschaffen, welche die Tätigkeit eines Zeitwortes als zukünftig bezeichnen könnte. Nur durch Notbehelfe schmiegt es sich hierin heute den übrigen Sprachen an. Von dieser Hilflosigkeit, neben welcher wieder nach anderen Richtungen hin ein üppiger Formenüberschuß erscheint, ist bis zu den unterscheidenden Ausdrucksweisen des Griechischen ein weiter Weg. In allen diesen Dingen hatte also die indogermanische Ursprache eine Einigung noch nicht getroffen. Sie war zur Zeit der Trennung der einzelnen Stämme noch sehr im Fluß und begann erst ihr Formenwesen zu entwickeln.

Indem die einzelnen Familiengruppen nicht bloß ihren Wortschatz, sondern auch die erworbenen Fertigkeiten der Wortbehandlung austauschend und ausgleichend zusammenlegten, konnten in einem und demselben Stamm Unregelmäßigkeiten in der Deklination und Konjugation auftreten, so wenn im Deutschen bei einigen Zeitwörtern die Vergangenheit durch eine Lautänderung im Stamme ausgedrückt werden kann, wie schlage schlug, esse aß, tue tat, bei andern aber nicht. In letzteren Fällen behalf man sich durch Umschreibung und sagte „ich lern-tat“, d. h. „ich lernte“. So konnten einem von der Gesamtheit aufgenommenen Worte, je nachdem es dieser oder jener Volksgruppe entstammte, auch die Eigentümlichkeiten der in jener Familie üblichen Behandlungsweise angeheftet bleiben und von den es Übernehmenden beibehalten werden, weil ja die Behandlungsform immer noch flüssig war. Solches vollzog sich in der Folge bis auf den heutigen Tag, so daß jede Gegend ihre besonderen Dialekte ausbildete. Diese letzteren sind eben durchaus nicht etwa durch Verderbnis aus einer deutschen Einheitssprache hervorgegangene Produkte, sondern lebenskräftige Entwicklungsformen verschiedener Familiengruppen, die in der Gegenwart mehr und mehr zugunsten einer Einheitssprache verdrängt werden.

XIX. Zählen, Kalender und Sprachsurrogate.

Aus ebenso bescheidenen Quellen wie die heute bei vielen Völkern zu außerordentlicher Blüte gediehene Wortsprache hat sich bei der Menschheit das Zählen entwickelt. Wenn auch wir Kulturvölker in unserem Zahlensystem keine Grenze der Größe und der Kleinheit kennen, so ist das, wie die ganze höhere Rechenkunst überhaupt, erst eine ganz junge Erwerbung, von der noch die gescheitesten Köpfe unter unseren mittelalterlichen Vorfahren keine Ahnung hatten. Wie dem heutigen Menschen auf sehr niedriger Kulturstufe war dem Urmenschen selbst das einfachste Rechnen eine sehr schwierige Sache, die ihm selbst in ihren ersten Anfängen die größten Schwierigkeiten bereitete. Die erste Schätzung gleichartiger Dinge außer ihm machte in ihm den unbestimmten Begriff einer „Menge" aufdämmern, an deren Zählung er nicht denken konnte, da ihm alle Vorbedingungen dazu fehlten. Der Begriff der „Einheit" der „Menge" gegenüber war durch ihn selbst, den Zählenden, gegeben. So begann er sich als „eins" der „Menge", d. h. allen anderen gegenüber zu fühlen, und es entstand in ihm der Begriff der Einheit im Gegensatz zur Vielheit. Durch den Verkehr mit seinen Genossen, mit dem „du und ich" kam bei ihm der Begriff der Zweizahl auf; ihm gegenüber war nun die „Menge" die „Drei". So bildeten sich langsam die ersten Zahlenbegriffe.

Noch heute gibt es Naturvölker, die kaum bis drei oder vier zählen können und alles darüber hinaus unter dem Begriff „Menge" zusammenfassen. Zu ihnen gehören die Australier, die Buschmänner und manche Indianerstämme Brasiliens, die nur zwei Zahlwörter besitzen, mit denen sie 1 und 2 auszudrücken vermögen; doch können sie teilweise darüber hinaus rechnen, indem sie 3 als 2+1 und 4 als 2+2 bezeichnen. So berichten Spix und Martius von dem Indianerstamme der Coroados in Brasilien, daß sie sich auf das Zählen der Fingergelenke beschränken und sämtliche Zahlen über drei als „viel"

bezeichnen. Nach Dobritzhofer sagen die Guaranis, sobald man von ihnen verlangt, daß sie vier Gegenstände zusammenzählen sollen: ndi-papahaci „sie sind zahllos“.. Die Abiponen haben nur für 1 und 2 besondere Namen, iñitára und iñoako, drei bezeichnen sie als 2+1 und vier als geyenk ñaté, d. h. Zehen eines Nandu (des südamerikanischen Straußes, der tatsächlich vier Zehen besitzt). Die Eingeborenen von Viktoria in Australien bezeichnen 1 als ke-yap und 2 als pullet, 3 dagegen als pullet-keyap, 4 als pullet-pullet. In betreff der am untern Murray wohnenden Australier sagt Beveridge: „Ihre Zahlwörter beschränken sich auf zwei, sie heißen ryup und politi. Das erste bedeutet 1, das zweite 2; um 5 auszudrücken, sagen sie ryup murnangin, d. h. eine Hand, um 10 auszudrücken politi murnangin, d. h. zwei Hände.“ Auch im malaio-polynesischen Gebiet, auf Neuseeland, Tongarewa usw. ist man nicht zur Aufstellung von Zahlworten über 1 und 2 hinausgekommen, und merkwürdigerweise scheint das Wort für 2 ursprünglich die Bedeutung „Haar“, „Feder“, „Bambus“ und dergleichen gehabt zu haben, also Dingen zu entsprechen, die in der Regel in der Vielzahl vorhanden sind. Demnach wäre bei jenen Volksstämmen die Zahl 2 zunächst gleichbedeutend mit „Menge“ oder „viel“ und hätte sich erst nachträglich zu einem bestimmten Zahlwort umgebildet.

Die Damara Südafrikas haben wenigstens für die drei ersten Zahlen besondere Wörter. Darüber berichtet uns in sehr interessanter Weise der Engländer Galton: „Wollen die Damara 4 ausdrücken, so nehmen sie ihre Finger zu Hilfe, die ihnen ein ebenso unerläßliches Rechenwerkzeug sind, wie die Rechenkugeln einem englischen Schulknaben. Wie sollten sie die 5 finden? Sämtliche Finger veranschaulichen die Einer, und so bleibt ihnen keine Hand zum Greifen und Abzählen frei. Doch verlieren sie selten einen Ochsen. Sie bemerken den Verlust eines solchen nicht an der verminderten Zahl der Herde, sondern an dem Fehlen eines ihnen bekannten Tieres. Beim Tauschhandel muß jedes Schaf einzeln bezahlt werden. Hat man z. B. ausgemacht, daß man für ein Schaf zwei Bündel Tabak geben soll, so würde es den Damara vollständig verwirren, wollte man ihm zwei Schafe nehmen und ihm dafür vier Bündel einhändigen. Ich tat es einst und sah, wie der betreffende Mann zwei Bündel gesondert hinlegte und dann auf eins der beiden zu verkaufenden Schafe blickte. Als er sich davon überzeugt hatte, daß dasselbe richtig bezahlt sei, und zu seiner Überraschung entdeckte, daß er noch zwei Bündel und somit den ge-

nauen Betrag für das andere Schaf in der Hand hielt, stiegen Zweifel in ihm auf; das konnte nicht mit richtigen Dingen zugehen. Er betrachtete daher aufs neue die zwei ersten der erhaltenen Bündel, wanderte in höchster Bestürzung und Verwirrung von einem Schafe zum anderen und wollte sich schließlich nicht eher auf den Handel einlassen, als bis man ihm zwei Bündel in die Hand gelegt und das eine Schaf fortgetrieben und ihm dann die anderen zwei Bündel gegeben und wiederum ein Schaf entfernt hatte. Wenn ein Damara mit dem Zählen beschäftigt ist, so ist sein Geist damit vollständig in Anspruch genommen. Kauft man ihm z. B. eine Kuh für 10 Bündel Tabak ab, so spreizt er seine großen Hände auf der Erde aus und läßt sich ein Bündel auf jeden Finger legen. Er packt dann den Tabak zusammen; der ansehnliche Haufen erfreut ihn und der Tausch ist abgeschlossen. Wünscht man nun eine zweite Kuh einzuhandeln und wiederholt zu diesem Zweck das nämliche Verfahren, legt ihm aber jedesmal nur ein halbes Bündel Tabak auf die einzelnen Finger, so wird er das nicht gleich bemerken, sondern erst nach geraumer Zeit die Täuschung entdecken und sich dann beschweren.

Als ich einmal einen Damara beobachtete, der sich, neben mir stehend, mit einer Berechnung abquälte, fiel mein Blick auch auf Dinah, meinen Hund, der sich in gleicher Not wie mein guter Freund befand. Sie beschnüffelte nämlich ihre sechs neugeborenen Hündchen, welche man ihr zwei-, dreimal fortgenommen hatte, und empfand nun eine peinliche Ungewißheit, ob sie noch alle vorhanden seien oder ob eins fehle. Sie ließ ihre Augen in unruhiger Bewegung vor- und rückwärts über die kleine Schar hinschweifen und konnte doch zu keinem befriedigenden Ergebnis gelangen. Sie hatte offenbar die unklare Absicht, sie zu zählen, aber die Aufgabe war zu groß für ihr Gehirn. Wie die zwei — der Hund und der Mensch — so neben mir standen, fiel der Vergleich nicht eben zugunsten des letzteren aus.“ Auf derselben Stufe wie die Damara fand der Prinz zu Wied die Botokuden. Auch sie konnten nur die Zahlen bis drei mit besonderen Worten benennen, nämlich 1 mokenam, 2 hentiata, alles andere war uruhú, d. h. „viel“. Sie zählten allerdings auch in dieser Vielheit noch weiter, aber nicht mit Worten, sondern indem sie sich die Stückzahl an Händen und Füßen vergegenwärtigten. Gleicherweise bezeichnet die altägyptische Hieroglyphenschrift I als Einzahl, II als Zweizahl, mit III aber schon die Mehrzahl überhaupt. Dasselbe Gesetz hat die betreffende Sprache erhalten, welche es versuchte, die Zahl sowohl in der Flexion des Gegen-

stands- wie der Tätigkeitsworte auszudrücken. Sie schuf eine Einzahl und eine Zweizahl, kam aber nicht über eine Dreizahl; diese ist schon die „Mehrzahl".

Es wird also einmal, auch bei weiterem Fortschreiten, die Zahl „drei" eine Art Grundzahl und Zähleinheit geblieben sein, ungefähr wie heute unser „zehn". Zählte man dann, um die Vermehrung dieser gemeinfaßlichen Gruppe auszudrücken, gleich den Botokuden und anderen Primitiven, die nicht über diese Stufe des Zählens hinausgekommen sind, diese Einheit „drei" viermal, d. h. so oft als der Mensch Hände und Füße hat, so kam man zur Zahl „zwölf". Und in der Tat finden wir bei einigen Völkern vorherrschend oder ausschließlich diese Zahlengruppe als höhere Einheit allem weiteren Rechnen zugrunde gelegt. So namentlich bei den alten Babyloniern, die die ganze Zeiteinteilung und alle Maße darauf zurückführten. Sie teilten die scheinbare Sonnenbahn in 12 Teile, denen Tierbilder zugrunde gelegt wurden, den Tag in 12 Doppelstunden, kaspu genannt, und das Jahr, während welcher Zeit der Mond 12 Umläufe um die Erde vollführte, zu 12 Monaten von je 30 Tagen. Ursprünglich haben sie allerdings nur 6 Namen für die Monate gehabt, welche demnach Doppelmonaten entsprochen haben müssen, wie sie auch den Tag von 12 Doppelstunden in 6 Teile teilten, die sie als Morgen, Mittag, Abend und drei Nachtwachen unterschieden. Damit sind die Grundzahlen des babylonischen Zahlensystems abgeleitet; denn obgleich die babylonische Sprache ein Dezimalsystem besaß wie wir, rechnete sie nicht nach diesem, sondern nach dem Sexagesimalsystem, d. h. mit der Zugrundelegung von 60 als Einheit. Dessen Grundzahlen sind 1, 60 und $60 \times 60 = 3600$, statt 1, 10 und 100. Für jede der Grundzahlen hatten die Babylonier einen besonderen Namen. Dieses System bietet rechnerisch gegenüber dem Dezimalsystem große Vorteile, da die 60 mit allen Zahlen teilbar ist; ohne das Rechnen auf dem Papier ist nämlich das Dezimalsystem sehr wenig vorteilhaft.

Der babylonische Name für die Einheit von 60 war suss, d. h. $^1/_6$. Damit ist seine Ableitung als $^1/_6$ des Kreises von 360 Graden gegeben, die vom Sonnen- und Mondumlauf abgeleitet ist, während die heilige Zahl 7 den sieben damals bekannten und als höchste Gottheiten verehrten Planeten: Sonne, Mond, Venus, Jupiter, Mars, Merkur, Saturn entnommen ist. Nach diesen benannten sie die 7 Wochentage, wie wir dies heute noch tun: Sonntag, Montag, Dienstag (= Ziustag, da dieser altgermanische Gott dem Mars, nach welchem die Franzosen diesen Tag mardi benannten, gleichgestellt wurde, im Englischen als tuesday),

Mittwoch (eigentlich Merkurstag, daher französisch mercredi, englisch aber wednesday oder Wodanstag, da Wodan dem Merkur gleichgestellt wurde), Donnerstag (Donar = Jupiter, daher französisch jeudi, von Jovis dies, also Jupiterstag), Freitag (Freia = Venus, daher französisch vendredi, aber bei den von Germanen, den Angeln und Sachsen, abstammenden Engländern friday) und Sonnabend (Saturnstag, englisch saturday, französisch samedi, nach dem altbabylonischen Samas-Saturn der Griechen). Italienisch haben wir entsprechend dem Französischen: lunedi = lundi, martedi = mardi, mercoledi = mercredi, jovedi = jeudi, venerdi = vendredi und sabbato für Samstag, wie domenica = dimanche für Sonntag, das erstere dem jüdischen Feiertage, das letztere dem christlichen Feiertage (domenica — zu ergänzen dies — also Herrentag) entsprechend.

Wie jeder Tag, war aber auch jede Stunde des Tages und jedes Jahr einem besondern Planetengotte geweiht, der den betreffenden Zeitabschnitt „regieren" sollte. Dabei wurden die Planeten nach ihrer Entfernung von der Erde, also ihrer Umlaufszeit gezählt, und zwar mit Saturn als dem fernsten beginnend und mit dem Monde als dem nächsten aufhörend. Wenn man so zählt, gehört die 1. Tagesstunde Saturn, die 2. Jupiter, die 3. Mars, die 4. der Sonne, die 5. Venus, die 6. Merkur, die 7. dem Mond, die 8. wieder dem Saturn und so fort, bis zur 25., die der Sonne gehört. Jeder Tag wurde nach dem Planeten benannt, dem dessen erste Stunde gehörte. So folgt auf den Saturntag der Tag der Sonne, weil die 25. Stunde, die erste des zweiten Tages, der Sonne gehört, dann der des Mondes, auf den die erste Stunde des dritten Tages fällt, usw. Da nun die Juden von den Babyloniern die siebentägige Woche übernahmen, feierten auch sie am ersten Tage der Woche, am Saturntag, dem Sabbat oder Schabes. Als dann die ersten Christen sich vom Judentume loslösten, feierten sie den Tag nach jenem als „Tag des Herrn", d. h. Christus, während Mohammed im Gegensatz zu beiden anderen Religionen den Tag vor dem Saturntag, also den Freitag, als Feiertag festsetzte, an welchem sich die Gläubigen in der „Gebetshalle" zum Gebete versammeln sollten.

Von den alten Babyloniern haben wir die Zwölfzahl der Tierkreisbilder, der Monate und Stunden, wie auch der Minuten und Sekunden. Jede Stunde ist die Hälfte des kaspu und jede Minute eine Hälfte von dessen 60. Teile, der Doppelminute. Von den Babyloniern rührt wie die Sechszahl der altgriechischen Münze so noch die von uns gebrauchten Einheiten wie Dutzend und Großhundert, d. h. $12 \times 10 = 120$, her, ebenso die alte Einteilung der Groschen zu 12 Pfennig und

die des englischen Schillings zu 12 Pence her. Die 60 ist im Handel das Schock, $12 \times 12 = 144$ aber ein Gros. Umgekehrt ergibt die Einteilung mit 4 der 60 ($4 \times 15 = 60$) die Einheit der Mandel. Noch heute wünscht der Araber, man solle noch 60 Jahre leben. Eine Verbindung der 60 mit der größten Einheit des Dezimalsystems (10) ergibt die 600. Auch diese wird als Einheit, ner genannt, von den Babyloniern geführt; sie ist ja $^1/_6$ der nächst höheren, nämlich 3600, sar genannt. Noch der Römer sprach von „600" als allgemeine Bezeichnung für „Menge" oder „große Zahl".

Daß wir und mit uns eine große Zahl anderer Völker die Zahl 10 an Stelle der geeigneteren 12 unserem Zahlensystem zugrunde gelegt haben, hat seinen einfachen Grund in der Zehnzahl der Finger, da man eben an den Fingern der Hand zählen lernte. Wie überaus nahe es liegt, die einzelnen Gegenstände zu genauerer Abschätzung ihrer Menge an den Fingern abzuzählen, das zeigen uns die Kinder, wenn wir sie beim Rechnen beobachten, und bezeugen uns deren Lehrer, denen es die größte Mühe kostet, auf einer höheren Stufe die Kinder von diesem Behelf des Zählens abzubringen. Zahlreiche Völker, wie die Grönländer, die meisten Indianer und manche Australier bezeichnen fünf mit „Hand". Die malaio-polynesischen Stämme benutzen dafür das Wort lima oder Ableitungen davon ohne zu wissen, daß die ursprüngliche Bedeutung desselben „Hand" ist. Sechs und sieben wird mit lima-sa und lima-zua, d. h. „Hand ein" und „Hand zwei" bezeichnet. In der Schreibweise der römischen Ziffern sehen wir dieses Vorgehen noch deutlich, indem für jede Einheit ein Strich I, II, III, IIII, für fünf aber V, d. h. die Umrißzeichnung einer Hand gegeben wird. Das Weiterzählen geht dann an der andern Hand weiter, indem man zu V je einen Finger hinzusetzt, also VI, VII, VIII, VIIII bis schließlich beide Hände in Form eines Doppel-V, also X, dargestellt werden. Elf war dann XI, und so ging es weiter auf XX, XXX usw. Von modernen europäischen Sprachen hat das Slawische noch Erinnerungen an solches Zählen bewahrt, indem pĕt (fünf) ursprünglich Hand bedeutete und davon abgeleitet pĕst Faust und pĕti spannen. Auch macht der Slawe immer noch einen merkwürdigen Unterschied im Gebrauche der Zahlwörter unter fünf und von fünf aufwärts; von da an hat er es immer nur mit einem Einheitsmaße zu tun, dem gegenüber die Menge stets im Genitiv genannt wird. „Drei Reiter" kann er noch als Individuen bezeichnen, aber er spricht nur noch von einem „fünf von den Reitern" oder „fünf der Reiter".

Die Aruaken in Guiana haben nach Brett für 1—4 besondere Worte, bezeichnen aber 5 mit abar-dakabo „meine eine Hand", dann folgt eine Wiederholung abar-timen (6), biam-timen (7) usw. bis neun; zehn heißt biam-dakabo „meine beiden Hände". Für 10—20 brauchen sie zum Abzählen die Zehen kuti; so heißt abar-kuti-bana (11), biam-kuti-bana (12) usw. Zwanzig bezeichnen sie mit abar-loko „ein Mensch". Dann zählen sie weiter nach Menschen und bezeichnen beispielsweise 45 mit biam-loko-abar-dakabo tajeago „zwei Menschen und eine Hand". Bei den ebenfalls südamerikanischen Guaranis heißt fünf hanám begem „die Finger einer Hand", zehn lanám rihegem „die Finger beider Hände", zwanzig aber lanám rihegem cat gracherhaka anamichi-rihegem „die Finger und Zehen beider Hände und Füße". Die Zamuca- und Muyscaindianer Südamerikas bezeichnen fünf mit „Hand fertig", sechs mit „einer der andern Hand" und meinen damit „eine Hand und einen Finger". Zehn veranschaulichen sie mit „beide Hände fertig"; auch sagen sie bisweilen statt dessen „Fuß". Elf heißt „Fuß-eins", zwölf „Fuß-zwei" usw. bis zwanzig, wofür sie „Füße fertig" oder auch wohl „ein Mensch" sagen, weil derselbe zehn Finger und zehn Zehen, im ganzen also zwanzig Glieder besitzt. Das bei den Jaruoresindianern übliche Wort für vierzig heißt noenipune „zwei Menschen", bestehend aus noeni zwei und canipune Menschen.

In seiner Schilderung der Ahtsindianer Nordwestamerikas sagt Sproat: „Eigentümlich ist, daß das für ‚eins' übliche Wort auch bei sechs und neun und das für ‚zwei' gebräuchliche bei sieben und acht wiederkehrt. Die Ahtsindianer nehmen beim Zählen die Finger zu Hilfe. Sie heben dabei stets die Hände mit aufwärtsgerichteter Innenseite empor und spreizen die Finger auseinander; sobald sie einen beim Zählen berührt haben, biegen sie ihn um. Sie beginnen mit dem kleinen Finger. Dieser veranschaulicht eins. Sechs besteht aus fünf ‚einer ganzen Hand' und eins, sieben aus fünf und zwei. Haben sie schließlich auch noch den achten Finger eingebogen, so bleiben natürlich von beiden Händen nur der Zeigefinger und der Daumen ausgestreckt. Nun bedeutet in der Sprache der Ahts die Zahl acht, atlah, zugleich auch zwei. Ich glaube die Sache ist so zu erklären: acht ist zehn (beide Hände) weniger zwei. Ist der neunte Finger auch noch umgebogen, so ist nur noch ein einziger ausgestreckter Finger vorhanden. So bezeichnen sie neun mit eins, tsowwauk; denn neun ist zehn (beide Hände) weniger eins." In ähnlicher Weise sind auch die Römer beim Schreiben ihrer Ziffern dazu gekommen vier statt IIII vielfach mit IV,

d. h. die Hand weniger eins, und neun statt VIIII mit IX, d. h. beide Hände weniger eins darzustellen. Die grönländischen Eskimos sagen, wenn sie zwanzig angeben wollen, „ein Mensch“ und meinen damit „so viel Finger und Zehen als ein Mensch hat“. Wollen sie eine noch höhere Zahl ausdrücken, so fügen sie noch einige Finger hinzu. Statt hundert würden sie demnach „fünf Menschen“ sagen. Doch sind sie im Rechnen nicht gewandt genug, um so weit zu denken und begnügen sich nach Krantz, der uns solches berichtet, alle Zahlen über zwanzig mit „zahllos“ zu bezeichnen. Bei den Koluschen bedeutet zwanzig „ein Mensch“ und vierzig „zwei Menschen“.

Auch in Afrika und Melanesien wird überall mit den Fingern gerechnet und dementsprechend heißen die Zahlwörter. So heißt in der Mpongwe-Sprache tyani fünf von ntyame Hand, und bei den Zulus bedeutet sechs tatitisupa „nimm den Daumen weg“, d. h. hast du die Finger einer Hand durchgezählt, so schlage noch den Daumen der andern Hand zu. Nach Lichtenstein machen die Kussa-Kaffern von ihren Zahlwörtern selten Gebrauch, und er vermochte nie herauszufinden, ob sie ein Wort für acht besitzen. Nur wenige waren imstande über zehn zu zählen, und die meisten kannten nicht einmal ein einziges Zahlwort. Nichtsdestoweniger bemerkten sie es sofort, wenn ein Stück aus ihrer mehrere Hundert zählenden Herde fehlte. Sie kennen nämlich jedes einzelne Tier an seiner Gestalt, meint Galton, und daher entgeht ihnen nicht so leicht eins. Von einem andern Bantu-Stamme sagt Lichtenstein: „Die Betschuanen pflegen die Zahlen durch das Emporhalten der Finger zu veranschaulichen, ohne sie beim Namen zu nennen; viele kennen dieselben überhaupt nicht und bedienen sich daher stets der betreffenden Zeichen. Es erforderte daher große Ausdauer, ihre Zahlwörter in Erfahrung zu bringen. Die Worte fünf und neun vermochte mir niemand anzugeben. Bis elf können sogar die allergescheitesten Eingeborenen nicht zählen, und welche Benennungen für die höheren Zahlen vorhanden sind, kann ich vollends nicht sagen.“ Nach Rohlfs drücken auch die Berber Soknas die Zahl 50 umständlich durch „vier Hände, vier Füße und zwei Hände“ aus. Dieses quinäre System ist besonders in Afrika vorherrschend, wo überall die 5, die stets von „Hand“ abgeleitet ist, und dessen Vielfache die Hauptzahlen sind, und auch beim Rechnen mit Rohrstücken, wie dies Petherik bei den Schilluk am oberen Nil beobachtete, die Grundeinheiten bilden.

Die gemein indogermanische Bezeichnung für fünf ist ebenfalls auf „Hand“ zurückzuführen. Dem griechischen pénte ähnelt das per-

sische und arische pendschi — z. B. im Namen Pendschab, d. h. Fünfströmeland —, und pendscha heißt in diesen Sprachen „eine Hand". So ist aus den zehn Fingern beider Hände das Dezimalsystem mit der Grundzahl zehn hervorgegangen. Da aber die Finger und Zehen zusammen zwanzig ausmachen, gibt es auch Völker mit weiter fortgeschrittener Kultur, die ihrem Zahlensystem zwanzig zugrunde gelegt haben. So zählten die Azteken Mexikos und die Maya Yukatans nach dem vigesimalen Zahlensystem und hatten dementsprechend eigene Wörter für 20, $20 \times 20 = 400$ und $20 \times 20 \times 20 = 8000$. Spuren eines solchen vigesimalen Zahlensystems kommen übrigens auch in europäischen Sprachen vor, so im keltischen Basbreton, aus dem die vigesimale Zählweise von 70 bis 100 ins Französische überging. So sagt der gebildete Franzose statt dem vulgären septante lieber soixante-dix und zählt weiter soixante-onze usw., an Stelle von huitante sagt er quatre-vingts, also 4×20, statt nonente quatre-vingts-dix, d. h. $4 \times 20 + 10$. In den Zahlen über hundert finden wir six-vingts, sept-vingts, huit-vingts für 120, 140 und 160, und ein Spital in Paris hat seinen Namen les Quinze-vingts von seinen 300 Insassen, für die es eingerichtet ist. Auch die Nordgermanen kannten das Vigesimalsystem. So sagt heute noch der Däne für 50 halvtresindstyve, d. h. dritthalbmal 20, ebenso bezeichnet er die 70 und 90 als vierthalb- und fünfthalbmal 20, 60 aber als tresindstyve, d. h. 3×20, und 80 firsindstyve, d. h. 4×20. Als ein Überbleibsel des Angelsächsischen kennt auch das Englische noch das vigesimale Rechnen nach score $= 20$ — eigentlich Kerbe, dann im figürlichen Sinne Stiege, als eine höhe reEinheit von „20 Kerbschnitten" — so threescore and ten für 70 und fourscore and ten für 90.

Die Markesasinsulaner sind dadurch, daß sie Früchte und Fische zählen, indem sie eines davon in jede Hand nehmen, zu einem Zählsystem gekommen, in welchem sie nach Paaren statt nach Einheiten zählen. Sie beginnen mit tauna „ein Paar", das dadurch zu einem Zahlwort, gleichbedeutend mit 2, wird. Dann zählen sie paarweise weiter, so daß sie, wenn sie takau oder zehn sagen, in Wirklichkeit 10 Paare oder 20 meinen. Bei Brotfrüchten, die sie zu vieren nebeneinander an eine Bastschnur aufzuziehen pflegen, beginnen sie mit dem Worte pona, ein „Knoten", d. h. Bündel, das damit zu einem wirklichen Zählwort für 4 wird. Dann zählen sie knotenweise weiter, so daß sie, wenn sie takau oder 10 sagen, 10 Knoten oder 40 meinen. Ebenso rechnet man auf andern polynesischen Inseln, so auf Tahiti,

den Tongainseln und Neuseeland mit besondern solchen Bezeichnungen, die meist „Bündel“ bedeuten und eine Mehrzahl bis 10 Stück umfassen. Dort wird tekau (10) und tefuhi (100) beim Zählen von Yamsknollen und Fischen gebraucht und bedeutet jeweilen ein „Bündel“ von soundso viel Ware. Ähnlich wird in der Yorubasprache Westafrikas 40 ogdzi, d. h. Schnur genannt, weil dort die als Münze gebrauchten Schalen der aus dem Indischen Ozean kommenden Kaurischnecke zu 40 auf Schnüre gezogen im Handel kursieren, und 200 heißt igba „Haufen“, auch im Sinne von einem Haufen Kauris. Bei den Dahomenegern bilden in ähnlicher Weise 40 Kauris ein kade, eine „Schnur“, und 50 Schnüre (zu 40) machen ein afo, einen „Kopf“, wobei diese Zahlwörter zu Bezeichnungen für 40 und 2000 wurden. Als der König von Dahome Abeokuta angriff, wurde er nach dem Berichte über diesen Feldzug mit dem schweren Verluste von „zwei Köpfen, zwanzig Schnüren und zwanzig Kauris“, d. h. 4820 Mann, zurückgeschlagen. Auch wir Kulturvölker rechnen im Handel vielfach paarweise, z. B. zwei Paar Strümpfe und drei Paar Hosen (für drei Hosen, die aber früher, wie wir sahen, aus je zwei losen Stücken, für jedes Bein eins, bestanden). Das Deutsche Paar kommt wie das gleichgebrauchte französische paire vom lateinischen parus (gleich) her. Dafür wird im Französischen wie im Englischen auch der Ausdruck couple (vom lateinischen copula Band) gebraucht, der daher rührt, daß solche zu einer Einheit zusammengehörende Zweiheiten zusammengebunden zu werden pflegten.

Auch sonst finden wir in europäischen Sprachen allerlei Überreste einer altertümlichen Zählweise. So wird im Altnordischen für 5 flokr (Herde), für 20 drott (Gesellschaft — von Männern), für 30 thiod (Volk), für 40 fölk (Volk), für 80 öld (Volk) und für 100 her (Heer) gesagt. Im Mittelhochdeutschen ist, ebenfalls der Zählweise des Handels entnommen, Rotte = 4, wie neuhochdeutsch Mandel = 15 und Schock = 60. Eine interessante Parallele zu den eben angeführten polynesischen Beispielen liefern die Letten, welche Krabben und kleine Fische, die sie zählen wollen, zu dreien hinwerfen. Daher ist bei ihnen mettens, ein „Wurf“, zur Bedeutung 3 gekommen, während das Wort kahlis, ein „Strick“, 30 bedeutet, weil gefangene Flundern zu je 30 an einen Strick aufgereiht werden. Nach dem Beispiele der Schleswiger, die schik für 12 sagen, könnte der Engländer für 12 shilling und für 4 grot sagen. Ebenso könnte Woche für 7, wie bei den Franzosen semaine vom lateinischen septimana — von septem sept — und Klee für 3 gelten.

Auf solche Weise werden im Handel die ersten Brüche gerechnet. Wie wir noch sagen Bruch, weil der Bruchteil vom Ganzen „abgebrochen" wurde, so drückt der Galla Ostafrikas die Halbierung durch tschabnana, ein „gebrochenes Stück" — von tschaba brechen — aus, da er die als Münze kursierenden Salzkuchen bricht, wenn der zu bezahlende Betrag kleiner ist als ein ganzer Kuchen. Dieser Ausdruck entspricht völlig dem lateinischen dimidium „Hälfte", woraus dann das französische demi wurde.

Gewöhnlich werden die Ordinalzahlen von den Kardinalzahlen abgeleitet, wie der zweite, dritte, vierte, fünfte usw. von zwei, drei, vier, fünf. Aber bei kulturell sehr niedrig stehenden Völkern finden sich nicht selten Fälle von unabhängigen Bildungen, welche in durchaus keinem Zusammenhang mit dem schon bestehenden Zahlensystem stehen. So gebraucht der Grönländer nicht sein „ein", um „erst" zu bilden, sondern sagt dafür sujugdlek „der vorderste", oder „zwei", um der „zweite" zu bilden, sondern er sagt aipâ „sein Genosse"; erst bei der „dritte" hält er sich an die Kardinalzahl und bildet pingajuat im Zusammenhang mit pingasut, 3. Ebenso hat in den indogermanischen Sprachen die Ordinalzahl prathamas (sanskrit), prôtos (griechisch), primus (lateinisch), premier, first, erst nichts mit einem numeralischen „eins" zu tun, sondern mit dem Vorwort pra „vor" und bedeutet einfach „vorderst"; und obwohl die Griechen und die Deutschen die nächste Ordinalzahl deúteros, der zweite, von dýo zwei, nennen, sagen die Franzosen und Engländer dafür second, vom lateinischen secundus, „der folgende" (von sequi folgen), das wiederum ein umschreibendes Sinnwort ist.

Sehr bezeichnend ist, daß in allen indogermanischen Sprachen die Wörter für 2 bis 9, 10 und 100 eine deutliche Verwandtschaft zeigen, während die für 1000 keinerlei Ähnlichkeit aufweisen, also erst nach der Trennung der verschiedenen Zweige dieses Sprachstammes entstanden sind. Für höhere Zahlenstufen als 1000 sind in den indogermanischen Sprachen erst sehr spät Namen gebildet worden. Noch bei den hochgebildeten Griechen hatte die Bezeichnung für 10000 mýrioi die Nebenbedeutung von „unermeßlich viel", wie im griechisch geschriebenen Neuen Testament die von den damals über die Juden herrschenden Römern entlehnte Benennung „Legion" — z. B. „Gott könnte mir Legionen Engel zur Hilfe senden" — für „zahllos" gebraucht wird. Selbst die überaus scharfdenkenden Mathematiker des Altertums haben sich kein Wort für „Million" gebildet, da dieser Begriff ihnen völlig abging. Dieser Ausdruck kommt zum erstenmal in der Summa de

arithmetica des Luca Paciuoli vom Jahre 1494 als Zahlwert vor, ist aber erst später bei uns gebräuchlich geworden. Die Begriffe Billion, Trillion usw. wurden erst im 18. Jahrhundert geschaffen, und der Ausdruck Milliarde für tausend Millionen stammt aus dem vergangenen Jahrhundert.

Wie das Zählen des Naturmenschen sich auf das Abzählen seiner Finger und allfällig noch der Zehen zurückführen läßt, so weisen die noch jetzt gebräuchlichen Längenmaße, wie Spanne, Fuß, Schuh, Hand- und Daumenbreite (Zoll), Elle, Klafter, auf die betreffenden Körperteile des Menschen als den natürlichen Maßen hin. Entfernungen auf der Erde maß man naturgemäß durch Schritte, Rasten und Tagereisen. Durch die Römer kam das Einheitsmaß von 1000 (mille) Doppelschritten in die Länder nördlich der Alpen, woher die dort wohnenden Völker mit dem Begriffe den Ausdruck Meile übernahmen. Je weiter man nun zeitlich zurückgreift, um so mannigfaltiger und willkürlicher werden die Maße. So hatten noch unsere Voreltern die sehr schwankenden Ausdrücke: „einen Hammerwurf“ und einen „Pfeilschuß weit“; in jüngerer Zeit sprach man von einem „Büchsenschuß“, eine „Pfeife Tabak“ oder ein „Vater unser weit“. Die Japaner sprechen von einem „Pferdeschuh weit“. Da sie ihre Pferde nicht beschlagen, binden sie ihnen bei der Reise, wie dies übrigens früher auch bei uns üblich war, Strohschuhe unter die Hufe, die streckenweise erneuert werden müssen. Die Manägren am Amur bezeichnen als bucha die Entfernung, in der man die Hörner eines Ochsen nicht mehr unterscheiden kann. Aus der unbegrenzten Mannigfaltigkeit dieser Art haben sich mit der Zeit durch immer engere Auswahl in weiteren Gebieten geltende Einheiten gebildet.

Ein Maßsystem ist nun um so besser, je vollständiger und einfacher der Zusammenhang aller Maße untereinander ist. Diese Forderung hatten schon die alten Babylonier in sehr befriedigender Weise erfüllt, und ihr Maßsystem wurde in der Folge von den Ägyptern und den übrigen Kulturvölkern des Altertums übernommen. Sie teilten Tag und Nacht in je 12 Stunden und bedienten sich zur Zeitmessung als Stundenmaß des Wassers, das aus einem ehernen Gefäß abfloß. Diese Wassermengen wurden nicht bloß abgemessen, sondern auch abgewogen. So wurde das älteste bekannte Gewicht, das babylonische Talent, durch das Gewicht des Wassers ausgedrückt, das aus einem kubischen Gefäß von bestimmter Größe in bestimmter Zeit ausfloß. Bei den Griechen, die es durch die Vermittlung der Phönikier übernahmen,

wog es 26,2 kg. Es diente zugleich als Grundlage für das Geldwesen. Die Länge einer Kante dieses Urzeitgefäßes diente als Längenmaß. Aus ihm gingen die alte „heilige Elle“ als größeres und der „heilige Fuß“ als kleineres Maß hervor. Es war also schon in diesem ältesten Maßsystem das Maß der Zeit mit dem des Raumes und des Gewichtes verbunden.

Bei anderen Völkern und in späteren Zeiten finden wir jahrhundertelang keinen Anlauf, die Festsetzung von Grundmaßen auf eine sichere Grundlage zu bringen. Erst in der Neuzeit ist solches wieder auf wissenschaftlicher Basis zustande gekommen. Im Jahre 1790 stellte nämlich zur Beseitigung des bestehenden Maßwirrwarrs die französische Regierung auf Grund der Empfehlung einer dazu bestellten wissenschaftlichen Kommission den zehnmillionsten Teil des Erdquadranten zwischen Pol und Aquator unter dem Namen Meter als Maßeinheit fest. Dieses angebliche Naturmaß ist aber kein solches, da neuere, genauere Forschungen die Größe des Erdquadranten auf 10000857,5 m, statt der zuerst errechneten 10000000 m bestimmten. Gleichwohl hält man sich jetzt an den von Borda aus Platin hergestellten Normalmeter, der im Conservatoire des arts et métiers in Paris aufbewahrt wird und nach welchem eine große Anzahl von Prototypen mit großer Sorgfalt hergestellt wurden. Die wissenschaftliche Längeneinheit ist aber nach dem heute für die Kulturländer gültigen absoluten Maßsystem nicht der Meter, sondern ein Zentimeter, die Einheit der Fläche ist ein Quadratzentimeter und die Einheit des Gewichtes ein Kubikzentimeter Wasser im Zustande seiner größten Dichtigkeit bei 4^0 C. Ein Kubikdezimeter ist ein Liter und ein Würfel Wasser von dieser Größe wiegt ein Kilogramm. Die Zeiteinheit aber ist die Sekunde. Diese ist aus der Rotationsdauer der Erde um ihre Achse abgeleitet und umfaßt $^1/_{86164,09}$ der Zeit, die während einer Umdrehung der Erde um ihre Achse verstreicht, oder ist $= ^1/_{86400000}$ Teil eines mittleren Sonnentages. Als Einheit der Geschwindigkeit wird die gleichförmige Geschwindigkeit betrachtet, bei welcher ein Körper 1 cm in 1 Sek. zurücklegt, und als Krafteinheit gilt diejenige Kraft, die der Masseneinheit 1 g die Einheit der Beschleunigung erteilt, die 9,81 m in der Sekunde beträgt. Diese absolute Krafteinheit nennt man ein Dyne. Die absolute Einheit der Arbeit endlich ist diejenige, die eine Dyne leistet, wenn sie in ihrer eigenen Richtung ihren Angriffspunkt um 1 cm verschiebt. Man nennt diese Arbeitseinheit eine Energie. Die in der Technik gebräuchlichste Einheit der Arbeit ist ein Kilogrammeter. Diese

wird geleistet, wenn man 1 kg gegen die Anziehung der Erde um 1 m hebt und ist gleich 98100000 Erg. 1 Pferdestärke aber ist 75 kg/m in 1 Sekunde oder 736 Watt.

Während Maße und Gewichte erst in unserer Zeit, wenigstens bei den Kulturvölkern, einheitlich gestaltet wurden, hat man schon sehr früh innerhalb der größeren Abschnitte eines Jahres die Zeit zu regulieren versucht, um den Zeitpunkt gewisser wichtiger Arbeiten genau bestimmen zu können. Gerade für die ackerbautreibenden Völker ist die genaue Bestimmung der Jahreszeit auf astronomischer Grundlage von größter Wichtigkeit, da vor allem die Aussaat nicht versäumt, aber auch nicht zu früh vorgenommen werden darf. Deshalb ist der Zeitpunkt der Ackerbestellung meist am frühesten und schärfsten bestimmt worden. So richten sich heute noch die Asiaten, wie es die Kulturvölker des Altertums taten, nach dem Aufgehen bestimmter Sternbilder, etwa des Siebengestirns oder der Plejaden vor der Morgendämmerung und beginnen erst dann die Aussaat. Dieser Termin gilt dann meist zugleich als Anfang des Jahres. Die nomadischen Ostjaken lassen dagegen das Jahr mit dem April beginnen, weil in diesem Monat das Kalben der Renntiere, das wichtigste Ereignis ihres Daseins, stattfindet. Am verbreitetsten ist jedoch der Brauch, das Jahr von einer der beiden Sonnenwenden an zu rechnen; und zwar, da nicht die guten Jahreszeiten und die schönsten Tage, sondern umgekehrt die unangenehme kalte Jahreszeit mit den kurzen Tagen und langen Nächten den stärksten Eindruck auf den primitiven Menschen machen, zählt er nicht nach Sommern und Tagen, sondern nach Wintern und Nächten wie die Indogermanen, und läßt deshalb auch das Jahr an der ihm viel nachdrücklicher im Gedächtnis haftenden Wintersonnenwende beginnen. So entstanden die ersten Anfänge eines wirklichen Jahreskalenders, der bei den Kulturvölkern der Alten und Neuen Welt schon früh eine genauere Präzisierung erfuhr. Neben der Aussaat war es dem Menschen besonders erwünscht, gewisse im Lande zu feiernde Feste, namentlich der die Fruchtbarkeit der Menschen, des Viehs und der Feldfrüchte bedingenden Gottheiten, bei welchen sich das Volk in den Hauptorten sammelte, im voraus bestimmen zu können. Dabei war der Mond mit seiner wechselnden Lichtgestalt der natürliche Zeitmesser am Himmel. Ein Umlauf desselben, der ziemlich regelmäßig in 29—30 Tagen erfolgte, war ein Mondmonat. Dessen Beginn wurde anfänglich durch jedesmalige direkte Beobachtung des Wiedererscheinens der Sichel am Himmel bestimmt und durch die Priester-

schaft, die solches besorgte, öffentlich ausgerufen. Vom lateinischen calare ausrufen, wurden die ersten Tage des Monats die calendae, d. h. die auszurufenden genannt; daher stammt unsere Bezeichnung Kalender. Noch heute geschieht dieses Ausrufen bei den Mohammedanern, deren Monate wie die der Juden immer genau einen Tag nach Neumond beginnen. Die Unsicherheit indessen, die im Bereich eines ausgedehnten Landes über den Monatsanfang blieb, solange keine unumstößlichen Regeln, sondern die direkte Beobachtung des Himmels dafür maßgebend war, führte dann zur Sitte, die großen Feste stets während zweier Tage zu feiern, damit die von fern Herkommenden wenigstens einen der Festtage mitfeiern konnten.

Die ackerbautreibenden Völker, in erster Linie die Ägypter, empfanden aber bald die Notwendigkeit, einen Kalender zu schaffen, der mehr mit der Sonne als mit dem Monde übereinstimmte, da sich ihre Feldarbeiten ausschließlich nach dem Sonnenstande zu richten hatten. Man versuchte deshalb, eine Anzahl von Monaten zu einem Jahre zu gruppieren und den Mondlauf mit dem Sonnenlauf in Beziehung zu bringen. Schon der altägyptische Kalender besaß 12 Monate von abwechselnd 29 und 30 Tagen und an deren Ende die heilige Periode der fünf Festtage, der Geburtstage der fünf großen Götter Osiris, Horus, Set, Isis und Nephthys. Alle vier Jahre verschob sich das ägyptische heilige Jahr um einen Tag. Es begann mit dem 19. Juli, wenn der Sothis genannte Sirius nach längerer Unsichtbarkeit sich wieder in der Morgendämmerung zu zeigen begann. Im Laufe von 1461 bürgerlichen = 1460 Siriusjahren (Sothisperiode) durchliefen daher der Neujahrstag und die Monate des nach den Jahreszeiten regulierten „bürgerlichen“ ägyptischen Kalenders den ganzen Kreis der Jahreszeiten, bis nach Ablauf der Periode das bürgerliche „Neujahr“ wieder vier Jahre lang auf den Tag des Siriusaufganges in Unterägypten, den 19. Juli nach julianischer Rechnung, fiel. Als der ägyptische Kalender geschaffen wurde, muß sein Neujahrstag auf den 19. Juli gefallen sein. Da dieser Kalender zur Zeit des alten Reiches längst im Gebrauch war, so kann nur das Jahr 4241 v. Chr. das Jahr der Einführung dieses Kalenders gewesen sein. Die Türken haben dieses auch von den ältesten Griechen benutzte Jahr von 354 Tagen bis heute beibehalten und fügten ihm nur noch ein Schaltjahr von 355 Tagen ein, um mit dem Mondlauf besser in Einklang zu bleiben. Rechnet man nun das Sonnenjahr zu rund 365 Tagen, so blieb man also jedes Jahr um 11 Tage gegen den Sonnenstand zurück. Um diesem Übelstande abzuhelfen, ordnete wahr-

scheinlich der athenische Gesetzgeber Solon im Jahre 594 v. Chr. an, daß jedes zweite Jahr ein voller 13. Monat einzuschalten sei. Dadurch erhielt das Jahr durchschnittlich 369 Tage, war also nur um 4 statt, wie vordem, um 11 Tage falsch, und der Durchschnittsmonat betrug 29,52 Tage, war also bis auf eine Viertelstunde richtig. Aber auch jener Fehler von 4 Tagen mußte bald empfindlich auffallen. Deshalb führte im Jahre 432 v. Chr. der athenische Archont Meton den schon zu Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. in Babylonien bekannten Zyklus ein, der 19 Sonnenjahre umfaßt, innerhalb deren die Monate für gewöhnlich mit 29 und 30 Tagen abwechselten, aber im 3., 5., 8., 11., 13., 16., 19. Jahre je ein Schaltmonat hinzukam und außerdem in gewissen Intervallen zwei volle Monate mit 30 Tagen einander folgten. Danach umfaßte der Metonsche Zyklus 234 Monate oder 6940 Tage. Der Durchschnittsmonat war mithin = 29,532 Tagen oder nur 2 Minuten größer als er sein müßte. Das Jahr aber war = 365,263 Tagen, also um eine halbe Stunde zu lang. Im großen und ganzen folgen die Juden heute noch diesem Metonschen Zyklus. Durch weitere Einschaltungen ist der mittlere Monat der Juden nur um eine halbe Stunde von der wirklichen sogenannten synodischen Umlaufszeit des Mondes von 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten 2,9 Sekunden verschieden. Auch die Chinesen hatten schon ums Jahr 2600 v. Chr. eine vermutlich von den Babyloniern beeinflußte Jahreseinrichtung ähnlich der Metonschen.

Die griechische Zeitrechnung wurde von den Römern übernommen, aber nur in unvollkommener Weise, so daß zur Zeit des Julius Cäsar die Frühlings-Tag-und-Nachtgleiche, mit der man damals das Jahr zu beginnen pflegte, volle 85 Tage später fiel als es der himmlische Kalender angab. Der große Staatsmann und Organisator wollte nun auch in diesen Dingen Ordnung schaffen und verschrieb sich zu diesem Zwecke den griechischen Astronomen Sosogenes aus Alexandria, der den im Jahre 47 v. Chr. eingeführten Julianischen Kalender aufstellte. Dieser brach völlig mit dem bis dahin allgemein gebräuchlichen Mondjahre und gab, um möglichst mit dem Sonnenlaufe in Einklang zu bleiben, dem Jahre 365 Tage mit der Hinzufügung eines Schalttages in jedem vierten Jahre. Das Julianische Durchschnittsjahr hatte also 365 Tage 6 Stunden und war nur 11 Minuten 14 Sekunden zu lang. Die Unterabteilung der Monate behielt man bei, legte aber bei 11 Monaten je einen Tag zu, um die 354 Tage des Mondjahres auf die 365 des Julianischen zu bringen. Dadurch entstand die noch heute

übliche Abwechslung der Anzahl der Monatstage zwischen 30 und 31, mit Ausnahme des einen Monats Februar, der damals der letzte im Jahre war.

Dieses völlig vom Monde losgelöste Julianische Jahr geriet dummerweise wieder in eine gewisse Abhängigkeit vom Monde bei der vom jüdischen Kalender übernommenen Bestimmung des Osterfestes, als das Christentum zur römischen Staatsreligion erhoben wurde. Das vom Kaiser Konstantin zusammenberufene Konzil zu Nicäa bestimmte nämlich im Jahre 325, daß die Frühlings-Tag-und-Nachtgleiche stets auf den 21. März des Julianischen Kalenders zu fallen habe und das Osterfest am Sonntag zu feiern sei, der dem ersten Vollmonde nach diesem Datum folgt. Durch die 11 Minuten 14 Sekunden, die das Julianische Jahr dem Sonnenlaufe gegenüber zu lang war, entstand nun allmählich wieder ein ziemlicher Unterschied zwischen der Zeit des Kalenders und derjenigen des Sonnenlaufes. Deshalb tauchten seit dem 13. Jahrhundert Vorschläge zu einer neuen Kalenderreform immer häufiger auf. Da vor allem die damals noch allmächtige Kirche dabei interessiert war, entschloß sich endlich Papst Gregor VIII. 1582 sie vorzunehmen. Er berief eine Kommission gelehrter Männer nach Rom, die beschlossen, die wiederum aufgelaufene Differenz von 10 Tagen durch Streichung des 5. bis 14. Oktobers aus dem Kalender des Jahres 1582 zu beseitigen. Um nun in der Folge solche Ausgleichungen erst wieder nach sehr viel größeren Zeiträumen vornehmen zu müssen, sollte fortan zu Beginn eines Jahrhunderts, dessen Zahl sich nicht durch 4 dividieren läßt, der Schalttag ausfallen. Demnach hatte das Jahr 1600 wohl seinen Schalttag wie jedes andere, nicht aber die Jahre 1700, 1800, 1900, sondern erst wieder 2000. Dadurch war der durchschnittliche Fehler des Julianischen Kalenders von jährlich 11 Minuten 14 Sekunden auf 22 Sekunden herabgesetzt. Derselbe wird sich erst in etwa 3900 Jahren auf 1 Tag belaufen, so daß dieser neue Gregorianische Kalender, der heute noch Gültigkeit hat, auf sehr lange Zeiten hinaus allen Anforderungen des Lebens genügen wird. Es währte jedoch sehr lange, ehe diese neue Reform eine einigermaßen ausgebreitete Annahme fand. Bekanntlich haben die griechisch-katholischen Länder aus Opposition zu Rom noch heute den Julianischen Kalender beibehalten, so daß man z. B. in Rußland gegenwärtig 12 Tage gegen unsern Kalender zurückdatiert. Auch die protestantischen Staaten nahmen diesen von den Katholiken aufgebrachten Kalender erst nach langem Zögern an. So wurde er

durch Befürwortung von Leibniz und anderen Gelehrten im Jahre 1700 in Deutschland eingeführt. Große Schwierigkeiten verursachte die Reform auch in England, wo der Jahresanfang damals noch immer alter Sitte gemäß mit der Frühlings-Tag-und-Nachtgleiche am 21. März begann. Als man sich dann im Jahre 1751 dort endlich zur Annahme des neuen Kalenders entschloß, mußte das betreffende Jahr um nahezu 3 Monate gekürzt werden.

Die Bestimmung des Osterfestes wurde auch durch die gregorianische Reform nicht verändert; trotzdem fallen die russischen Ostern meist auf einen andern Tag als bei uns, weil das Datum des Frühlingsanfangs nach dem griechischen Kalender ein anderes ist und deshalb der sogenannte Ostervollmond unter Umständen um eine ganze Lunation oder Mondumlaufszeit verschieden fallen kann. Da nun auch bei uns der Ostersonntag zwischen dem 22. März und dem 25. April schwanken kann und sich nicht nur manche bürgerliche Einrichtungen, wie die Schulquartale, sondern auch der ganze Handel vielfach nach der Lage des Osterfestes richten müssen, so sollte unbedingt möglichst bald ein neuer Kalender eingeführt werden, der nicht nur Monate von gleicher Länge, sondern auch ein feststehendes Osterdatum besitzt. Diesbezügliche Vorschläge sind bereits gemacht und brauchen von den Regierungen nur angenommen zu werden; dann wird endlich einmal dieser alte Zopf, an dem die Kirche so unbegreiflich zähe hängt, fallen und eine stehende Datierung der Quartalstermine im voraus möglich sein.

Auch die mittelamerikanischen Kulturvölker, die Maya und Azteken, waren, wie zur Schrift, so auch zu einem Kalender gekommen, wodurch sie sich weit über die übrigen Indianerstämme erhoben. Man teilte das Jahr in 18 Monate zu je 20 Tagen, deren jeder durch ein besonderes Bild bezeichnet wurde. In jedem der 18 Monate fanden der Jahreszeit entsprechende Kulthandlungen statt. Die fünf übrigbleibenden Tage des Jahres von 365 Tagen, die Nemontemi, galten als unheilbringend und zu keiner Arbeit tauglich. Neben diesem Jahr von $18 \times 20 + 5 = 365$ Tagen hatten die Mittelamerikaner noch ein Ritualjahr von $13 \times 20 = 260$ Tagen, das Tonalamatl. Dieses beruhte nun wie der bürgerliche Kalender auf einer fortlaufenden Vereinigung von 20 von konkreten Dingen hergenommenen Tageszeichen, z. B. Rohr, Feuerstein, Kaninchen, Haus, Wasser usw. mit 13 Ziffern. Da nun weder 20 noch 13 in 365 aufgehen, so ergab sich für jeden Jahresanfang eine andere Zeichen- und Ziffernverbindung, und erst nach 52 Jahren traf wieder dieselbe Kombination ein wie am ersten Tage

des ersten Jahres. Der Abschnitt von 52 Jahren, Katun genannt, war daher die große Periode der mexikanischen Zeitrechnung, die jedesmal mit einer feierlichen Neuerbohrung des Feuers und einer Neuherstellung aller Geräte, nachdem die alten vernichtet worden waren, eingeleitet wurde. Die alten Priestergelehrten haben auch die Venusperioden beobachtet und ziemlich genau auf 584 Tage bestimmt. Jedenfalls sind sie erst durch eine Verbindung von Sonnenjahr und Venusperiode auf die gänzlich willkürlich scheinenden 260 Tage des Tonalamatls gekommen.

Die verschiedenen Tageszeiten bestimmte man zunächst nach dem jeweiligen Stande der Sonne. Bei den Kulturvölkern der Alten Welt teilte man nach babylonischem Vorbild den Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in 12 Stunden, so daß die 6. Stunde immer den Mittag bedeutete. Die Verschiedenheit der Tageslängen in den verschiedenen Jahreszeiten wurde anfänglich nicht bemerkt und später, als sie durch die Sonnenuhren, deren Schattenzeiger in den verschiedenen Jahreszeiten verschieden große Wege zurücklegen, offenbar wurde, nicht berücksichtigt. Gemeinsame Handlungen wurden durch Schallsignale, namentlich Trompetenstöße, eingeleitet. Die ältesten öffentlichen Uhren waren Sonnenuhren, die seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. in Babylonien bezeugt sind, während als älteste Hausuhr die Wasseruhr zu gelten hat, die in Assyrien spätestens 600 v. Chr., in China anscheinend noch früher bekannt war. Sie kam bald nach Ägypten, und Platon führte sie in Griechenland, Scipio Nasica dagegen um 157 v. Chr. in Rom ein. Später war sie namentlich bei den Arabern sehr beliebt, und 807 schenkte der Kalif Harun al Raschid Karl dem Großen eine sehr kunstvoll gearbeitete Wasseruhr mit Schlagwerk und beweglichen Figuren. Sonst begnügte man sich seit dem 5. Jahrhundert mit einem auf dem abgelaufenen Wasser liegenden Schwimmer, der seine Bewegung auf ein Räderwerk übertrug und an einem Zifferblatt die Tagesstunde angab. Die aus dem Orient nach Südeuropa gelangten Sonnenuhren wurden von den Griechen bedeutend verbessert und kamen schon 260 v. Chr. nach Rom. Nach Deutschland soll sie Feuerbach um 1450 gebracht haben. Auch Sand- und Öluhren waren im Altertum vielfach im Gebrauch. Die Räder- und Gewichtsuhren dagegen soll der südfranzösische Mönch Gerbert, der spätere Papst Silvester II. (947—1003), der als der gelehrteste Mann seiner Zeit galt, erfunden und mit ihnen bereits Schlagwerke mit Glocken verbunden haben. Im 13. Jahrhundert begann man auf den Türmen von Kirchen und

Schlössern Räderuhren aufzustellen, die alle mit der Spindelhemmung ausgerüstet waren. Eins der vollkommensten solcher alter Uhrwerke war die von Heinrich von Wick 1370 auf dem Schloßturm in Paris aufgestellte Turmuhr, die als Wunderwerk galt. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts traten Räderuhren auch als Hausuhren auf und wurden bei astronomischen Beobachtungen benutzt, so von Walter in Nürnberg und Tycho de Brahe auf seiner Uranienburg. Als Regulator für die Uhren wurde das schon vorher von den Astronomen benutzte Pendel erst 1656 von Christian Huygens verwendet, der deshalb als Erfinder der Pendeluhr gilt. Die ersten Taschenuhren endlich soll um 1500 der Nürnberger Schlosser Peter Henlein hergestellt haben, die unter der Bezeichnung „Nürnberger Eier" bald große Verbreitung fanden. Bei diesen verwendete man als Triebkraft die Elastizität eines langen, spiralförmig gewundenen Stahlbandes, während als Regulator an Stelle des Pendels eine schwingende Spiralfeder mit Schwungrad, die sogenannte Unruhe oder Balance, benutzt wurde. Beides wird noch heute gebraucht. An Stelle der Spindelhemmung trat zunächst die Anker- und später die 1695 von Tompion erfundene Zylinderhemmung. Die genauesten transportabeln Zeitmesser sind die mit einer besondern, von Earnshaw erfundenen Hemmung ausgestatteten Chronometer, die namentlich der Schiffahrt dienen.

Die praktische Verwendung der Gestirne als Zeitmesser hat begreiflicherweise in hohem Maße zu ihrer Verehrung angeregt. So finden wir die Sternverehrung nur bei Kulturvölkern stärker entwickelt, da aber auch alsbald dem Zauberglauben dienend. Man denke an die Bedeutung der Astrologie schon bei den alten Babyloniern. Während man nur spät und mühsam zum Begriff der reinen Zahl und des allgemein gültigen Maßes gelangte, haben namentlich Schiffahrt durch weitere Meeresbezirke treibende Naturvölker wie diejenigen Ozeaniens sich durch Aufstellung von Karten im Raume orientiert. Zunächst wurden sie auf Sand, auf glatte Baumrinde, Steine usw. gezeichnet, zuletzt wie bei den Eskimos in Holz geschnitzt, wobei auch die Höhenunterschiede angedeutet werden können. Eine leicht erklärliche Eigentümlichkeit dieser Karten ist, daß stets der Maßstab wächst, je näher das Dargestellte der Heimat des Verfertigers liegt, mit anderen Worten, je größere Bedeutung es für ihn hat. So war es auch auf den Karten, die man im Mittelalter bei uns herstellte. Die merkwürdigen, aus Rohrstücken verknüpften Seekarten der Marshallinsulaner stellen weniger die Inseln als die Dünungserscheinungen des

Meeres dar, damit sich die Schiffer auf dem Meere danach zu orientieren vermochten. Dabei scheinen immer zuerst einzelne Teile einer Landschaft und nicht Berge oder Flüsse einen Namen erhalten zu haben. Dies ist begreiflich; denn der unstet als Sammler und Jäger umherziehende primitive Mensch hat nicht zuerst letztere, die ihm völlig gleichgültig waren, sondern erstere, soweit sie für ihn als Sammel- und Jagdreviere, aus denen er seinen Unterhalt zog, in Betracht kamen, zuerst benannt. Selbst bei den Hackbauern Afrikas bilden die Namen der Gemarkungen oder Gaue die Grundlage der geographischen Bezeichnungen. Größere Gebiete als Gaue wurden erst sehr spät benannt, da der geographische Horizont der Menschheit noch sehr eng war, und keine Notwendigkeit bestand, größere Räume miteinander in Verbindung zu bringen. Vergebens hat man sich bemüht, z. B. in Ozeanien, Namen für größere Inseln zu finden; wo man deren ermittelt zu haben glaubte, wie Birara für Neubritannien und Tombara für Neuirland, stellte es sich schließlich stets heraus, daß sich auch diese Namen auf kleine Landstriche jener Inseln und nicht auf die Inseln als solche bezogen.

Wir können die Sprachbildung nicht verlassen, ohne zu bemerken, daß beim immer komplizierteren Aneinanderreihen von Wörtern zu Sätzen die dabei erforderliche geistige Arbeit des logischen Denkens noch sehr lange durch die Gebärdensprache weitgehend unterstützt wurde. Und als diese nach dem Klarerwerden des bildlichen Ausdrucks schließlich überflüssig geworden war, liebte man doch noch die Gedanken zum leichteren Verständnis in Bilder zu kleiden. Deshalb sind die Sprachen der Naturvölker sehr bilderreich und bedienen sich auf einer höheren Stufe vor allem der Sprichwörter, die ein letztes Ausranken der Bildersprache sind. So schreibt der schweizerische Missionar Junod von der Mission romande: „Der Geist der Bantuvölker zeichnet sich durch die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und durch die große Feinheit aus, mit der die Ähnlichkeiten zwischen den Dingen aufgefaßt werden. Der Neger liebt es in Bildern zu sprechen. Nichts Seltsameres gibt es für den Europäer, als den Ansprachen der eingeborenen Prediger zuzuhören, die den pittoresken Zug der Umgangssprache treu bewahren. Manchmal besteht ihre Vermahnung aus einer Reihe von Bildern, die einander in einer überraschenden Fülle folgen und eins das andere hervorrufen. Man muß zugeben, daß diese Bilder manchmal unzusammenhängend sind: die Einbildungskraft fließt über und ertränkt schließlich die Vernunft.“ Noch Homer bedient sich einer sehr bilder-

reichen Sprache, wie auch der Orientale von jeher mit Vorliebe in Bildern zu sprechen liebt.

So gut als mit durch den Kehlkopf und die Zunge erzeugten Lauten konnte sich der Mensch auch durch Pfeifen mit den Lippen mit seinen Genossen verständigen. Unser Volk und darunter namentlich die Jugend pflegt sich heute noch lieber zu pfeifen als zu rufen, da dieses Verständigungsmittel noch weittragender ist als dieses. So konnte sich bei manchen Stämmen, besonders Jägervölkern, eine eigentliche Pfeifensprache entwickeln, bei der man sich nicht nur der Lippen, sondern noch lautere Signale gebender Pfeifen der verschiedensten Herkunft und Gestalt bedient. Während die alten Guanchen auf den Kanarischen Inseln sich durch Pfiffe mit den Lippen über weite Täler hinweg verständigten, haben viele Negerstämme namentlich Westafrikas, dann auch Indianer Südamerikas eine eigentliche Signalsprache mit künstlichen Pfeifen meist aus Holz ausgebildet, mit der sie sich sehr gut auf weite Distanz hin verständigen können.

Noch beliebter aber ist bei diesen, wie auch noch anderen Stämmen, beispielsweise Melanesiens, die Trommelsprache, deren bekannteste die der Duala in Kamerun ist. Diese bis ins Hinterland von Bali gesprochene Sprache beruht auf dem Anschlagen von teilweise ziemlich großen Schlitztrommeln aus Holz, deren eine Wandung dicker als die andere ist, so daß sie beim Anschlagen der beiden Seiten durch leichte Holzschlägel verschieden hohe Töne geben. Die höheren und tieferen Töne sind nun die Laute, mit denen sich die Kenner auf weithin nicht nur verständigen und allerlei Mitteilungen machen, sondern auch lange Unterhaltungen führen, drohen, spotten und einander zu allgemeinem Gaudium verlästern können. Man kann sich auch mündlich mit der Trommelsprache unterhalten, die vollständig von der Lautsprache abweicht. So heißt zum Beispiel madiba (Wasser, Meer, Fluß) mündlich in der Trommelsprache wiedergegeben to-go-lo-gu-lo-go-lo-gu-lo. Jeder Duala hat seinen Namen in der Trommelsprache und kann angerufen werden, aber nicht alle verstehen sich auf sie, da sie vielfach als Geheimsprache der Männerbündler dient. Noch vollkommener als die Trommelsprache der Duala ist das Cambarysu der Indianer des Amazonasbeckens. Auch dieses beruht auf länglichen Holztrommeln mit einem Schlitze, aber diese werden so aufgestellt und der Aufstellungsraum so abgedichtet, daß der Trommelton nur nach gewissen Richtungen dringt. Dann können bloß gleich eingerichtete Stationen miteinander sprechen. Das ist gleichsam schon eine Telegraphie ohne

Draht. Die nordamerikanischen Indianer aber haben das sich gegenseitige Signalisieren mit Armen und Fingern in bestimmten Stellungen sehr weit ausgebildet. Damit können sich auch Mitglieder verschiedener Stämme, die eine völlig verschiedene Sprache sprechen und sich nur lautlich nicht verständigen könnten, auch ohne Zuhilfenahme der Gebärde auf große Entfernungen hin verständigen, nachdem sie sich durch Pfeifensignale angerufen haben.

XX. Die Schrift.

Wir, die wir alle das Lesen- und Schreibenkönnen als etwas ganz Selbstverständliches ansehen, können uns erst einen Begriff von dieser geistigen Eroberung machen, wenn wir das große Erstaunen gesehen haben, das sich auf den Gesichtszügen des Wilden einstellt, der zum erstenmal mit dieser Kunst bekanntgemacht wird. So erzählt der später erschlagene und aufgefressene Südseemissionar John Williams, er habe eines Tages, als er mit Zimmermannsarbeit beschäftigt gewesen sei, das Winkelmaß vergessen. Um es sich nun zu verschaffen, schrieb er mit Kohle einige Worte auf einen Holzspan und ließ denselben durch einen Eingeborenen seiner Frau bringen, die denn auch nach dem Lesen der kurzen Notiz ihm das Winkelmaß gab und ihn beauftragte, es ihrem Manne zu bringen. Wie erstaunte der Südseeinsulaner, daß der Holzspan, ohne Laute von sich zu geben, reden konnte. Er trug denselben als zauberkräftiges Amulett noch lange an einer geflochtenen Bastschnur um seinen Hals gebunden mit sich herum und erzählte seinen darob verblüfften Landsleuten, welch zaubermächtige Leute die Weißen seien. Ein anderer Missionar erzählt von einem Eingeborenen Südafrikas, der einen Brief zu besorgen hatte und sich unterwegs aufhielt, bevor er seinen Auftrag ausgeführt hatte. Damit nun der als beseeltes Wesen gedachte Brief nicht verraten könne, was er alles unterwegs trieb, verbarg er ihn inzwischen unter einem Steine.

So merkwürdig nun auch die Fähigkeit der schriftlichen Gedankenübertragung solchen einfachen Naturmenschen vorkommen mag, so sind doch die ersten Anfänge der Schriftsprache uralte und werden sogar von manchen Naturvölkern in Form von bestimmten Zeichen angewendet, um damit den abwesenden Genossen etwas mitzuteilen. Wie wir einen Strohwisch an einem Stecken an einem Wege, der im Herbst bei der Traubenreife nicht begangen werden soll, oder sonstwo als Zeichen, daß das Betreten eines Grundstückes verboten ist, befestigen,

so zeichnet der Polynesier einen Fruchtbaum, dessen Früchte er für sich reservieren will, mit einem allgemein respektierten Zeichen, das eine jedermann verständliche Sprache spricht. Wer von unseren Vorfahren ein wildes Bienenvolk im Walde gefunden hatte und für sich in Anspruch nahm, der zeichnete den betreffenden Baum, in welchem er sich fand, und machte damit kund, daß er diesen Fund gemacht und bereits Besitz von diesem bis dahin herrenlosen Gut ergriffen habe. Ähnlich ist es bei den Zigeunern, die ihren nachfolgenden Genossen durch die mannigfaltigsten Zeichen Mitteilungen über die Richtung ihrer Wanderung und was sonst Wissenswertes vorfiel machen, oder den Gaunern europäischen Stammes, die ihren Spießgesellen durch sogenannte „Zinken" oder symbolische Zeichen für wichtig erachtete Kunde an von ihnen besuchten Häusern und Wegkreuzungen hinterlassen. So melden gleicherweise die wanderlustigen Neger ihren Stammesgenossen den von ihnen einzuschlagenden Weg, damit die Nachfolgenden wissen, in welcher Richtung sie weiterzuziehen haben. „Will der Jäger des nordamerikanischen Indianerstammes der Abnaki", sagt Weule, „seinen Stammesgenossen hinterlassen, in welcher Richtung er gegangen ist, so steckt er einen Stab in der Marschrichtung schräg in die Erde. Ein nahe am Fußende des Schrägstockes senkrecht in die Erde gesteckter Pflock sagt: Ich bin in der und der Richtung gegangen, bin aber nicht weit. Steckt der Pflock weit vom Fußende ab, so heißt das: Ich bin weit. Mehrere Pflöcke bedeuten je einen Tag der geplanten Abwesenheit". Ein in die Türstelle eines alten Zeltplatzes geschlagener Pflock rät davon ab, an derselben Stelle wieder ein Zelt zu errichten. Ein auf abgeschälte Rinde gezeichneter Pferdekopf fordert auf, ein zurückgelassenes Pferd zu suchen. Auch die an Barbierläden ausgehängten Becken und Rasierpinsel, die alten Wirtshausschilder und Gildenabzeichen sind im Grunde nichts anderes, als solche *sprechende Zeichen* aus einer Zeit, da die Lesekunst auch bei unserem Volke noch kaum verbreitet war.

Die älteste Form einer eigentlichen Urkunde ist das *Kerbholz*, ein einfaches Stück Holz, an welchem bestimmte Einschnitte, sogenannte Kerben, gemacht wurden. Dieser Vorläufer der Schrift findet sich schon bei den Eiszeitjägern seit dem Aurignacien, indem man in deren Überresten an ihren einstigen Lagerplätzen zwar nicht Hölzer, die schon längst zugrunde gingen, wohl aber gelegentlich Knochen mit solchen Kerben in mehr oder weniger größerer Zahl und Regelmäßigkeit findet, so daß man annehmen kann, daß sie nicht als spielend angebrachte Kritzeleien oder primitive Ornamente, sondern als das Gedächtnis stützende

Notizen angebracht wurden. Ein solches Dokument gibt eine bestimmte Zahl von Einheiten an, deren Art und Benennung den Betreffenden, die es in die Hände bekamen, schon im voraus bekannt sein mußte, um überhaupt den Sinn der Mitteilung verstehen zu können. Die Zeichen dieser Urkunde sind zwar unmittelbar mit Gedanken verbunden, aber sie können lediglich nur an etwas erinnern, das man schon vorher wußte oder das einem in Verbindung damit mitgeteilt wurde.

Erst auf einer höheren Entwicklungsstufe wurden die Zeichen nicht nur die Erinnerung unterstützend, sondern selbstredend, indem sie nach einem ganz allgemeinen und für alle Fälle geltenden Übereinkommen mit Lauten verbunden wurden, aus deren Aneinanderreihen die sie zu Gesicht Bekommenden die Mitteilung direkt ablesen konnten. Mit diesem Lesenkönnen von Gedanken war die Schrift erfunden. Doch war auch dann noch die Anwendungsweise eine sehr beschränkte, da sich zunächst nur sehr einfache, leicht verständliche Dinge damit sagen ließen. So half man sich noch lange mit Erinnerungsmitteln für das Gedächtnis, die vollkommen genügten; denn der Primitive, der noch keine Schrift besitzt, auf die er sich stützen kann, hat sein Gedächtnis in hohem Maße geschärft, so daß er eine unglaubliche Menge von Tatsachen klar darin behalten kann. Dem gegenüber ist bei uns Kulturmenschen, die wir uns auf unsere Aufzeichnungen verlassen, im Vertrauen darauf die Schärfe des Gedächtnisses in hohem Maße geschwächt worden. Die durch beständige Übung erworbene Fähigkeit, zahlreiche Tatsachen ohne innern Zusammenhang oder gereimte Epen von außerordentlicher Länge, die sich natürlich schon durch ihren Rhythmus leichter behalten ließen, in sich aufzunehmen und im Gedächtnis aufzuspeichern, ist bei den schriftlosen Völkern eine ganz außerordentliche. Da saßen an den langen Winternächten der Vorzeit zwei Individuen beisammen und rezitierten wechselweise die erlernten Sagen und Heldengedichte, damit andere sie sich einprägen könnten. So bildete sich schon früh eine besondere Skaldenkunst aus, die von Hof zu Hof zog, um im Männersaal diesen gereimten Sagenschatz zu allgemeinem Ergötzen aufzusagen, und wenn auch die Hörer den Inhalt genau kannten, so erfreute es sie doch, die Aufeinanderfolge der Verse und Bilder immer wieder zu hören. Kam ein Erzähler mit neuen Sagen an einen Hof, so blieb er so lange als willkommener Gast beim Häuptling, bis einige Jünglinge durch das wiederholte Hören die Erzählungen wörtlich behalten hatten. Dann erst wurde er, mit reichen

Geschenken bedacht, entlassen und trug seine Gesänge weiter. So behielten alle Völker der Vorzeit ihren Sagenschatz durch die Jahrhunderte ausschließlich in mündlicher Überlieferung, so die Inder die Veden, die Finnen ihr Nationalepos Kalewala, die Griechen die homerischen Epen, die Deutschen ihre alten Heldengesänge und Götterlieder, die zum Teil gar nicht oder nur sehr spät schriftlich aufgezeichnet wurden. In Indien war den Rischi und Brahmanen genannten Priestern, die ihren ganzen Kultapparat von heiligen Sprüchen und Gebeten im Kopfe trugen, selbst nach dem Aufkommen der Schrift verboten, dieses Wissen niederzuschreiben, weil sich dann auch jeder außer der Zunft stehende Laie desselben hätte bemächtigen können.

Bei den Dayaks von Borneo werden von den Boten nicht selten einfache Blattstückchen zur Nachhilfe des Gedächtnisses verwendet, wie wir etwa einen Knoten — oder wenn es mehrere Tatsachen sind, an die wir erinnert werden sollen, deren mehrere — in unser Taschentuch machen, um etwas nicht aus dem Gedächtnis zu verlieren. Daraus können sich förmliche Schriftstücke entwickeln. Weiter haben es die Australier gebracht, die ihren Abgesandten einen Botenstab, in welchen die allerprimitivste Bilderschrift eingeritzt ist, als Beglaubigung mitgeben. Bei anderen Stämmen benutzt man einfache Hölzer mit Kerben oder Schnüre mit Knoten zur Unterstützung des Gedächtnisses und verfertigt damit sogar Dokumente, in welchen wichtige Tatsachen festgelegt werden. Dieses System der Erinnerungszeichen ist bei Naturvölkern weit verbreitet. So bestanden die Vertragsurkunden der verschiedenen nordamerikanischen Indianerstämme, als sie sich zu größeren Staatenbünden zusammenschlossen, aus einfachen Schnüren mit aufgereihten Muschelschalen, den sogenannten Wampums, die uns bereits bei der Besprechung des Muschelgeldes entgegentraten. Durch wechselnde Größe und Farbe der Muscheln, wie durch Zusammenbinden verschieden gefärbter Schnüre ließen sich leicht kennzeichnende Unterschiede machen, die durch Übereinkommen auch bei anderen Stämmen als die es waren, zu denen die Anfertiger dieser Urkunden gehörten, bestimmte Tatsachen festlegten, an die man durch die Schnüre stets wieder erinnert wurde. Kein indianischer Abgesandter sprach vor den Männern des fremden Stammes, ohne dabei eine bestimmte Muschelschnur vor sich hinzuhalten und mit der üblichen Einleitung: „Mit dieser Muschelschnur öffne ich eure Augen, reinige ich eure Ohren“ usw. die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zugleich auf das Wampum und auf seine Worte zu lenken. Wurde sein Antrag angenommen, so hinterlegte er jene Muschelschnur,

die den Inhalt seiner Worte dokumentarisch festlegte, als Urkunde beim Stammeshaupt. So viele solcher Muschelschnüre der Häuptling auch in Verwahrung bekam, so wußte er doch ganz genau, wer jede einzelne gebracht und was er dabei gesprochen hatte. Ja, er versammelte in regelmäßigen Fristen die jungen Leute des Stammes um sich, wies ihnen die Schnüre vor und lehrte sie die Bedeutung jeder einzelnen derselben festhalten. So konnte jeder der Stammesgenossen, allerdings nur insofern er kundig war, von einer Sammlung solcher Muschelschnüre die mit anderen Stämmen abgeschlossenen Verträge und dadurch teilweise auch die jüngste Stammesgeschichte sich in Erinnerung rufen.

An Stelle von Muschelschnüren verwendeten die südamerikanischen Indianer Bastschnüre von verschiedener Länge und verschiedener Färbung, um sie nicht nur aneinander zu binden, sondern auch mit Knoten zu versehen, die jeweilen eine bestimmte Bedeutung erhielten. Nach diesen Knoten (indianisch quipu) wurden diese Art Dokumente als Quipu bezeichnet. Die Inka Perus hatten dieses Zeichensystem nebst den Araukanern zur höchsten Ausbildung gebracht als die Spanier im 16. Jahrhundert ihr Reich eroberten und dessen Kulturblüte knickten. Vermittelst solcher Knotenschnüre erließ der Herrscher des ausgedehnten peruanischen Reiches seine Befehle an die verschiedenen Beamten, wurde der Steuerbetrag registriert und wurden sogar die Annalen ihrer Herrschaft geführt. Sie bestanden aus einer kürzeren oder längeren, oft viele Meter langen Hauptschnur, von der fransenartig eine Menge buntfarbiger Fäden von der Dicke gewöhnlicher Bindfäden herabhingen, die mannigfach zusammengedreht und zu Knoten geschürzt wurden. Die Bedeutung derselben hing von der Farbe, der Beschaffenheit und Zahl der Knoten, der Reihenfolge der Fäden, ihrer Entfernung von der Hauptschnur und jeweiligen Verschlingung ab. Die Führung dieser Urkunden war besonderen Beamten, den Quipukamayaks, übergeben, die damit gleichsam ihre „Bücher“ führten. Eine in einem altperuanischen Grabe gefundene Knotenschnur ist sehr lang und kompliziert zusammengesetzt und wiegt fast 4 kg. Man kann sich denken, was für interessante Mitteilungen sie uns machen könnte, wenn sie zu sprechen vermöchte. Ein Spanier, der sich von Eingeborenen die Knotenschrift erklären ließ, schrieb nach einem darin abgefaßten Werke der Inkazeit die Geschichte Perus. Diese wäre uns also ohne dieses Hilfsmittel der Verständigung einer längst vergangenen Zeit nicht sehr weit bekannt.

Nach Herodot benutzten auch die alten Perser Knotenschnüre zum Abmessen der Zeit, und im Kotschigürtel ist eine solche sogar zum Zeichen eines Bundes geworden. Auch die alten Chinesen bedienten sich der Knotenschnüre als mnemotechnischer Hilfsmittel, bis Kaiser Fo-hi der Sage nach die Pa-kwa-Zeichen an deren Stelle setzte. Astley berichtet uns darüber: „Was den Ursprung der chinesischen Schrift anbelangt, so bestanden dieselben vor dem Anfange der Monarchie aus kleinen Schnüren mit verschiebbaren Knoten, von denen jeder seine Bedeutung hatte und die zur Erleichterung des geschäftlichen Verkehrs dienten. Diese sind in chinesischer Sprache in zwei Tabellen, die den Namen Ho-tu und Lo-shu tragen, erläutert. Die einzigen literarischen Erzeugnisse, welche die ersten Ansiedler, die Se-chwen bewohnten, aufzuweisen hatten, waren einige Rechnungen, die aus kleinen geknoteten Schnüren bestanden und eine Nachahmung der aus runden Perlen bestehenden Schnüre waren, mit denen sie zu zählen und ihre geschäftlichen Abrechnungen zu machen pflegten.“ Auch in Westafrika wird uns von Negerstämmen berichtet, die sich kleiner Knotenschnüre als primitiver Urkunden bedienen. Die Mongolen dagegen und andere Völker zogen zu solchem Zwecke die Kerbhölzer vor, die sich in einer sehr altertümlichen Form auch bei den Bauern entlegener Alpentäler in Form der Tesseln erhielten, die von Vater auf Sohn vererbt werden und genau Auskunft geben, wie groß ihr Landbesitz ist oder wieviel Kühe sie auf die Allmend oder die Gemeindeweide auf der Alp zur Sömmerung treiben dürfen. Das älteste, Futhark genannte Runensystem, dessen Zeichen dem griechisch-römischen Alphabete entlehnt sind, deutet nach der verschiedenen Lage der Kerben auf eine ursprüngliche Verwendung am Runenstabe, der aus Buchenholz geschnitten zu werden pflegte, weshalb man von ihm als einem Buchenstabe sprach. Daß unsere Vorfahren in der Urzeit neben dem Kerbholz auch die Knotenschnur zum Vermerken von Tatsachen, die man seinem Gedächtnisse einprägen wollte, benutzt haben, möchte man daraus schließen, daß im jüngeren Runensystem die Einheit, welche bald als Name, bald als Eigentumsgegenstand erscheint, die Form und den Namen des „Knoten“ trägt. Das Schreiben einzelner Völker, wie der Chinesen, Syrer und anderer, in Säulen von oben nach unten scheint noch an den alten Gebrauch des Stabes, in welchen man Kerben schnitt, zu erinnern.

Noch viel besser als durch solche Kerbhölzer und Knotenschnüre, deren Inhalt nur der Kundige zu deuten vermochte, gelang es durch abbildende Erinnerungszeichen dem Gedächtnis nachzuhelfen und

damit auch solchen eine Mitteilung zu machen, die zuvor nicht in das Geheimnis eingeweiht worden waren. Durch solche konnte schließlich ein jeder lesen, was da aufgezeichnet worden war. Schon sehr früh hat der Mensch allerlei Gegenstände seiner Umgebung, besonders die Tiere, von deren Erbeutung er lebte, nachzubilden versucht, und so war es naheliegend, daß er sich solcher Zeichnungen zu Mitteilungen an seine Genossen bediente. Auf solche Weise gaben sich die nordamerikanischen Indianer Botschaften auf Rindenstücken oder Tierhäuten. Die Zahl der zu einem Unternehmen vereinigten Personen bezeichneten sie durch rohe menschliche Figuren, die oft durch ihre Totemtiere als sprechenden Wappen charakterisiert waren. Rot angemalte Glieder bezeichneten dabei entsprechende Verwundungen, Fehlen des Kopfes das Getötetwordensein. Pfeile und Sonnenbilder zeigten die Richtung und

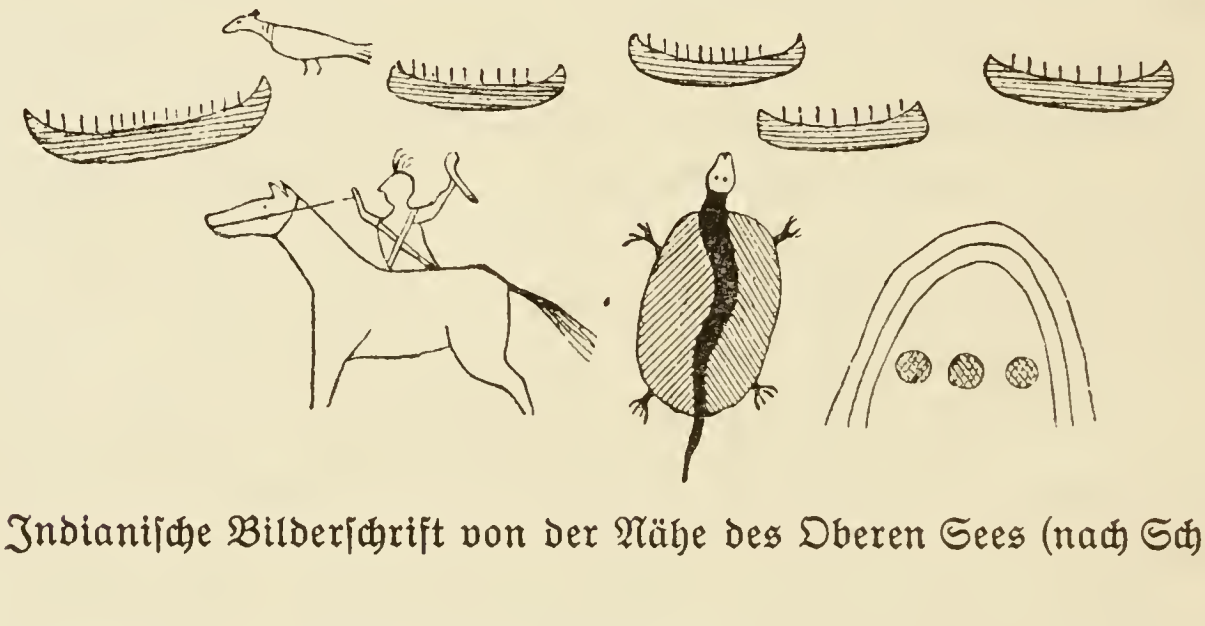


Bild 37. Indianische Bilderschrift von der Nähe des Oberen Sees (nach Schoolcraft).

die Dauer des Zuges in Tagereisen. Kähne bedeuteten Flußübergänge, der Tod eines Mannes ist durch umgekehrte Darstellung seines Totemtieres, die Füße nach oben, dargestellt. So konnten ganze Geschichten durch Symbole wiedergegeben werden, und längere Listen solcher durch spiralförmige Anordnung oft auf verhältnismäßig kleinem Raume wiedergegeben werden. Von geschichtlichem Interesse ist von solchen Dokumenten das im Jahre 1820 aufgefundene Walam olum, d. h. die „rote Einritzung", in der die Delawareindianer auf einem großen, glatten Rindenstücke die Schicksale ihres Stammes von einer im Norden gelegenen Heimat an, seine Kriege usw. bis zu seiner Niederlassung im östlichen Pennsylvanien und der Ankunft der Weißen schilderten. In derselben Weise zeichneten die wie die vorigen dem Algonkinstamme angehörenden Odschibwäindianer die Geheimnisse ihres Midebundes auf. Schoolcraft hat uns verschiedene indianische Rindenbriefe und Grabsteine berühmter Häuptlinge mit Angabe der wichtigsten

Taten ihres Lebens mitgeteilt. Wir geben davon eine Bilderschrift an einem Felsen in der Nähe des Oberen Sees wieder. Sie berichtet von einem Kriegszuge vom Oberen See, welcher unter Führung eines Häuptlings stattfand, der zu Pferde sitzend, mit einem Zauberstab in der Rechten dargestellt ist. An ihm nahmen 50 Mann in fünf Rindenbooten teil; deren erstes wurde von dem Gehilfen des Häuptlings geführt, dessen Name, Kishkemunazee, d. h. Königsfischer, durch das Bild dieses Vogels angedeutet ist. Die Erreichung des jenseitigen Ufers scheint durch die Landschildkröte, das Symbol des festen Landes, ausgedrückt zu sein, während durch die drei Sonnen am Himmels-

Bild 38. Bittschrift nordamerikanischer Indianer an den Präsidenten der Vereinigten Staaten. Die Erklärung befindet sich im Text.

gewölbe angedeutet werden soll, daß die Überfahrt drei Tage in Anspruch nahm. Die Odschibwäindianer reichten noch im Jahre 1849 dem Präsidenten den Vereinigten Staaten eine Bittschrift ein, deren Zweck die Darlegung vermeintlicher rechtsgültiger Ansprüche auf bestimmte, in der Nähe des Oberen Sees (10) liegender Seen (8) war. An der Spitze der Bittsteller ist deren Anführer Oshcabawis (1) gezeichnet, dessen Totemtier der Kranich ist. Die Augen und Herzen der ihm nachfolgenden Gefährten sind sämtlich mit den seinigen verbunden, wodurch angedeutet ist, daß alle dieselbe Ansicht und Gesinnung haben. 2 ist Waimittigoazh, 3 Ogemageezhig und 4 Mukomisudains, die kleine Schildkröte, sämtlich zum Totem des Marders gehörend. 5 Omushkose, das kleine Elentier, ist Mitglied der Bärenfamilie, 6 dagegen gehört

zum Manfisch- und 7 zum Haifischtotem. Vom Auge des Anführers geht eine Linie vorwärts zum Präsidenten und eine rückwärts zu den in Frage stehenden Seen.

Bei den zu höherer Kultur gelangten Völkern Mittelamerikas war die Bilderschrift bereits weiter entwickelt. So hatten die Azteken in Mexiko eine reichhaltige, leider durch die spanischen Eroberer vernichtete Literatur, die in einer reinen Bilderschrift abgefaßt war. Als Cortez landete und dann mit seinen Leuten ins Hochland von Mexiko

Bild 39. Altmexikanische Bilderschrift aus dem Manuskripte Botturini. Bezüglich des Inhalts ist im Texte nachzulesen.

hinaufzog, war König Montezuma von allem durch in Bilderschrift verfaßte Botschaften seiner Gouverneure unterrichtet. Als Beispiel der altmexikanischen Bilderschrift geben wir folgende Darstellung aus dem Manuskripte Botturini wieder, die Kingsborough folgendermaßen zu deuten versucht. Es handelt sich um einen Zug, dessen Richtung die schon zu einem stehenden Zeichen gewordenen Bilder der Fußstapfen angeben. Der Ausgangspunkt ist eine Insel mit dem Zeichen von 6 Palästen und einem Tempel, von Fürst und Fürstin. Durch Überfahrt, das durch ein Boot mit einem Ruderer angedeutet ist, gelangt man zu einem Berge, der der Sitz eines Gottes ist. Dieser gibt Orakel, was durch die Zeichen des Sprechens angedeutet ist. Nun machen sich — vermutlich auf den Ruf ihres Fürsten — acht Stämme auf, die alle durch ihr Totemsymbol gekennzeichnet sind. Vier Priester mit

den Wappenzeichen verschiedener Götter, die wir nicht mehr bestimmen können, führen den Zug an. Dieser kommt in ein Land mit so mächtigen Bäumen, daß man deren Stämme nicht mit den Armen umfassen kann. Es entsteht offenbar Zwietracht; denn zwei Männer reden gegeneinander. Dann gibt es Beratungen und Opferschmäuse; schließlich zieht man weiter, die Priester mit den Götterzeichen voran, und gelangt in neue Gegenden und an zwei Berge, die jeweilen durch die dort verehrten Götterfetische angedeutet sind. Zuletzt geht der Zug mit genauer Wegandeutung durch 28 mit teilweise wiederkehrenden Figuren bezeichnete Städte. Was hier mitgeteilt wurde, konnten die Zeitgenossen, die die Zeichen kannten, deutlich ablesen; wir aber, die wir die hier mitgeteilte geschichtliche Tradition nicht kennen, können uns weder die einzelnen Namen, noch die zahlreichen im Original genau wiedergegebenen Details klarmachen.

Zuletzt haben die Azteken ihre Bilderschrift zu einer sehr rohen Lautschrift weitergebildet, so daß sie sogar das ihnen von den spanischen Missionaren vorgesagte Paternoster (Unservater) aufzuschreiben vermochten. So schrieben sie Pater noster: pan (Fahne), te (Stein), noch (Kaktusfeige), te (Stein). Da ihre Sprache kein r kannte, ist damit der Klang der Worte einigermaßen genau wiedergegeben. Für Amen am Schlusse des Vaterunsers schrieben sie a (Zeichen für Wasser), me (Agave). Die Maya in Yukatan hatten es wie die Bewohner der Osterinsel bereits zu einer Art Silbenschrift gebracht, indem die ursprünglichen Bilder auf das Wesentlichste vereinfacht waren und in ein immer gleichbleibendes kleines, ovales oder viereckiges Feld „hineingeschrieben“ wurden. Neben der Kursive der Bilderschrift gab es bei ihnen wie in Ägypten eine sorgfältiger ausgeführte Monumentalschrift, die sich in langen Kolumnen auf steinernen Altarplatten und Monolithen eingehauen findet. An der Spitze der ersten Hieroglyphenkolumne findet sich meist das Datum, das wir zwar nicht bestimmen können, da wir den angenommenen Ausgangspunkt der Mayazeitrechnung nicht kennen. Doch vermochte Seler durch Differenz festzustellen, daß das älteste und jüngste datierte Mayadenkmal 560 Jahre voneinander abstehen. Und auf dem ältesten, der Leidener Nephritplatte, die wenigstens 600 Jahre vor der Ankunft der Spanier beschrieben und datiert wurde, erscheint die Hieroglyphenschrift schon vollkommen fertig ausgebildet, auch ist die Art der Datierung schon ganz so wie auf den jüngsten Denkmälern. Demnach ist das Alter der mexikanisch-mittelamerikanischen Kulturen ein ziemlich hohes.

Auch die Schrift der Chinesen war ursprünglich eine Bilderschrift, worin die Sonne durch einen Kreis mit einem Punkt darin, der Mond durch eine Sichel, ein Berg durch drei Spitzen, ein Baum durch einen Stamm mit Ästen, der Hund durch eine Hundezeichnung wiedergegeben ist. Durch flüchtiges Schreiben der Bilder mit dem Pinsel, der in Tusche getaucht wurde und mit dem man auf Papier vom Baste des Seidenmaulbeerbaums schrieb, wurden dann daraus Schnörkel, denen man die Abkunft von Bildern der betreffenden Gegenstände in keiner Weise mehr anmerkt. So entstand allmählich aus dieser schon im 3. Jahrtausend v. Chr. üblichen Bilderschrift die heute gebräuchliche Zeichenschrift, in der jeder Laut sein bestimmtes Zeichen hat. Um nun den Begriff näher zu umschreiben, wird ihm ein sogenanntes Klassenzeichen beigefügt. So heißt der Laut pe für sich allein „weiß", steht aber das Zeichen für Baum dahinter, so be-

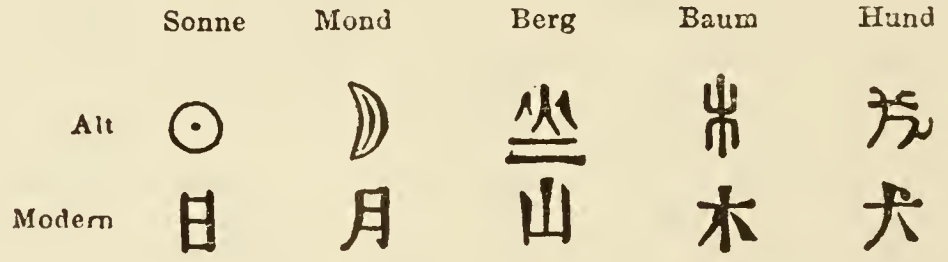


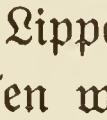
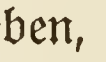
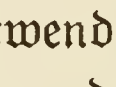
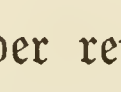
Bild 40. Oben altchinesische Schriftzeichen, darunter spätere kursive Formen derselben. (Nach Endlicher.)

deutet dieses pe eine Zypressenart. Der Laut tschou bedeutet Schiff, Flaum, flackernd, Wasserbecken, Geschwätzigkeit. Für sich allein wird es im Sinne von Schiff — dem man noch die Abkunft von einem wirklichen Schiffe mit Segel anmerkt — gebraucht. Soll es Flaum bedeuten, so stellt man ein paar Federn dahinter, in der Bedeutung von flackernd zeichnet man ein Feuer dahinter, in derjenigen von Wasserbecken fügt man das Zeichen von Wasser hinzu und in derjenigen von Geschwätzigkeit drückt man dies durch das Zeichen für Sprache aus. Diese Beispiele erschöpfen natürlich nicht von ferne alle die zahllosen Geheimnisse, die in der Schreibweise des Chinesischen liegen, sie sollen nur die Anwendung der Lautzeichen und deren Bestimmung durch Determinativzeichen, also gleichsam die Schlüssel zur Enträtselung der engeren Bedeutung, verdeutlichen. Man kann sich vorstellen, welche ungeheure Masse von Zeichen und Zeichenkombinationen ein Chinese beherrschen muß, um seine Sprache zu schreiben. Die Schrift ist zwar klar und deutlich, aber sie setzt ebensoviel einfache Zeichen als es Worte und fast so viele Kombinationen mit Deutzeichen als es Be-

deutungen gibt voraus. Im gewöhnlichen Gebrauche stehen etwa 4—5000 solcher Zeichen; doch soll es deren im ganzen über 50000 geben, die in 214 Grundzeichen, auch Klassenhäupter oder Schlüssel genannt, zerfallen. Nach diesen sind die chinesischen Wörterbücher eingerichtet.

Die Ausbildung dieser Schrift war eine großartige Leistung des erfinderischen Geistes der alten Chinesen, und ihre modernen Nachkommen bezeugen ihre Achtung vor derselben, indem sie es verschmähen, dieselbe zu verbessern. Doch haben sie recht, bei dieser umständlichen Schreibart zu bleiben, indem sie sich für das dialektisch zerklüftete Riesenreich als eine Art Pasigraphie trefflich bewährt hat. Die Japaner aber machten sich den Vorteil, den die Entwickelbarkeit dieser Schrift dennoch bot, zunutze, und fanden so den Übergang von einer Wortschrift zu einer Lautschrift. So entnahmen sie der chinesischen Schrift ihr Katakauna genanntes Alphabet, das aus gegen 80 Silbenzeichen besteht, wozu noch eine Anzahl Ligaturen kommen. Auch die Schriften der Annamiten und Koreaner haben sich aus dem Chinesischen entwickelt.

Gleicherweise wie die Chinesen sind die alten Babylonier von aus Zentralasien in Mesopotamien eingewandertem uralaltaischen Stamme zu einer Bilderschrift gelangt; aber indem sie sie statt wie die Chinesen mit weichem Pinsel auf Papier mit einem harten Griffel in weichen Ton schrieben, der danach im Feuer gebrannt und so gehärtet wurde, entwickelten sich daraus mit der Zeit die ungegliederten Züge der Keilschrift. In ihren Zeichen erkennt man zwar ebensowenig als in den heutigen chinesischen deren Abkunft von Bildern der betreffenden Gegenstände, die sie darstellen sollen, doch lassen die ältesten Texte diese ihre Herkunft deutlich erkennen. So wurde darin die Sonne an Stelle eines Kreises, wie bei den Chinesen, durch vier in Kreisform angeordnete Striche dargestellt. Bei den semitischen Chaldäern, die sie von den Akkadern annahmen, dienten noch die meisten Zeichengruppen zur unmittelbaren Bezeichnung von Gegenständen, wie Mann, Frau, Fluß, Haus usw., doch wurden schon viele phonetisch gelesen und bedeuteten Silben. Erst die indogermanischen Perser haben schließlich aus ihr eine wenn auch nicht vollständige Lautschrift gemacht. Auch die Schrift der alten Ägypter war eine reine Bilderschrift, in der die Sonne durch einen Kreis mit einem Punkte darin, wie bei den Chinesen, ein Ochse, ein Stern, ein Paar Sandalen durch die betreffenden Gegenstände dargestellt wurden. Doch hatte sich daraus bereits zu Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. eine Silbenschrift entwickelt. Aber

selbst als sie zu einer Lautschrift geworden war, konnte sie sich noch nicht ganz von der alten Bilderschrift losmachen, sondern brauchte dieselbe noch neben der Lautschrift weiter. Während das den Umriß des Mundes mit den Lippen darstellende Zeichen  in der Wortschrift ro „Mund“ zu lesen war, bedeutete es später in der Lautschrift nur r, es war ein Buchstabe geworden. Ob es nun als Wort oder als Buchstabe zu lesen war, das ergab sich aus dem Zusammenhang. In gleicher Weise wurde das Haus durch einen einfachen Grundriß desselben  gegeben, und durch 1, 2 oder 3 darüber gestellte Striche wußte der ägyptische Schreiber bei jedem Gegenstand, bei dem es darauf ankam, auszudrücken, ob das Wort in der Einzahl, Zweizahl oder Mehrzahl gemeint war. Verwendete man aber beide Bilder  als Lautzeichen, so blieb ihnen nur der Anlaut und sie ergaben zusammen die Silbe p-r = per. Da nun aber im Altägyptischen, wie im Chinesischen, eine Wurzel per verschiedenerlei bezeichnen konnte, so mußte, wenn es in einem bestimmten Falle gerade „herausgehen“ bezeichnen sollte, wiederum, wie im Chinesischen, ein entsprechendes „Deutbild“ oder Determinativzeichen hinzutreten, welches den Sinn des Wortes auf den einer Bewegung beschränkte. Das taten zwei schreitende Beine auf einfache Weise, und so schrieb man denn per in der Bedeutung von „herausgehen“ in folgender Weise:  .

Als man in Ägypten von der reinen Bilderschrift teilweise zur Silbenschrift überging, nahm man nur auf die Konsonanten Rücksicht So konnte das Bild der Löwenklaue (kme), da es die Konsonanten km andeutete, zugleich für keme (Ägypten), kom (Macht, Herr), koma (Höhe) stehen. Und als eine wirkliche Silben-, ja in gewissen Fällen schon eine Buchstabenschrift gewonnen war, indem man nur den ersten oder letzten Konsonanten eines Zeichens gelten ließ und dann diese Zeichen zu neuen Wörtern verband, wurde dieser aussichtsreiche Versuch bei der Zähigkeit, mit der man in Ägypten am Alten hing, nicht folgerichtig durchgeführt, indem, wie gesagt, immer noch die alten Wort- und Sinnzeichen weiter im Gebrauche blieben. Dabei bedurfte es besonderer, schwerfälliger Mittel, um beide zu unterscheiden. So kam es, daß nicht die Ägypter selbst, sondern benachbarte Völker die reine Buchstabenschrift erfanden, die die Mutter der europäischen Schriftsysteme wurde. Im Gegensatz zur chinesischen und babylonischen Schrift hat die ägyptische, soweit sie in den offiziellen Inschriften in Stein gehauen wurde, ihrer dekorativen Bestimmung wegen den bildlichen Charakter

niemals abgestreift. Als „heilige, in den Stein gemeißelte Zeichen“ nannten sie die Griechen Hieroglyphen, ein Ausdruck, den wir heute noch für sie gebrauchen. In dem Maße aber als diese Schrift für den täglichen Gebrauch mit der Rohrfeder und Tinte auf Papyrusrollen geschrieben wurde, wurden die einzelnen Bilder flüchtiger und nur in den wichtigsten Umrissen wiedergegeben, so daß man bald deren Herkunft aus Bildern nicht mehr herausgefunden hätte, wenn wir nicht die Übergänge zur Bilderschrift besäßen. Aus dieser kursiven oder Schreibschrift, die wir nach den als wichtigsten Trägern der Bildung und Wissenschaft sich ihrer hauptsächlich bedienenden Priestern als hieratische bezeichnen, entwickelte sich durch weitere Verkürzungen und Buchstabenverbindungen die später in den Kanzleien der griechisch-römischen Zeit gebräuchliche demotische oder Volksschrift, die noch viel weniger ihren Ursprung aus einer Bilderschrift erraten läßt.

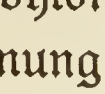
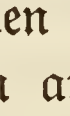
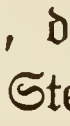
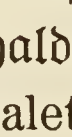
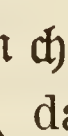
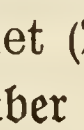
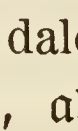
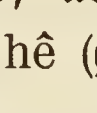
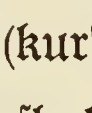
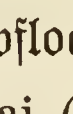
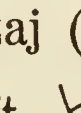
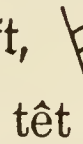
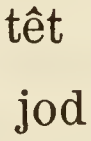
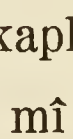
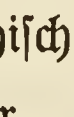
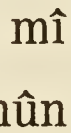
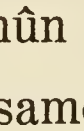
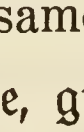
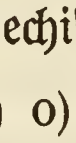
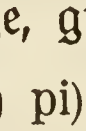
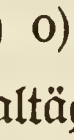
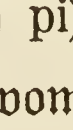
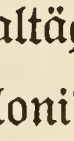
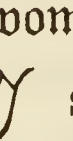
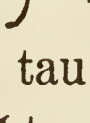
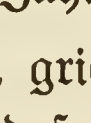
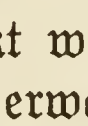
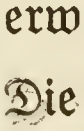
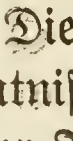
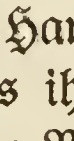
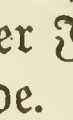
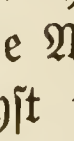
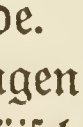
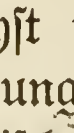
Da, wo ein bisher der Schrift unkundiges Volk in Nachahmung seiner Nachbarn, die bereits dazu gelangt sind, zum Aufschreiben seiner Sprache übergeht, ist es in der glücklichen Lage, von den bei den Nachbarvölkern gebräuchlichen Zeichen das Beste zu wählen und so eine neue Schriftart zu schaffen. So war es auch bei den Phönikiern, einem mit indogermanischen Elementen durchsetzten semitischen Volke, das einerseits wichtige Handelsverbindungen mit Babylonien, andererseits aber auch mit Ägypten besaß. Daher kam es, daß es zum Teil von der Keilschrift der ihm stammverwandten Chaldäer, zum Teil aber auch von der hieratischen Kursivschrift der Ägypter seine Silbenzeichen entnahm und daraus zu Beginn des letzten vorchristlichen Jahrtausends eine Silbenschrift für den eigenen Gebrauch schuf. Wie es in einer semitischen Sprache, welche die Konsonanten als die eigentlichen Träger der Bedeutung eines Wortes behandelt und durch die Vokale nur Schattierungen und Ableitungen dieser Grundbedeutung ausdrückt, gegeben war, wurden darin nur die Konsonanten einer Silbe bezeichnet, die Vokale aber dem Leser zur Ergänzung überlassen. Um nun aber auch die Art der Vokale auszudrücken, da man sich ja hier ohne Deutbilder behelfen mußte und dabei trotzdem den engern Sinn des betreffenden Wortes wiedergeben wollte, schuf man zu den Zeichen der Konsonanten auch solche für die Vokale. So entstand schließlich ein Alphabet von 16 Konsonanten und 4 Vokalen, also insgesamt von 20 Buchstaben. Dieses begann mit aleph (Rind, griechisch alpha), entstanden aus dem chaldäisch-babylonischen  alpu (Rind), dem man noch deutlich seine Abstammung vom

Bild eines Kopfes vom Rind mit den Hörnern und Ohren ansieht  bêt (Haus, griechisch beta) vom chaldäischen  bîtu (ebenfalls Haus, im Sinne von Mondstation, es war dies also ein astronomisch-astrologischer Ausdruck der sternkundigen Babylonier, so daß wir annehmen können, daß vermutlich auch der Stierkopf des alpu Bezug nahm auf das Sternbild des Stieres),  gîmel (griechisch gamma) vom chaldäischen  gimlu (Stern Aldebaran im Sternbild des Stieres),  dalet (Türe, griechisch delta) vom chaldäischen  daltu (ebenfalls Türe, aber im Sinne der linken Hälfte des Tores der Milchstraße),  hê (griechisch eta, woraus unser E wurde) aus dem altägyptischen  (kursiv) hê als dem Zeichen des Himmelsgitters,  wau (Zeltpflock, griechisch bau) aus dem altägyptischen der Kursivschrift,  zaj (Waffe, griechisch zeta) aus dem altägyptischen der Kursivschrift,  chêt (Zaun, griechisch eta) aus dem altägyptischen ḥ,  têt (Schlinge, griechisch theta) aus dem altägyptischen ṭ,  jod (Hand, griechisch ióta) vom babylonischen  idu (Hand),  kaph (griechisch kappa),  lamed (Ochsenstecken, griechisch lambda),  mî (Wasser, griechisch mŷ) vom babylonischen  mi (Wasser),  nûn (Fisch, griechisch nŷ) vom babylonischen  nûnu (Fisch),  samek (griechisch sigma) vom altägyptischen  s,  ajin (Auge, griechisch o) vom babylonischen inu (Auge),  pê (Mund, griechisch pi) vom altägyptischen  p,  oder  rêsch (Kopf, griechisch rô) vom babylonischen  rîsu (Kopf) oder ägyptischen  r,  schîn (Zahn, griechisch san) vom altägyptischen  sch,  tau (Kreuz, griechisch tau) vom altägyptischen  . Doch muß bemerkt werden, daß die Herkunft dieses letzteren, wie auch mancher der hier erwähnten Buchstaben nicht ganz sichergestellt ist.

Die regen Handelsverbindungen der alten Phönikier brachten die Kenntnisse dieses ihres Alphabetes nach Osten und Westen, so daß es in der Folge die Mutter fast aller Alphabete der neueren Kulturvölker wurde. Zunächst übernahmen es die übrigen semitischen Völker mit geringen Änderungen und bildeten daraus das aramäisch-syrische, das hebräische, arabische und himjaritische oder südarabische Alphabet. Das

arabische Alphabet wurde dann mit unwesentlichen Veränderungen auch zum Schreiben des Persischen, Afghanischen, Hindustani, das jetzt die verbreitetste Sprache in Ostindien ist, ebenso des Türkischen benutzt. Aus dem späteren syrischen Alphabet ging das uigurische, aus diesem das Mandschu- und aus diesem das mongolische Alphabet hervor. So ist das phönikische Alphabet bis zum äußersten Nordosten Asiens gedrungen. Vom himjaritischen Alphabet stammen das äthiopische, libysche und andere semitische Alphabete Nordafrikas ab. Aus einer alten Form des aramäisch-syrischen entstand schon früh die Zend- und Pehlewischrift Irans, und wahrscheinlich stammt auch das alte Sanskritalphabet, in seiner gangbarsten Form Devanâgari genannt, von ihm ab. Die älteste Sanskritschrift wurde dann ihrerseits die Mutter des Pâlialphabetes der Buddhisten und der meisten für die jetzigen Sprachen Indiens üblichen Alphabete, wie Bengali, Gudscherati, Telugu, Kana-

	Phönik.	Altgriechisch Ost-	Altgriechisch West-	Alt-römisch	Latein.
1		A	A A	A A	A
2	9 9	B	B 8	B B	B
3	7 7	Γ Λ	Γ 1	C C	C
4	9 9	Δ	Δ	D	D
5	3	3	F 3	E II	E
6	7		F 7	F I'	F
7	7 7	Γ Λ	Γ 1	C C	G
8	B	B H	B	H	H
9	2 2	I	5 5	I	I
10	3 4	K	K K	K	K
11	L L 6	⋀ Λ	⋀ 1	L L	L
12	4 4 4	M M	M M	M	M
13	4 4	M N	M 4	N	N
14	O U	O	O	O	O
15	7	Γ Π	Γ 7	Γ P	P
16	9 V	Q	Q	Q	Q
17	9 9	P R	P 9	R R	R
18	2 K	{ 5	{ }	} { 5 S	S
19	h +	T	T	T	T
20		V Y	V Y	V	U
21				V	V
22		X	X	X	X
23		V Y	V Y	Y	Y
24	Z	I	I	Z	Z

Bild 41. Die Entwicklung unserer Schrift aus der phönikischen.

resisch, Malajalim, Sindhi usw., ja sie gelangte mit dem Buddhismus nach Tibet, Korea, nach dem Festland und den Inseln Hinterindiens, wo sie freilich am stärksten verändert wurde. Bei allen ihren Umwandlungen hat die phönikische Schrift auf ihrer Wanderung nach Osten die Eigentümlichkeit beibehalten, vorzugsweise die Konsonanten zu bezeichnen und die Vokale nur durch Beifügung von Strichen, Punkten oder sonstigen untergeordneten Zeichen auszudrücken. Dagegen wurde sie bei ihrem Vordringen nach Westen, nach Europa, alsbald zur reinen Lautschrift entwickelt, in der die Vokale ebensogut besondere Zeichen wie die Konsonanten erhielten.

Daß das griechische Alphabet aus Phönikien stammt, berichten uns nicht nur die Griechen selbst, sondern dafür sprechen auch die echt phönikischen Namen der griechischen Buchstaben, wie wir sie vorhin erwähnten — daher unsere Bezeichnung Alphabet von den beiden ersten Buchstaben des griechisch-phönikischen Alphabetes, die alpha α, beta β lauteten — und die Form der ältesten griechischen Schriftzeichen. Gleich bei der ersten Herübernahme der phönikischen Schrift wurden vier phönikische Zeichen für im Griechischen nicht vorkommende Laute in die Vokalzeichen A, E, I, O verwandelt, denen man ein wahrscheinlich neuerfundenes Zeichen Y oder V zum Ausdruck des u (ü) hinzufügte. So entstand ein Alphabet von 23 Zeichen, das mit Y endigte. Der phönikische Ursprung des ältesten griechischen Alphabets zeigt sich ferner noch darin deutlich, daß es in der ältesten Zeit wie die semitischen Alphabete von rechts nach links oder abwechselnd von rechts nach links und dann von links nach rechts, in der sogenannten Furchenschrift geschrieben wurde. Letzere Schreibweise wird griechisch bustrophedon, d. h. ochsenwendig genannt, weil dabei die Zeilen gleich den Ochsen beim Pflügen, einmal von der Rechten zur Linken, dann von der Linken zur Rechten gehen. Später schrieb man dann fast ausschließlich von links nach rechts. Schon früh wurden jedoch am ältesten griechischen Alphabet noch weitere Änderungen vorgenommen. Zunächst wurden hinter *Y* noch die Zeichen *X*, Φ, Ψ hinzugefügt, welche die Ostgriechen zur Darstellung der Laute kh (jünger ch), ph (jünger f), ps, die Westgriechen aber, die von der Stadt Chalkis bei Euböa das Alphabet erhalten haben sollen, zur Darstellung von x (ks), ph (f), kh (ch) verwendeten. Weiter regte sich bei den Ostgriechen das Bedürfnis nach einer Bezeichnung der gedehnten Vokale, und so wurde aus dem alten „Hauch"zeichen das Zeichen für langes e, *H*, aus dem Zeichen für kurzes o durch Anhängung zweier Haken das Zeichen für

langes o, Ω, gewonnen. Zahlreiche kleinere lokale Verschiedenheiten im Gebrauch und in der Form der Buchstaben bei den verschiedenen Stämmen Griechenlands müssen hier übergangen werden. Wichtig war, daß die Athener in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. das ionische Alphabet von 24 Zeichen, also ein ostgriechisches Alphabet, bei sich einführten, ein Beispiel, dem bald die übrigen Griechen nachfolgten, so daß sich diese Schreibweise bei den Griechen bis heute erhielt.

Zu einer Zeit — um 700 v. Chr. —, als noch west- und ostgriechisches Alphabet nebeneinander im Gebrauch waren, übernahmen die Etrusker, Latiner und andere Völker Italiens ihre Alphabete von der westgriechischen Schrift der in Unteritalien angesiedelten Griechen. Das älteste Alphabet der Latiner (Bewohner von Latium) und speziell der aus ihnen hervorgegangenen Römer bestand in seiner gewöhnlichen Form aus 20 Zeichen. Diese wurden in der damals noch üblichen Bustrophedonschreibung (also abwechselnd nach links und rechts) geschrieben. H hatte seine Bedeutung als Hauchlaut, X als x (ks) behauptet, auch die zwei K-Laute, K und Q, waren erhalten geblieben. Für f wurde nach griechischem Vorgange FH geschrieben, welches das stimmlose Digamma bezeichnete und das man später in F abkürzte. Daß man zur Bezeichnung des K-Lautes C neben K stellte, beruht wahrscheinlich auf etruskischem Einfluß, J und V, die bei den Griechen nur silbische Vokale bezeichneten und von denen das letztere bei den Westgriechen damals noch u (nicht ü) gesprochen wurde, bekamen daneben auch den Wert von unsilbischen Lauten (j und w). Ferner wurde das Z verdrängt und seine Stelle nahm das aus C umgebildete G ein. Aber ums Jahr 100 v. Chr. wurden aus dem griechischen Alphabet Y (mit dem Lautwert ü) und Z aufs neue eingeführt und an den Schluß des Alphabets gestellt, das nun aus 23 Buchstaben bestand.

Mit dem Christentum und der römischen Kultur fand das lateinische Alphabet seit dem Beginn des Mittelalters bei der großen Mehrzahl der europäischen Völker Eingang. Wo sich frühere Schriftarten vorfanden, verdrängte es dieselben. Diese früheren Schriftarten, nämlich die als Runen bezeichneten alten Alphabete der Germanen, dann auch der Gallier und Walliser in England (Ogam) sind übrigens, wie die neuern Forschungen lehrten, ebenfalls Ableitungen aus dem lateinischen oder griechischen Alphabet. In späterer, bereits christlicher Zeit aus dem griechischen Alphabet zurechtgemachte Schriften sind die gotische, die von Wulfilas (= Wölflein), dem Verfasser der gotischen Bibelüber-

setzung, im 4. Jahrhundert, herrührt, die armenische und georgische, die koptische in Ägypten und die cyrillische in den slawischen Ländern. Letztere, vom Slawenapostel Cyrillus im 9. Jahrhundert herrührend, ist die Mutter der russischen Schrift, die auch bei den meisten südslawischen Völkern im Gebrauch ist.

Die lateinische Schrift — in ihrer heutigen Form auch Antiqua genannt — durchlief bei ihrer Fortentwicklung zunächst bei den Römern selbst, dann bei den späteren Kulturvölkern des Abendlandes mannigfache Stufen. Auf ihr beruht die gegen das Ende des 13. Jahrhunderts aufgekommene sogenannte gotische oder Frakturschrift, die ehemals im ganzen Abendlande verbreitet, jetzt nur noch in Deutschland, Dänemark und Schweden in weiteren Kreisen herrscht. Die den alten lateinischen Formen wieder angenäherte Schriftform der Antiqua, wie sie namentlich in Italien, Frankreich, England, Portugal und Spanien und deren Ablegern in Amerika längst durchgedrungen ist, unterscheidet sich von der alten Form besonders durch die Spaltung der lateinischen Buchstaben I und V einerseits in I und J, andererseits in V, U und W; hinzu kamen ä, ö, ü als Umlaute von a, o, u. In Deutschland befürworteten im 19. Jahrhundert besonders J. Grimm und seine Schüler die Annahme der Antiqua an Stelle der bis dahin üblichen gotischen Schrift, und es wird jene jetzt hauptsächlich in der wissenschaftlichen Literatur, häufig aber auch schon in der Belletristik und teilweise bereits in der Tagespresse angewendet. Dem Durchdringen der Antiqua bei uns steht vielfach das Vorurteil im Wege, als sei die gotische Schrift von Haus aus eine Eigentümlichkeit der Deutschen gewesen, was aber, wie wir sahen, durchaus unrichtig ist.

Während die Chinesen und Japaner mit Pinsel und Tusche schreiben, bedienten sich die alten Ägypter des harten, aber zerfaserungsfähigen Binsenstengels zum Schreiben mit ihrer schwarzen und farbigen Tinte. Die Keilschrift der Babylonier entstand dadurch, daß sie die Bilderschrift mit Hilfe eines Griffels in weichen Ton eindrückten, der nachher hart gebrannt wurde. In Indien, wie in Ostasien, wurde die Schrift vielfach auf Palmblätter oder Bambustafeln, im Orient auch auf weichen Stein geritzt. Die Römer schrieben mit dem stilus genannten Metallgriffel auf mit Wachs überzogene hölzerne Täfelchen, die zu zwei (Diptychon) oder drei (Triptychon) zum Zusammenklappen aneinander befestigt waren, außerdem wie die Griechen mit der in Ägypten aufgekommenen Rohrfeder (calamus) mit Tinte (atramentum von ater schwarz) auf Papyrus, der seit der Zeit Alexanders des

Großen in Menge aus Ägypten ausgeführt wurde. Als zur Ptolemäerzeit die Ausfuhr des Papyrus aus Ägypten untersagt wurde, begann man in Pergamon das längst bekannte Schreiben auf feingegerbten Häuten verschiedener Tiere zu bevorzugen und diese Häute (membrana oder charta pergamena) in vorzüglicher Güte herzustellen. Wegen seines hohen Preises kam indessen das Pergament nicht in allgemeinen Gebrauch, sondern man blieb nach wie vor beim Papyrus, aus dem dann unsere Bezeichnung Papier hervorging. Dieses wurde gerollt und die einzelnen Schriftrollen waren die „Bücher", libri, wie die Römer sagten, von liber Bast, weil das älteste Schreibmaterial derselben präparierter Baumbast gewesen war, wie bei den alten Germanen Buchenstäbe, auf die die Runen eingeritzt wurden. Daher noch unsere Bezeichnung Buchstabe und Buch. Vom Ende des 3. Jahrhunderts an wurde für die Dokumente von Papyrus die Rollenform aufgegeben und dafür die Buchform, der sogenannte Codex, eingeführt, die auch für das Pergament Geltung erhielt. Dabei wurden die längeren Streifen des Schriftmaterials nach Art einer spanischen Wand zusammengefaltet und mit festen Schutzdecken versehen. Diese sogenannten libri plicati sind die unmittelbaren Vorläufer unserer aus Bogen zusammengefalteten und dann eingebundenen Bücher. Die bei uns meist aus Pergament hergestellten Bücher waren im Mittelalter noch sehr selten und wurden in den Klöstern geschrieben, gemalt und gebunden. Sie wurden damals noch liegend aufbewahrt und, um sie, die eigentliche Kostbarkeiten darstellten, zu schützen, versah man sie mit Ecken, Mittelstücken und Knöpfen von Metall. Außer den erläuternden bunten Malereien im Text waren besonders die Anfangsbuchstaben der einzelnen Abschnitte rot bemalt und hübsch verziert. Da man dazu die rote Mennige (minium) benutzte, nannte man diese Art Malerei Miniaturmalerei.

Im 9. Jahrhundert wurde dann vom Orient her das von den Chinesen erfundene Baumwollenpapier zum erstenmal nach Europa gebracht. Da es natürlich auch recht teuer bezahlt werden mußte, konnte es keine große Bedeutung erlangen. Erst als das ebenfalls in Ostasien erfundene Leinenpapier vom Morgenlande aus nach Europa übertragen wurde und nun zahlreiche Papiermühlen entstanden, war ein billiger Schreibstoff gefunden, dessen Vorhandensein von größtem Einfluß auf den geistigen Aufschwung ums Jahr 1200 war. Die schon im 4. Jahrhundert n. Chr. erfundene Galläpfeltinte hat wohl auch erst damals größere Verbreitung erlangt und verdrängte mehr und mehr

die bis dahin übliche Tinte aus Ruß und Gummilösung, ebenso verdrängte die Gänsefeder im Abendlande allmählich das Schreibrohr, während es im Orient als Kalam (von calamus) bis auf den heutigen Tag im Gebrauch blieb. In Europa aber erfuhr die Schreibkunst ihre höchste Entwicklung als gegen Ende des 18. Jahrhunderts Alois Senefelder in München, der Erfinder des Steindrucks, auf die Idee kam, stählerne Schreibfedern aus einer Taschenuhrfeder zurechtzuschneiden, die dann auf einen Griffel aufgesteckt und zum Schreiben auf Lithographiesteinen benutzt wurde. Zwar hatten schon die Römer aus einem dünnen Kupfer- oder Bronzeblech [geschnittene und dann aufgerollte Federn gekannt, die dauerhafter als die Rohrfedern waren, aber keine Elastizität besaßen und deshalb im Mittelalter, als die Vogelkielfeder aufkam, in Vergessenheit gerieten. Die englischen Fabrikanten von Uhrfedern und Krinolinenreifen machten nach Senefelders Vorbild die ersten Stahlschreibfedern zum Schreiben auf Papier. Ihre fabrikmäßige Herstellung begann aber in England erst 1830 und in Deutschland 1856. Seit 1824 waren auch Goldfedern im Gebrauch.

Ganz selbständig entwickelten sich die Ritz- und Malschriften der alten Azteken in Mexiko und der Maya in Yukatan. Als Schreibstoff benutzten sie außer Hirschleder eine Art Papier, die erstere aus einem beiderseits mit dünnen Membranen von Hirschleder beklebten Faserstoff der Magueypflanze (Agave americana) gewannen, letztere dagegen aus dem Bast einer Ficus-Art herstellten, indem sie diesen mit Harz tränkten und mit Gips bestrichen. Von den Vereinigten Staaten Amerikas kam dann die Schreibmaschine vor wenig mehr als einem Menschenalter zu uns, um heute auch bei uns eine fast so große Ausdehnung wie in der Union zu erlangen.

Da, wo eine Schriftsprache ausgebildet ist, wurden früh auch Abkürzungen gebräuchlich, aus denen sich schließlich eine heute als Stenographie bezeichnete Kurzschrift entwickelte. Schon die alten Griechen kannten und übten eine solche, welche sie Tachygraphie, d. h. Schnellschrift, nannten. Eine Anweisung dazu fand man auf der Akropolis in Athen auf einer Marmorplatte eingehauen. In dieser ums Jahr 350 v. Chr. geschriebenen Kurzschrift wurden die Vokale durch Abstriche dargestellt, während die Konsonanten durch horizontale, in verschiedener Stellung und Richtung an die Vokalstäbe angesetzte Striche bezeichnet waren. Reste der nachchristlichen griechischen Tachygraphie, die zuerst in den um 164 n. Chr. geschriebenen Werken des griechischen Arztes Galenos erwähnt wird, haben sich in Inschriften, auf Wachs-

tafeln und Papyrusurkunden namentlich des helleniſtiſchen Ägypten gefunden. Eine Fortbildung dieſer Schrift iſt die ſogenannte byzantiniſche Tachygraphie, die uns in mehreren Codices aus dem 10. und 11. Jahrhundert erhalten iſt. Die römiſche Tachygraphie hat ſich nach der Tradition aus den notae (vermutlich Abkürzungen der gewöhnlichen Schrift) eines Ennius entwickelt und iſt von Tullius Tiro, dem Freigelaſſenen und Sekretär Ciceros, und anderen — beſonders einem gewiſſen Seneca, nicht zu verwechſeln mit dem berühmten Philoſophen gleichen Namens, der als Lehrer und Erzieher des Kaiſers Nero bekannt wurde — ſeit dem 1. Jahrhundert v. Chr. ausgebildet worden. Dieſe ſogenannten „Tironiſchen Noten“ (vom lateiniſchen nota, Zeichen im Sinne von Wortſiegel) wurden in der römiſchen Kaiſerzeit viel gebraucht und ſogar in den Schulen gelehrt. Eine erneute Pflege fanden ſie in den Kanzleien der merowingiſchen und karolingiſchen Könige. Im 9. bis 11. Jahrhundert entwickelten ſich daraus Silbenſchriften, unter denen man eine italieniſche, fränkiſche und ſpaniſche Silbenſchrift unterſcheidet. Erſtere hat Papſt Silveſter II. (Gerbert) in Briefen und Bullen angewandt, letztere iſt unter dem Namen Madrider Noten bekannt.

Seit dem 11. Jahrhundert verlor ſich nun die Kenntnis der antiken Kurzſchrift. An ihre Stelle trat im ſpäteren Mittelalter ein ausgedehntes Abkürzungsſyſtem der gewöhnlichen Schrift, das auch von den Geſchwindſchreibern des Reformationszeitalters bei Nachſchriften von Reden benutzt wurde. Nachdem dieſe Kürzungen durch den Buchdruck beſeitigt worden waren und die Geheimſchriften, ſowie das wiedererwachende Studium der Tironiſchen Noten in der ſpäteren Reformationszeit zur Schaffung einer beſonderen Kurzſchrift für die inzwiſchen zu Schriftſprachen herangewachſenen modernen Sprachen angeregt hatten, entſtanden in dem politiſch und ſozial vorgeſchrittenen England im Zeitalter der Königin Eliſabeth die erſten modernen Kurzſchriftſyſteme. Die erſte moderne ſtenographiſche Buchſtabenſchrift, in welcher die Wortbilder aus dem Alphabet nach beſtimmten Schreibregeln gebildet werden, ſchuf John Willis 1602. Dieſer war zugleich der Begründer der geometriſchen Kurzſchrift, die dann von Maſon 1672 und Gurney 1753 weitergebildet wurde. Später hat dann John Byrom die engliſche Stenographie verbeſſert und Tylor 1786 vereinfacht, ſo daß ſie um die Wende des 19. Jahrhunderts auch auf andere Sprachen, ſo 1792 von Bertin aufs Franzöſiſche und 1809 von Amanti aufs Italieniſche übertragen wurde. In Deutſchland wurde dieſes engliſche geometriſche Syſtem durch das von Gabelsberger 1817 erfundene und 1834 ver-

öffentlichte graphische oder kursive System der Kurzschrift verdrängt. Nach ihm hat dann Stolze 1841 ein anderes System veröffentlicht, das 1872 als neustolzesche Stenographie vereinfacht wurde.

Vom lateinischen nota „Zeichen" stammt unsere Bezeichnung für die Noten, die zum Aufzeichnen von Melodien schon von den alten Griechen angewandt wurden. Ihre Notenzeichen waren teils unveränderte, teils verstümmelte und verdrehte Buchstaben des griechischen Alphabets, und zwar hatten sie verschiedene Noten für Gesang und Instrumentalmusik. Die sogenannten Tongeschlechter der Griechen waren nicht harmonische Unterscheidungen von Tönen wie die unsrigen (Dur und Moll), sondern melodische und bezogen sich lediglich auf eine Veränderung der Stimmung der beiden mittleren Töne des dorischen Tetrachords. Die Musik der Griechen war entweder nur Gesang, und zwar durchaus nur einstimmiger, oder Gesang mit Begleitung eines Instruments — besonders kithara (Leier) und aulós (eine Art Schalmei, Vorläufer der Hoboe) — oder Solospiel auf einem Instrument oder Zusammenspiel mehrerer Instrumente, alle diese Arten im Einklang (unisono) oder in der Oktave. Die Gesänge der alten epischen und lyrischen Dichter wurden vom Spiele der Kithara begleitet, die Dithyramben und Gesänge der Tragödie dagegen von einem aulós. Bei den pythischen Spielen fanden Wettkämpfe im Solospiel von Kithara und aulós sehr früh Aufnahme. Die Dichterkomponisten gaben ihren nómoi genannten Weisen besondere Namen, wie im Reformationszeitalter die deutschen Meistersinger. Schon damals wurden zahlreiche musiktheoretische Abhandlungen geschrieben, von denen die leider nur zum kleinsten Teil erhaltenen Schriften des Aristotelesschülers Aristoxenos über Harmonik und Rhythmik die wichtigsten sind. Die griechische Buchstabentonschrift erhielt sich in den Traktaten der Musiktheoretiker bis ins 10. Jahrhundert n. Chr.; doch wurde sie vom 8. Jahrhundert an immer mehr von der Neumenschrift verdrängt, die im kirchlichen Ritualgesang das Tonbild selbst über den geschriebenen Worten durch allerlei der sprachlichen Stenographie ähnliche Zeichen wiederzugeben versuchte. Die zierlichen Striche, Häkchen und Punkte vergröberten sich im Laufe der Jahrhunderte zu nagel- und hufeisenartigen Gestalten, besonders seit man anfing, die Tonhöhenbedeutung der Neumen durch eine Linie, die f-Linie, zu fixieren. Guido von Arezzo, einem aus der Umgebung von Paris gebürtigen Franzosen (990—1050), der als Benediktinermönch zuerst nach Ferrara und später nach Arezzo kam, verdanken wir den genialen Ausbau der

Notenschrift als Neumen auf Linien, mit welcher Neuerung, die den letzten Rest von Undeutlichkeit der Tonhöhenbedeutung beseitigte, er zuerst großen Anstoß erregte, 1026 aber die Approbation des Papstes Johann XIX. fand. Auch die Solmisation, der Kern der spätmittelalterlichen Musiktheorie, ist auf ihn zurückzuführen. Der letzte Ausbau der Notenschrift, besonders bezüglich der scharfen Bestimmung des

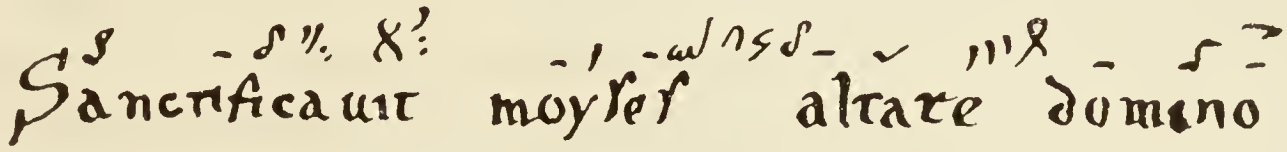


Bild 42. Geistliches Lied mit Neumen aus einem Codex des Klosters St. Gallen des 10. Jahrhunderts.

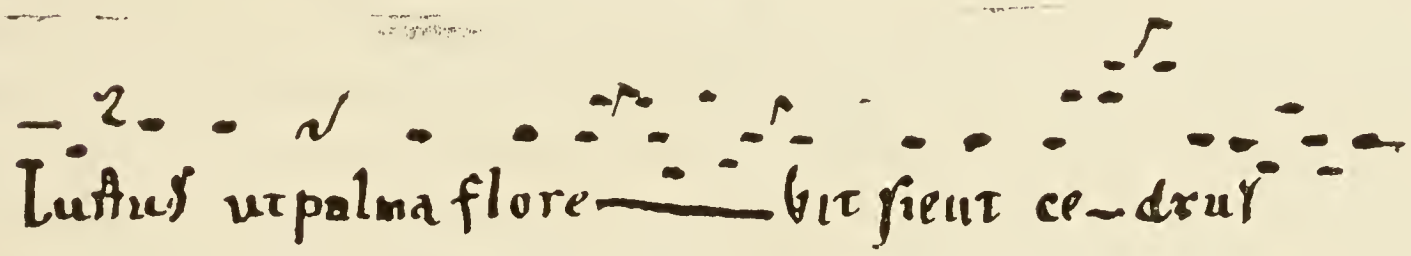


Bild 43. Neumen auf einer geritzten Linie aus einem Graduale des 11. Jahrhunderts von Albi.

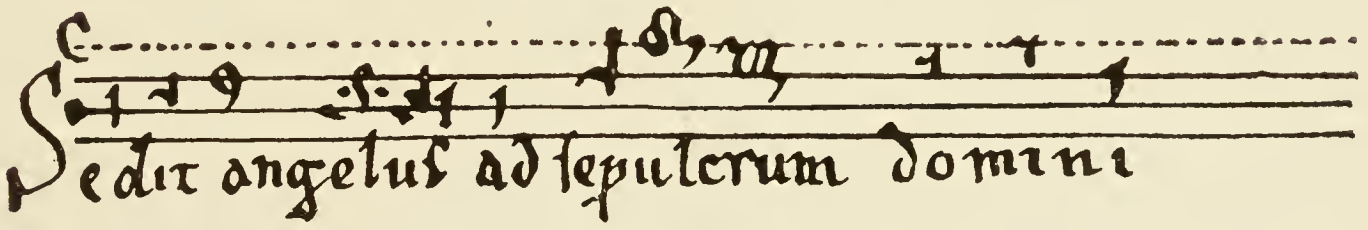


Bild 44. Neumen auf vier Linien aus einem Graduale des 12.—13. Jahrhunderts.

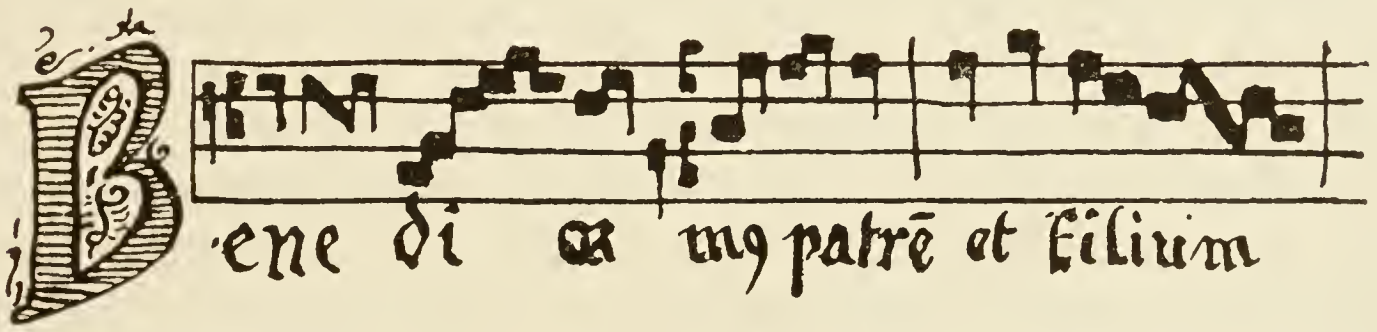


Bild 45. Auf Linien gesetzte Neumen mit Notenkörpern seit dem 12. Jahrhundert.

dem melodischen gleichwertigen rhythmischen Elements erforderte noch die Geistesarbeit von Jahrhunderten, konnte aber mit der Einfügung des Taktstriches im 16. Jahrhundert als abgeschlossen gelten, da die noch weiter folgenden Veränderungen der Notenschrift teils nur praktische Vereinfachungen, teils nur Umgestaltungen der Form, nicht aber des Wesens derselben, und Ausführungen im Detail sind.

Wie für die Laute und Töne hat man auch zum Ausdrücken der Zahlen schriftliche Zeichen erfunden. Ein sehr naheliegendes Hilfs-

mittel für diesen Zweck besteht in der Benutzung der Buchstaben des Alphabets in ihrer Reihenfolge, wie dies bereits die Semiten, unter ihnen auch die Juden und Phönikier taten. Von letzteren übernahmen die Griechen diese Art von Ziffern oder Zahlzeichen. Dabei benutzten sie, da es Ostgriechen waren, die dies zuerst bei sich einführten, die Buchstaben ihres jonischen Alphabets durch 3 Episemen oder Buchstaben eines älteren Alphabets, nämlich ϛ oder Vau, das hinter ε (5) als 6, ϟ oder Koppa, das als 90 hinter π (80), und ϡ oder Sampi, das als 900 hinter ω (800) gesetzt wurde. So schrieben sie die Buchstaben α, β, γ, δ, ε, ϛ, ζ, η, ϑ als Einer in der Bedeutung von 1, 2, bis 9, von da an ι, κ, λ, μ, ν, ξ, ο, π, ϟ als Zehner 10, 20, bis 90 und ϱ, σ, τ, υ, φ, χ, ψ, ω, ϡ die Hunderter 100, 200, bis 900. Ganz abgesehen von der großen Menge der Zeichen, hatte dieses System den Mangel, daß es die Entstehung des Vielfachen von 10 oder 100 aus diesen Zahlen verhüllte. Als man dann größere Zahlen zu schreiben begann, fing man an für 1, 10, 100, 1000 und 10000 verschiedene Zeichen zu benutzen, die man so oft als nötig wiederholte; damit aber der Wiederholungen nicht zu viele wurden, gab man auch den Zahlen 5, 50, 500, 5000 und 50000 eigene Zeichen. Hierher gehört das Ziffersystem, das auf älteren griechischen Inschriften im Gebrauch ist. Darin wurde die Einheit mit einem Strich I bezeichnet; für 5, 10, 100, 1000, und 10000 benutzte man die Anfangsbuchstaben der Zahlwörter Pente, Deka, Hekaton, Chilioi, Myrioi, und 50, 500, 5000 und 50000 wurden durch das Zeichen für 5 ausgedrückt, in das man die Zeichen für 10, 100, 1000 und 10000 einschrieb. Es ist also $I = 1$, $II = 2$, $\Gamma = 5$, $\Gamma III = 8$, $\Delta = 10$, $\Delta\Delta\Delta\Delta III = 43$, $H = 50$, $H = 100$, $H = 500$, $X = 1000$, $M = 10000$. Bei Anwendung dieses Verfahrens schreibt man die höhere Stufenzahl vor der niederen, also die Hunderter vor den Zehnern und diese vor den Einern. Davon findet sich im Ziffersystem der Römer eine Ausnahme. Dieses hat die einfachen Zahlen I = 1, V = 5, X = 10, L = 50, C (centum) = 100, IↃ oder D = 500, CIↃ oder M (mille) = 1000. Es ist also MDCCCLXII = 1862. Man setzt aber auch die niedere Zahl links vor die höhere, um anzudeuten, daß sie von der höheren abzuziehen ist: IV = 4, IX = 9, XL = 40, XC = 90. Abweichend sind im römischen Ziffersystem IↃↃ = 5000, CCIↃↃ = 10000, CCIↃↃↃ = 50000, CCCIↃↃↃ = 100000.

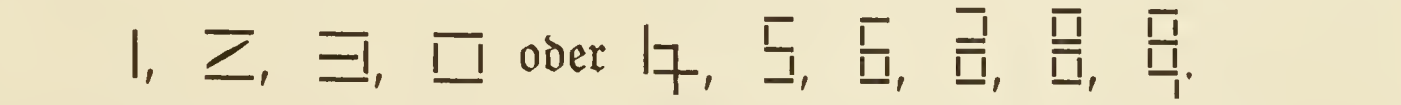
Ein anderes Verfahren besteht darin, durch unter oder über die Ziffern gesetzte Zeichen den Zahlwert derselben zu verdoppeln. Dies findet Anwendung bei den späteren griechischen Buchstabenziffern für

die Tausender, die durch dieselben Buchstaben wie die Einer, nur mit untergesetzten Strichen bezeichnet werden: $\alpha = 1000$, $\beta = 2000$ bis $\iota = 10000$ oder eine Myriade. Nach einem dritten Verfahren wird der Wert durch vorangestellte Ziffern vervielfacht. So bezeichnen z. B. Pappas und Diophant 2 Myriaden $= 20000$ durch $\beta M\upsilon$, während $\alpha M\upsilon\beta = 10002$ ist. Weiter ist zu erwähnen die schon im Mittelalter in Europa vorkommende Schreibweise in Spalten (Kolumnen), die mit I, X, C usw. überschrieben sind und in die man die Anzahl der Einer, Zehner, Hunderter usw. einträgt. Sind für eine Stufe keine Einheiten vorhanden, so bleibt die betreffende Stelle leer, so bedeutet:

C	X	I	
V	IV	II	= 542
V	IV		= 540
V		II	= 502
	IV	II	= 42.

Man bedurfte nur noch eines Zeichens für eine leere Stelle, nämlich der Null, um die Kolumnen entbehren zu können und die bei uns übliche Schreibweise zu erhalten, bei der jede Ziffer durch den Platz, den sie einnimmt, ihren Wert, den sogenannten Positions- oder Stellenwert, erhält. Die Erfindung der Null ist nun eine der größten Geistestaten der Rechenkunst, durch die das Dezimalsystem erst seinen wahren Wert beim Rechnen auf dem Papier erhielt. Wir verdanken sie, wie auch die „arabischen Ziffern", die wir so nennen, weil sie von den Arabern nach dem Abendlande gebracht wurden, den Indern. Aber schon das babylonische Ziffernsystem verwendete die Null, wenn auch nur in einem Falle, nämlich des ner; denn dieses wurde geschrieben als 60 mit einer höherstehenden 10. Auf die praktische Verwertung konnte indessen die babylonische Rechenkunst verzichten, da sie ja ihr Sexagesimalsystem hatte, in welchem die Null keine Rolle spielte und welche für das Rechnen durch ihre vielen Teileinheiten so viel größere Vorteile gegenüber der Null der Dezimalrechnung bot.

Die Inder setzten für die Null einen Kreis und für die einzelnen Zahlen so viel Striche, als dem Wert der Ziffer gleichkam, soweit nötig durch Verbindungsstriche zu einer Einheit verbunden:



Daraus wurde durch rasches Schreiben 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 und 9. Dieses äußerst praktische System nun, in welchem sich jede beliebig große Zahl durch die zehn Ziffern 0, 1—9 ausdrücken läßt, tritt in Indien zuerst im 5. Jahrhundert n. Chr. auf und gelangte von dort über Persien zu den Arabern, die sie nach Spanien und Süditalien

brachten. Dort lernten die Christen diese praktische Schreibweise für Zahlen kennen und verbreiteten ihre Kenntnis im Abendlande. Diese „arabischen Ziffern“ finden sich schon in Handschriften des 11. und 12. Jahrhunderts, doch zum Teil in Formen, die beträchtlich von den jetzigen abweichen und ohne die Null. Die Benutzung des Stellenwertes aber hat das christliche Europa hauptsächlich durch des Pisaners Leonardo Fibonacci 1202 erschienene Schrift des Abakus „liber abaci“ kennen gelernt. Bei den Griechen hieß nämlich das Brett zum Würfeln, zum Aufzählen der Rechensteine bei der Aufstellung einer Rechnung und zum Aufzeichnen mathematischer Figuren ábax, was als abacus von den Römern übernommen wurde. In Italien scheint das neue Ziffernsystem schon im 13. Jahrhundert von den Kaufleuten und Gelehrten benutzt worden zu sein, aber noch im 15. Jahrhundert findet man es in nicht mathematischen Schriften selten. Allgemeiner angewandt wurden diese neuen Ziffern in Schrift und Druck erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts. Mit den Ziffern kam auch das arabische Wort für die Null, sifr, französisch zéro, zu uns, das, im Laufe der Zeit seine Bedeutung ändernd, in „Ziffer“ überging.

Übrigens haben die mittelamerikanischen Mayas in Yukatan lange vor Ankunft der Spanier eine der unsrigen mindestens ebenbürtige, wenn nicht überlegene Zahlenschreibung erfunden. Ihr scharfsinniges Zahlensystem beruhte auf der Zahl 20, besaß ein Zeichen für Null und hatte den Zahlen einen Stellenwert gegeben, zwei Errungenschaften, die nicht einmal die Kulturvölker der Alten Welt im Altertum kannten. Mit ein paar Punkten und Strichen vermag man damit ganz gewaltige Zahlen auszudrücken.

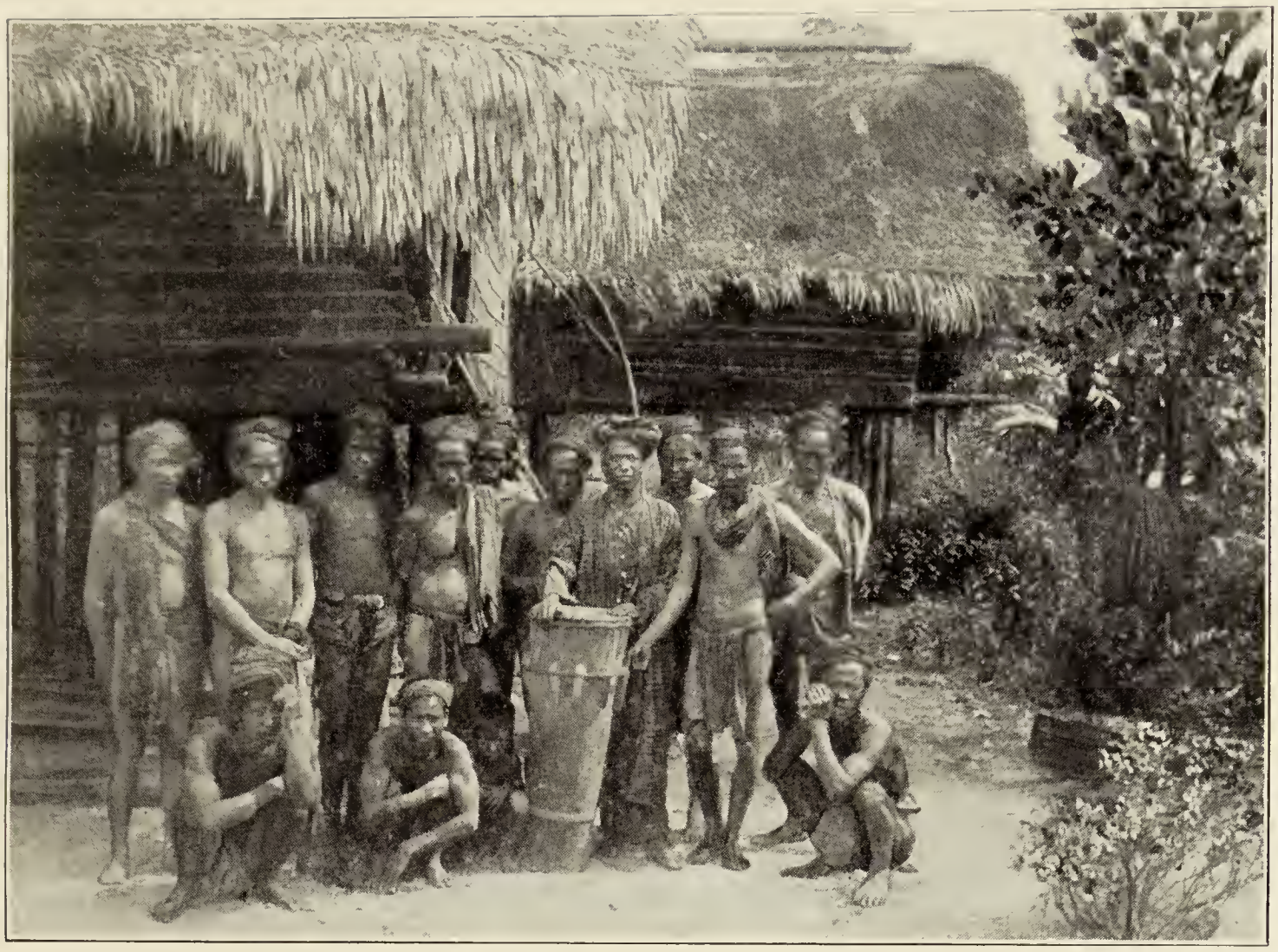
XXI. Spiel, Musik und Gesang.

Wie heute noch im Entwicklungsgange des Kulturmenschen das Spiel im Kindheitsstadium eine wichtige Rolle spielt, so war es auch im Leben der Völker in deren Kindheitsstadium von der größten Bedeutung, indem es die Vorübung für den Ernst des Lebens bildete. Die Kinderspiele sind ein wichtiger Teil der Selbsterziehung: in ihnen spiegelt sich bereits die künftige ernsthafte Betätigung des Menschen wieder. Die Spiele der Knaben stellen Jagd und Krieg dar, und ihr liebstes Spielzeug sind kleine Waffen und Steckenpferde, die der Mädchen aber beschäftigen sich mit ihrer künftigen Tätigkeit als Mutter und Hausfrau und drehen sich um Puppen, um Kochen, Waschen und andere häusliche Tätigkeiten, die sie der Mutter abgesehen haben. Wie beim Einzelindividuum ist auch bei den Völkern das Spiel älter als die Arbeit, und noch heute gibt es Naturvölker, die selbst ihren Acker im Rhythmus von Tanz unter Absingen von Liedern bestellen. Gespielt wird überall, aber die Lust daran ist wie bei den Einzelindividuen so auch bei den Völkern verschieden. So spielen die Kinder der Malaien im ganzen wenig, die der Dayaks aber gern und viel. Auch die Kinder der Neger, Papuas und Australier spielen sehr wenig, während die der Asiaten und Europäer dies gerne tun. Die Abneigung gegen Spiele deutet wohl im allgemeinen auf Frühreife, oft aber auch auf mangelnde Phantasie und fehlende Frische des Geistes. Bei manchen Völkern erwacht das Vergnügen am Spiel erst im erwachsenen Alter. So ist das bei uns fast nur noch von den Kindern betriebene Ballspiel bei den Eskimos, den nordamerikanischen Indianern und Australiern, bei letzteren auch die Versteckspiele, eine beliebte Belustigung der Erwachsenen. Schlag-

Bild 46. Primitive Puppe eines Eskimokindes.

ball wurde von den Indianern als heilige Zeremonie unter ganz ähnlichen Regeln wie unsere europäischen Schlagballspiele geschlagen. Bei den Malaien und Negern ist der Fußball sehr beliebt; bei ersteren besteht er aus einem losen Rotanggeflecht, bei letzteren aus einer Kugel von Gummi, wie ihn auch die Indianer Süd- und Mittelamerikas benutzten. Das seltsamste der amerikanischen Ballspiele war das Tlachtli der Azteken Mexikos, das innerhalb eines an den Enden, wo die Zuschauer standen, verbreiterten, von Mauern eingefaßten Platzes in der Weise gespielt wurde, daß die beiden Spieler den massiven Gummiball durch die schmale Verbindungsstraße in das feindliche Feld oder auf den Körper des Gegners zu schleudern suchten. Ganz geschickte Spieler suchten ihn sogar durch einen engen Steinring an der Seitenwand zu treiben. Und zwar wurde nicht mit der Hand, sondern mit der Hüfte, die zum Schutz gegen allzu heftigen Anprall ein Stück Hirschleder trug, aufgefangen. An den Händen aber trugen die Spieler, die sich beim Wurf bis an die Erde bücken mußten, Handschuhe.

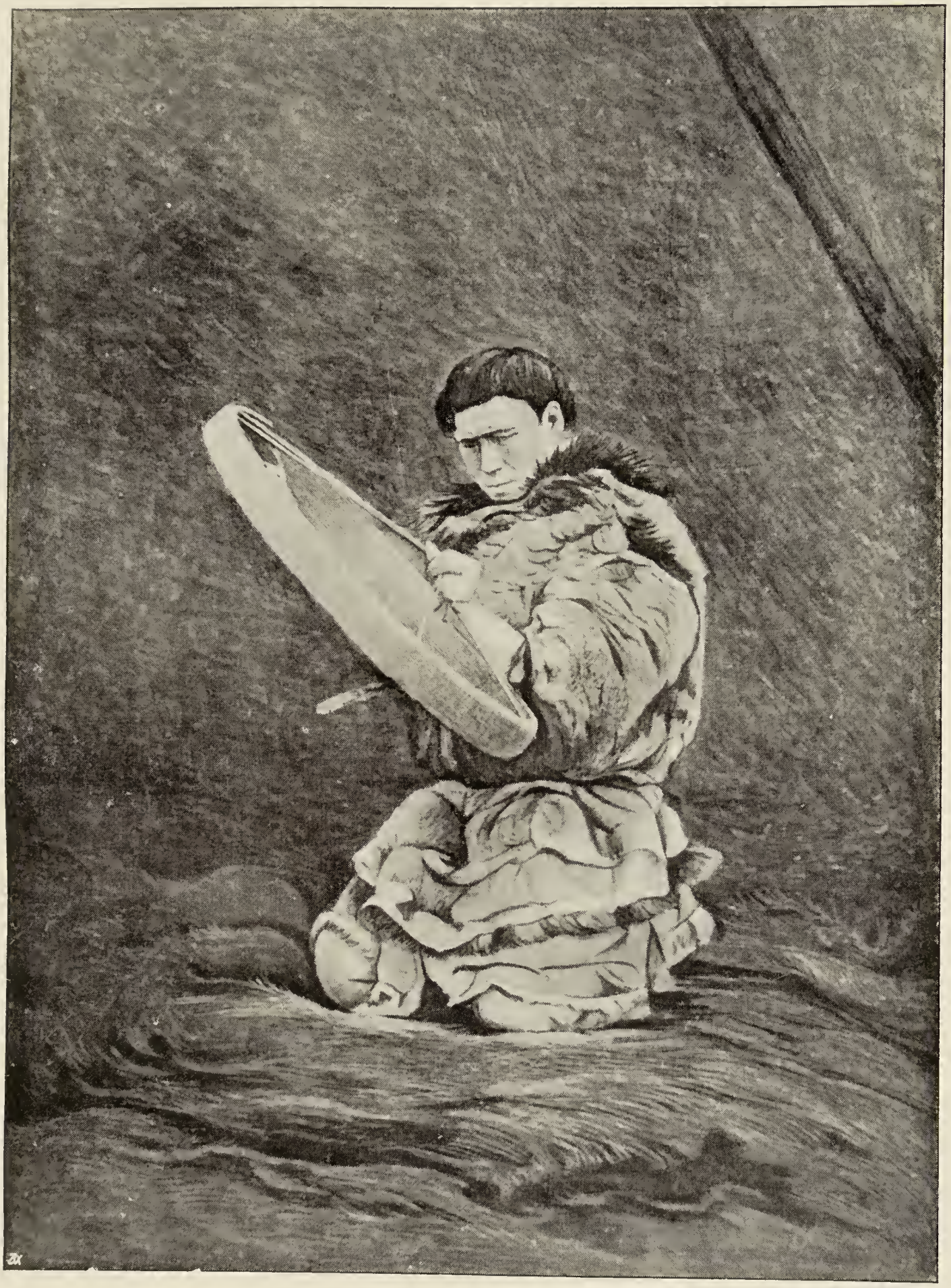
Von körperlichen Kampfspielen ist auch bei Erwachsenen der Ringkampf weit verbreitet, ebenso der Faustkampf und der Zweikampf in Waffen, das Schleudern von Steinen, Metallscheiben, wie des Diskos der alten Griechen, von Speeren und Pfeilen. Typisch dafür sind die Kampfspiele der alten Griechen und Römer, die sie besonders zu Ehren Verstorbener aufführten. Auch Schnellauf und Wettrennen oder Wettfahren mit Pferden waren schon bei den homerischen Griechen neben den vorgenannten Wettkämpfen sehr beliebt, wie uns beispielsweise die Leichenfeier von Achills Freund Patroklos im 23. Buche der Ilias dartut. Dabei wurden für die Gewinnenden allerlei Preise ausgesetzt. Dadurch sollte der Ehrgeiz noch mehr gestachelt werden, und bei den Spielenden erwachte die Leidenschaft nach raschem Gewinn und die Freude an der aufregenden Erwartung, die als angenehmer Nervenkitzel empfunden wird. Namentlich die Spiele, die weniger körperliche als geistige Anstrengung erfordern oder dem Zufall die Entscheidung überlassen, verfallen dann leicht einer Umbildung, die ihren ursprünglichen Charakter als harmloses Spiel völlig ändert. Dies ist besonders bei den die Leidenschaften aufs höchste erregenden Glücksspielen der Fall, die mit Spiel im eigentlichen Sinne des Wortes schließlich gar nichts mehr zu tun haben, wie die Hahnen-, Wachteln- und Grillenkämpfe. Bei diesen werden nicht die guten, sondern die schlechten Leidenschaften des Menschen aufs höchste erregt, so daß sie auf den Kulturfortschritt im ganzen höchst ungünstig wirken.



Dato Bate, das Haupt aller Orang Mamma, mit der Zaubertrommel und einigen seiner Untergebenen im Innern von Indragiri auf Sumatra.
(Nach Aufnahme von Gust. Schneider.)

Amulettschmuck tragende Balijungen mit Musikinstrumenten im Innern von Kamerun.

Siar-Mann (Neu-Mecklenburg) im Festschmuck mit einer Handtrommel.
(Nach einer im Besitz des Ethnographischen Museums in München befindlichen Aufnahme.)



Gong-Trommel der Korjaken-Schamanen in Sibirien, zum Zitieren der Geister beim Zaubern dienend.

Mit den zwei Eßstäbchen speisende Chinesen.

Auf der Straße mit rohen Steinchen Würfel spielende Chinesenkinder.

Erst wenn das Spiel sich in ernste Arbeit umsetzt und damit in den Dienst des Wirtschaftslebens tritt, oder wenn es sich zur Kunst umbildet und ideale Bestrebungen wachruft, verändert es sich zu seinem Vorteile und wird zu einem mächtigen Hebel der nach aufwärts gerichteten Entwicklung.

Zur Kurzweil sehr beliebt sind die weit verbreiteten Brettspiele, die bei Primitiven oft durch ein paar Reihen schnell in die Erde gegrabener Vertiefungen gebildet werden, ebenso die Abheb- und Fadenspiele, bei denen es gilt, eine zu einem Ringe geschlossene Schnur zwischen den Fingern zu allerlei Figuren zu verschlingen. Wir kennen solche von den Eskimos, aus Australien, Melanesien, Borneo, Java und Ostafrika. Den Kreisel finden wir, vermutlich durch die Europäer, über die ganze Welt verbreitet. Neben unserem Kegeltypus benutzen die Neger noch Scheiben- und Brummkreisel. Das bei uns zum „Waldteufel" der Buben herabgesunkene Schwirrholz dient den Primitiven zum Beschwören der Totengeister; ebenso finden die Stelzen bei ihren Zaubertänzen Verwendung, um den Tanzenden übermenschliche Größe zu verleihen. Sie sind nicht nur bei uns, sondern auch in West- und Ostafrika aus den Händen der Erwachsenen, die sie zu ernstem Tun verwendeten, in diejenigen der Jugend gelangt. Unser Domino finden wir auch bei kulturarmen Völkern wieder, so bei den Eskimos, die sich die einzelnen Spielsteine mühsam aus Walroßzahn schnitzen; auch Würfelspiele, die dann allerdings meist in den Dienst der Gewinnsucht treten, haben große Verbreitung gefunden. Etwas vereinzelter sind die Spottduelle der Eskimos, die ganz unsern Schnadahüpfeln entsprechen, und mit denen vor versammelter Gemeinde die persönlichen Differenzen ausgeglichen werden. Dies führt uns schon ins Gebiet der musikalischen Unterhaltung, bei der es oft sehr lärmend zugeht, so daß die Nerven der Europäer dabei auf eine harte Probe gestellt werden.

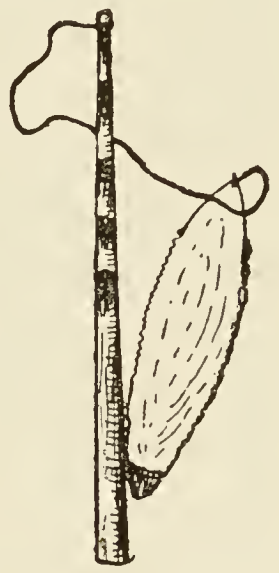


Bild 47. Schwirrholz als Spielzeug der Eskimojungen.

Die Arten der primitiven Musikinstrumente sind nicht besonders zahlreich und bestehen in solchen, die vorwiegend oder ausschließlich den Rhythmus markieren, und in solchen, die mehr oder weniger melodische Töne von sich geben, wenn sie der Mensch bearbeitet. Das natürlichste Instrument des Menschen zum Markieren des Taktes zu einem von Gesang begleiteten Tanze ist die flache Hand, die denn auch

bei allen Naturvölkern immer in Aktion tritt, wo Feste gefeiert werden und Melodien ertönen. Was aber dem Händeklatschen seine besondere Bedeutung verleiht, ist die Erhöhung des Gemeingefühls, die es hervorbringt, das wiederum darauf beruht, daß jeder Anwesende in dieser bescheidenen Weise an der Kunstübung teilnehmen kann. Sobald bei solchen Anlässen zur Singstimme noch eigentliche Instrumente verwendet werden, beginnt sich das Orchester von den Zuhörenden zu scheiden und eine besondere Institution zu werden. Lauter als die klatschenden Laute der Hand sind diejenigen, die mit Hilfe von Schallkörpern erzeugt werden, deren primitivste zwei aneinander geschlagene Hölzer sind. Bei den Australiern dient die Erde als Resonanzboden, den man mit Holzstücken, Parierschilden, Bumerangs oder Wurfspeeren schlägt. Lauter tönen mit den Händen gegeneinander geschlagene Klappern, als welche in Australien zwei Bumerangs dienen. Doch kennen die dortigen Eingeborenen auch eigens angefertigte, trora genannte, längliche Holzstücke, von denen manche Arten nur bei besonderen geheimen Zeremonien gebraucht werden. Noch weit ausgiebiger wird der Schall, wenn man mit einem Stück Holz gegen hohle Körper, beispielsweise ein mit einem Schlitze versehenes hohles Bambusstück, schlägt. Ein solches Lärminstrument führt uns zu den eigentlichen Trommeln, die entweder in Nachahmung solcher Bambusstücke aus Baumstämmen ausgehöhlte Hohlkörper mit einer schlitzartigen Öffnung darstellen, oder durch Überspannen eines Holzzylinders mit Tierfell hergestellt sind. Neben diesen hölzernen Trommeln erscheinen in Afrika auch solche aus halbierten großen Kürbisschalen, die schließlich auch in gebranntem Ton nachgeahmt wurden. Die Trommeln der Papua sind durchweg nur an einem Ende mit einer Schallmembran bespannt, während die afrikanischen oft an beiden Enden solche tragen, wobei dann beide Membranen durch straffgespannte Tiersehnen oder Schnüre verbunden sind. Bei vielen papuanischen Trommeln wird das Hautstück durch einen um die Trommel gelegten Ring, an dem es durch Schnüre befestigt ist, straff gehalten und durch Holzkeile, die man zwischen Ring und Trommel eintreibt, höher oder tiefer gestimmt. Dem unheimlichen, dumpfen Ton der Trommel, die bei den mit Vorliebe nächtlicherweile gefeierten Zaubertänzen neben der Rassel und dem Schwirrholz als wichtigstes Taktinstrument zur Begleitung der Gesänge ertönt, wird an sich schon ein die Totengeister zu beschwören vermögender Einfluß zugeschrieben. Deshalb darf dieses Instrument bei keinem der Zauber- und Totenfeste fehlen, die ganze Gemeinden oder Geheimbünde feiern.

Eine höhere Art von Musikinstrumenten als die verschiedenen Arten von Trommeln, die auch zur Entstehung von Kesselpauken und Tamburins Veranlassung gaben, bei denen nur eine schwingende Membran als Schallerzeuger angebracht ist, bilden die aus verschieden großen Bambushohlkörpern gebildeten und deshalb eine ganze Reihenfolge von Tönen von sich gebenden Gamelang der Malaien und die Marimba der Kaffern. Letzteres stellt eine Art Klavier dar, bei welchem verschieden lange Holzplatten an einem langen Holzstück über als Schallverstärker dienenden halben Kürbisschalen befestigt und außerdem an ihren Enden durch Schnüre verbunden sind. Diese werden nun mit zwei Holzschlägeln bearbeitet. Vorbilder der Klappern waren jene verschiedenen Früchte mit fester Schale, die nach dem Vertrocknen des Fruchtfleisches ihre harten Samen klappernd umherrollen lassen. Diese bildete der Mensch vielfach künstlich nach und gelangte so zu einem Instrument, das namentlich bei religiösen Festen Verwendung findet und schließlich als Sistrum der alten Ägypter und Mykenäer des vorletzten Jahrtausends v. Chr. im Kulte eine so wichtige Rolle spielte.

Der eigentliche Träger der Melodie ist bei aller Musik der Primitiven die menschliche Stimme, die ja neben dem den Rhythmus markierenden Händeklatschen das älteste Musikinstrument bildet. So sind die zahlreichen Arten von Holz- und Muscheltrompeten einfache Verstärker der menschlichen Stimme, während die Flöte das Pfeifen auch unabhängig von den menschlichen Lippen besorgt. In der Panflöte, die einst bei allen Kulturvölkern weit verbreitet war und heute noch namentlich in Melanesien viel verwendet wird, ist eine ganze Reihe von Flöten zu einer Art Orgel vereinigt, die einfache Melodien auf ihr zu spielen gestattet. Auf Borneo, besonders aber in China, kommen auch höhere Formen dieser gruppenweise vereinigten Flötenrohre vor, die schließlich ihre Endglieder in den Wasserorgeln der alten Griechen und Römer und den Blasebalgorgeln der Europäer fanden. Auch die Lochflöten bestehen meist aus Rohr. Der natürliche Blasebalg sind dabei die Lungen mit dem sich zusammenziehenden und wieder erweiternden Brustkorb, das Mundstück die Lippen; doch kann gelegentlich auch die Nase als solches benutzt werden, so bei den bei manchen Malaienstämmen auf den Philippinen und anderswo verbreiteten Nasenflöten, die man mit einem Nasenloch bläst, während man das andere verstopft. Dadurch, daß sie verschiedene Löcher erhielten, konnte man solchen Lochflöten verschiedene Töne entlocken. Während

nun diese Art Flöten sich vielfach zu Instrumenten entwickelten, mit deren Hilfe sich wirkliche Melodien hervorbringen lassen, sind andere Formen von Blasinstrumenten bei den Naturvölkern nur wenig über rohe Anfänge hinausgelangt. Die meisten sogenannten Trompeten sind einfache Schallverstärker, in die man hineinschreit, wie die Ilpirra der Bewohner Innerauſtraliens oder die Muscheltrompete der Polynesier. Solcher bedienten sich auch noch die Kulturvölker des Altertums, um die Signale beim Kampfe zu geben. Bei höheren Formen von Trompeten wirkt der Luftstrom auf eine vibrierende Zunge und bedarf dann nicht mehr der Lautgebung durch die menschliche Stimme. Dies ist auch bei der Klarinette der Fall, die nur eine vervollkommnete Form der Grashalm- oder Weidenpfeife ist, die sich die Buben im Frühjahr verfertigen und in denen eine schwingende Zunge den Ton erzeugt. Auch beim Harmonium werden die Töne durch schwingende Zungen hervorgerufen, ebenso beim Dudelsack, d. h. der mit einem aus einer Tierhaut bestehenden Luftsack verbundenen Pfeife, die bereits im Altertum gebräuchlich war und heute noch von den Schotten als alt überliefertes Nationalinstrument hochgehalten wird. Das Cornet à piston unserer Orchester ist eine mit Klappen versehene Trompete; diese wurde dann nach den verschiedensten Richtungen weiter ausgebildet.

Einen ganz andern Charakter haben die Saiteninstrumente, bei denen eine straffgespannte Sehne durch Zupfen, Anschlagen oder Streichen in Schwingungen versetzt und damit zum Tönen gebracht wird. Daß dabei der Bogen als Vorbild diente, ist um so weniger zu bezweifeln, als er selbst vielfach noch heute, z. B. bei den Damara Südafrikas, als primitives Musikinstrument dient, indem diese Vergnügen daran finden, die Sehne des gespannten Bogens zur Hervorbringung von allerdings nur schwachen Tönen mit einem Stäbchen zu streichen. Im 21. Buche der Odyssee wird erzählt, wie Odysseus die Sehne seines seit mehr als zwei Jahrzehnten nicht mehr von ihm gebrauchten starken Bogens spannte und sich an dem dem Zwitschern der Schwalben ähnlichen Tone desselben ergötzte, das er durch Zupfen der Saite hervorbrachte. Noch die Mauren in Spanien begleiteten nach glaubwürdigen Berichten ihre Gesänge gern mit dem Schwirren von Bogensehnen. Bei den Zulunegern findet man diesen Gebrauch noch jetzt. Bei ihnen, die sich im Nahkampf mit ihrem Gegner zu messen lieben, gilt der Gebrauch von Bogen und Pfeil, als einer Fernwaffe, als Feigheit; sie bedienen sich seiner nur noch als musikalischen

Instrumentes. Dieser ihr Musikbogen ist mit einem die Sehne entlanggleitenden Ring versehen, durch dessen Verschiebung die Tonhöhe verändert wird. Als Resonator zur Verstärkung des Tones ist in der Mitte des Bogens eine hohle Kürbisschale befestigt. Später wurden statt einer Sehne deren mehrere angebracht, die dann durch einen Steg angespannt werden mußten, damit sie straff blieben. Auf diese Weise entstand ein bei den Negerstämmen sehr verbreitetes Instrument, das immerhin schon eine Anzahl von Tönen hervorzubringen gestattet. Allmählich wurde der Schallkörper vergrößert, bis der Rest des Bogens

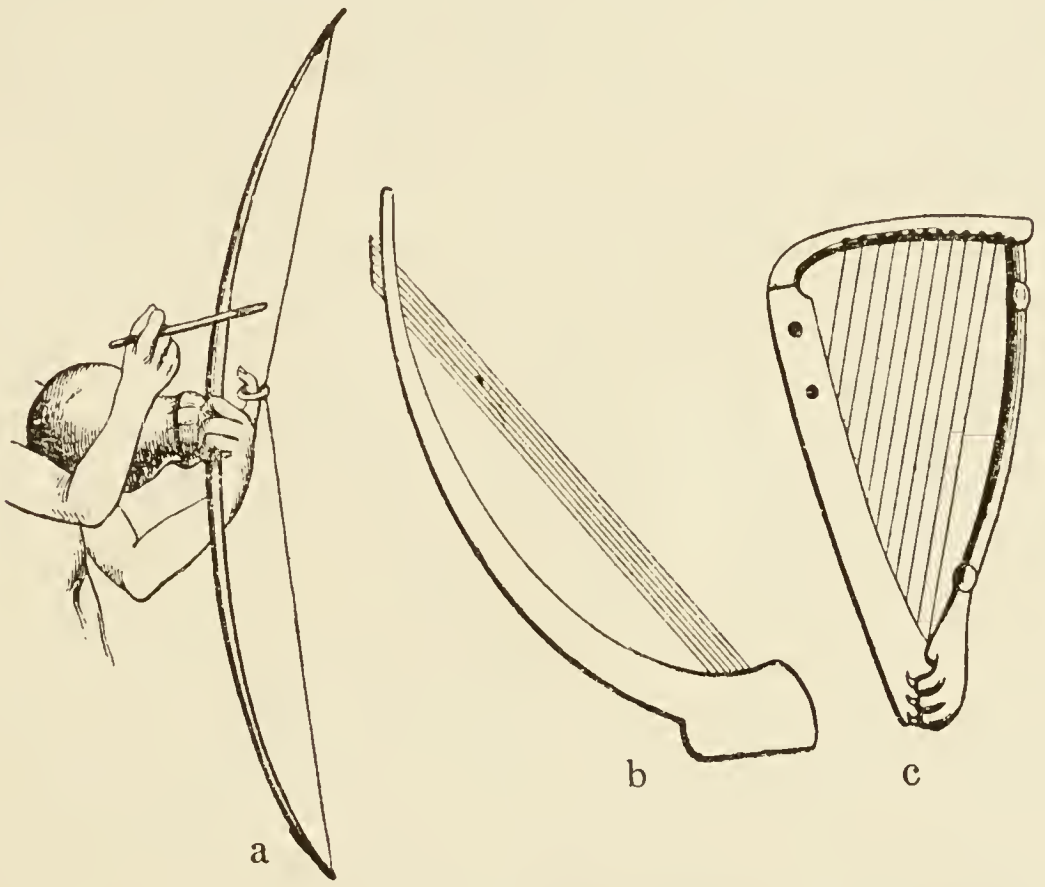


Bild 48. Die Entwicklung der Harfe: a Südafrikanischer Musikbogen mit hohlem Kürbis als Resonator zur Verstärkung des Tones; b altägyptische Harfe mit hohlem Bogen; c mittelalterliche Harfe mit zum Bogen eingefügtem Träger.

nur noch ein Anhängsel bildete. Die Saiten wurden dann bereits durch Schrauben angespannt und gestimmt. Damit war der Weg zu zahllosen Variationen des Grundgedankens eröffnet. Eine eigenartige Gruppe scheinen diejenigen Saiteninstrumente zu bilden, an denen die Saiten an Antilopenhörnern mit noch daran sitzendem Schädel, der als Schallkörper dient, befestigt sind. Später erscheinen dann an Stelle des Schädels als bessere Resonanzböden andere Hohlkörper, wie ein Schildkrötenpanzer, eine Kürbisschale und schließlich ein Holzkasten, ebenso an Stelle der Hörner Holzstäbe, so daß nur noch die Form des Instrumentes an seinen Ursprung erinnert. Noch die altgriechische kithara (Leier) war ursprünglich nur eine Schildkrötenschale mit zwei

Antilopenhörnern, an denen oben ein Querstab zum Aufspannen der Saiten befestigt war, während bei der altägyptischen Harfe der Bogen selbst hohl war und als Resonator diente. Dieselbe Form zeigen auch die alten Harfen der Babylonier, Assyrier, Perser und Kelten. Sie hatten aber alle offenbar den Mangel, daß die Nachgiebigkeit des hohlen hölzernen Bogens auf die gespannten Saiten einen verstimmenden Einfluß ausübte. Erst in neuerer Zeit wurde die Harfe dadurch verbessert, daß derselben durch Hinzufügung eines sogenannten Trägers ein höherer Grad von Festigkeit verliehen wurde. Obgleich heute die Harfe in einer bedeutend vollkommeneren Form als im Altertum angefertigt wird, hat sie doch nur eine sehr geringe Bedeutung in der Musik gelangt, aus dem einfachen Grunde, weil neuere Instrumente, die sich aus ihr entwickelten, an ihre Stelle getreten sind. Am deutlichsten läßt diese Abstammung von der Harfe das Klavier erkennen, das als Piano einen senkrecht gestellten, als Flügel aber einen wagerecht liegenden Rahmen mit verschieden dicken Saiten besitzt, der in einem Gehäuse, welches zugleich als Schallverstärker dient, eingeschlossen ist. Deren Saiten werden nicht mehr mit den Fingern gezupft und so zum Ertönen gebracht, sondern durch Hämmerchen angeschlagen, welch letztere durch Tasten in Bewegung gesetzt werden. Bei den Geigen oder Violinen, Bratschen, Violoncellos und Baßgeigen aber ist der hohle Bogen beziehungsweise der Schallverstärker des Musikbogens in Form eines hohlen Kürbis oder sonstigen Resonanzkörpers in die Breite gewachsen, ebenso bei der Zither, während er bei der Mandoline noch länglich halbkugelig ist und seine Ableitung vom Kürbis als ältestem Schallverstärker der Töne des Musikbogens noch deutlich erkennen läßt. Während bei letzteren Musikinstrumenten die Saiten durch Gezupftwerden zum Schwingen und damit zum Ertönen gebracht werden, besorgt dieses Geschäft bei den verschiedenen Geigenarten ein durch Anbringen von harzigem Kolophonium an einer Pferdehaarsträhne gebildeter Bogen aus Holz.

Zur Begleitung der zarten Zupftöne der saitenbespannten Leier sang der babylonische, altägyptische, assyrische und jüdische Sänger so gut wie der altgriechische Kitharode (von kithara — woraus unsere Zither wurde — und ōdein singen), der keltische Barde und der nordgermanische Skalde seine Götter- und Heldengeschichten an den Fürstenhöfen und im Männersaale, „nachdem sich die Männer am lecker bereiteten Mahle gesättigt“ hatten. Aus dem gebundenen Rhythmus des singend seine Götter- und Heldengeschichten vortragenden Sän-

gers entstand so mit der Zeit, bevor sich noch eine höhere Musik ausbilden konnte, das, was wir Poesie nennen. Der regelmäßige Wechsel von kurz und lang ausgesprochenen Silben in einem bestimmten Versmaß erleichterte zugleich dem Sänger in hohem Maße das Auswendiglernen der Gesänge, deren schließlich Tausende von Strophen er genau zu memorieren hatte, um sie bei allen möglichen Anlässen dem andächtig ihm lauschenden Volke vorzutragen. Besonders erblindete Männer, die sonst nichts treiben konnten, um sich ihr Brot zu verdienen, übten diesen Sängerberuf aus. So ist der einzige Sänger, den die Ilias erwähnt, blind. Es ist dies Thamyris, von dem gesagt wird, er habe sich vermessen selbst die Musen zu übertreffen; deshalb hätten sie ihn im Zorne blind gemacht und ihm die Gabe des Gesanges genommen. In der Odyssee aber, die im Gegensatz zur Ilias vom Preise der Sänger widerhallt, singt in des Phäakenfürsten Alkinoos Palast Demodokos, „den die Muse liebgewonnen hatte und dem sie Böses und Gutes gab. Des Augenlichtes beraubte sie ihn zwar, schenkte ihm aber den süßen Gesang“. Auf des Fürsten Wort führt ihn der Herold herbei, stellt ihm den Thronsessel in die Mitte des Saales und hängt ihm seine Leier auf. Am folgenden Mahle wird er wie ein Ehrengast bedient, nachher vom Herold sorgsam auf den Markt und von da wieder zurückgeleitet, beim Abschiede aber selbst von dem armen Odysseus, der aus dem Schiffbruche nur das nackte Leben gerettet hatte, mit einer Gabe, einem schönen Stück Fleisch, ausgezeichnet. Daß er bei den Leuten in hohen Ehren stehe, wird mehrfach hervorgehoben, und die Schönheit seines Vortrages preist Odysseus in beredten Worten. Und als dieser „vielduldende“ Mann endlich nach seiner Heimat gelangt war, schont er den Sänger außer dem Herold allein; denn flehend hatte er ihm gesagt, es würde ihn hinterher reuen, den Sänger getötet zu haben, der Göttern und Menschen singe; und es dünke ihn, er singe einem Gotte, wenn er es vor Odysseus tue. Phemios hieß der Edle, der nur gezwungen den Freiern in Ithaka sang, und „er kannte Bezauberungsmittel der Sterblichen, Taten der Helden und Götter, wie die Sänger sie verkünden“.

Im 3. Buche der Odyssee wird erzählt, König Agamemnon von Mykene, dem „goldreichen“, habe seine Gemahlin Klytaimnestra im Schutze eines Sängers zurückgelassen, der sie gegen Aigisthos Werbung unterstützte. Nachdem sie dieser erlegen war, führte Aigisthos den Sänger auf eine einsame Insel und brachte ihn um. Die Sänger der Odyssee werden einmal als freie Leute bezeichnet, die in den Dienst

der Gemeinde traten, wie Seher, Ärzte, Schiffsbaumeister und Herolde. Sie werden gerufen und empfangen für ihre Leistungen Lohn. Demodokos aber ist ein Phäake und Phemios ein Bewohner Ithakas, der an der Volksversammlung teilzunehmen berechtigt ist. Von der Art und Weise, wie sie ihre Kunst lernten, verlautet im Epos nichts. Lehnt doch Phemios den Gedanken, daß er einen Lehrer gehabt hätte, direkt ab. Dafür wird immer wieder die Belehrung der Sänger durch Götter und Musen betont. Das ist bei Homer kennzeichnenderweise für jede Kunstfertigkeit der Fall, und überall ist es gleich unmöglich. Für die Poesie, wie sie in den homerischen Epen repräsentiert ist, lehrt die ausgebildete Kunstsprache und der ganze epische Stil, daß der Dichter eine feste Schulung erhalten haben muß, indem er bei einem Meister in die Lehre trat. Auch die Odyssee hat, wenn auch in geringerem Grade als die ältere Ilias, einen Zustand zu schildern versucht, der nicht mehr der ihrer Zeit gewesen sein kann. Den Hexameter, in welchem die homerischen Epen verfaßt sind, kann man nicht singen, und doch werden in der Odyssee die vom Sänger vorgetragenen Heldengesänge nur gesungen. Nur darin macht sie ein Zugeständnis an die rezitierenden Rhapsoden, daß sie bereits bestehende Gesänge vortragen und keine neuen schaffen. Da der Hexameter so alt ist wie die ganze uns erhaltene altgriechische epische Poesie, muß das Bild des Sängers eine aus uralter Zeit überkommene Vorstellung sein, deren einzelne Züge wir nicht mehr klar zu erfassen vermögen.

Aller älterer Vortrag, nicht nur der gebundene, sondern auch der freie, wenn es auf genaue Wiedergabe ankam, war stets ein singender gewesen. Der nordindianische Gesandte sang beim Vorweisen des Wampums oder bunten Muschelgürtels seine Botschaft vor der Versammlung, und selbst der debattierende Redner, der feierlich sprechen wollte, sang nach Loskiel seinen Spruch. So wurden einst auch bei uns alle Gebete gesungen, und wie sich ein solcher Vortrag ausnahm, verdeutlichen uns die Litaneien der katholischen Kirche. Noch im Mittelalter hieß es schlechtweg: „die Messe singen“. Auch die Juden halten sich beim Lernen der Mischna, d. h. des ersten Teiles des Talmud, an eine bestimmte Kantilation, die auch ihrem liturgischen Vortrage eigen ist. Auch unser ungebildetes Volk hat sich noch diese Art Deklamation bewahrt. Damit hängt natürlich die Gebundenheit der Sprache zusammen. Wir wissen, daß, um das Auswendiglernen zu erleichtern, die Gesetzesvorschriften der alten Inder in Versen abgefaßt waren, und dasselbe berichtet uns Strabon von den iberischen Turde-

tanern in Spanien. Auch bei slawischen Völkern finden sich Reste dieser Sitte. So ist im Grunde die poetische gebundene Darstellung älter als die in Prosa, und daraus erklärt es sich, daß bei allen Völkern, die es zu einer Literatur brachten, die allerdings anfänglich nur mündlich überliefert und erst sehr viel später schriftlich aufgezeichnet wurde, eine Verskunst längst entwickelt ist, während die Prosa noch in den Kinderschuhen steckt oder gar nicht ausgebildet ist.

Der Primitive begleitet alle Arbeit, zu der er auch das Zaubern zählt, mit meist eintönigen, dieselbe kurze Strophe immer und immer wiederholenden Gesängen, die zunächst aus ganz sinnlosen Lauten bestehen, denen oft aber auch bestimmte Worte, z. B. der Aufmunterung beim Rudern oder Lastentragen, der Klage bei Totengesängen, zugrunde liegen. Aber auch dann kommt es dabei nicht auf den Sinn der Worte, sondern auf die gesungene Melodie in erster Linie an. Dies wird uns besonders klar, wenn wir erfahren, daß der Text mancher Rudergesänge nur aus Ausrufen besteht, also nicht viel mehr ist als der an sich sinnlose Träger der Melodie. Daß aber auch dort, wo ein Text mit verständlichem Sinn dem Gesang zugrunde liegt, die Melodie die Hauptsache ist, die Wörter aber als ziemlich gleichgültige Begleitung gelten, beweist uns die Tatsache, daß bei den Naturvölkern außerordentlich häufig Lieder gesungen werden, deren Text durch Alter oder Verstümmelung unverständlich geworden ist. Nicht selten werden fremdsprachige Texte, die man gar nicht versteht, zugleich mit der Melodie übernommen und sind dann natürlich, da ihr Sinn von den Singenden selbst nicht begriffen wird, zu bloßen Melodieträgern geworden. Whymper behauptet von den Indianern Alaskas, daß sie gern europäische Lieder auffaßten und nachsangen, und zwar um so lieber, je unverständlicher ihnen der Text war. Sie selbst besaßen auch schon Lieder, deren Text sie nicht mehr zu deuten wußten. Bei den Australiern Victorias hörte Bulmer ein Tanzlied, dessen Sinn die Eingeborenen nicht anzugeben wußten, das also, da es nicht sehr alt zu sein schien, wohl einfach von einem benachbarten Stamm übernommen worden war. Selbst auf höheren Entwicklungsstufen finden sich derartige Erscheinungen namentlich auf dem Gebiete der äußerst konservativen Religion. Es sei hier nur an die lateinischen Kirchengesänge der Katholiken erinnert, die das Volk schon längst nicht mehr versteht, aber immer noch mit Andacht mitsingt. Auch die Azteken sangen bei ihren religiösen Tanzfesten an der Pyramide von Cholula sehr altertümliche Lieder, deren Sinn sie kaum oder gar nicht mehr verstanden.

Aber auch sonst zeigt sich eine volkstümliche Melodie im allgemeinen stärker als der ihr zugrunde liegende Text. So sind bei uns gewissen unverwüstlichen Melodien wie dem Silcherschen Loreleyliede oder dem Haydnschen „Gott erhalte Franz den Kaiser“ oder dem schweizerischen „Rufst du mein Vaterland“, dessen Melodie die Engländer ihrer Nationalhymne „God save the King“ zugrunde legten, schon unzählige Texte angepaßt worden, die also wenigstens in diesem Sinne der Melodie gegenüber als nebensächliches Beiwerk erscheinen. Selbst in Unyamwesi fand Stanley, daß die Heldentaten Mirambos nach bekannten Melodien abgesungen wurden. Erst wenn die Dichtung eine hohe Stufe erreicht hat und durch die Schrift fixiert worden ist, tritt wohl auch der umgekehrte Fall ein, und zu einem Text werden zahlreiche Melodien komponiert, wie beispielsweise zu Beckers bekanntem Rheinlied.

Aber auch das populärste Volkslied kann nicht auf eine sehr lange Dauer rechnen, da die Melodie, wenn sie einmal alle Welt singt, pfeift und spielt, schließlich aus Überdruß entleidet und fallen gelassen wird. Dies gilt selbst von den Volksliedern der Naturvölker. So verlangen die Australier für ihre jedes Jahr gefeierten großen Tanzfeste oder Korroborris neue Gesänge und Tänze. Auf den Fidschiinseln wird der Erfinder neuer Lieder und Tänze allgemein geehrt und belohnt. Nur da, wo ein Lied als Begleiter schwer veränderlicher religiöser Gebräuche auftritt oder sich zum Nationallied entwickelt hat, wird es sorgfältig gehütet und erfreut sich oft langer Dauer. So fand Missionar Ramseyer bei den Aschanti alte Nationalgesänge, und auch die Lieblingsmelodien der verstorbenen Könige, die bei gewissen Bräuchen des Ahnenkultes wieder angestimmt wurden, waren noch fest im Gedächtnis des Volkes eingewurzelt. Auf die Wichtigkeit mancher afrikanischer Lieder und Tänze als Stammesmerkmal hat Wilhelm Junker hingewiesen.

Die verhältnismäßig größere Unverwüstlichkeit der Melodie erklärt sich vor allem daraus, daß der musikalische Teil der Lieder die eigentliche Grundlage des Ganzen ist, aus der erst allmählich ein artikulierter Text herauswächst. Dieses Herauswachsen aber läßt sich noch vielfach beobachten und genauer erkennen. Es geschieht dies auf zwei Arten, die einander nicht ausschließen. Entweder wird dem anfänglichen, nur aus Ausrufen bestehenden Gesang ein verständlicher Text untergelegt, der zumeist nur aus wenigen, immer wiederholten Wörtern besteht, oder der ursprüngliche Gesang bleibt als ein vom Chor gesungener Refrain er-

halten, während ein einzelner vor jeder Wiederholung eine kurze Strophe improvisiert. Diese zweite Art der Entwicklung ist besonders bei den Arbeitsliedern zu beobachten. So schreibt Sibree von den dem malaiischen Stamme angehörenden Hova auf Madagaskar: „Die Ruderer vertreiben sich häufig die Zeit mit dem Gesang ihrer wohlklingenden und unterhaltenden Kanulieder, in denen einer von ihnen meist ein improvisiertes Rezitativ vorträgt, das sich nicht selten auf eben Erlebtes bezieht und sehr oft auch zierliche Schmeicheleien für den Europäer enthält, in dessen Dienst sie gerade stehen: seine Freigebigkeit, sein Reichtum und ähnliches wird gerühmt, und an diese Lobeserhebungen wohl die Frage geknüpft, ob es nicht am nächsten Rastort Rindfleisch, Reis und andere Speisen geben werde. In regelmäßigen Zwischenräumen fallen die anderen im Chor ein, oft nur mit einem Refrain von wenigen Worten, wie z. B. mit dem beliebten: Hé! misi va? (o, gibt es etwas?) In einem dieser Gesänge schildert der Chor die Stadt Tamatave als einen Ort, wo man viel Geld vertun könne, während das Rezitativ alle Dörfer auf dem Wege von Tamatave nach der Hauptstadt der Reihe nach durchgeht und mit einer Schilderung des nördlichen Eingangs des Palastes von Antananarivo schließt.“ Einen Rudergesang ähnlicher Art, den er in Südindien hörte, hat Hans Meyer aufgezeichnet, er lautet:

Steuermann: O, wir fahren einen reichen Herrn.
Ruderer: Ja, reichen Herrn, reichen Herrn.
Steuermann: O, wir fahren einen guten Herrn.
Ruderer: Ja, guten Herrn, guten Herrn.
Steuermann: O, unser reicher und guter Herr wird uns ein großes Trinkgeld geben.
Ruderer: Ja, großes Trinkgeld geben.
Steuermann: O, er wird uns eine Anna (Geldstück im Werte von 8—9 Pfennigen) geben.
Ruderer: Ja, eine Anna geben.
Steuermann: O, er wird uns zwei Annas geben.
Ruderer: Ja, zwei Annas geben.
Steuermann: O, er wird uns drei Annas geben usw.

In ähnlicher Weise wechseln nach den Angaben Degrandeprés bei manchen Tanzliedern der Loangoneger einzelne von Vorsängern gesungene Strophen mit den Chorgesängen ab. Auf den Palauinseln heißen die Rezitative Augulls und der Refrain Serssell. Als Semper

dort verweilte, dichteten die Mädchen ein Rezitativ auf ihn, das man nach seiner Abreise zur Erinnerung an ihn singen wollte.

Schon in den ersten Anfängen der Dichtkunst bildet jede Sprache ihre besondere Metrik aus. Stets aber ist in ihr der Rhythmus das Maßgebende, solange Musik und Tanz übermächtig sind. Dieselben Ausrufe oder kurzen Sätze werden dabei stets wiederholt. Wie in den ursprünglichen Begleitlauten der Musik und später wenigstens noch im Refrain sinnlose Rufe wie valleri vallera, juchheidi juchheida, halli hallo, juchhe usw. auch in unseren Liedern wiederholt werden, so werden in der primitiven Dichtkunst immer wieder die geistlosen Sätze repetiert. So hörte Baumann auf Fernando Po einige Eingeborene des Stammes der Bube stundenlang den Singsang wiederholen: „Der Haifisch beißt des Bube Hand." Es wird wohl ein nach ihnen schnappender Haifisch sie zu dieser geistreichen Unterhaltung begeistert haben. Als Wißmann den Tanganjikasee befuhr, sangen die Ruderer unaufhörlich die Worte: „Cunde, mama, cunde, cunde, leo cunde" (Bohnen, Mutter, Bohnen, Bohnen, heute Bohnen), gerade so wie die italienischen Schiffer von Capri sich beim Rudern mit dem unablässig wiederholten Refrain gegenseitig zur Ausdauer anfeuern: „sta sera maccaro" (Heute Abend gibt's Makkaroni), was Scheffel bekanntlich zu einem Liedchen inspirierte. Bei den Australiern Queenslands bestehen die Klagelieder um Verstorbene, die von den altern Weibern abgesungen werden, ebenfalls nur aus einem Satze, der in ewigem Einerlei wiederkehrt, wie z. B. „Vainta bémo, bémo jongul naiko?" (Wo ist mein Brudersohn, der einzige, den ich besaß?). Im westlichen Madagaskar hörte Douliot die von der Hinrichtung eines Zauberers zurückkehrenden Leute unaufhörlich singen: „Orana! Orana! Omana! Omana!" (Es regnet! Es regnet! Man ißt! Man ißt!). Dabei wußten die Singenden selbst den Sinn ihrer Worte, die sich auf den vom Hingerichteten ausgeübten Regenzauber bezogen, nicht zu deuten.

Von ähnlicher Einförmigkeit waren nach Ehrenreich die Tanzgesänge der Ipurinaindianer Südamerikas, die sich auf das durch Zauber bewirkte künftige Jagdglück bezogen. Sie bestanden immer nur aus der Wiederholung kurzer, recht gedankenarmer Strophen, wie z. B.: „Im großen See am Ariman sind viele Fischottern." Von den Obongo am Ogowe, einem Zufluß des Kongostromes, sagt Lenz: „Sie begnügen sich damit, zwei Hölzer aneinanderzuschlagen, wozu sie Gesänge improvisieren, die in nichts weiter bestehen als in stundenlanger Wiederholung einiger den Verhältnissen entsprechender Worte,

wie: Der weiße Mann ist ein guter Mann, er hat uns Salz gegeben, und ähnliches.“ Infolge des beständigen Repetierens des gesungenen einfachen Satzes ist die Wiederholung das Grundprinzip der ältesten dichterischen Form, wie es schon Brinton bei einer Untersuchung der primitiven indianischen Dichtung Nordamerikas erkannte und aussprach. Sie ersetzt Reim und Rhythmus und erscheint in zweierlei Gestalt: entweder wird ein Satz immer wiederholt, oder es ändern sich zwar die Worte des Verses, aber dafür kehrt der Refrain immer wieder. Ein solches einfaches Lied ist dasjenige, das Miklucho-Maclay bei den Papuas der Astrolabebai in Neuguinea beim Sagomachen singen hörte, es lautet:

Bom, bom, marare,	Sago, Sago, wird gemacht,
Marare, tamole,	Wird gemacht, Männer,
Marare, marare,	Wird gemacht, wird gemacht,
Bom, bom, marare,	Sago, Sago, wird gemacht,
Marare, marare,	Wird gemacht, wird gemacht,
Bom, bom, marare usw.	Sago, Sago, wird gemacht . . . usw.

In etwas differenzierterer Form zeigt uns diese Wiederholung ein altägyptisches Dreschерliedchen, das uns Brugsch mitteilt:

Ihr drescht für euch, ihr drescht für euch,
Ihr Rinder,
Ihr drescht für euch, ihr drescht für euch,
Korn für euch,
Korn für eure Herrn.

Selbst in den Dichtungen der Kulturvölker sind einfache Wiederholungsformen nicht verschwunden, da sie in besonders eindringlicher Weise den Sinn der ausgesprochenen Sentenz verstärken und bekräftigen, wie dies beispielsweise Freiligraths bekannte Verse zeigen:

O lieb', solang du lieben kannst,
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Zu den Wiederholungen treten in den Dichtungen der einzelnen Völker teils eine den Wohlklang erhöhende Assonanz, d. h. ein Gleichklang der Vokale in mehreren aufeinanderfolgenden Wörtern oder in den Schlußwörtern der Verse, wie dies besonders der spanischen Poesie eigentümlich ist, teils Reime, wie sie, abgesehen von den euro-

päischen Kulturvölkern auch die Australier, Polynesier und Malaien lieben, teils der Stabreim oder die Alliteration, d. h. die Wiederholung desselben Konsonanten am Anfang von betonten Silben im Vers, wie z. B. in Schillers „Und hohler und hohler hört man's heulen." Letztere Art war die älteste Dichtungsform der germanischen Völker, die sich bei den Deutschen bis auf Otfried von Weißenburg, d. h. bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts erhielt, in Island aber noch heute gebräuchlich ist. Überreste dieser Dichtungsart, die außer den Germanen auch die Mongolen, Finnen und die turanischen Stämme bevorzugten, haben sich bei uns noch in den volkstümlichen Redensarten wie Mann und Maus, Kind und Kegel, Wind und Wetter, Stumpf und Stiel, Schimpf und Schande, Stock und Stein, Himmel und Hölle, Tod und Teufel, Feld und Wald, müde und matt — aber auch in Wiederholung der Vokale, wie Ach und Krach, Weg und Steg, Donner und Doria usw. erhalten. Taplin gibt einen Korroborrigesang des australischen Stammes der Narinyeri wieder, der in gereimten Zeilen mit angehängten Rufen besteht:

Puntin Narinyerar, puntin Narinyerar, o, o, o.	Die Narinyeri kommen (bis) o, o, o,
Puntin Narinyerar, o, o, o, o.	Die Narinyeri kommen o, o, o, o.
Yun terpulani ar	Sie werden bald da sein
Tuppun an wangamar	Und bringen Känguruhs mit
Tyiewar ngoppun ar, o, o, o, o.	Sie gehen schnell, o, o, o, o.

Dann beginnt die Sache wieder von vorn in endloser Wiederholung.

Bei folgendem Vierzeiler der Bantam Javas reimen sich die Verse kreuzweise:

Ulah sok hajang ka gula,	Verlange nicht manchmal nach Zucker,
Tatjan bisa nanggur kawung;	Kannst ja noch keine Zuckerpalme fällen;
Ulah sok hajang ka gula,	Verlange nicht manchmal nach mir,
Tatja bisa nanun sarung.	Kannst ja noch keinen Sarong weben.

Daß auch die wenig kultivierten Bergstämme Hinterindiens den Reim kennen, beweist folgendes Lied der Siyin-Chin, das beim Totentanz gesungen wird:

Hang suon po! Hang liou liou!	Tapfere Verwandten (Totengeister) all, tapfer wieder und wieder!

Tong suon po! Tong liou liou!	Festgenossen all, Fest wieder und wieder,
Tong hi suoné,	Ihr Festgenossen habt euer Fest gehabt,
Hang suoné	Ihr Verwandten habt euer Fest gehabt,
Khutang shié bang,	Ihr tapfern Verwandten seid gefangen in einer Falle,
Pial moé.	Ihr könnt nicht loskommen.

Dabei liebt die Dichtkunst stehende Wiederholungen und kennzeichnende Beiworte, ebenso immer wiederkehrende Wendungen, wie es nicht nur die homerischen Epen, sondern auch die Volkslieder der Serben und Wenden in typischer Weise zeigen. Dort heißt es ständig von Zeus als „dem Donnerer“ oder „dem Herrscher im Donnergewölk“, vom „blondgelockten Menelaos“, von den „wohlgeschienten Achäern“, vom „göttlichen Sauhirten Eumaios“ usw. Außer fest zusammenhängenden Wortgruppen treten auch ganze Sätze auf, wie: „Als aber die frühgeborene, rosenfingrige Eos (Morgenröte) aufstieg“, oder: „Dem antwortend sprach der vielkundige Odysseus“, die stets wiederkehren. Außer der Wiederholung der Form mit und ohne Reim oder Stabreim ist bei der Dichtkunst vieler Völker eine Wiederholung des Sinnes in abgeändertem, aber ähnlichem Wortlaute, durch Umschreibung beliebt. Wir kennen diese als Parallelismus bezeichnete Dichtweise aus der Poesie der Juden, wo sie uns überall in den Psalmen, wie auch im Hohen Liede entgegentritt. Als Beispiele aus dem letzteren führen wir an: „Unserer Häuser Balken sind Zedern und unsere Latten sind Zypressen“, „Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose (eigentlich heißt es Lilie) im Tal“, „Er erquicket mich mit Blumen und labet mich mit Äpfeln“, „Die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen und die Turteltaube läßt sich hören in unserm Lande; der Feigenbaum hat Knoten gewonnen, die Weinstöcke haben Augen gewonnen und geben ihren Geruch. Stehe auf meine Freundin und komm, meine Schöne, komm her. Meine Taube in den Felslöchern, in den Steinritzen, zeige mir deine Gestalt, laß mich hören deine Stimme; denn deine Stimme ist süß und deine Gestalt ist lieblich. Fanget uns die Füchse, die kleinen Füchse, die die Weinberge verderben; denn unsere Weinberge haben Augen gewonnen. Mein Freund ist mein und ich bin sein, der unter den Rosen (eigentlich Lilien) weidet, bis der Tag kühl wird und der Schatten weicht. Kehr um,

werde wie ein Reh, mein Freund, oder wie ein junger Hirsch auf den Grenzbergen.“ An diesem letzteren Beispiel sehen wir außer dem Parallelismus der Verse auch die so beliebte Responsion, hier zwischen Mann und Weib, Freund und Freundin.

Die jüdische Poesie lehnt sich vollständig an die altbabylonische, die ihr in allem zum Vorbilde diente. Auch die Ägypter kannten und übten den Parallelismus in ihren Liedern, wie es der Morgenländer heute noch tut. Auch europäische Völker bedienten sich gerne dieser Umschreibungen nicht nur in doppelter, sondern oft sogar dreifacher Wiederholung. Wenn beispielsweise eine wendische Legende mit den Worten beginnt: „Am Weg, am Steg, an der Straße säete Gerste der arme Mann“, so ist hier dieselbe Tatsache dreimal mit verschiedenen Worten gesagt, und auf diese Weise ist der eigentümliche Reiz der Wiederholung erreicht. Eine besondere Art von Parallelismus waren die „Triaden“ der walliſischen Sänger, einfache Zusammenstellungen von drei Parallelausdrücken für ein Wort der gewöhnlichen Sprache. So werden dem Monde nacheinander folgende drei „verschönernde Umschreibungen“ gegeben: Sonne der Nacht, der Liebliche, Sonne der Feen; die Sterne aber heißen: Augen der Heiterkeit, Kerzen des Himmels und Edelsteine des Luftgewölbes, während die Wellen folgende drei verschönernde Namen erhalten: Schafe von Gwenhidwy, Drachen der salzigen Tiefe und Blüten des Ozeans.

Auch viele Naturvölker kennen und verwenden den Parallelismus. Schon Bleek hat aus diesem Grunde die hottentottische Dichtung mit der jüdischen verglichen. Bei den Mongolen und überhaupt den turanischen Völkern ist der Parallelismus sehr beliebt, ebenso bei den Chinesen, deren älteste auf uns gekommenen, im Schi-king vereinigten Gedichte ihn noch in ganz einfacher Form zeigen, während man ihn später zu trockener, gekünstelter Spielerei fortentwickelte. Die Lieder des Schi-king haben teilweise Ähnlichkeit mit den malaiischen Pantuns, gereimten Vierzeilern, in denen eine ganz bestimmte Art des Parallelismus herrscht. Die beiden ersten Zeilen enthalten nämlich stets ein Naturbild, die beiden anderen geben dann den eigentlichen Sinn, wobei es allerdings für den Europäer meist nicht ganz leicht ist, den Zusammenhang zwischen beiden Vorstellungen zu entdecken. Der durch und durch subjektive Charakter aller primitiven Dichtung tritt hier besonders deutlich hervor. Hier mögen drei solcher Pantuns folgen:

Memuti umbak di ranatu Kataun
Patang dab pagi tida berkala.

Memuti bunga de dalam kabun
Sa tangkei saja iang menggila.

(Weiß sind die Wellen an der Küste von Kataun, Nacht und Tag hören sie nicht auf heranzurollen; weiße Blumen gibt es viele im Garten, doch eine allein macht mich verwirrt durch Liebe.)

Ayer dalam bertambah dalam
Ujan di ulu bulum lagi tedoh;
Hati dendam bertambah dendam,
Dendam daulu bulum lagi sumboh.

(Die tiefen Wasser sind noch tiefer geworden, und der Regen auf den Hügel will nicht enden; die Sehnsucht meines Herzens ist noch stärker geworden, und seine Hoffnungen haben sich noch nicht erfüllt.)

Jeka sungguh bulan pernama,
Mengapa tiada di pagar bintang.
Jeka sungguh tuan bijaksana,
Mengapa tiada dapat di tintang.

(Wenn es wirklich Vollmond ist, warum erscheint er mitten am Himmel? Wenn du wirklich treu und wahr bist, warum soll ich dich nicht sehen dürfen?)

Parallelismen erscheinen auch in anderen Dichtungen der malaiischen Rasse, so in einem niassischen Hochzeitsliede, das Lagemann mitteilt:

Jamutuge nono la'i,	Möge sie Knaben bekommen,
Jamatuge zi matua,	Möge sie Söhne erlangen,
Hõnõ zi ba halama	Tausend, die leben im Felde,
Liwu zi so ba mbanua.	Tausend, die wohnen im Dorfe.

Jedenfalls hat auch die Art des Vortrags oder des Improvisierens Einfluß auf die Entstehung solcher Parallelismen. So treten bei den Malaien häufig zwei Improvisatoren zusammen auf, deren einer die beiden ersten Zeilen mit dem Naturbilde ausspricht, worauf der andere den Schluß mit einem Parallelismus hinzufügt. Ebenso wurden die teilweise ganz aus Parallelismen aufgebauten Epen der Finnen stets von zwei Sängern vorgetragen, indem sie sich an den Händen faßten und abwechselnd die parallelen Zeilen unter rhythmischem Hin- und Herneigen sangen. Einen ähnlichen Charakter haben die Responsorien der katholischen Kirche.

Vom Parallelismus geht die Dichtung zur Bilderſprache über, die in gewiſſem Sinne die verfeinertſte Art der Wiederholung iſt, indem der Hörer das angeführte Hauptwort in einem Bilde erklärt bekommt. Dies iſt die primitivere Art des Denkens, indem man dem Ausſpruch eine Erklärung, gleichſam ein Deutbild hinzufügt, damit der Zuhörer die Sache ja richtig erfaſſe. Auch wir denken ja früher in Bildern als in Abſtraktionen. So begreifen wir, daß alle primitive Dichtung ſo bilderreich iſt. Wer denkt da nicht an den Bilderreichtum der homeriſchen Epen und der altjüdiſchen Dichtung, von der das Hohe Lied ein jedem zugängliches Literaturdenkmal iſt. Wie wird da die Geliebte ſo kindlich naiv und doch in herrlichen Bildern beſchrieben: „Siehe meine Freundin, du biſt ſchön, ſiehe, ſchön biſt du. Deine Augen ſind wie Taubenaugen zwiſchen deinen Zöpfen. Dein Haar iſt wie die Ziegenherden, die geſchoren werden, auf dem Berge Gilead. Deine Zähne ſind wie die Schafherde, deren Wolle man beſchneidet, wenn ſie aus der Schwemme kommen, die allzumal Zwillinge tragen und iſt keines unter ihnen unfruchtbar. Deine Lippen ſind wie eine rote Schnur und deine Rede iſt lieblich. Deine Wangen ſind wie der Ritz am Granatapfel zwiſchen deinen Zöpfen. Dein Hals iſt wie der Turm Davids mit Bruſtwehr gebauet, daran tauſend Schilde hangen und allerlei Waffen der Starken. Deine Brüſte ſind wie zwei junge Rehzwillinge, die unter den Roſen (richtig Lilien) weiden uſw.“

Alle primitive Dichtung iſt abſolut ſubjektiv, aus momentanen Gefühlen herausgeboren und vielfach für den Außenſtehenden ſchwer verſtändlich, da trotz des Bilderreichtums der Inhalt der Worte unklar bleibt. Oft ſind ſogar die Stammesgenoſſen nicht imſtande, ohne genauere Erklärung den Sinn einer ihnen zum erſtenmal vorgetragenen Dichtung zu verſtehen. Dies liegt außer dem ſubjektiven, wenig deutlichen Charakter der Dichtungsanfänge zum Teil auch daran, daß der Text zunächſt als eine ziemlich gleichgültige Unterlage des Geſanges zu dienen hat. Wir haben ja bereits geſehen, wie leicht der Naturmenſch überhaupt auf ein Verſtändnis des Sinnes verzichtet und fremdſprachliche oder verſtümmelte und damit ſinnlos gewordene Texte unentwegt weiter ſingt. An allem merkt man eben, daß das Singen älter iſt als die Dichtung und dem Primitiven an ſich ſchon nicht nur als Ausdruck beſtimmter Gefühle dient, ſondern geradezu einen Zauber bedeutet. Alle Geſänge der Primitiven ſind nämlich urſprünglich Zauberlieder. Beim Wiegen des Kindes ſingt die Mutter, um ihren Sprößling zu einem ſtarken, vom Glück be-

günstigten Menschen heranwachsen zu machen; beim Mahlen des Kornes singt das Weib, um das Wachstum der später auszustreuenden Körnerfrucht zu befördern. Der junge Mann besingt die Geliebte, um einen Liebeszauber auf sie auszuüben, damit sie sich seinen Wünschen willfährig zeige und ihn erhöre; und zieht er in den Kampf, so will er mit dem Kriegsgesang seinen Feind bezaubern, damit er unterliege und seine Waffen stumpf werden. Schon der Text deutet auf Beschwörung hin, wenn der Australier vor dem Zusammenstoß mit dem Feinde leise oder laut singt: „Ich durchbohre seine Stirn! Ich durchbohre seine Brust! Ich durchbohre seine Leber! Ich durchbohre sein Herz!“ und in ähnlicher Weise die übrigen Körperteile seines Feindes aufzählt, die er durchbohrt haben möchte. Beim Besprechen des Kranken singt der herbeigerufene Zauberpriester, um durch den Zauber, den sein Lied ausströmt, die Krankheit zu heilen; denn der Zauber gilt allgemein für mächtiger als alle Arznei. Das wollen die Hupa-Indianer mit der Sentenz ausdrücken, daß weit mächtiger als selbst das heilkräftigste Kraut die Worte sind, die vor dessen Gebrauch darüber gesprochen werden.

Nach dem Glauben der Primitiven, in den wir uns versetzen müssen, sind alle Töne, die der Mensch von sich gibt, überhaupt schon dadurch, daß sie aus seinem Munde kommen, mit der Zauberwirkung des Hauches behaftet. Deshalb lassen sich so viele Stämme der Naturvölker, wie wir bei der Besprechung der Körperverunstaltungen sahen, scheinbar so widersinnig ihre vorderen Zähne spitzfeilen oder gar ausschlagen, nur zu dem Zwecke, sich gesund zu erhalten. Der durch die Zahnlücke streichende belebende Hauch soll nach allgemein feststehendem Glauben die Gesundheit befördern und vor dem Eindringen von Krankheitszauber, gegen welchen alle Körperöffnungen auf das Sorgfältigste mit allen möglichen Zaubermitteln beschützt werden, bewahren. Mit dem laut ausgestoßenen Kriegsgeschrei will man nicht nur dem Feinde Furcht einflößen, sondern ihn vielmehr noch durch die vom Munde ausgehende Zauberwirkung überwältigen. Das anhaltende Trauergeheul der Totenklage soll den im Leichnam selbst oder wenigstens in dessen Nähe gedachten Totengeist nicht nur von der lebhaften Trauer der Hinterbliebenen überzeugen, damit er sich zufrieden gebe und sich nicht an den Lebenden räche, sondern vielmehr noch den vom Toten ausgehend gedachten tötenden Zauber vertreiben und unwirksam machen.

Die direkte Abwehr von Krankheit und Tod durch den leben-

spendenden und unterhaltenden Hauch zeigt deutlich das Verhalten zahlreicher Volksstämme auf niedriger Kulturstufe. So blasen beispielsweise die in entlegenen Waldgebieten Brasiliens hausenden Bororó die von ihnen getötete Beute, sei es Vierfüßler, Vogel oder Fisch, von allen Seiten an, um den Tod verursachenden Zauber, der vom toten Tier ausgehend gedacht wird und jeden, der sich ihm naht, treffen würde, mit dem eigenen Hauch als bestem Gegenmittel aufzuheben. Zudem beobachten diese Stämme sehr streng die durch die Sitte geheiligte Regel, daß niemand das Wild brät, das er selbst erlegt hat, sondern es einem seiner Genossen, am häufigsten aber einer Frau zum Braten übergibt. Um möglichst vor jedem Todeszauber bewahrt zu bleiben, will besonders derjenige, der am meisten davon bedroht erscheint, möglichst wenig mit dem Leichnam des von ihm getöteten Tieres zu tun haben. Um den Zauber, der vom getöteten Tier ausgeht, aufzuheben, blasen dagegen die nordamerikanischen Indianer dem von ihnen erlegten Büffel oder sonstigem Beutetier Tabakrauch entgegen, der von ihnen für noch zauberkräftiger als der eigene Hauch gehalten wird.

Wie nach dem Glauben der Primitiven das Singen und Sprechen an sich schon ein Zauber ist, so hat jeder gesprochene Spruch an sich schon Zauberkraft. Durch solche können die mächtigen, alles Unglück bewirkenden Totengeister bezwungen und alles durch sie hervorgerufene Unheil beseitigt werden. Hilft schon eine stumme Beschwörung, wie das sich Bekreuzen nach dem Glauben des katholischen Landvolkes gegen allen Hexenspuk, wieviel mehr wird ein laut ausgesprochener Zauberspruch wirken!

XXII. Tanz und Schauspiel.

Wie Sprechen, Singen, alle Musik und schließlich auch die ganze Dichtkunst in letzter Linie auf das Bestreben, Zauber und Gegenzauber auszuüben, zurückzuführen sind, so ist solches auch beim Tanzen und bei allen übrigen Betätigungen des Menschen, die wir noch zu betrachten haben, der Fall. Auch der Primitive, dieses große Kind, tanzte ursprünglich nicht zu seinem Vergnügen, wie die Forscher irrtümlicherweise fast ausnahmslos annehmen, ebensowenig um sich, wie Karl Groos in Gießen meint, in einen der Ekstase verwandten Rauschzustand zu versetzen, sondern vielmehr um irgend welche Zauberwirkung auszuüben. So tanzten die Mandan-Indianer Nordamerikas, als Büffel verkleidet, den Büffeltanz, um vor einem geplanten Jagdzuge die Büffel herbeizulocken und über sie Macht zu gewinnen. Gleicherweise tanzten sie unter dem Schalle von Tamburins und ledernen Rasseln, mit Büffelfellen maskiert, Zaubertänze, um für magische Vermehrung der Büffelzahl zu sorgen. Verzogen sich die Büffel, so tanzte man wiederum einen Orenda, wie die Zauberkraft nach einem Irokesenwort genannt wird, um diese Tiere zu zwingen herbeizukommen. Ebenso tanzen die Australier den Känguruhtanz, um die Känguruhs, die sie jagen wollen, zu verzaubern, damit sie ihnen um so leichter zur Beute fallen. Dabei ahmen sie genau alle Bewegungen und Sprünge dieser Tiere nach; denn nach allgemeinem Glauben auf dieser Kulturstufe ist der Zauber um so wirksamer, je genauer die Eigenschaften dieser Tiere kopiert werden. Bei allen Krankenheilungen werden nicht nur Heilsegen gesprochen und Zauberlieder gesungen, sondern auch Zaubertänze getanzt, um durch möglichst kräftigen Gegenzauber den Zauber der Krankheit zu überwinden. Vor der Schlacht werden Kriegstänze aufgeführt, nicht um sich suggestiv mit der freudigen Zuversicht auf Sieg zu erfüllen, sondern um die Feinde zu verzaubern, so daß sie unfehlbar unterliegen müssen. Daß die Männer dabei in eine Art

Rausch versetzt werden, in welchem sie sich zum Kampfe begeistern und eine förmliche Wut dabei über sie kommen kann, soll nicht geleugnet werden. Doch ist dies nur ein nebensächlicher, ursprünglich nicht beabsichtigter, weil unbewußter Erfolg; das Primäre, Gewollte ist der dabei ausgeübte Zauber, wodurch die Tanzenden Macht über die Feinde erlangen zu können glauben. Deshalb tanzen, wenn z. B. die Männer eines Negerstammes an der Goldküste in den Krieg gezogen sind, die zu Hause gebliebenen Weiber einen Zaubertanz, in welchem ebenfalls eine Schlacht dargestellt und scheinbar gekämpft wird, aber natürlich nicht um sich zum Kampfe zu begeistern, sondern einzig und allein, um den abwesenden Männern ihre Zaubermacht über die Feinde zu erhöhen und ihnen um so sicherer den Sieg zu verleihen.

Wie hätte in diesem vorliegenden Falle die bisher von den meisten Forschern angenommene Deutung des Tanzes als eines instinktiven Ausdrucks der Lebensfreude und dann sekundär gelegentlich auch des Mittels, sich in einen Bewegungsrausch zu versetzen, überhaupt einen Sinn? Zauberwirkung liegt allen solchen Äußerungen des Menschen zugrunde, wie dies zuerst K. Theodor Preuß am Völkermuseum in Berlin auf ein außerordentlich großes Beweismaterial gestützt in seinen wertvollen Untersuchungen über „Phallische Fruchtbarkeitsdämonen als Träger des altmexikanischen Dramas“ (Archiv für Anthropologie 1903) und „Ursprung der Religion und Kunst“ (Globus 1904 und 1905) festgestellt hat. Um Regen herbeizuzaubern, der die schon welkenden Maisfelder zu vernichten und sie selbst durch Mißraten der Ernte mit Hungersnot heimzusuchen droht, tanzen die Omaha-Indianer den zeremoniellen Regentanz, wobei sie symbolisch Wasser in den Mund nehmen, um es in einem gegebenen Moment als feinen Sprühregen in die Luft zu zerstäuben. Zu gleichem Zweck rauchen die Moki-Indianer Tabak aus Steinpfeifen zur Hervorbringung von Wolken, die Regen spenden sollen; denn sie lassen sich die Überzeugung nicht nehmen, daß die Regenwolken nur Rauchwolken seien. Bei den Navahos Nordamerikas geht die Sage, daß die Götter in alten Zeiten bei Gelegenheit einer Dürre Feuer an die Wälder legten. Der dabei entstehende Rauch stieg dann in großen Wolken gen Himmel und fiel später als Regen herab. Da aus jeder Wolke, auch aus einer Rauchwolke, nach ihrem Glauben Regen gezaubert werden kann, so wird auch der künstliche, in Nachahmung des göttlichen Beispiels erzeugte Rauch für regenspendend gehalten. Daraus ist überhaupt, wie ich in der Kulturgeschichte der Nutzpflanzen nachwies, die Sitte des Rauchens

entstanden. Anderwärts ist das Trinken berauschender Getränke zur Erhöhung der eigenen Zauberkraft oder zur Abwendung böser feindlichen Zaubers in Aufnahme gekommen. So betranken sich manche primitive Stämme, beispielsweise bei Trauerfestlichkeiten oder wo es sonst auf starken Zauber ankam, bis zur Bewußtlosigkeit, um damit in diesem speziellen Fall einen möglichst energischen Gegenzauber gegen die schädlichen Einflüsse, die vom Toten auf die Lebenden ausgingen, auszuüben.

Der berühmte Schlangentanz der Moki-Indianer Neu-Mexikos, der im August zur Zeit der größten Dürre am letzten Tage einer neun Tage dauernden Kultfeier getanzt wird, wobei die Mitglieder der Schlangengesellschaft lebende Klapperschlangen zwischen den Zähnen halten, ist in diesem Sinne nur ein mit Anspannung aller Kräfte vor sich gehendes Ringen des Menschen um befruchtenden Regen; denn die Schlangen, die Sinnbilder des Blitzes, sind ihnen Tiere des Regens. Dabei bemalen sie sich mit allerlei Regen- und Blitzsymbolen. Solche Zaubertänze wurden auch im alten Mexiko und anderwärts bei vielen ackerbautreibenden Völkern zur Erneuerung der Vegetation getanzt, und zwar ursprünglich in Verbindung mit einem Menschenopfer, da das ausgesprengte Blut gerade dieses Opfers als besonders zauberkräftig galt. In allen Lebenslagen, wo ein besonders wirksamer Zauber ausgeübt werden soll, sind Tänze unerläßlich. Wie bei allen Krankenheilungen Tänze erforderlich sind, wird bei allen feierlichen Opfern bei Mannbarkeitsfesten und Hochzeiten, vor dem Auszug zum Kampf und bei der Heimkehr von demselben, bei Aufnahmen in einen Geheimbund wie bei einer Totenfeier zur Ausübung von möglichst kräftigem Zauber getanzt. Von solchen Trauertänzen wird uns ausdrücklich hervorgehoben, daß sie den Geist des Toten von seiner bisherigen Wohnstätte vertreiben sollen, ganz so wie die Tänze um einen Kranken nur bezwecken, den in ihm hausend gedachten Krankheitsgeist zu verjagen.

Bei diesen Zaubertänzen tanzt aber der Mensch nicht in seiner gewöhnlichen Tracht, sondern in einem besondern Aufzug, wenn nackt, so doch bunt bemalt, auf einer höheren Stufe aber in abenteuerlichem Kostüm und mit Vorliebe das Gesicht von einer Maske verhüllt. Gerade diese Maskierung soll schon äußerlich bezeugen, daß der betreffende Tänzer einen besonderen Zauber auszuüben beabsichtigt. Masken sind besonders zur Abwehr und Beschwichtigung der rachsüchtig gedachten Totengeister nach dem Glauben der Primitiven un-

erläßlich, da sie die Kräfte der mächtigen Geister der Verstorbenen, die sie darstellen, verleihen sollen. Sie dienen deshalb zunächst nur dem Totenkult und sind ihrem Ursprunge nach nichts anderes als Nachbildungen von Totenschädeln. Der Mensch auf niedriger Kulturstufe glaubt nämlich, wenn er sich in den Besitz irgend eines Körperteils eines toten Menschen setzt, so werde er damit auch die daran haftenden persönlichen Eigenschaften des Verstorbenen, seinen Mut, seine Geschicklichkeit und dergleichen mehr erlangen. Daher trägt der Wilde den Schädel oder sonst welche Knochen des Verwandten, seines Häuptlings oder seines Feindes mit sich herum oder bewahrt sie wenigstens in seiner Hütte, indem er die betreffenden Gegenstände mit rotem Ocker beschmiert oder sie sonstwie, oft mit großer Mühe, schmückt, ein Verfahren, das wir nicht nur bei vielen heute lebenden Stämmen auf niedriger Kulturstufe, sondern auch bei den Neolithikern Europas mehrfach antreffen.

Bild 49. Zwei Schädelmasken von Neupommern, Melanesien, aus dem Bremer Museum.

Aber der glückliche Besitzer beispielsweise eines Totenschädels ist nach dem Glauben der Primitiven nicht nur der Träger der persönlichen Vorzüge, die der betreffende Mensch bei Lebzeiten besaß, sondern, worauf eigentlich noch viel größeres Gewicht gelegt wird, auch derjenigen, die dieser durch den Tod, d. h. sein Eingehen in die Geisterwelt dazu erworben hat. Das eben macht den Besitz von Teilen des Toten für die Lebenden doppelt wertvoll, weil ihr Träger damit überirdische Fähigkeiten erlangt, wie sie sonst nur die Geister besitzen. Ist uns doch der Fall verbürgt, daß ein Kongoneger seine alte Mutter nur deshalb tötete, weil er glaubte und erwartete, sie werde ihm als Geist mehr nützen können denn als lebend. Hat sich nun der Wilde — selbstverständlich unter Anwendung von kräftigem Zauber — in den Besitz eines solchen Totenschädels gesetzt, so glaubt er zuversichtlich über die übernatürlichen Kräfte des betreffenden Totengeistes verfügen zu können. Schlägt er ihm den hintern Teil weg, um sich den vordern mit künstlich eingesetzten Augen und, bei sonst einen Bart tragenden Stämmen, mit künstlichem Bart versehen vor sein Gesicht zu binden,

so ist er nach allgemeinem Glauben der Primitiven nicht mehr er selbst, sondern eben jener Totengeist und als solcher mit überirdischer Kraft und Macht, wie alle Geister, begabt. Was er nun tut und spricht, tut und spricht jener Geist in ihm und durch ihn. Ja sogar wenn er raubt und mordet, so trägt der Geist dessen, den er vorstellt, ja der er ist, die alleinige Verantwortung dafür. Deshalb kann und darf man einen solchen Maskentänzer nicht einmal zur Verantwortung ziehen.

Aus solcher Schädelmaske, der ältesten und ursprünglichsten Art von Masken, wie sie uns die beigefügte Abbildung wiedergibt, die also aus den teilweise ergänzten richtigen Gesichtsknochen eines Toten besteht, entwickelten sich mit der Zeit die künstlich aus Holz oder einem andern Material hergestellten Masken. Auch diese sollten die Gesichtszüge des betreffenden Verstorbenen, soweit sie aber zur Beschwörung von Dämonen bei diesbezüglichen Zaubertänzen dienen sollten, die dieser natürlich ebenfalls aus besonders bösartigen und gefürchteten Totengeistern hervorgegangen gedachten Unholde tragen. Und weil man sich die Totengeister weiß vorstellte — das war mit ein Grund, weshalb die Europäer auf ihren Entdeckungsreisen von den Farbigen meist freundlich aufgenommen und vielfach geradezu göttlich verehrt wurden, indem diese eben wegen ihrer weißen Hautfarbe zurückkehrende vergöttlichte Geister verstorbener Ahnen in ihnen erblickten und sie dementsprechend ehrfurchtsvoll behandelten — waren die ältesten zu Zaubertänzen angezogenen Masken weiß gefärbt, wie stets alle Tänzer, die Verstorbene darstellen sollen, am ganzen Körper weiß beschmiert sind. Erst nach und nach kamen, je mehr ihre Hersteller vergaßen, daß die Masken Geister Verstorbener darstellen sollten, auch andere Farben als Weiß hinzu und wurden schließlich ganz bunt. Zugleich erhielt ihre Gesichtsbildung immer mehr etwas Konventionelles, stellte gewisse Typen von Dämonen mit bestimmten Attributen dar und sank schließlich, ihres ursprünglichen Zweckes zur Ausübung von Zauber mit Hilfe überirdischer Gewalten aus der Geisterwelt entkleidet, zur gewöhnlichen Tanz- und Schauspielmaske herab. Aber auch dann verleugnete sie niemals die mystischen Beziehungen, die ihr von Anfang an innewohnten; denn wenn ihr auch nichts Stoffliches mehr von dem anhaftete, was einst dem betreffenden Toten, den sie darstellen sollte, gehörte, so dachte man sich doch dessen Geist gern die Nachahmung seiner ehemaligen Gestaltung beziehen und dadurch dem, der sie anzog und den Zaubertanz mit ihr angetan vollzog, Geistergewalt verleihen.

Es würde uns zu weit führen, auf alle die verschiedenen Arten von Zaubertänzen und den dabei getragenen Masken, die von den verschiedenen Völkern der Erde zur Anwendung gelangen, näher einzugehen. Es genüge zu bemerken, daß auch die alten Kulturvölker alle noch den Tanz zu Zauberzwecken kannten und ausübten. So tanzten die Priester Babyloniens und Ägyptens vor dem Kultbilde der betreffenden Gottheit, um ihr die Gewährung einer Bitte abzuschmeicheln, wie der jüdische Priester des Gottes Jahve, der kein Kultbild von sich duldete, wenigstens vor der als Behausung des Gottes gedachten Bundeslade seinen Tanz aufführte. Und als in Anlehnung der altbabylonischen Tammuz- und der altägyptischen Osirisfeste der Kult des orientalischen Gottes Dionysos über Kleinasien und Thrakien nach Griechenland kam, feierte man dessen Fest mit Zaubertänzen, die der Erde Fruchtbarkeit verleihen sollten; denn Dionysos war zunächst als Gott des Naturfegens, der zeugenden Naturkraft der Erde gedacht, und so zog man denn unter Absingen obszöner, auf die zeugende Kraft überhaupt bezüglicher Lieder, also Zauberlieder, die diese Fruchtbarkeit der Erde hervorrufen sollten, mit dem Symbol des Gottes, dem Phallus, im Lande herum und tanzte dazwischen den gleichfalls die Fruchtbarkeit der Erde und ihrer Geschöpfe bewirken sollenden Zaubertanz. So werden uns die Fruchtbarkeitsfeste zu Ehren dieses Gottes vom griechischen Geschichtschreiber Herodot geschildert, der sie in dieser Weise noch im konservativen Niltale feiern sah.

Aber auch in Kleinasien und Griechenland wurden sie anfänglich in derselben Weise gefeiert. Daraus entwickelten sich die bei den Griechen der klassischen Zeit im Frühjahr gefeierten großen Dionysien, die allmählich aus einem Feste mit Zaubergesängen und Zaubertänzen zur Bewirkung von Fruchtbarkeit zu einem immer noch recht ausgelassen gefeierten Freudenfeste zu Ehren der erwachenden Natur und des frisch aufkeimenden Lebens sich umbildeten. Dabei ergab man sich mit Efeu bekränzt dem unbeschränkten Weingenusse zu Ehren des Gottes und ließ die alten Zaubertänze und Zaubergesänge zur Erweckung von Fruchtbarkeit durch einen besondern dazu bestellten Chor singen und aufführen. In Athen wurde dieses Fest der großen Dionysien im Dienst des älteren Dionysos „in den Sümpfen“ gefeiert, so genannt, weil er seinen Tempel mit der ihm dienenden Priesterschaft in einem Überschwemmungen ausgesetzten und deshalb etwas sumpfigen Terrain stehen hatte. Bei diesem Feste trat ein Schwarm (kómos) verkleideter, bald Vögel, Wespen oder sonstige geflügelte Lebewesen

bald aber Frösche oder andere Vierfüßler, die nach dem Volksglauben Geister Verstorbener in sich bergen konnten, darstellender Menschen auf, die ausgelassene phallische Lieder sangen und dazu allerlei Tänze aufführten, eben um Fruchtbarkeitszauber auszuüben.

An Stelle dieser „Seelentiere" traten dann seit dem Beginne des 6. Jahrhunderts v. Chr. durch die Vermittlung der Dorier Unteritaliens in weißen Trikot gesteckte — eben durch die weiße Farbe bekundend, daß sie Geister Abgeschiedener darstellen sollten — burleske „nackte" Männer als solcher „Schwarm" an den in Athen gefeierten großen Dionysien auf, um die Fruchtbarkeit ausüben sollende Zaubergesänge zu singen und die Zaubertänze auszuführen. Mit ihrer grotesken Maskierung von ebenfalls weißen Masken aus mit Wachs versteifter Leinwand, den großen Köpfen, den dicken Bäuchen, dem gewaltigen Gesäß und dem übertrieben großen, bei allen Bewegungen drollig umherbaumelnden männlichen Gliede als kennzeichnendem Attribute des Phallusdienstes, dem ja die Feier galt, brachten sie von vornherein die andächtig zum Feste herbeigeströmte Menge zum Lachen. Und was sie sangen und wie sie tanzten war gewiß nichts weniger als anständig; aber daran stieß man sich selbst im gebildeten Athen der klassischen Zeit durchaus nicht. Das gehörte eben zum Dienste dieses Gottes und gab die Gewähr für ein fruchtbares Jahr. Zwischen den lasziven Gesängen der als Seelen der Verstorbenen weißgekleideten und maskierten Tänzer wurde vom Vortänzer, der als Anführer der Seelen, Dionysos selbst, auftrat — wir werden gleich sehen, weshalb er als Anführer der Totengeister galt — und den Hauptpossenreißer darstellte, und außerdem zuerst einem, dann zwei weiteren Possenreißern außer lasziven Gesängen und Tänzen aus dem Stegreif auch allerlei anzügliche Lieder und Darstellungen zur Verspottung damaliger unbeliebter Personen und skandalöser Vorgänge vorgetragen, deren Refrain der dabei ausgelassen tanzende Chor sang. Aus dieser Burleske zu Ehren des Fruchtbarkeit spenden sollenden älteren Dionysos „in den Sümpfen" entwickelte sich mit der Zeit die attische Komödie, d. h. der Schwarmgesang (von kómos Schwarm und ódein singen). Aus diesem äußerst derben, zotenhaften, nicht nur Menschen, sondern selbst die unsterblichen Götter mit beißendem Spott überschüttenden Mummenschanz hat erst Aristophanes, der von 455 bis 387 v. Chr. lebende Schöpfer der attischen Komödie, durch lebenswahre Charakterzeichnung der von ihm dargestellten Menschen und lyrischen Schwung das feinere, sich über Schmutz und Albernheit erhebende Lustspiel geschaffen.

Im Gegensatz zu den im Frühling gefeierten großen Dionysien mit ihren unzüchtigen, aus den älteren Zaubertänzen und Zauberliedern des Phalluskultes entwickelten burlesken Possen standen die im Herbste gefeierten kleinen Dionysien. Diese galten dem Dionysos nicht sowohl als dem Fruchtbarkeit spendenden Gotte, sondern als dem Herrn und Anführer der in den Boden bestatteten und darin als in der Unterwelt lebenden Totengeister. Als solcher unterschied man ihn in Athen als Diónysos eleuthereús, d. h. der Befreier. Das ihm zu Ehren im Herbste gefeierte Fest wurde in ernstem Gedenken der Toten und der Vergänglichkeit alles Irdischen gefeiert und erging sich in düsteren Klagen über die Schicksale und Leiden des Gottes und das Ersterben der Natur. Dabei wurden zu seinen Ehren „dithyrambische" Lieder von einem Chore gesungen, der aus bocksfüßigen Menschen, sogenannten Satyrn, als den Begleitern des Dionysos, bestand. Nach diesen Sängern, die außer den alten Zauberliedern auch Zaubertänze aufführten, hieß die ganze Kultfeier des jüngern Diónysos eleuthereús Tragödie, d. h. Bocksgesang (von trágos Bock und o(i)die Gesang). Aber auch in diesem Bocksgesang war der Seelenbeherrscher immer noch zugleich als Gott der Fruchtbarkeit gedacht, dem man dem scheinbaren Ersterben der Natur zum Trotz mit diesen Gesängen und Tänzen in Maskierung Fruchtbarkeit für das kommende Jahr zu zaubern half. Zum Chor der bocksfüßigen und gehörnten Satyrn, der außer den vorgeschriebenen auch allerlei improvisierte Lieder und Tänze dem zum Feste herbeigeströmten Volke zum besten gab, trat als deren Anführer der Gott selbst. Aus diesem Vorsänger und Vortänzer entstand durch den Athener Thespis um 450 v. Chr. der erste Schauspieler, der sich mit der Zeit immer mehr durch eine individuelle, persönliche Rolle aus der Menge des Chores hervorhob. Diesem fügte der fromme Marathonkämpfer Aischylos (525—456 v. Chr.) den zweiten Schauspieler hinzu und wurde damit zum Begründer der seriösen attischen Tragödie, in welcher der die Seelen anführende Gott mit seinen ebenfalls Seelen Abgeschiedener darstellenden Böcken nicht mehr nur sang und tanzte, sondern einen wechselnden Dialog führte, in welchem der Chor eine Hauptrolle spielte. Und als Sophokles (480—405 v. Chr.), der selbst Priester des Diónysos eleuthereús war, noch den dritten Schauspieler hinzufügte, war das griechische Nationaldrama geschaffen, aus dem später alle Schauspielkunst der europäischen Kulturvölker hervorgehen sollte.

Bei diesen drei Schauspielern und dem Chor blieb es das ganze

Altertum hindurch. Wie anfänglich der Chor nur Geister der Abgeschiedenen darstellte, die an diesem Feste an die Oberwelt gekommen waren, um als Böcke (Satyrn) aufzutreten — auch darin lag eine Anspielung auf den Gott der Fruchtbarkeit, daß er diese notorisch paarungslustigen und auch sonst als Sinnbild der Geilheit dienenden Tiere zu seinen Genossen hatte, als deren vornehmster er agierte — so war auch später, als er die Gemeinde darstellte, innerhalb welcher das Stück spielte, eine Hauptsache beim Feste der kleinen Dionysien. Selbst in späterer Zeit, als die von den Schauspielern getragene Handlung den Chor immer mehr beiseite schob und schließlich ganz nebensächlich erscheinen ließ, konnte er nicht beseitigt werden, da er ja das Wesentliche des alten Kultes war. Auch die Schauspieler stellten zunächst nur Heroen, d. h. Ahnengeister, dar und erst allmählich wurden daraus auf die Oberwelt zurückgekehrte Menschen der Vorzeit, die denen der Gegenwart etwas zu sagen und das menschliche Schicksal mit seinen Wirrnissen und Anhäufung von Schuld, endlich aber auch mit seiner Sühne vorzuführen hatten. Weil nun Chor und Schauspieler nicht Menschen gewöhnlicher Art, sondern zu Geistwesen gewordene Menschen der Vergangenheit darstellten, trugen sie nicht nur die Masken der vormaligen Zaubertänzer, sondern auch noch in der klassischen Zeit, da man sich ausschließlich in Weiß kleidete, die bunten, schleppenden Gewänder und die aus altertümlichen Socken hervorgegangene, Kothurn genannte Fußbekleidung, wie sie im 6. Jahrhundert v. Chr. in Jonien üblich waren, aus welch letzterer sich allmählich Stelzenschuhe entwickelten, die ihren Trägern übermenschliche Größe verleihen sollten.

Am Feste des Dionysos erschien also der Gott selbst mit seiner Schar von Totengeistern, den Heroen aller Art, und spielte mit jenen vor allem Volke gleichsam nochmals das Spiel des Lebens. Weil sie die Seelen der Abgeschiedenen darstellten, trugen sie die sie beim Sprechen und Singen nur behindernden, ja nicht etwa als Schallverstärker zu deutenden Masken, die Embleme der Totengeister und äußern Abbilder der einst auf Erden Wandelnden. Das Anziehen derselben sollte die Abgeschiedenen aus dem Schattenreiche zitieren; nahm man ihre Züge an, so waren sie gezwungen, selbst zu erscheinen und gleichsam an Stelle der Menschen, die ihre Träger waren, das Schauspiel des Lebens aufzuführen. Weil die ganze Aufführung eine religiöse Handlung war, wurde kein Eintrittsgeld erhoben, und die Schauspieler und der Dichter wurden auf Staatskosten honoriert, nachdem die Tragödie wie die Komödie aus dem alten Zaubertanz zu einem künstlerischen

Schauspiele geworden war, das eine wirkliche Erhebung des Geistes gestattete. So gestaltete sich das Fest der Dionysien zu einem jährlich wiederholten Wettkampf der Dichter, die aber nicht selbst, sondern der von ihnen einstudierte Chor, den Siegespreis davontrugen. Alle Stücke wurden nur einmal aufgeführt, obschon die möglichst schöne Inszenierung viel Geld kostete. Schon früh begann man mit den Vorbereitungen, indem der zum Spielleiter ernannte Archon — in Athen stellten die neun Archonten seit der Abschaffung des Königtums die oberste Behörde dar — die Bezirksvorsteher versammelte, die einen reichen Bürger aus ihrem Bezirke zu veranlassen hatten, daß er die mehrere Tausend Mark betragenden Kosten der Ausrüstung eines Chores übernahm. Dieses Opfer brachten die Reichen dem Staate gern und wetteiferten miteinander in der Pracht der Ausrüstung. Hatte so der Archon durch die Choregen für die Chöre gesorgt, so meldeten die Dichter ihre Stücke bei ihm an; er wählte dann die aufzuführenden Stücke aus und bestimmte, welche Poeten in Wettbewerb miteinander treten sollten. Diese erhielten aus der Staatskasse ein Honorar und es wurde ihnen ein Chor zur Verfügung gestellt, für dessen Ausbildung sie sorgen mußten. Außerdem wurden einem jeden derselben drei meist durch das Los bestimmte Schauspieler zugeteilt. Nur die Darsteller, die sich bereits ausgezeichnet hatten, durften sich selber die Dichter wählen, in deren Stücken sie auftreten wollten. Es mußte nämlich jeder der sich zur Ausführung seiner Stücke bewerbende Dichter drei seriöse Stücke meist in Form einer Trilogie zur Ausführung bringen, auf die zum Schlusse als heiterer Kehraus noch ein lustiges Satyrspiel folgte. Damit wurde, auch nachdem das Drama seine künstlerische Form und Weihe im 5. Jahrhundert v. Chr. erlangt hatte, die alte Kultform gewahrt.

Die Vorstellungen begannen vormittags und währten fast den ganzen Tag; denn da allein jeder der drei tragischen Dichter — so viel mußten mindestens zu Worte kommen — eine Trilogie und ein sich daran anschließendes Satyrspiel zur Aufführung brachte, mußte mindestens drei volle Tage hindurch gespielt werden. Während dieser Zeit ruhte alle Arbeit und man begab sich schon am frühen Morgen nach Einnahme des Frühstücks mit Speise und Trank für den ganzen Tag beladen, mit Efeu bekränzt, in das halbkreisförmig mit ansteigendem Zuschauerraum meist an einen Abhang gebaute Theater. Der Eintritt war, wie gesagt, ursprünglich frei; erst später wurde ein bestimmtes, einheitliches Eintrittsgeld erhoben, das dem Pächter zufloß.

Der große Staatsmann Perikles brachte dann ein Gesetz durch, wonach jedem athenischen Bürger, der es begehrte, das Theatergeld im Betrag von 2 Obolen (= 25 Pfennigen) von der Staatskasse geschenkt und vor Beginn der Aufführung ausbezahlt wurde. Als Eintrittsmarken dienten solche aus Bein mit Nummern darauf. Vom halbkreisförmigen, ansteigenden Zuschauerraum erhielt das Gebäude, das in Athen am Südabhang der Akropolis lag, den Namen théatron, d. h. Schauplatz. Der Zuschauerraum umschloß die orchéstra, einen kreisförmigen, ebenen Platz, der mit Brettern belegt war und in dessen Mitte sich die thyméle, ein viereckiger hölzerner Altar, erhob. Diese orchéstra mit dem Dionysosaltar ist der älteste Teil des Theaters. Hier stellte sich der Chor auf, sang und tanzte, während der Chorführer wohl auf den Altarstufen etwas erhöht stand. Von dem Kreis der orchéstra schnitt die eigentliche Bühne ein schmales Segment ab. Sie lag etwa drei Meter höher als die orchéstra, von der Treppen zu ihr hinaufführten. Gewöhnlich stellte sie den Platz vor dem Palaste eines Königs vor. Dieser Palast wurde anfänglich durch ein einfaches Zelt dargestellt und hieß deshalb skēné. Ursprünglich war es nur die Bude, in der die Schauspieler sich umkleideten. Erst in seinen jüngeren Stücken hat Aischylos diese Bude an die Schaubühne, die orchéstra, herangerückt und ihr zugleich die Rolle eines Hauses zugeteilt, in welchem die im Stücke handelnden Personen wohnen. Dadurch erst wurde die Handlung des Stückes auf einen bestimmten Ort bezogen, während die älteren Dramen von jeder Lokalität losgelöst waren. Aus der skēné wurde dann später die Kulisse als ein Gebäude oder eine den Hintergrund abschließende Wand, an die später die wechselnden Dekorationen gespannt wurden. Was davor lag, war das proskēneíon, die eigentliche Bühne, die wohl auch logeíon oder Sprechraum genannt wurde. Die mittlere Tür war der Haupteingang, aus dem stets die Hauptperson heraustrat; sie wurde deshalb, weil meist ein aus einem Palast heraustretender König der Vorzeit durch sie hindurchtrat, die königliche genannt. Die Nebenpersonen aber traten aus den beiden Seitentüren links und rechts davon heraus, die meist den Eingang in die Gastgemächer und die Frauenwohnung darstellten. Hinter diesen Türen lagen die Ankleidezimmer für die drei Schauspieler. Außerdem war die Bühne links und rechts von Seitenwänden, den sogenannten paraskeníai, eingeschlossen, die später gleichfalls Ausgänge zur Bühne hatten. Und zwar war in Athen stillschweigend die Übereinkunft getroffen, daß, wenn jemand im Dionysiostheater von der linken, nach

Stadt und Hafen zu gelegenen Seite auftrat, er damit andeutete, daß er eben aus der Stadt, aus der Nähe käme. Wer dagegen von der rechten, nach dem Lande Attika zu gelegenen Seite auftrat, offenbarte damit, daß er aus der Ferne und Fremde anlangte.

Die Vorstellung wurde regelmäßig mit dem Einzug der festlich geschmückten Choreuten, des Chores mit dem Chorführer an der Spitze, in die orchéstra, eröffnet. Die schönsten Leute standen dabei als Zugführer auf der linken Seite, da der Chor meist von links, also von der Heimat her, auftrat. In 5 Reihen zu 3 oder 3 Reihen zu 5 Mann zog der tragische Chor — der komische war stärker — unter einem in Anapästen (⏑⏑–) im Marschrhythmus einhergehenden Gesang, dem sogenannten párodos, ein, umkreiste den Altar, die thymélē, und teilte sich in zwei Halbchöre, die einander gegenübertraten. Sein Platz, auf dem er sang und tanzte und von dem aus er an den Vorgängen auf der Bühne teilnahm, blieb stets die orchéstra, auf der anfänglich auch die Schauspieler agiert hatten, bevor die erhöhte Bühne geschaffen worden war. Durch die Lieder dieses Chores war das Drama, d. h. die Handlung, die sich oben auf der Bühne, dem proskeneíon, abspielte, in einzelne Teile zerlegt, die etwa unseren Akten entsprachen. Auf der mindestens 3 m hohen Bühne standen die höchstens drei Schauspieler auf dem hohen tragischen Schuh, dem Kothurn, mit hohen hölzernen Untersätzen, trugen eine große Charaktermaske aus Leinwand gesteift, je nach der zu spielenden Rolle verschieden, und hatten außer dem Kothurn zur Erhöhung ihrer Gestalt noch einen hohen Haarputz (ónkos). Bauch, Brust, Arme und Beine waren ausgepolstert und dienten den bis zu den Schuhsohlen reichenden, bunten, schleppenden Gewändern als Unterlage. So verboten sich ihnen alle leidenschaftlich heftigen Körperbewegungen von selbst. Durch das übermenschliche Maß wollte man anzeigen, daß nicht gewöhnliche Menschen, sondern Heroen, d. h. Geehrte, wie man euphemistisch die vergöttlichten Ahnengeister anredete, agierten. Dabei hatten die fünf Preisrichter ein dreifaches Urteil zu fällen, nämlich 1. über die Leistungen der Choregen, 2. der Dichter und 3. der Schauspieler.

So ist im 5. Jahrhundert v. Ch. die Stadt Athen durch ihre beiden großen Dichter Aischylos und Sophokles, zu denen sich im 4. Jahrhundert als Schöpfer der attischen Komödie Aristophanes hinzugesellte, die Schöpferin des aus den Zaubertänzen und Zaubergesängen zu Ehren des Gottes der Fruchtbarkeit, Dionysos, hervorgegangenen Dramas geworden, und das am Südabhang der Akropolis anfänglich

Sog. Teufelstänzer, d. h. richtiger Geistertänzer in Kandy (Ceylon), zum Zaubertanze geschmückt.
(Nach einer im Besitz des Ethnographischen Museums in München befindlichen Photographie.)

Paukenschläger bei einem Tanzfest der Eingeborenen bei Bukoba am Victoria-See.
(Nach einer Photographie von Generaloberarzt Prof. Dr. Steudel.)

Tanz der Suahelifrauen in Deutsch-Ostafrika.

Waheia bei Schirati am Victoria-See im Kriegsschmuck mit vielen Straußenfedern. (Nach einer Photographie von Generaloberarzt Prof. Dr. Steudel.)

Kriegstanz der Waheia bei Schirati am Victoria-See.
(Nach einer Photographie von Generaloberarzt Prof. Dr. Steudel.)

Dukduk-Tänzer in Neu-Pommern beim Zaubern mit Hilfe eines Totengeistes.
(Nach einer Photographie im Besitz des Ethnographischen Museums in München.)

Kayapó-Tänzer in einem Dorfe am Ribeirão do Pao d'Arco (Araguayagebiet) in Brasilien. Der Kopf ist mit Aasgeierfedern, der Körper mit Periquitofedern und die Wangen sind mit zerstoßenen Eierschalen beklebt.
(Nach einer Aufnahme von Dr. W. Kissenberth.)

aus Holz, später aus Marmor erbaute Theater, das schließlich 30 000 Menschen aufnehmen konnte, ist das Prototyp eines jeden heutigen Theatergebäudes, mag es in Buenos Aires oder Sidney gelegen sein. Die Römer übernahmen mit der ganzen Schauspielkunst auch das Theater von den Griechen, bei denen es als eine periodische und äußerst angenehme Form des Gottesdienstes sich großer Beliebtheit erfreute. Und noch in der Spätzeit hießen die Schauspieler bei den Griechen dionysische Künstler (hoí perí tón Diónyson technítai). Bei den Römern waren die Schauspieler Sklaven oder Freigelassene von durchweg griechischer Abkunft, die in besonderen Schulen gebildet wurden und wegen ihres Handwerks verachtet waren. Die Blüte der ganz der griechischen nachgeahmten römischen Komödiendichtung fällt in die spätere Zeit der Republik, während in der Kaiserzeit die grobkomische Atellane und die höchst schlüpfrigen Mimus und Pantomimus, bei welch letzterem ein einziger Tänzer durch bloßes Gebärdenspiel ein Stück aufführte, als der groben römischen Psyche besser zusagende Unterhaltung beliebter waren als die seriösen Stücke. Am allerpopulärsten waren aber in Rom die aufregenden Wettrennen, Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe, bei denen Blut floß und zahlreiche Leichen von Menschen und Tieren die Walstatt bedeckten.

Während bei den Griechen abgesehen vom Theater, das nur an den beiden Dionysosfesten im Frühling mit einigen Komödien und im Herbst mit einigen Tragödien, in Funktion trat, der Ahnenkultus mit der Zeit ganz abgeblaßt war, stand er bei den überaus zäh an den alten Gebräuchen hängenden Römern bis weit in die Blütezeit ihrer Herrschaft hinein in hohen Ehren. Auch hier bedurfte man zu diesem Ahnendienste der aus mit Wachs gesteifter Leinwand bestehenden Masken, die möglichst getreu die Züge der verstorbenen Vorfahren wiedergaben und über dem Familienaltar im gemeinsamen, vom Rauche des darin stehenden Herdfeuers geschwärzten und deshalb atrium genannten Wohnraumes an der Wand aufgehängt waren. War nun ein Familienmitglied gestorben, so zogen die Überlebenden bei dessen Bestattung mit diesen Masken und altertümlichen Kleidern der Ahnen angetan auf das Forum, den Marktplatz, wo alle offiziellen Feiern stattfanden. Dort wurde die offen auf einer Bahre getragene Leiche niedergelegt und in ihrer Gegenwart vom Familienhaupte die Leichenrede mit der Aufzählung der Verdienste des Verstorbenen gehalten. Während der ganzen Zeremonie standen die als Ahnen Vermummten ringsum; denn wenn ein Mitglied des Geschlechts in das

Totenreich eingehen sollte, mußten die Geister der Vorfahren anwesend sein und dem neuen Genossen das Geleite geben. Die Masken aber waren es, die die von ihnen dargestellten Geister zwingen sollten, persönlich bei diesem Anlaß zu erscheinen.

Aber nicht nur bei Griechen und Römern, auch bei unseren eigenen Vorfahren war das Maskentragen stets mit dem Totenkulte verknüpft. Nicht nur an der Fastnacht in der Bedeutung des Winter-, d. h. Todaustragens, trägt man heute noch als Symbole der Totengeister, die man ursprünglich mit der Maskierung darstellen wollte, Masken in Verbindung mit einer Vermummung, sondern hauptsächlich auch bei den Perchtengängen, jenen lärmenden Umzügen Maskierter, die in entlegenen Alpengegenden zu Beginn des Frühjahrs abgehalten werden. Perchten oder Hollen — zuletzt personifiziert als Frau Berta oder Frau Holle —, was mit bergen und hehlen zusammenhängt, hießen bei den alten Deutschen alle in der Erde hausend gedachten Totengeister, die bei guter Behandlung das Gedeihen der Nährpflanzen befördern sollten. So tanzte man und tanzt heute noch in manchen Gegenden, vermummt und mit Masken als Symbolen der Totengeister, die man zu beschwören versuchte, angetan, den Perchtentanz und vollzieht lärmend und mit Peitschen knallend oder mit Gewehren schießend, um die Krankheitsdämonen, die dem Gedeihen der Feldfrüchte schädlich sein könnten, zu vertreiben, den Perchtenlauf. Damit glaubte man, wie bei den Naturvölkern, einen Fruchtbarkeitszauber auszuüben und die in der Erde hausend gedachten wohlgesinnten Totengeister zur Spendung der Fruchtbarkeit im kommenden Jahre zu veranlassen. Meist aber sind daraus durch den Einfluß der Kirche Umgänge, Bittgänge und Umritte — wie z. B. in Bayern zu Ehren des heiligen Leonhard, anderswo des Martin, die beide germanische Gottheiten ablösten — hervorgegangen, die nur noch einen schwachen Abglanz des ehemals als volkstümlichem Fruchtbarkeitszauber allgemein üblichen Perchtenlaufens darstellen.

Wie die Maske spielt aber auch das Schwirrholz bei den Zaubertänzen, den Totenfeiern und andern Beschwörungszeremonien der Primitiven, besonders auch beim Regenzauber, eine wichtige Rolle. Sein beim Drehen ertönendes unheimliches Brausen gilt geradezu als die Stimme der Geister und Dämonen, die man zu beschwören beabsichtigt. Wie die bösen Totengeister, verjagt man mit Maske und Schwirrholz auch die Krankheitsgeister. Wo aber ein Kranker bereits gestorben ist, verscheucht man seinen Geist aus der Hütte, welche er bei

Lebzeiten bewohnte, und verhindert ihn daran, den Lebenden, die solche Gesellschaft als unheimlich und gefährlich nicht wünschen, zur Plage zu werden, sie in irgend einer Weise zu belästigen. In ganz Australien ist das Schwirrholz eins der heiligsten und geheimnisvollsten Zaubermittel, das Frauen und Kinder, wie überhaupt alle in den Geheimbund der Männer nicht Eingeweihten bei Bedrohung mit Todesstrafe nicht zu Gesicht bekommen dürfen und dessen Sausen schon jene veranlaßt, schleunigst den Ort zu verlassen, wo dieses geheimnisvolle Geräusch erklingt. Außer zu Fruchtbarkeitszauber ist das Schwirrholz bei den verschiedensten Völkern Ozeaniens, Afrikas und Amerikas besonders bei Regenzauber beliebt. Bei den Bakairi Südamerikas weist sein Name, der etwa „Gewitter" bedeutet, daß sich auch Ideen des Wetterzaubers an seinen summenden Ton anknüpfen. Auch die Indianer Nordamerikas, soweit sie zum Ackerbau übergegangen waren, suchten mit ihm Regen zum Gedeihen der von Dürre bedrohten Feldfrucht zu zaubern. Bei den Eskimos ist aber dieses einst wie bei allen Naturvölkern hochangesehene Zauberinstrument, mit dem man die Geister der Abgeschiedenen sich zu unterwerfen und dienstbar machen zu können glaubt, wie bei uns zum harmlosen Kinderspielzeug herabgesunken.

Mit dem Vorbinden von Tiermasken bei Zaubertänzen will man sein Totem, sein Wappentier, von dem man abzustammen glaubt, verherrlichen und dadurch sich und dem ganzen Stamme, dem man angehört und der dieses Totem führt, Glück und Wohlergehen, wie auch stetes Gelingen bei allen Unternehmungen sichern. An diese Tiermasken klingen viele der in Südasien, besonders in Ceylon und Tibet, gebräuchlichen Dämonenmasken an, mit denen man bei Krankheitszauber die Krankheitsdämonen zu verscheuchen liebt. Die alle diese Maskentänze ausübenden Männer sind meist Priester, die schon durch ihr Amt Ansehen genießen. Wo aber der Maskentanz zum simplen Schauspiel herabgesunken ist, sind seine Träger, die Schauspieler, als gewöhnlich umherziehende Leute in der Regel verachtet wie die Vagabunden und Bettler, da das wandernde Künstlertum das Mißtrauen des ansässigen Volkes, das es gegen alles „fahrende Volk" empfindet, wachruft. Wie bei uns bis in die Neuzeit die gewöhnlich umherziehenden Schauspieler gesellschaftlich verachtet waren, sind sie es in China heute noch, so daß selbst der niedrigste Kuli unter den Zuschauern sie als weit unter ihm stehend ansieht. Um so mehr aber bilden sie dort unter sich eine fest geschlossene Zunft. Sie pflegen keine Heimat zu besitzen, sondern wie die

Zigeuner umherzuziehen. Gewöhnlich leben sie im Theatergebäude. Die meisten gehören der Bühne von Jugend auf an und wurden in frühester Kindheit für diesen Beruf erzogen. Leicht ist ihre Ausbildung durchaus nicht; denn sie müssen sowohl in literarischer Beziehung, als auch in der Übung des Gedächtnisses und aller möglichen körperlichen Fähigkeiten Hervorragendes leisten. Zunächst müssen sie mit der Literatursprache genau vertraut sein; nur in ihr darf auf der Bühne gesprochen werden. Alle Dialektausdrücke und vulgären Redewendungen sind von ihnen strengstens zu vermeiden. Alles was sie auf der Bühne sagen, teils sprechen, teils aber singen, muß in den höchsten Tönen, unter Anwendung des Falsetts, herausgebracht werden. Sie müssen auch wie die Akrobaten in körperlichen Übungen der verschiedensten Art ausgebildet sein, da in jedem chinesischen Stück Tanz- und Gefechtsszenen vorkommen, die allerdings auf den europäischen Zuschauer einen drolligen Eindruck machen, die chinesischen Zuschauer aber entzücken.

Die Schauspiele, die heute in China gegeben werden, sind uralt und haben dennoch beim Volke ihre Anziehungskraft nicht verloren. Sie entnehmen ihre Stoffe sämtlich der Mythologie und älteren chinesischen Geschichte. Infolgedessen treten auf der Bühne vielfach höchst merkwürdige Gestalten, mythologische Fabelwesen der absonderlichsten Art, in entsprechendem Aufputz mit den scheußlichsten Masken auf. Die chinesische Bühne steht heute noch auf dem Standpunkt, den die Griechen mit ihrer sakralen Schauspielkunst vertraten, den die englische Bühne einige Jahrzente nach Shakespeare und die deutsche Bühne erst im 18. Jahrhundert verließ, daß nämlich Frauen als Schauspielerinnen nicht zugelassen werden. So werden heute noch alle weiblichen Rollen in chinesischen Stücken von Männern bzw. Jünglingen dargestellt. Diese verstehen sich aber so herauszuputzen, daß sie durchaus den Eindruck von Frauen machen.

Von solchen dramatischen Dichtungen, wie sie bei den alten Griechen und noch vorher in Indien und in China aufkamen, ist bei den Naturvölkern nichts zu finden. Und wenn erste Anfänge dazu vorhanden sind, so stehen sie in Verbindung mit mimischen Tänzen, die durch den sehr häufigen Gebrauch von Masken sich als Abkömmlinge von alten Zaubertänzen ausweisen. Merkwürdigerweise bildet sich aber das Schauspiel nicht immer unmittelbar aus diesen heraus, sondern hat als Vorstufe das Puppen- und Schattenspiel, wie es sich besonders bei den Malaien Indonesiens, besonders auf Java und in Siam, aber

auch in Ägypten und der Türkei findet. Sein Zweck ist die Unterhaltung der Zuschauer durch Vorführung denkwürdiger Szenen aus der Vergangenheit. Beim Puppenspiel, das bei den Malaien bei allen festlichen Anlässen, wie Hochzeiten, Beschneidungen — soweit sie wie auf Java Mohammedaner sind — Zahnfeilungen usw., aufgeführt wird, werden mit teils rund, teils flach geschnitzten menschlichen Figuren (bis zu 120 in einem Stück) Episoden aus der halb mythischen früheren Geschichte Javas aus dem 9. bis 15. Jahrhundert wiedergegeben. Dabei stehen die Figuren auf einem Holzreck und ihre Arme werden vermittelst Holzstäbchen bewegt. Ebenfalls mit Begleitung des vielinstrumentigen malaiischen Orchesters, des Gamelang, wird auf Java das Schattenspiel aufgeführt, das denkwürdige Szenen aus der Vergangenheit der Insel oder aus den großen indischen Epen der Mahabhārata und Ramayāna von bestimmten, Dalang genannten Spielern, deren Beruf sich vom Vater auf den Sohn erbt, hinter einem beleuchteten Schirm darstellt. Die redend und kämpfend vorgeführten Figuren sind aus feinem Büffelleder angefertigt, und jede einzelne von ihnen stellt einen ganz bestimmten Typus des Epos oder der einheimischen Geschichte dar, so daß sie gleich bei ihrem Auftreten von den Zuschauern als solche erkannt wird.

XXIII. Zauberei und bildende Kunst.

Der überaus abergläubische Naturmensch wittert hinter allem ihm Unerklärlichen — und was ist auf dieser niedern Erkenntnisstufe dem Menschen überhaupt erklärlich? — eine Behexung von übelwollenden Menschen, später auch von rachsüchtigen Totengeistern. Und da er überall Zauber vermutet, ist er stets darauf bedacht, durch Gegenzauber sich vor diesen schlimmen, ihn allseitig bedrohenden Einflüssen zu schützen. So sind fast alle seine Handlungen, die wir Kulturmenschen infolge unserer Unkenntnis seiner Gedanken- und Vorstellungswelt ganz anders und scheinbar natürlich deuten, nicht aus praktischen Erwägungen hervorgegangen, sondern sie bezwecken im tiefsten Grunde nur, ihm schädlichen Zauber abzuwehren oder ihm nützlichen Zauber zu bewirken. So sahen wir in den vorhergehenden Abschnitten, wie nicht nur der Stimme, sondern auch dem Hauche des Menschen eine bedeutende Zauberkraft zugeschrieben wird, die nun der Primitive in verschiedener Weise auszunutzen sucht. Als ebenso zauberkräftig gelten alle Ausscheidungen des Menschen, so Speichel, Urin und Kot. Deshalb ist wie das Anblasen auch das Anspucken eine häufig geübte Art des Schutzes vor bösen Einflüssen. So ist bei den Massai und anderen Völkern das Anspeien der gewöhnliche, allfälligen Gegenzauber aufhebende Gruß, und bei uns bespeit der Kaufmann sein erstes eingenommenes Geld. Aus demselben Grunde blasen wir eine entzündete, schmerzende Stelle an und bringen Speichel auf eine Wunde. Und auch der Kuß, den die Mutter dem Kinde gibt, ist ursprünglich nur ein Gedeihen und Genesung spendender Wohltätigkeitszauber, den sie ihrem Liebling aus ihrer eigenen Zauberkraft heraus angedeihen läßt. Und wenn zwei Verwandte oder Freunde sich nach kürzerer oder längerer Trennung wieder begrüßen und dabei küssen, so bezweckt eigentlich der Mundkuß die Mengung des beiderseitigen Speichels als Garantie dafür, daß keinerlei böser, sondern nur guter Zauber in ihm sei.

Daß der Hauch, der Atem, durch welchen sich die Anwesenheit des Geistes, der Seele, im lebenden Menschen dokumentiert — denn nach dem Entweichen desselben ist der Mensch oder das Tier aus alter, täglich neu zu machender Erfahrung seelenlos, d. h. tot — nicht nur beleben, sondern bei Übelwollen auch töten kann, davon ist der Primitive vollkommen überzeugt. Wie alle Völker in ihren Schöpfungssagen berichten, wie der und der Geist, heiße er nun wie bei den Juden Jahve oder sonstwie, durch Anblasen oder Anspucken eines künstlich aus Erde oder sonstigem Material geschaffenen Menschen ihm Leben einflößte, so wissen sie andererseits auch zu erzählen, wie vergifteter Atem böser Dämonen Unglück, Krankheit und Tod über die Menschheit brachte. Solch schlimmem Zauber mußte man durch entsprechenden Gegenzauber entgegentreten und er dadurch unwirksam gemacht werden. So konnte nach primitivem Glauben auch der Mensch seinem Nächsten, dem er wohl wollte, durch Mitteilung seines guten, belebenden Atems Glück und Gedeihen bringen. Daraus entstand die Sitte des Nasengrußes, d. h. des gegenseitigen Anhauchens beim Aneinanderreiben der Nase bei der Begrüßung. Diese Sitte, die wir bei den Eskimos und anderen Naturvölkern finden, will nichts anderes bezeugen, als daß durch Vermischung des beiderseitigen Hauches oder Atems gewährleistet sei, er sei gut und es wohne kein böser Geist in ihm; es könne also auch kein böser, sondern nur guter, wohltätiger Zauber von ihm ausgehen.

Schon der Blick kann verzaubern, daher schützt man sich gern durch entsprechende Gegenmaßregeln davor. Und wie der Mensch nach allen Richtungen hin bösen oder guten Zauber ausströmen läßt, so tun es auch die Tiere, deren Zauberkraft oft sehr hoch geschätzt werden kann, so daß sie in vielen Fällen sehr gut schützende Talismane zu liefern vermögen. Ein solches Tier ist neben Löwe, Tiger und Leopard sogar die kleine Grille, der von manchen primitiven Stämmen solche Zauberkraft zugeschrieben wird, daß sie schönes oder unfreundliches Wetter machen kann. Also ist irgend welcher Stoff, der von der Grille stammt, ein vorzügliches Mittel bei allem Wetterzauber.

So zieht sich durch alle Handlungen, ja durch das ganze Leben des Primitiven wie ein roter Faden das Bestreben, bösen Zauber abzuwenden und sich durch guten Zauber Glück und Gedeihen zu sichern. Schon vor der Geburt des Kindes ist die Mutter bzw. der Vater bestrebt, durch gewisse Handlungen oder das Vermeiden von bestimmten Speisen einen guten, heilsamen, das Gedeihen fördernden

Einfluß auf das werdende Kind auszuüben und andererseits alle schlimmen, ihm schadenden Einflüsse abzuwehren. Und mit der Geburt des Kindes setzt diese für wichtig angesehene Tätigkeit der Eltern erst recht ein. Ein uns Kulturmenschen sehr merkwürdig anmutender Ausfluß solcher Fürsorge ist unter anderem auch das Männerkindbett, das wir nicht nur bei verschiedenen Naturvölkern, sondern sogar noch im gesitteten Europa stellenweise antreffen, so besonders bei den Basken im westlichen Teil der Pyrenäen teils auf französischem, teils auf spanischem Gebiet, wo sie vielfach noch heute geübt wird. Ebenso ist dies auf Korsika und Sardinien der Fall. In Südfrankreich war dieses Männerkindbett bis zum 17. Jahrhundert üblich und von dort kam der Ausdruck couvade für diese Sitte in den allgemeinen Sprachgebrauch und wurde auch von der Wissenschaft übernommen.

Diese einst weitverbreitete Sitte hat außer dem genannten Südeuropa hauptsächlich drei Verbreitungszentren: Weitaus am meisten wird sie von den südamerikanischen Indianern geübt, mit einem Hauptzentrum bei den Karaiben des Festlandes und der Inseln, dann bei den Aruak, Tupi und Ges oder Botokuden. Ein zweites Verbreitungszentrum findet sich in Südasien bei den Drawidas Indiens, in Ostasien bei den Miautse, der Urbevölkerung Chinas, dann bei den Dayaks auf Borneo und einigen anderen Inseln des malaiischen Archipels und schließlich drittens in Afrika, namentlich im Kongogebiet. Es sind dies alles Stämme unter Mutterrecht, die meist auf der Stufe der Jäger und primitiven Ackerbauer (Hackbauern) stehen. Bei ihnen liegt der Vater nach der Geburt des Kindes wie ein Kranker zu Bett, läßt sich vielfach Blut entziehen und die betreffenden Wunden mit Pfeffer einreiben, ohne dabei das Gesicht verziehen zu dürfen, muß fasten, sich längere Zeit bestimmter Speisen enthalten, und darf gewisse Tiere nicht töten, alles im Glauben, daß solches zum Gedeihen des jungen Weltbürgers durchaus nötig sei. Diese Forderung stellt die Mutter an den Mann, den sie wohl während dieser für wichtig erachteten Zeit aus dem Männerhause fernhalten und damit zugleich Glück auf das Neugeborene bringen will. Der Mann, der die Couvade durchmacht, braucht sich noch nicht als Erzeuger des von ihm formal anerkannten Kindes anzusehen — allerdings bekennt er sich damit in der Regel als Vater —, aber er bewirkt damit, daß die Segnungen des Totems dem Kinde zuteil werden und es sich zu einem gesunden Menschen entwickelt. Der Totem besteht, wie wir sahen, der Hauptsache nach in der Verbindung des Menschen mit tierischen Schutzgeistern, die zugleich

seine Ahnen sind. Er geht, den Anschauungen des Mutterrechts entsprechend, von der Mutter auf das Kind über; der Vater hat sich also bei herrschendem Mutterrecht den Vorschriften der Frauen zu fügen und macht zugunsten des Kindes alle diese vorhin aufgeführten Prozeduren durch. Es ist also das männliche Wochenbett keine Kopie des richtigen Wochenbetts; denn die Frauen der Naturvölker halten überhaupt kein Wochenbett ab, schonen sich auch nicht nach der Geburt. Es ist ausschließlich eine Zauberprozedur, die eine gute Entwicklung des Neugeborenen garantieren soll.

Von der Geburt an begleiteten nun Zauber und Gegenzauber den Menschen bis zu seinem Tode, all sein Denken und Tun aufs weitgehendste beeinflussend. Solange das Kind klein ist, sorgen seine besorgten Eltern, besonders die Mutter, für dasselbe und binden ihm als Schutz- und Bannmittel gegen alle bösen Einflüsse und schlimmen Zauber allerlei Gegenstände um, die nach ihrem Glauben es davor beschützen sollen. Wir nennen diese Schutzmittel nach einem arabischen Wort hamalet, das Zauber bedeutet, Amulette. Solche Amulette sind heute noch, meist um den Hals, seltener um die Lenden oder gar um die Handgelenke befestigt, der erste Schmuck der sonst auch bei den später im erwachsenen Zustande Kleider tragenden Naturvölkern bis zur Mannbarkeit stets nackt gehenden Kinder. Was der erwachsene Mensch für sich nicht nur nützlich, sondern für unerläßlich hält, das legt er auch dem Kinde um, um es vor bösem Zauber zu bewahren. Aber solche Amulette schützen nicht nur vor Verzauberung, sondern verleihen nach dem Glauben der Primitiven ihrem Träger auch wunderbare Kräfte und Eigenschaften. So binden die Eskimos sogar ihren Hunden Steinchen, die von hohen Felswänden herunterfallen, um den Hals, um diesen ihren Zugtieren die Geschwindigkeit zu verleihen, die diesen Steinchen innezuwohnen scheint, da sie so überraschend schnell aus der Höhe herabsausten. Der Papua Neuguineas oder sonst ein Wilder hängt sich den Zahn, die Kralle oder ein Haarbüschel eines starken Raubtiers um, nicht als Zier, wie wir glauben, sondern in der Meinung, sich die Stärke dieses Tieres, die an irgend einem Körperteil desselben haftend gedacht ist, zu verschaffen. Gleicherweise wird von einem schnell fliegenden Vogel oder sehr rasch dahinstürmenden Vierfüßler, wie beispielsweise von einem Hunde, irgend ein Bestandteil als Amulett umgehängt, im Glauben, damit dessen Geschwindigkeit und feinen Geruchsvermögens teilhaftig zu werden. Fragt man beispielsweise einen Papua, warum er sich einen Kasuarknochen

an einem Baſtfaden oder an einer Tierſehne um den Hals hänge, ſo antwortet er ganz ſelbſtverſtändlich: er wünſche damit die Schnelligkeit des Kaſuars zu erlangen. Aus ſolchen Amuletten iſt, wie wir ſahen, der älteſte Schmuck des Menſchen entſtanden. Und bis auf den heutigen Tag gibt es nirgends bei Naturvölkern profanen Schmuck, der nicht zugleich auch Zauberzwecken diente. Selbſt von den bei uns, namentlich von Kindern, als Schmuck getragenen Bernſtein- oder Korallenhalsbändern nimmt der Volksglaube an, daß er ihre Träger vor Krankheiten bewahre und ihnen das Zahnen erleichtere. Allgemein werden ja heute noch ſelbſt von gebildeten Katholiken geweihte Münzen und in Zeug genähte Segensſprüche unter den Kleidern um den Hals getragen, um ſich vor Verzauberung und allen böſen, krankmachenden Einflüſſen zu ſchützen. Solchermaßen wird von unſeren Bauern auch das Vieh im Stall, das ganze Haus und die Scheuer vor Zauber, Krankheit und Blitzſchlag zu ſchützen geſucht; denn nach dem Volksglauben ſind alle Erkrankungen, Unfälle und Ungewitter auf Zauber und Verhexung durch rachſüchtige Totengeiſter oder böswillige Menſchen zurückzuführen und können durch entſprechende Gegenmaßregeln abgewendet werden.

In dieſer Beziehung iſt unſere für ſo aufgeklärt geltende Zeit nicht beſſer als das graueſte Altertum, in welchem man den Gegenzauber, den man heute im ſtillen beſorgt, offenkundig vornahm und zur Schau trug. Selbſt die hochgebildeten Römer ſchützten ſich und ihre Kinder ebenſo wie die heutigen Italiener vor aller Behexung und dem böſen Blick durch Amulette und entſprechenden Gegenzauber. Wie heute das mal occhio, ſo ſcheute man damals ſchon den „böſen Blick“ und machte dagegen die als „Feige“ bezeichnete Handbewegung, die mano in fica, wie die Italiener ſagen. Beſichtigte ein Fremder das Kind eines armen oder reichen, gebildeten Römers oder erblickte er es ſchlafend, ſo ſpuckte die Mutter oder Amme es hinterher an, was heute nicht nur im ungebildeten Italien, ſondern auch bei manchen Deutſchen, wie den Sachſen Siebenbürgens, in derſelben Weiſe geſchieht. Lobt eine Kindsmagd die Geſundheit oder ſonſt welche Vorzüge des Kindes, ſo wird ſie nicht verfehlen, als Gegenzauber gegen allfällig ſolches hörende und dann dem Kinde etwas Böſes anwünſchende Menſchen ihrem Lob ſogleich hinzuzufügen: unbeſchrien tauſendmal. Dasſelbe tut ſie vorſorglich zum Wohle des Kindes, wenn ein anderer es in ihrer Gegenwart lobt.

In der ganzen Welt bis zu den höchstgebildeten Kulturvölkern hinauf tragen wie die Erwachsenen, so vor allem die Kinder allerlei Amulette um den Hals, die sie vor allen bösen Einflüssen und aller Verhexung durch böswillige Menschen oder böse Geister beschützen sollen. Bei den Römern wurden solche Amulette, wie bereits gesagt, n ärmeren Familien in lederner Schutzkapsel (bulla), in vornehmen dagegen in goldener Kapsel um den Hals getragen. Kein römisches Kind findet sich ohne eine solche bulla auf Bildern oder Statuen dargestellt. Das Amulett war entweder mit dem Namen einer schützenden Gottheit bezeichnet — nach allgemeinem Glauben der Primitiven wirkt, wie wir bald sehen werden, schon das Einritzen von Buchstaben als mächtiger Zauber — oder es wandte dem Beschauer ein Gorgonenhaupt oder den Kopf eines reißenden wilden Tieres, wie Löwe, Panther, Wolf usw. zu, das ihn veranlassen sollte, seinen Blick vom Träger eines solchen Amulettes wegzuwenden; oder es stellte Tiere, wie Eidechsen, Schildkröten und andere, denen man eine heilkräftige Wirkung zuschrieb, dar oder zeigte eine Hand in abwehrender Stellung, wobei wieder jeder einzelne Finger seine eigene Bedeutung hatte. Auch Bernstein- und Korallenhalsbänder (letztere nach indischem Vorbild, wie uns Plinius versichert) wurden damals in demselben Sinne getragen. Und der Gebrauch aller dieser Amulette, die in Bullen eingeschlossen oder offen getragen wurden, erhielt sich, wie uns Darstellungen und Funde in Katakomben belehren, in der christlichen Zeit fort, nur daß jetzt christliche Sprüche und Embleme beliebt wurden. So haben sie sich aus dem Altertum unabgeschwächt bis in die Gegenwart erhalten, oft ohne daß die Leute, die sie bei sich und ihren Kindern anwenden, wissen, was solches eigentlich zu bedeuten hat.

Bei den Naturvölkern, bei denen alle diese Dinge noch ihre wichtige Bedeutung haben, werden auch von den Erwachsenen ganze Kollektionen von Amuletten gegen alle nur erdenkbaren Übel an sich und an ihren wichtigeren Gebrauchsgeräten, die verhext werden könnten, getragen. Auch alle vorzunehmenden Handlungen werden bei ihnen mit Erfolg sichern sollendem Zauber vorbereitet. Wenn beispielsweise die nordamerikanischen Indianer auf die Büffeljagd gehen wollten, tanzten sie nicht nur den Büffeltanz, um sich ihre Beute zu sichern, sondern sie stellten auch ein rohes aus Gras verfertigtes Bild eines Büffels auf und schossen danach, indem sie sich einbildeten, durch solchen Zauber sich Jagdglück zu verschaffen. Wollten sie aber auf eine Bären-

jagd gehen, um ein Tier zu erlegen, das sie tags zuvor gesehen hatten und das ihnen entgangen war, so nahmen sie dieselben Prozeduren in entsprechender Änderung vor; sie tanzten in ein Bärenfell gehüllt den Bärentanz und schossen gegen ein roh aus Gras oder Rinde verfertigtes Bild eines Bären. Die Australier beobachten bei einer Totenfeier die Richtung, nach welcher die Flammen und der Rauch eines zum Totenschmause, an welchem der Geist des Verstorbenen ebenfalls anwesend gedacht wird, angezündeten Feuers schlagen, um die Richtung mitgeteilt zu bekommen, in welcher sich der böse Zauberer befindet, der den Tod ihres Genossen verschuldet hat; denn auf primitiver Kulturstufe gibt es keine natürliche Krankheit und keinen natürlichen Tod, sondern alle diese Ereignisse, wie alles Unangenehme, was dem Menschen begegnet, wird auf die Einwirkung von Zauber böswilliger Menschen und Totengeister, die sich wegen irgend etwas rächen wollen, zurückgeführt.

Will ein Zulukaffer Vieh kaufen, so kaut er lebhaft an einem Stückchen Holz im Glauben, damit das Herz desjenigen, mit dem er über den Kaufpreis verhandelt, so zu erweichen, daß er die von ihm begehrten Objekte möglichst billig bekommt. So sind alle Handlungen der Primitiven von frühmorgens bis spät abends durch den Wunsch nach Zauber und Gegenzauber geleitet und bedingt. Ganze Bände ließen sich an Beispielen solcher Art aus der Völkerkunde füllen, doch verweise ich auf Näheres darüber in meinem Werke über den Menschen zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit (3. Auflage), wo ich im Abschnitte betitelt: Steinzeitmenschen der Gegenwart, zahlreiche solche Beispiele angeführt habe, um das Denken und Handeln in der Kultur niedrig stehender Menschen zu erläutern. Denn wir brauchen gar nicht zu Wilden zu gehen; auf Schritt und Tritt begegnen wir auch bei sonst hochstehenden Kulturvölkern solchen abergläubischen Gewohnheiten. Was geht bei uns nicht alles im geheimen an Sympathiemitteln und Hokuspokus aller Art vor, einzig und allein, um Zauber oder Gegenzauber aller Art zu erwirken. Was macht der Bauer nicht alles, um bösen Zauber eines böswilligen Nachbarn von sich und seinem Vieh, dessen Wohl ihm noch vor demjenigen seiner Angehörigen am Herzen liegt, abzuwenden! Und nützte all sein Gegenzauber nichts und stand sein Vieh um, so macht er sich aus irgend welchem Stoff ein Menschlein, durchbohrt dessen Herz und ganzen Körper mit Nadeln und hängt es in den Schornstein, um es dort zugrunde gehen zu lassen im festen Glauben,

durch den damit bewirkten Zauber qualvolle Schmerzen und tödliches Siechtum über den zu bringen, der ihm sein Liebstes, an dem er mit aller Zärtlichkeit hängt, sein Vieh, zugrunde gerichtet hat.

Der Primitive sucht durch irgend welche Sympathiemittel oder durch Totenbeschwörung stets zu ergründen, wer in einem bestimmten Falle durch seinen Zauber schuld an der Erkrankung oder am Tode eines Genossen ist, um dann für diese Schurkerei Rache zu nehmen. So sollen in Afrika durch auf solche Gründe basierte Exekutionen mehr Menschenleben vernichtet werden als je durch den Sklavenhandel außer Landes kamen; und dies ist bei der ungeheuren Bedeutung, die dort das Zauberwesen in allen Dingen des täglichen Lebens hat, sehr wohl begreiflich und beruht auf durchaus sicheren Annahmen. Kein Mensch ist dort, wie überhaupt bei allen Naturvölkern, namentlich wenn er ein höheres Alter erreicht hat und man infolgedessen annimmt, daß seine Zauberkraft einen hohen Grad der Ausbildung erlangt hat, davor sicher, nicht eines Tages wegen ihm zugeschriebenen Zaubers sein Leben unter grausamen Qualen zu verlieren.

Hauchen auch bei den Naturvölkern täglich Tausende von Unschuldigen als bedauernswerte Opfer des Zauberglaubens ihr Leben aus, so hat diese Seuche, die eben aufs innigste mit dem ganzen Denken und Fühlen des Menschen auf niedriger Kulturstufe zusammenhängt und von jeher all sein Tun aufs weitgehendste beeinflußte, früher auch bei uns in einer Weise gewütet, daß wir uns heute keine rechte Vorstellung davon machen können. Man denke nur an die religiösen Verfolgungen und Hexenprozesse, die bis vor vier oder höchstens fünf Generationen auch im aufgeklärtesten Europa Tausende von Unschuldigen aufs Schafott und auf den Scheiterhaufen brachten. Da hat die sich christlich nennende Kirche, die aber die Grundforderung dessen, nach dem sie sich nannte, die Liebe zum Nächsten, mit Füßen trat, das meiste an diesen schreienden Ungerechtigkeiten auf dem Gewissen; denn sie erließ die päpstlichen Bullen, welche diesem schändlichen Unfug durch die für obligatorisch erklärte Hexenriecherei und die grausame Inquisition die größte Förderung zuteil werden ließ und sie erst recht bedingte. Den von den angeblichen Nachfolgern Christi mit dem ganzen Nachdruck ihrer machtvollen Stellung gebotenen und mit größter Grausamkeit betriebenen Verfolgungen der Waldenser, Albigenser und Templer folgten in Frankreich, das damals an der Spitze der europäischen Kulturvölker stand und dem Papste unbedingte Folgschaft leistete, die Hexenprozesse auf dem Fuß nach; denn die Begriffe von

Ketzerei und Hexerei wurden so nahe als möglich miteinander verbunden und beide dem Teufel zugeschrieben, der, wenn er einmal von einem Menschen Besitz genommen habe, nur durch dessen Tötung ausgetrieben werden könne. Im Jahre 1398 erklärte die höchst angesehene theologische Fakultät in Paris die Teufelsbündnisse für Tatsachen, und Papst Eugen IV. ermunterte 1437 die Inquisition zur Verfolgung der Zauberer und Hexen, worauf die Hexenprozesse rasch in Schwung kamen. Zur höchsten Entwicklung gediehen dieselben, nachdem Papst Innozenz VIII. (es ist wirklich eine lächerliche Ironie des Schicksals, daß sowohl der Urheber der Inquisition, als auch derjenige, der dem Hexenwesen und der daran geknüpften grausamen Verfolgung den meisten Vorschub leistete, sich den Namen eines „Unschuldigen“ [innocens] beilegten) im Jahre 1484 seine tollwütige Bulle gegen die Zauberer losgelassen und in derselben dem Hexen- und Zauberglauben die päpstliche Bekräftigung erteilt hatte. Diese Bulle stellte nämlich das Vorhandensein von Personen beiderlei Geschlechts, welche mit höllischen Geistern vertrauten Umgang pflegen, „durch zauberische Mittel mit Hilfe des Teufels die Geburten der Weiber, die Jungen der Tiere, die Früchte der Erde, die Trauben der Weinberge, das Obst der Bäume, ja Menschen, Haus- und andere Tiere, Baumgärten, Wiesen, Weiden, Körner, Getreide und andere Erzeugnisse der Erde zugrunde richten, ersticken und vernichten, welche Männer, Weiber und Tiere mit heftigen inneren und äußeren Schmerzen quälen und an Zeugung und Empfängnis zu verhindern vermögen“, als eine völlig erwiesene Tatsache hin, so daß, wer bis dahin noch nicht von dem Wahnwitz des Hexenglaubens befallen gewesen war, fortan sich selbst der Ketzerei schuldig gemacht und damit den Tod verdient hätte, wenn er gegenüber dieser päpstlichen Kundgebung ungläubig geblieben wäre. Dabei war die grausamste Folter das Hauptmittel der Beweisführung, die es möglich machte, zu Tausenden an allen Orten Hexen ausfindig machen zu können und, wie die scheinheilige Kirche höhnisch erklärte, dem weltlichen Gericht zur Aburteilung und Exekution zu übergeben. Beim leisesten Anzeichen von Schuld auf noch so fadenscheinige Angeberei hin wurde sie in raffiniertester Weise drei und vier Stunden hindurch alle Tage bis zum Geständnis vorgenommen, bis die Leute außer sich vor Schmerzen alles zugaben, was man von ihnen verlangte, nur um von diesen scheußlichen Qualen befreit zu werden. Ein Angeklagter in Westfalen wurde einst zwanzigmal „mit der Schärfe“, wie man die Tortur im Deutschen nannte, angegriffen, bis er endlich gestand und

dann dem weltlichen Gericht übergeben wurde, um lebendig verbrannt zu werden. In Baden-Baden peinigte man ein Weib zwölfmal und ließ sie nach dem letzten Akt noch 52 Stunden auf dem martervollen „Hexenstuhl“ sitzen, bis sie schließlich so weit war, aus Verzweiflung sich als schuldig zu bekennen. Und ein Weib in Düren, das trotz wiederholter Pein standhaft leugnete, die Krautgärten durch Hagelschlag verwüstet zu haben, blieb nach dem Zwicken ihres Leibes mit glühenden Zangen mit ungeheuren Beingewichten beschwert an der sie tief ins Fleisch schneidenden Schnur hängen, während der Vogt zum Zechen ging; als er wiederkam, hatte der Tod die Arme von allen Qualen erlöst. „Es ist wahrhaftig keine Übertreibung,“ sagt Reymond in seiner Weltgeschichte, „wenn wir die geistlichen Urheber der Ketzer- und Hexengerichte und ihre richterlichen Helfershelfer als ‚Raubtiere‘ bezeichnen. Ja, sie waren Raubtiere, waren es in doppeltem Sinne: nicht nur ihre Blutgier und Grausamkeit stempelten sie zu solchen, sondern auch die Habsucht, die sie bei ihrem schrecklichen Walten an den Tag legten.“ — „Die Gerichtsherren,“ so schreibt Adalrich Zasius aus jener Zeit, „statt auf das gemeine Beste zu sehen, strafen nur, um ihre Einkünfte zu vermehren. Ärgerlich ist's, im voraus das Unglück der Menschen in Anschlag zu bringen, und verdammlich ist daher die Sitte, beim Verkauf der Güter, mit denen peinliche Gerichtsbarkeit verknüpft ist, die Strafen mit zum Bestande der Einkünfte zu rechnen.“ Der Kanonikus Loß, dem die Freimütigkeit, mit welcher er gegen solchen Unfug auftrat, mehrmals Kerkerstrafe zuzog, nannte diese Prozesse eine neu erfundene Alchymie, durch welche man aus Menschenblut Gold und Silber mache. Vierzig Jahre später sagt Friedrich Spee, daß viele nach den Verurteilungen der Zauberer hungerten, „als nach den Brocken, davon sie fette Suppen essen wollten“. Es darf nicht verschwiegen werden, daß dann auch die Protestanten ihrerseits an diesen Scheußlichkeiten, wenn auch in weit geringerem Maße als die Katholiken, Teil hatten. So dauerten die Hexenprozesse bis zu Ende des 18. Jahrhunderts, in Polen und der katholischen Schweiz bis ins 19. Jahrhundert hinein. Das sehr kirchliche Mexiko genoß sogar noch in den Jahren 1860 und 1873 das erhebende Schauspiel einer Hexenverbrennung.

Die verschiedenen Arten von Zauber und Gegenzauber bei den Primitiven sind zahllos, so daß man mit der Aufzählung derselben ganze Bände füllen könnte. Begreiflicherweise spielt bei allen ackerbautreibenden Völkern der Wetterzauber eine sehr große Rolle, da

man für die Feldfrucht besorgt ist und bei anhaltender Dürre Regen herbeizuführen, bei allzulange anhaltendem Regen jedoch dieses Übermaß hinwegzuzaubern, vor allem auch alle mit Hagelschlag drohenden Unwetter zu zerstreuen sucht. Dies wird nun bei den verschiedenen Völkern auf die verschiedenste Weise zu erreichen gesucht. Am häufigsten sucht man heranziehende Gewitter durch lautes Geschrei und wilde Drohungen zu verscheuchen, wie man bei Sonnen- und Mondfinsternissen die Ungeheuer, die Sonne oder Mond zu verschlingen drohen, mit möglichst intensivem Lärm zum Ablassen von ihrer Beute zu veranlassen sucht. Bei brasilischen Stämmen droht man den rachsüchtigen bösen Geistern, die als Verursacher von allen Ungewittern gelten, mit einer Stachelrute, bei den Südslawen schießt man mit Gewehren in die Hagelwolken oder bringt die der Feldarbeit dienenden Hau- und Schneidewerkzeuge ins Freie, „damit sich die Hexen verwunden". Häufig dienen besondere Zauberwedel zum Wegscheuchen des Gewitters; in Loango schoß dagegen der König unter großem Lärm seiner Musikkapelle einen Pfeil gegen den Himmel ab. Bei den Evhenegern in Westafrika ist es die besondere Aufgabe der Mitglieder des Agbui-Ordens, durch Geschrei die Unwetter abzulenken.

Etwas gründlicher gehen die Stämme zu Werke, die die Ursache solcher Heimsuchung festzustellen suchen, um danach ihre Maßregeln zu treffen. Da ist es merkwürdig, daß besonders Unterlassungen in kultlichen Dingen häufig als Ursache von Ungewittern beschuldigt werden. Überall, wo es besondere „Wettermacher" gibt, besteht ihre Kunst hauptsächlich im Auffinden immer neuer Gründe dieser Art. Man sucht dann durch Nachholen des Versäumten die erbitterten Geister wieder zu versöhnen und den Menschen günstig gestimmt zu machen. Als in den ersten Monaten des Jahres 1881 an der Küste von Alaska schlechtes und stürmisches Wetter herrschte, hatten die Tlinkit nach Krauses Bericht nicht weniger als sieben Erklärungen für diese Unannehmlichkeit bereit. Da waren unter anderem im Jahre vorher zwei verstorbene Kinder nicht nach alter Sitte verbrannt, sondern durch den Einfluß der Missionare beerdigt worden, ferner hatte ein Mädchen ihr Haar außerhalb des Hauses gekämmt, ein Missionar hatte die Schneeschuhe schon innerhalb des Hauses angelegt usw. Besonders Missionare galten wegen der von ihnen eingeführten Neuerungen als Verursacher schlechten Wetters. Die Tlinkit waren von dem ungünstigen Einfluß der christlichen Bestattungsart so überzeugt, daß sie nach der Beerdigung eines Kindes, der schlechtes Wetter folgte, zunächst ein Feuer am Strande

Araukanische Zauberin bei der Wetterbeschwörung auf dem Zauberpfahl.
(Nach einer im Besitz des Ethnographischen Museums in München befindlichen Aufnahme von Dr. Neger.)

Richtplatz mit Hexengericht.
(Nach einem Stich in Callots Manier aus dem 17. Jahrhundert.)

Zauberer bei Bukoba am Victoria-See. In dem perlengestickten Behälter auf dem Kopfe, welcher nicht berührt werden darf, ist ein Zaubermittel enthalten. Die alte Frau neben ihm ist seine Gehilfin.
(Nach einer Photographie von Generaloberarzt Prof. Dr. Stendel.)

anzündeten und eine Puppe hineinwarfen, dann aber, als diese symbolische Sühne sich als vergeblich erwies, das Kind wieder ausgruben und verbrannten. Alle neuen Bräuche überhaupt sind dem Primitiven verdächtig, die Verursacher von allem Ungemach zu sein, das ihn trifft. Als die Missionare die Wakamba in Afrika veranlassen wollten, statt der wenig ausgiebigen alten Hackbaugeräte aus Holz solche aus Eisen einzuführen, weigerten sie sich dessen unter dem Vorwand, Eisen verscheuche den Regen.

Weitaus am liebsten aber hält man sich auch bei der Erklärung solchen Ungemachs an gewisse schuldige Personen, sei es nun, daß man bei anhaltend trockenem Wetter nach einem Zauberer sucht und ihn umbringt, wie auf Flores und anderswo, oder daß man, wie bei den Battak, das Unheil auf unerlaubten Geschlechtsverkehr zwischen nahen Verwandten zurückführt und durch eine Art Gottesurteil das schuldige Paar ermittelt. Im konservativen China sind diese kindlichen Ideen über den Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Wetter im Shuking in ein förmliches System gebracht. Danach herrscht bei guter Regierung heiteres Wetter; wo Respekt vor Eltern und Obrigkeit vorhanden ist, regnet es zur rechten Zeit. Laster dagegen verursachen anhaltende Regengüsse und Überschwemmungen, leichtfertiges Wesen aber Trockenheit, Trägheit anhaltende Hitze. Auch hier ist es nicht nur das Wetter, sondern das Gedeihen des ganzen Volkes, das vom sittlichen Wohlverhalten der Bevölkerung, der Obrigkeit, vor allem aber des Himmelssohnes, des Kaisers, abhängt. Bei großen Katastrophen veröffentlichte denn auch der gerade regierende Kaiser, der nicht das beste Gewissen gehabt haben mag, reumütige Erklärungen über Sünden, die er beging, wodurch er Unglück über das Volk gebracht habe.

Die Abstellung von Neuerungen und Sünden ist immerhin noch ein passiver Wetterzauber einfacher Art. Viel schwieriger ist die Aufgabe, durch aktive Zaubermittel Regen herbeizulocken. So schießen die Bari einen hakenförmig gebogenen Pfeil nach dem Himmel in der Absicht, das Regengewölk damit herabzuziehen. In China füllt man bei andauernder Trockenheit Wasser aus besonderen „Drachenquellen“ in kleine Krüge, um es von Kindern als „Regensaat“ auf die Felder ausprengen zu lassen. Sehr beliebt ist bei den verschiedensten Völkern das Umrühren und Quirlen von Wasser, wobei das regenähnliche Geräusch den Himmel gleichsam zur Nachahmung solcher Musik durch Senden von klatschendem Regen einladen soll. So haben viele Malaienstämme auf Bergen besondere Töpfe stehen, die sie bei Dürre mit Wasser füllen und dieses

dann umrühren. In Bosnien quirlt man zu demselben Zwecke das Wasser eines Flusses oder Teiches mit einer Schaufel, die zum Zuwerfen eines Grabes gedient hat. Noch im Jahre 1790 trieben, wie Kaindl erzählt, die Bauern eines ruthenischen Dorfes alle Weiber zusammen und zwangen sie, sich gleichzeitig zu baden, um dadurch Regen herbeizuführen. Das erinnert an die Zauberer der Tlinkit Nordwestamerikas, die bei Regenmangel in das Wasser hineinwaten, bis ihr Haar naß wird. Natürlich glauben diese Leute, daß man auf solche Weise nicht nur Regen, sondern auch verderbliche Gewitter herbeilocken könne. So vermeiden die Mongolen das Waschen schmutziger Kleider, weil nach ihrem Glauben ein Unwetter die sichere Folge davon ist. Bei den deutschen Hexen bildete das Gewittermachen durch das Umrühren von Wasser einen der beliebtesten Anklagepunkte.

Anderswo sucht man mit besonderen „Regensteinen“ Regen zu zaubern. Diese stehen zunächst in Verbindung mit den „Donnersteinen“ als welche Belemniten oder noch häufiger geschliffene, in der Erde beim Pflügen aufgewühlte Steinbeilklingen gelten, die der Blitzgott bei früheren Gewittern in den Boden geschleudert haben soll. Manche afrikanische Regensteine aus Bergkristall sind dagegen offenbar wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Eise, das man in der Gegend der großen afrikanischen Schneeberge sehr wohl kennt, zu Hilfsmitteln des Regenzaubers erhoben worden. In der Nähe des schneebedeckten Ruvenzori erfuhr Stuhlmann von den Eingeborenen, der Regen komme von diesem Berge, dessen Schneemassen „versteinerter Regen“ seien; man finde dort oben auch Steine — offenbar durchsichtig wie Eis aussehender Bergkristall — mit denen man Regen machen könne und die als geschätzte Amulette weithin nach den Wahumastaaten verhandelt würden. Es gibt nun bei den einzelnen Stämmen verschiedene Methoden des Regenmachens mit Hilfe dieser Steine; die Haupthandlung scheint aber immer die zu sein, daß man die Steine in Wasser legt und dazu einen bestimmten Zauberspruch spricht. Um Regen zu verhindern, erhitzen im Gegenteil die Zauberer der Wakumba Ostafrikas ihre Regensteine. Auch in Melanesien und Polynesien treffen wir ganz ähnliche Gebräuche. Auf Samoa werden bei zu viel Regen die Regensteine ans Feuer gelegt, damit die allzu ausgiebige Feuchtigkeit des Himmels vertrockne; bei allzu langer Dürre aber werden sie mit Wasser angefeuchtet. In ganz ähnlicher Weise verwenden die Battak ihre Zauberstäbe zur Abwendung von ungünstigem Wetter.

Manchmal besteht der Regenzauber aus einer ganzen Reihe ein-

facher symbolischer Handlungen. So wird bei den Dieyeri Australiens eine Hütte errichtet, in der man zwei Männer zur Ader läßt, was den strömenden Regen versinnbildlichen soll, und Flaumfedern umhergestreut, was Nebeldunst nachahmen soll. Zwei Steine werden als „geballte Wolken“ auf benachbarte Bäume gelegt, gipshaltige weiße Erde in Wasser gestreut, und endlich rennt die ganze Sippschaft mit dem Kopfe gegen die aus Zweigen oder Rinde gebaute Hütte, die beim Zusammenstürzen das Herabstürzen des Regens andeuten und herbeiführen soll. Da hauptsächlich die Geister der Verstorbenen als Wettermacher gelten, wendet man sich bei Wünschen in bezug auf das Wetter meistens an sie. Ganz wie Regensteine benutzt man auf Neukaledonien die sorgsam zu diesem Zwecke aufbewahrten Skelette verstorbener mächtiger Häuptlinge, indem man sie bei Trockenheit mit Wasser begießt, bei zu viel Regen aber ein Feuer unter ihnen anzündet. Die Wabondei in Ostafrika benutzen Haare und Nägel toter Häuptlinge als wirksamster Bestandteil ihres Regenpulvers, das sie verbrennen, um damit Rauch und, nach ihrer Meinung, also auch Regenwolken zu erzeugen. Andere afrikanische Stämme gießen Wasser auf die Gräber ihrer Ahnen, stellen Speise und Trank hin und fegen die Grabstätten sauber, damit die den Regen verwaltenden Geister der Abgeschiedenen sich ihren Wünschen willfährig erweisen. Sehr viele Stämme der Primitiven suchen durch Pfeifen, dessen Klang ja dem Heulen des Windes vor dem Gewittersturm ähnlich ist, Regen herbeizuführen; dieser Glaube ist noch bei unsern Seeleuten fest eingewurzelt. Die Basuto besitzen denn auch entsprechende Regenpfeifen; außerdem bringen sie als Regenzauber bestimmte Opfer am Grabe ehemaliger Häuptlinge dar. Die zahlreichen in peruanischen Gräbern gefundenen „Pfeifurnen“, die zugleich Pfeifinstrumente und Wassergefäße sind, hängen zweifellos auch mit dem Wetterzauber zusammen, der bei diesem oft von Dürre heimgesuchten ackerbauenden Volke eine besonders wichtige Rolle spielte. Anderswo werden die Götzen bei anhaltender Dürre aus den Tempeln genommen und den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt, damit sie erfahren, was es heißt, an der Sonne verschmachten, und dann ein Einsehen mit der Bevölkerung haben und deren verdorrende Nutzgewächse mit erquickendem Regen laben. Gewiß ist ein solches Vorgehen schließlich gerade so vernünftig als Bittprozessionen mit Kreuzen und Monstranzen veranstalten, damit Gott Regen sende, wie dies heute noch in katholischen Ländern Europas geschieht.

Noch sehr viele andere Formen von Wetterzauber könnten hier

erwähnt werden; doch war es uns hier nicht um irgend welche Vollständigkeit zu tun, welche ja bei der Beschränktheit des uns zur Verfügung stehenden Raumes ganz unmöglich ist, da gerade diese Materie noch weit mehr als andere geradezu als unerschöpflich erscheint, sondern wir wollten nur an einem konkreten Beispiel zeigen, in welch verschiedener Weise für einen und denselben Zweck gezaubert werden kann und bei den verschiedenen Völkern tatsächlich auch gezaubert wird. Bei primitiven Menschen sind die Mittel, um zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen, einfacher, bei höher kultivierten dagegen komplizierter und mehr mit geheimnisvollen Prozeduren umgeben. So hat sich im Laufe der Jahrtausende bei den Kulturvölkern die weiße und schwarze Magie, das 6. und 7. Buch Mosis, die Astrologie, Cheiromantie und wie all dieser moderne, im Grunde aber sehr alte Zauberschwindel heißt, entwickelt. Uns interessieren hier mehr die Anfänge, die uns zeigen, wie der naive Mensch auf solche Ideen kam und all diese Zauberprozeduren in ein zusammenhängendes System brachte. Der Geomantie der Chinesen verdanken wir, und das soll hier als der einzige reelle Nutzen dieses ausgedehnten Tätigkeitsfeldes des Zauberwesens hervorgehoben werden, die Erfindung des Kompasses, indem durch eine schwingend in einer Büchse aufgehängte magnetische Nadel der Süden — und nicht wie bei uns der Norden — bestimmt zu werden vermochte. Daß also die Seefahrer seit dem Mittelalter sich auch ohne Sterne auf dem Meere zurechtfinden, verdanken sie in letzter Instanz den chinesischen Geomanten, die glückbringende und unglückbringende Örtlichkeiten festzustellen haben. Diese berät der Chinese unfehlbar bevor er ein Gebäude, ein Grab, eine Wasserleitung oder sonst ein Bauwerk errichtet, damit er sich an die in dieser Beziehung günstigen Lokalitäten halten könne. Wie bei den alten Chaldäern aber ließen hervorragende Männer und Frauen Europas noch im 17. Jahrhundert sich das Horoskop stellen, um zu wissen, was für eine Aussicht sie in ihrem kommenden Leben zu erwarten haben. Ja, noch heute verschmähen es zu den besonders gebildeten Menschen sich zählende Individuen nicht, sich ein solches Horoskop nach allen Regeln dieser mehrtausendjährigen Kunst stellen oder sich von einer Zigeunerin oder sonst einem geschäftstüchtigen alten Weibe die Zukunft aus den Falten der Hand oder aus den Karten oder der Beschaffenheit der Regenbogenhaut des Auges offenbaren zu lassen. Und solange es Menschen geben wird, wird auch der Aberglaube unter ihnen nicht aussterben, sondern nach wie vor blühen und gedeihen; nur wird er mit steigender Kultur

höhere Formen annehmen und sich in immer raffinierterer Weise den Bedürfnissen der ohne ihn nicht leben könnenden Individuen anpassen.

Kehren wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen wieder zu den Uranfängen des Zauberglaubens zurück. Betonen wir noch einmal: Alle Handlungen des Primitiven bezwecken im tiefsten Grunde nur einen Zauber, der sich natürlich in verschiedener Weise differenziert. Wie schon der menschliche Hauch, so ist auch die menschliche Stimme an sich nach dem festen Glauben der Primitiven mit Zauberkräften der mannigfaltigsten Art begabt. Zauberworte sind zunächst alle Gebete und Heilsegen, die bei irgend welchem Anlaß gesprochen werden. Das „Besprechen" eines Kranken durch Heilzauber war die weitaus älteste Behandlungsweise, die schon in der frühesten Urzeit geübt wurde. Das Beten, womit man ursprünglich ein durch Bitten überreden verstand, bedeutet für den Primitiven noch ausschließlich ein Beschwören eines mächtigen Totengeistes. Dabei legt auch der sonst bekleidete Wilde gern seine Kleidung ab, da nach allgemeinem Glauben der Zauber eines Nackten für kräftiger, das „Gebet" eines Nackten aber für wirksamer gilt. Nackt denkt man sich ja auch die Geister der Verstorbenen und die daraus hervorgegangenen ältesten Götter; und noch heute herrscht bei uns der Volksglaube, daß Gespenster einem nackten Menschen nichts anhaben können.

Wie alle Worte und Sprüche an sich schon durch den Hauch und dazu noch durch den dabei entstehenden Laut verstärkt für den Naturmenschen machtvollen Zauber ausüben, sind alle Lieder und Gesänge für ihn ursprünglich nur Zauberprozeduren, und alle Tänze sind ihm gleichfalls nur Maßnahmen, um gewissen Zauber auszuüben. Auch alles Ritzen und Zeichnen von Figuren bezweckt im tiefsten Grunde nur Zauber oder Gegenzauber, je nachdem er geübt wird. Als ein ganz außerordentlich kräftiger Zauber gilt bei allen Völkern der Erde namentlich der Blutzauber; deshalb ritzt und schneidet man den Jungen zuerst bei den Mannbarkeitsfesten allerlei magische Symbole an bestimmten Körperstellen ein. Daraus ging überhaupt die Sitte der Tätowierung und Schmucknarben hervor. Diese sollen nicht nur die persönliche Zauberkraft erhöhen, sondern auch allen Gegenzauber und alle nur erdenkbaren schädlichen Einflüsse aufheben, Unverletzlichkeit in jedem Sinne verleihen, ihren Träger dem anderen Geschlecht gegenüber unwiderstehlich machen, kurz, dem Menschen alle jene Eigenschaften verleihen, die er sich nur immer wünschen kann. Da die Prozedur schmerzhaft ist, dient sie, wie wir sahen, zugleich als

einen Ausweis persönlichen Mutes, als ein unvergängliches Dokument, das jedem anderen laut bezeugen soll: Seht, solche Schmerzen habe ich auf mich genommen; nicht wahr, ich war tapfer und standhaft? So sehr wurde in Polynesien das Sichtätowierenlassen für die Menschen beiderlei Geschlechts als eine ganz selbstverständliche Einrichtung angesehen, daß auf den Gilbertinseln die Anschauung aufkommen konnte, daß nur tätowierte Personen ins Seelenreich kommen und als Geister fortleben können.

Aus diesen Anschauungen über die Wichtigkeit der Prozedur begreifen wir es auch, daß die Tätowierung der jungen Individuen des Stammes als eine heilige, gottesdienstliche Handlung gilt, die deshalb auch besonders gern an heiliger Stätte, nach vorausgegangenem Schwitzbad, nach Fasten, Schlafentzug, längerer oder kürzerer Isolierung und Opfern aller Art durch den Zauberpriester vorgenommen wird und unter dem besonderen Schutze der mächtigen Geister steht. Oft werden nur gewisse, als besonders des Zauberschutzes bedürftig angesehene Gegenden tätowiert, so besonders die Gegenden um die natürlichen Öffnungen in den Körper. Damit wird am sichersten bewirkt, daß kein böser Zauber eines mißgünstigen, rachsüchtigen Nebenmenschen oder Geistes Krankheit oder Tod erregend in den Körper eindringe. So beschränkt sich die Tätowierung bei den Frauen der Karolineninsel Nukuor auf die Schamgegend, und nur die von so tätowierten Frauen geborenen Kinder werden, wie wir früher sahen, am Leben gelassen, weil sie sich während ihrer Entwicklung im mütterlichen Organismus des erforderlichen Schutzes vor Verzauberung erfreuten. Alle von nicht so tätowierten Frauen geborene Kinder aber gelten, weil sie dieses für durchaus nötig erachteten Zauberschutzes entbehren, als verzaubert oder doch wenigstens minderwertig und werden deshalb, damit sie den anderen nicht gefährlich werden und irgend welchen Schaden stiften, kurzerhand umgebracht. Andere polynesische Stämme tätowieren gleicherweise die Zunge, um so bösen fremden Zauber am Eindringen in den Körper zu verhindern, oder führen solche magische Ritzungen zu demselben Zwecke um den Mund, die Nasenlöcher und andere Eingangsstellen in den Körper aus. So begreifen wir, daß namentlich der Mund auch bei solchen Stämmen, die keine anderen Körpergegenden tätowieren, mit diesem Schutzzauber umgeben wird, weil er allgemein als die allerwichtigste Eintrittspforte für allfällige böse Einflüsse gilt.

Aber nicht nur Tätowierungen und Schmucknarben, auch alle anderen an den Körperöffnungen vorgenommenen gewaltsamen Eingriffe zur Anbringung von Lippen-, Nasen- und Ohrenschmuck sind ursprünglich sämtlich nur zu dem Zwecke vorgenommen worden, um bösen, krankmachenden Zauber von ihrem Träger abzuhalten und dafür heilsamen Zauber zu erzeugen. So werden beispielsweise den Tschiriguanoknaben Südamerikas im siebenten Jahre Lippenpflöcke, die von Jahr zu Jahr, schon damit sie besser halten, größer genommen werden müssen, feierlich in die Unterlippe eingesetzt, wie ausdrücklich bemerkt wird, um den Körper vor dem Eindringen bösen Zaubers durch den Mund zu schützen. Dieser Lippenpflock ist dann erst sekundär zum Geschlechtsabzeichen der Männer geworden. Anderwärts wird zu demselben Zwecke ein Tierzahn oder sonst ein Zaubermittel in die Oberlippe oder die durchbohrte Nasenscheidewand oder in die Ohrläppchen gesteckt. So begreifen wir, wie solche an sich recht häßliche und zum Teil höchst unangenehme Sitte sich beim Menschen einbürgern konnte; denn nicht Schmuckbedürfnis, wie der Uneingeweihte vermuten möchte, sondern das sehr viel gebieterische Bestreben, den Körper gesund zu erhalten, haben den Menschen dazu geführt, solche Unannehmlichkeiten, wie große Pflöcke oder Tierzähne, Elfenbeinstifte und dergleichen sich in die Lippen zu stecken, was sie am Sprechen, Essen und an allen Arbeiten, wozu der Mund nötig ist, behindert. Das gleiche Bestreben veranlaßte den Menschen, die an sich die Zähne verderbenden Zahnfeilungen, das Abbeißen oder Abhacken von Fingergliedern und alle anderen Verstümmelungen des Körpers mit Einschluß der Beschneidung, Infibulation und allen anderen künstlichen Maßnahmen an den Öffnungen der Geschlechtsteile vorzunehmen. Auch hier wurden dann diese gewiß nicht als Verschönerung des Menschen zu bezeichnenden Prozeduren, die vor bösem Zauber schützen und vielmehr guten Zauber erzeugen sollten, sekundär zu Stammesmerkmalen erhoben und waren dann als solche geheiligt und für durchaus unentbehrlich gehalten. Durch diese gewöhnlich beim Mannbarwerden vorgenommenen Prozeduren zur Erlangung von Zauberwirkung und Abhaltung von bösem Zauber auf den Körper gelten Jüngling und Jungfrau für vollständig umgewandelt, indem sie damit auf einen Schlag die diejenige des noch nicht solcherweise beeinflußten Kindes weit übertreffende Zauberkraft des Mannes bzw. der Frau erhalten haben. Es ist für sie gleichsam der Ritterschlag, der sie auf eine höhere Stufe

des Daseins erhebt und ihnen gar manches zu tun und zu essen gestattet, was ihnen vorher wegen der weit geringeren ihnen innewohnenden Zauberkraft nicht erlaubt oder möglich war.

Erst auf einer höheren Entwicklungsstufe werden die meisten dieser verstümmelnden Prozeduren, die Zauberkraft verleihen und bösen Zauber abwenden sollen, durch harmlosere und dennoch für sehr wirksam geltende Zaubermittel abgelöst, unter denen die mancherlei Arten von Amuletten die beliebtesten sind. Unter diesen gelten dann schließlich diejenigen für die zauberkräftigsten, die Bestandteile von toten Vorfahren, namentlich wenn sie kräftige Zauberer waren, oder magische Symbole von besonderer Zauberkraft enthalten. So finden wir schon in mesolithischer Zeit bei den Stämmen Europas den als besonders wirksam geltenden Zauber mit den galets coloriés oder bemalten Seelensteinen, deren Bedeutung wir im Buche über den Menschen zur Eiszeit eingehend besprachen. Wir sahen dort, daß heute noch die Australier und manche Indianerstämme denselben Zauber wie jene uralten Europäer ausüben und diese als äußerst zauberkräftig geltenden, ja geradezu das Leben der Einzelindividuen gewährleistenden flachen Hölzer oder Kieselsteine mit den Totemsymbolen von stärkster magischer Wirkung in heiliger roter Farbe bemalen und diese an geheimen Orten, meist in Höhlen vergraben, aufbewahren, um sie nur bei wichtigen Anlässen zur Ausübung von außerordentlich kräftigem Zauber hervorzuholen.

Das Figuren-irgendwo-einritzen, woraus sich dann schließlich die Schrift entwickelte, ist ein dem Primitiven an sich schon mächtiger Zauber. So haben unsere germanischen Vorfahren bis in die geschichtliche Zeit hinein das Schreiben solcher magischer Figuren als das kräftigste Zaubermittel betrachtet; denn ihnen dienten die den Römern entlehnten Buchstaben zunächst nicht zur Mitteilung, sondern zur Zauberei, wie heute noch schriftlose Völker geschriebene Amulette als die zauberkräftigsten ansehen. So ist die Schrift überall zunächst als mystische Fertigkeit empfunden worden, die denn auch entsprechend zu Zauberzwecken ausgebeutet wurde. Wenn wir von den noch älteren Methoden der Erforschung der Zukunft aus dem Verhalten gewisser Fetischtiere, d. h. bestimmter von einem gewissen Geiste beseelt und damit auch mit der Fähigkeit in die Zukunft zu schauen begabt gedachter Tiere, aus dem Vogelflug oder aus der Eingeweideschau, besonders aus dem Verhalten der den Opfern ausgeschnittenen zuckenden Herzen absehen, so bestand das älteste uns überlieferte Orakel der Germanen im Schütteln und

Negerhütte in Banyangi (Westafrika) mit zu Zauberzwecken angebrachten primitiven Malereien von beschildeten Männern und Berittenen.

Malereien an einer Negerhütte der Banyangi mit bereits stilisierten Zauberfiguren. Die noch deutlich erkennbare Eidechse rechts bedeutet einen Fruchtbarkeitszauber; das andere kann nur von einem Neger gedeutet werden. (Beide nach Aufnahmen von Cl. Schultze.)

Buſchmannmalereien an Felswänden, meiſt in Höhlen: Oben drei Gnus, Nashorn und Schlange, darunter Oryxantilopen mit Löwen, zu unterſt Jagd auf Strauße durch einen als Strauß verkleideten Buſchmann mit Pfeil und Bogen (rechts).

Hinwerfen von Holzstäben, in denen solche magische Zeichen eingeritzt waren. Diese symbolischen Figuren nannte man dann gerade in diesem Zusammenhange Runen. Diesem Worte liegt die altgermanische Wurzel run zugrunde, die uns im Zeitworte ryna verborgene Dinge ergründen und in den Hauptwörtern rynds Zauberer und rune Geheimnis oder Geheimzeichen entgegentritt. Noch im Althochdeutschen finden sich die entsprechenden Ableitungen wie runa Gemurmel eines runs, d. h. einer Quelle, woraus sich die neuhochdeutschen Formen „rinnen" und „raunen", d. h. geheimnisvoll flüstern, entwickelten. Immer noch steckt in diesen Wörtern ein geheimnisvolles, verborgenes, der allgemeinen Einsicht entrücktes, mit einem Worte zauberhaftes Geschehen.

So waren die Runen ursprünglich ausschließlich Zauberzeichen, welche vor Gefahren und Unglück aller Art schützen sollten. Man schnitt sie auf Holzstäbe, namentlich aus solchen von Buchenholz, wie an sonstige Gebrauchsgegenstände von Holz, und dadurch erlangten

Bild 50—52. Mesolithische, mit roten Zauberfiguren bemalte Seelensteine aus der Höhle von Mas d'Asil.

diese geheimnisvolle Kräfte. Warf man diese Zauber- oder Orakelstäbe unter Murmeln von Zaubersprüchen auf den Boden, um einige davon unbesehen aufzuheben, so konnte der des Zaubers Kundige daraus auf ein künftiges Geschehen schließen, also die Zukunft erforschen, sagen, ob das geplante Unternehmen von Erfolg begleitet sei oder besser unterlassen bleibe. Diesen Runenzauber übten die Germanen vor allen ihren Unternehmungen aus, wie übrigens auch alle anderen Völker auf dieser Kulturstufe. Auf alle Gegenstände des täglichen Gebrauches brachte man solche glückbringende und Unglück abwendende Zauberzeichen an. Dadurch zwang man die Geister, einem willfährig zu sein und verschaffte sich Erfolg in all seinem Tun. Diesen Gedanken spricht noch die Edda*) im Gesange Sigrdrifumal klar aus, wenn sie sagt:

*) Unter dieser Bezeichnung, die in Island „Großmutter" bedeutet, nach dem Laute adda oder atta des lallenden Kindes, woraus die Südgermanen den Begriff des Großvaters (z. B. alemannisch „Atti") ableiteten, faßt man zwei wichtige Sammlungen der altnordischen Literatur zusammen: 1. die im 12. Jahrhundert

Siegrunen lerne, willst du Sieg erlangen,
Ritze sie auf des Hiebers Heft,
In die Blutrinne auch und die blanke Spitze,
Wenn du's tust, sprich zweimal: Tyr . . .
Lern Brandungsrunen, wenn bergen du willst
Die Segelrosse auf See;
Den Rudern brenne die Runen ein,
Schneid' sie in Stern und Steuer.
Mag dräuen die Brandung, schwarz schäumen die Woge,
Du kommst gesund von der See.

Wir lernen hier also Sieg- und Brandungsrunen kennen. Außer diesen gab es noch viele andere, wie z. B. Zeit- und Zukunftsrunen, auf Handrücken und einen Fingernagel eingezeichnete Alrunen gegen Frauentrug, in die Hohlhand und um die Knöchel geschriebene Bergrunen, um den Weibern die Geburt zu erleichtern, in nach Osten geneigte Äste geritzte Astrunen, um Wunden zu heilen, Gerichtsrunen, welche vor schwerer Anschuldigung reinigen sollten und auf der Richtstätte eingegraben wurden, um die Richter zu beeinflussen, und zahlreiche andere Zauberrunen für Spezialzwecke mehr. Als weitaus die wirksamsten Runen galten aber unseren Vorfahren die Geistrunen, von welchen es im Sigrdrifumal heißt:

Geistrunen schneide, willst du klüger sein
Als ein anderer es ist,
Die ersann und sprach, die schnitt zuerst
Odin, der sie ausgedacht.

„Runen", sagt Heyck in seiner Deutschen Geschichte, „erinnern wieder an Weissagung, so wenig als diese entstellten und willkürlich vermehrten Römermajuskeln an sich damit zu tun haben. Das ganze deutsche Altertum ist voller Weissagung, Schicksalsspruch, Orakel und Zauberei, wie die ganze Umgebung des Menschen voller übernatürlicher Kräfte. Durch Loswurf verteilte man die Äcker der Feldmark,

---

auf Island gesammelte und niedergeschriebene ältere Edda, alte Volkslieder enthaltend, welche Stoffe der germanischen Götter- und Heldensage behandeln, eine Hauptquelle für die Rekonstruktion der germanischen Mythologie, der auch die hier angeführten Strophen entnommen sind, und 2. die jüngere Edda, welche angeblich vom isländischen Geschichtschreiber Snorre Sturlleſön († 1241) ums Jahr 1230 zusammengestellt wurde und teils prosaische mythologische Erzählungen, teils Regeln der Kunst der Skalden oder germanischen Sänger enthält.

machte man Verbrecher und Übeltäter ausfindig, erforschte vor der Schlacht mit Ja und Nein den Götterwillen. ‚Los' ward überhaupt ein Wort für ‚Schicksal'. Zu jenen Losen benutzt wurden Stäbe von ‚fruchttragenden Bäumen' mit eingeritzten Zeichen (Tacitus), und da dem alten Germanen wenig Bäume Frucht trugen, handelt es sich insbesondere um die Buche, wie wir anderweitig wissen. Der Stab überhaupt hat allerhand geheimnisvolle Kraft; ergreifend gibt Klaus Groths Gedicht ‚De Puckerstock' eine solche gespensterhafte Volksauffassung wieder. Wie auch in dieser Ballade, ist der Stab überhaupt das Meldeinstrument, daher wandert er bei extra angesagten, ‚gebotenen' Dingversammlungen von Gehöft zu Gehöft." Eine letzte Reminiszenz dieser zu Orakelzauber benutzten Buchenstäbe, in welche man die geheimnisvollen Runen einschnitt, ist das Wort Buchstabe, dessen vergeistigten Inhalt wir mit dem Stoffe, von dem er ausging, nicht mehr in Verbindung bringen.

Weiter fährt dieser Autor fort: „Aus den Tieropfern deutete man Götterwillen und Zukunft, aber überhaupt aus dem Verhalten der Tiere, wie sie über den Weg liefen oder welchen Flug die Vögel nahmen, bis herab zu Wettervorzeichen oder zur Ankündigung von Besuch, wenn die Katze sich putzt. Insbesondere war den Frauen das Deuten von Schicksal und Zeichen gegeben. Bei den Kimbern sahen solche Frauen die Zukunft aus den Menschenopfern, bei welchen sie festlich gekleidet mit Bronzegürtel und weißem Mantel dem Priester Beihilfe taten; dem Drusus kündete an der Elbe ein germanisches Weib von mächtigem Wuchs den Tod; im Bataveraufstande beeinflußte die Brukterin Veleda durch ihre Schicksalssprüche den Krieg. ‚Man legt den Frauen etwas von höherem Wesen (sanctum aliquid) und Seherisches (providum) bei', berichtet Tacitus allgemein. Wir ersehen diese Vorstellung, welche die Frau bevorzugter mit dem Schicksalswillen und dessen Erkundung verknüpfte, auch aus Eigennamen, z. B. den mit ‚Rune' gebildeten, Runtrud, Sigrun, Friederun, Gundrun, Gudrun oder solchen, die eine Obhut der Frau für Volk, Geschlecht, Eigentum ausdrücken, wie Luitgard, Adalbirg u. a. Eben damit verwandt sind dann wieder diejenigen Künste der Frauen, wodurch sie Wunden besprachen, Schmerzen linderten, Krankheiten beschworen und ‚stillten', Fesseln durch Zauberspruch lösten oder banden, Schabernack und Liebeszauber aller Art herbeiführen konnten. Unser heutiger ‚Volksaberglauben' enthält ja noch hunderterlei solche seltsam heidnisch und christlich durcheinander gemischte Formeln, Rezepte, Heilsegen und Sprüche.

Aber all dergleichen unheimliche Macht hat ihre zwei Seiten, und wenn sie die germanischen Frauen nach der einen Seite zu solchem Ansehen, wie Veleda, erhob oder sie mit Schwanenjungfrauen und Nornen verband, so leitet sie sie andererseits auch zu dem Hexenwesen und zu dem dunkeln Gewerbe neuerer Kartenschlägerinnen herüber."

Wie das Zeichnen und Einritzen von allerlei magischen Symbolen, die schließlich zu einfachen, der Zauberwirkung entkleideten „Schreibrunen" und schließlich Buchstaben wurden, so ist nach dem Glauben der Primitiven auch das Darstellen von Objekten, die man gerne haben möchte, von solch geheimnisvollem Zauber, daß sie einem dann zuteil werden, besonders wenn noch ein zauberkräftiger Spruch dazu gesprochen wird. So modellieren die Naturvölker aus Ton oder Schnitzen aus Holz und schließlich auch aus weichem Stein, wie Speckstein oder dergleichen, nicht nur Nachbildungen der allmählich zu Göttern erhobenen mächtigen Geister der Verstorbenen, in die sie die betreffenden Geisterindividuen durch kräftigen Zauber bannen, damit sie ihnen in ihrer Not helfen, natürlich nachdem man sie zuvor durch Opfer willfährig gemacht hat, sondern zeichnen oder schnitzen auch Darstellungen von Tieren, die sie erbeuten möchten. Solche Art von Jagdzauber ist bei allen primitiven Jägervölkern etwas ganz Selbstverständliches und war es auch unseren Vorfahren in der frühen Nacheiszeit, die uns an den Höhlenwänden, auf losen Steinen und auf Gebrauchsgegenständen der verschiedensten Art aus Horn — die viel zahlreicheren solchen aus Holz oder Rinde sind uns natürlich nicht erhalten geblieben — oft geradezu verblüffend naturgetreue Darstellungen solcher Art hinterlassen haben. Alle primitiven Jägervölker zeichnen entweder auf Sand, wie die brasilianischen Indianer am Schingu und einige nordamerikanische Stämme, oder auf Baumrinde, Steine, wie auch an den Wandungen der Höhlen, die sie gelegentlich als natürliche Zufluchtsorte aufsuchen, wie die Buschmänner und Australier, diejenigen Beutetiere, die sie zu jagen beabsichtigen; denn nach dem auf niedriger Kulturstufe allgemein verbreiteten Glauben liefert jede Nachbildung eines beliebigen Gegenstandes diesen in die Gewalt des Zeichners oder Modelleurs. Und zwar gilt der Zauber für um so wirksamer, je genauer die Nachbildung ist, was auch einleuchtet. In Ausübung dieser auch bei ihnen gebräuchlichen Sitte sind die Mammut- und Renntierjäger der späteren Eiszeit in Europa dazu gelangt, ihre Beutetiere mit solcher Realistik und Naturtreue in ihren Schnitzereien, Zeichnungen und Malereien darzustellen, daß wir heute kaum begreifen können, wie solches möglich war.

Diese schon so früh sich in der Menschheitsgeschichte geltend machende Tätigkeit, durch möglichst getreue körperliche Darstellung eine Zauberwirkung auszuüben, wurde dann auch noch von den ältesten Kulturvölkern verwertet. Noch die alten Ägypter waren nur deshalb bestrebt, jene Statuetten ihrer Toten aus Holz und später aus dem dauerhafteren Stein, die sie in den Grabkammern aufstellten, so absolut naturgetreu herzustellen, damit die Seele, der ka, des betreffenden Toten, der dargestellt werden sollte, sich um so sicherer in die Nachbildung seines einstigen Körpers zurückfinde und in ihm Wohnung nehmen könne. Als man sich aber später im Besitze von Zauberformeln wähnte, die an sich schon für kräftig genug galten, solches zu erreichen ohne die bis dahin geübte treue Wiedergabe der Körpergestalt und der Gesichtszüge des betreffenden Toten, ging der Realismus dieser mit dem Totenkult in engstem Zusammenhang stehenden Kunst des sogenannten alten Reiches zu Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. immer mehr verloren, bis sie schon im mittleren Reich zu Ende desselben Jahrtausends in langweiligem Schematismus erstarrt war, indem die Handwerker, die diese Totenstatuetten zu machen hatten, sich nach einem von den Priestern sanktionierten Kanon richten mußten, so daß jedes individuelle Gestalten von vornherein unmöglich gemacht war.

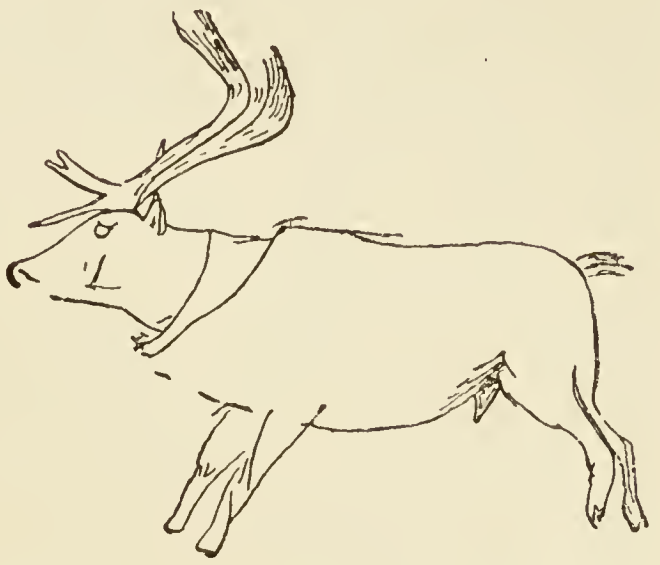


Bild 53. Laufendes Renntiermännchen. Tierzeichnung aus der frühen Nacheiszeit aus der Höhle von Combarelles in Südwestfrankreich, stark verkleinert.

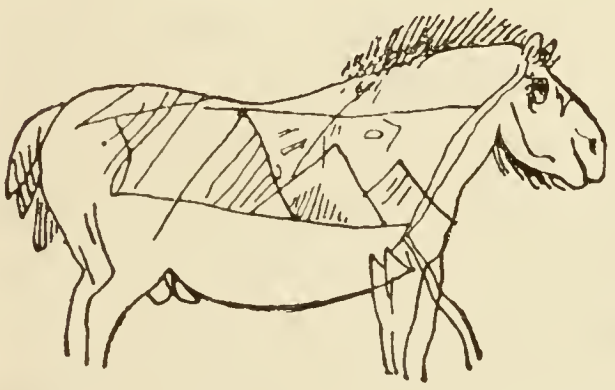


Bild 54. Zeichnung eines Wildpferdhengstes aus der Höhle von Combarelles in Südfrankreich.

So ist alle darstellende Kunst, wie alle Künste überhaupt, aus dem Bedürfnisse des Menschen nach möglichst kräftigem Zauber irgend welcher Art hervorgegangen. Und alle später zu reiner Dekoration ausgebildete Ornamentik ist aus Zeichnungen von anfänglich zu Zauberzwecken naturgetreu dargestellten Menschen und lebenden Tieren, ausnahmsweise auch Pflanzen hervorgegangen, indem diese, allmählich des

Zauberzweckes entkleidet, immer schematischer und konventioneller wiedergegeben wurden, bis schließlich der Ausgangspunkt gänzlich verwischt und unkenntlich geworden war. Beifolgende Motive von Speerornamenten der Salomonsinsulaner zeigen deutlich, wie durch Stilisieren der menschlichen Gestalt Ornamentfiguren entstehen, deren ursprüngliche Bedeutung sich in dieser Zusammenstellung noch verhältnismäßig deutlich erkennen läßt. Bei den meisten Ornamenten aber ist solches Ableiten ihrer Herkunft für uns überhaupt nicht mehr möglich. Dieses Zerstören des Sinnes durch die Form, diese Umgestaltung naturgetreuer Bilder in schematischen Schmuck wird namentlich durch die stete Wiederholung bedingt. Indem dies immer in mehr oder weniger gedankenloser Weise geschieht, verweht nur zu rasch der ursprüngliche Sinn und Geist der Figuren, und die Handfertigkeit, welche den betreffenden Gegenstand möglichst rasch und daher möglichst einfach hinwirft, wird zur Hauptsache. Das Wiederholen eines Motivs führt so von selbst zur Vereinfachung, schon weil der Darsteller es leicht müde wird, immer dieselbe Form bis in alle Details genau nachzubilden. Wie weit die bloße Symbolik in der Wiedergabe von solchen zunächst ausschließlich zu Zauberzwecken dargestellten Figuren gehen kann, beweisen beispielsweise die bereits stark vereinfachten und schematisierten Zeichnungen der Totems auf den Seelenhölzern und Botenstöcken der Australier. Sie sind Mitteldinge zwischen Bilderschrift und Ornamentik und enthalten als eins der häufigsten Motive konzentrische Kreise, die aber ganz verschiedene Bedeutung haben können. Auf dem einen Seelenholz sollen sie Gummibäume darstellen, von denen gerade Striche als Wurzeln ausgehen, auf einem andern aber Augen, Eingeweide, Gesäß, Leibbemalung oder sonst einen Teil eines Mannes, auf einem dritten Frösche oder sonstwelche Tiere. Gleicherweise können Dreiecke, Schlangenlinien, Striche und Punkte je nach Umständen alles mögliche bedeuten. Am häufigsten gelangen begreiflicherweise die Beutetiere zur bildlichen Darstellung, da der Mensch, der von ihrem Fleische seinen Lebensunterhalt fristet, stets darauf bedacht ist, sie durch Zauber zu bannen und so im voraus in seine Gewalt zu bekommen. So sind

Bild 55—57. Motive von Speerornamenten der Salomonsinsulaner, die das Verwischen von menschlichen Figuren durch Stilisieren zeigen.

auch die ältesten Tänze ebensolcher Zauber zur Erlangung von Beutetieren. Bezeichnenderweise hat nun Karl von den Steinen bei den Schingu-Indianern im Innern Brasiliens nachweisen können, daß die Tiere, die bei den Maskentänzen nicht vorkommen, trotz ihrer sonstigen Bedeutung für die Indianer und Häufigkeit auch in der Ornamentik nicht vorkommen. Da nun eigentlich nur Beutetiere, die flink sind und dem ihnen nachjagenden Menschen leicht entwischen können, für die Bezauberung durch Maskentänze und Nachbildungen in Frage kommen, ist es begreiflich, daß andere Objekte zunächst für den Jagdzauber nicht in Betracht kommen, jedenfalls nicht die an den Boden gebannten, nicht davonzufliehen versuchenden Pflanzen. Deshalb fehlen ursprünglich in der Kunst der Primitiven alle Darstellungen von Pflanzen; entstehen solche Motive später, so sind es nur infolge von Schematisierung mißverstandene Tierdarstellungen und nicht primäre Wiedergaben von Pflanzen, die der Kunstübung der Naturvölker gänzlich abgehen, da sie für Zauberzwecke vollkommen außer Betracht fallen.

Sehr früh werden auch auf Geräte solche Zaubersymbole angebracht. Die Auswahl solcher kann durch die Beschaffenheit oder Tätigkeit eines Tieres angeregt werden. So kritzeln die Indianer Zentralbrasiliens, die von den Steinen am Schingu längere Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte, auf den Topf mit Vorliebe den Panzer der Schildkröte, damit derselbe so solid und dauerhaft wie jenes Vorbild sei, auf das zum Ausgraben der von ihnen angepflanzten Mandiokawurzel dienende Grabholz aber ritzen sie symbolisch das Bild der Grabwespe, damit dieses Instrument ebenso rasch wie dieses geschickte Insekt grabe, d. h. seine Arbeit in der Hand der es führenden Frau verrichte. Auf das zu verschiedensten Zauberzwecken gehandhabte Schwirrholz wird, damit es beim Gebrauch recht laut und damit mächtigen Zauber bewirkend sause, das Bild der zischenden Schlange eingraviert. Ebenso leicht verständlich ist es, daß sie auf die zur Bewirkung von Zauber aller Art geblasene Flöte das Zaubersymbol des laut flötenden Affen, auf den zum Schmücken dienenden Kamm aber das glatthaarige Aguti darstellen. Indem diese Bilder im Laufe der Zeit immer mehr abgekürzt und stilisiert werden, entstehen schließlich Figuren, denen ein nicht Eingeweihter ihre Herkunft und Bedeutung mit dem besten Willen nicht mehr anmerken kann. So wird bei den Bakairi am Schingu, einem Zufluß des Amazonenstroms, der etwas rhomboid gestaltete Mereschufisch durch eine Raute dargestellt, deren vier Ecken durch kleine Dreiecke ausgefüllt sind. Die Raute ist der

Körper des Fisches, die vier ausgefüllten Ecken sind Kopf-, Schwanz-, Rücken- und Afterflosse, die aus Gründen der dem Auge angenehmen Symmetrie sehr willkürlich am Leibe des Tieres angebracht sind. Andere Fische werden ebenfalls in Rauten mit verschiedenen Beigaben zur Unterscheidung verschiedener Arten dargestellt. Zuweilen sind die Rauten noch von konzentrischen Linien umgeben, die dann die Maschen des Netzes vorstellen sollen, in denen der Fisch zappeln soll und muß, wenn der Jagdzauber in Funktion tritt. Ebenso naiv wie diese sind bei den Indianern am Schingu wie bei allen primitiven Stämmen sämtliche Zauberfiguren wiedergegeben, so daß es einer eingehenden Erläuterung durch ihre Hersteller bedarf, bis der Europäer dem naiven Gedankengang der Naturkinder folgen kann.

Wie der ursprünglich einköpfige Adler, noch heute das Wappentier des Deutschen Reiches, der dekorativer wirkenden Symmetrie zu Liebe doppelköpfig gestaltet wurde, wie er uns im österreichischen und russischen Wappen entgegentritt, so verfallen manche Teile an ursprünglich unsymmetrischen Figuren der Verdoppelung oder werden beim spielenden Umgestalten zu rein ornamentalem Schmuck auseinandergezerrt oder in der Mitte geteilt und die eine Hälfte umgekehrt wieder an die andere gesetzt. Mit Vorliebe werden derartige Umstellungen von den Dayak als Verzierungen auf ihren Schilden angebracht, auch sind sie an mancherlei Geräten auf Neuguinea zu beobachten. Bei der Vereinfachung der Figuren erlaubt man sich der Symmetrie zuliebe ebenfalls die merkwürdigsten Freiheiten. So werden beispielsweise an der menschlichen Gestalt die Arme gleich gebildet wie die Beine, dann verschwindet der Kopf und das Gesicht erscheint auf dem Leibe; zuletzt bleibt vielleicht, wie bei den Ornamenten mancher Lederarbeiten aus dem Sudan, nur ein Auge im Mittelpunkt eines Kreises oder Viereckes übrig, von dem die stark verkümmerten Arme und Beine als vier symmetrisch gestellte Stummel auslaufen. So hat ein jedes der zahllosen Ornamentmotive der Naturvölker seine besondere Geschichte und ist bei der stilisierenden Abkürzung seinen besondern Weg gegangen. Vor allem hatte es sich dem zu verzierenden Raum anzupassen und wurde vielfach unnatürlich eingepreßt oder maßlos ausgedehnt. Oft wurde die Umrißzeichnung mit konzentrischen Linien umrandet, so besonders in Melanesien, oder in Spiralen aufgelöst, was für die neuseeländische Dekorationsweise charakteristisch ist. So bleibt in der Kunst der Maori, die hauptsächlich in der Form der Holzschnitzerei geübt wird, von den menschlichen und tierischen Gestalten

An Felswänden angebrachte Zeichnungen von Buschmännern Südafrikas. Oben links: Oryxantilope, darunter: Erdferkel; rechts: Kampf zwischen den (kleinen) Buschmännern, die eine Rinderherde geraubt haben, und den sie verfolgenden (großen) Kaffern.

Kultfigur aus Neu-Mecklenburg.
(Nach Bericht III des Kgl. Ethnographischen Museums in München.)

oft nur ein Gewirr von Spiralen übrig. Die Augen der Figuren aber, die aus eingesetzten Muschelstücken bestehen, nehmen an dieser Umbildung nicht teil, sondern bleiben unverändert und ermöglichen es dann in vielen Fällen, aus dem wirren Durcheinander noch die Köpfe der Figuren und schließlich diese selbst herauszufinden. Den Weg zu dieser bizarren Überfülle von vielfach ineinander greifenden Spiralen weisen die Tätowiermuster, mit denen die menschlichen Leiber bedeckt wurden. Indem diese und dann auch die sie umgebenden Organe immer weiter in Spiralen aufgelöst wurden, entstand zuletzt ein solches Gewirr von Linien, daß man das Urbild meist nicht mehr entziffern kann. Diese Art der Stilisierung, die jetzt ein neuseeländisches Schnitzwerk unter tausend anderen heraus erkennen läßt, ist aber nicht sehr alt und scheint von einem einzelnen Individuum angeregt worden zu sein. Die Maori nennen nämlich als Erfinder ihrer Schnitzornamentik einen gewissen Rauru, der „vor undenklichen Zeiten“ oder nach anderen Angaben vor 26 Generationen lebte. Selbst der Gott Tangaroa soll ihn besucht und sein kunstvoll geschnitztes Haus bewundert haben. Die aus früherer Zeit überlieferten Tätowiermuster sind viel einfacher als diese Schnitzereien mit ihren verwickelten Spiralen und entsprechen mehr den in der gemalten Ornamentik noch heute auf Neuseeland üblichen Formen. In den gemalten Ornamenten herrscht ein äußerst vereinfachtes Gesichtsornament vor, das in seinen kenntlichsten Formen noch Augen, Mund und Nase unterscheiden läßt, sich aber nach und nach zu abgeleiteten brillenartigen, wellen- und S-förmigen Figuren umbildet, denen man ihren Ursprung nicht mehr ansieht. Auch die Flecht- und Webeornamente der Neuseeländer stellen häufig Gesichter, aber der Technik der Herstellung entsprechend mit rautenähnlichen Umrissen, dar.

Wie Neuseeland zeigt auch Melanesien eine ganze Reihe gut unterschiedener Kunststile, deren Darstellungen von Tieren und Menschen alle durch weitgehende Schematisierung von der ursprünglichen Naturnachahmung weit entfernt, aber doch nicht so stark reduziert sind wie in der neuseeländischen Kunst, wo gelegentlich die ganze menschliche Gestalt zu einem Auge zusammengeschrumpft ist. Wie in der Ornamentik der Indianer Nordwestamerikas zeigt sich dagegen auch bei diesen Stämmen das Bestreben, möglichst viele totemistische Zaubersymbole an einer Schnitzerei anzubringen und diese dann farbig zu bemalen. Denn alle Ornamentik, wie auch die Skulpturen der Primitiven sind, dem naiven Empfinden dieser Menschen entsprechend, stets

recht bunt und dadurch in die Augen fallend. So entwickelt jedes Volk eine seiner Begabung, seinem Geschmacke und dem Material, das es dazu benutzt, entsprechende Ornamentik, die schließlich keinerlei Beziehungen mehr zum Zauberglauben erkennen läßt, dem sie entsprang.

Während ursprünglich jeder Primitive die für die Abwehr von bösem Zauber und für die Erzeugung von gutem Zauber nötigen Manipulationen selbst vornahm, bildete sich mit der Zeit ein Stand von berufsmäßigen Zauberpriestern aus, die wenigstens für alle schwierigeren Fälle in Anspruch genommen wurden. Diese mußten ihre Zauberkraft in besonderer Weise gesteigert haben, was ganz systematisch geschah. Begreiflicherweise nehmen die Menschen auf niederer Kulturstufe an, daß nicht alle Individuen gleichviel Zauberkraft besitzen, ja, daß diese bei ein und demselben Individuum nicht immer in gleicher Stärke vorhanden ist und durch besondere Einflüsse vermehrt oder vermindert wird. So sollen Kinder nicht die Zauberkräfte von Erwachsenen und Frauen nicht diejenigen von Männern besitzen, schon weil sie in den Augen der letzteren unwichtigeren Arbeiten obliegen. Dementsprechend halten die nordamerikanischen Tarahumara-Indianer alle von Frauen vorgenommenen Zauberprozeduren in bezug auf Zauberkraft für viel weniger wirksam als solche, die von Männern vorgenommen wurden, wie auch nach ihrer Ansicht der weiblich gedachte Mond für viel weniger zauberkräftig gilt als die für männlich angesehene Sonne. So wie sie denken alle Primitiven und halten die Männer an sich für zauberkräftiger als die Weiber. Die Individuen beider Geschlechter aber erlangen eine um so größere Zauberkraft, je älter sie werden. Deshalb dürfen beide Geschlechter mit dem Alterwerden das Fleisch gewisser Tiere essen und gewisse Handlungen vornehmen, die ihnen auf jüngerer Stufe nicht erlaubt waren. Nun aber, da sie so viel Zauberkräfte erlangt haben, brauchen sie die schädlichen Einflüsse, die von den betreffenden erlegten Tieren oder vorgenommenen Handlungen ausgehen, nicht mehr zu fürchten.

Selbstverständlich können besonders vorbereitete Männer auch besser zaubern als solche, die nichts zur Erhöhung ihrer Zauberkraft getan haben. So bilden sich die zu Zauberpriestern bestimmten und sich dadurch an Ansehen hoch über ihre Volksgenossen erhebenden Individuen durch besondere, meist längere Zeit in Anspruch nehmende und umständliche Prozeduren zu ihrem Berufe aus, um dann eine gewaltige und vielfach gefürchtete Zauberkraft zu erlangen. So muß der Zauberlehrling bei den Hupa-Indianern Kaliforniens Monate hindurch jede Nacht um

das Feuer im Schwitzhause zubringen und nicht nur schwitzen, sondern sich alle möglichen Enthaltungen, Kasteiungen und Martern auferlegen, bis er die erstrebten Zauberkräfte in genügendem Maße erlangt hat. Bei allen Naturvölkern sind gleicherweise neben dem Schwitzen besonders das Fasten, der Schlafentzug und die Enthaltung von jeglichem Verkehr mit dem andern Geschlecht die gebräuchlichsten Mittel, um eine dauernd höhere Zauberkraft zu erlangen. Zu diesem Zwecke ziehen sich die betreffenden Individuen in die Einsamkeit zurück, um unter der Anleitung eines alten Zauberpriesters sich in die Geheimnisse von dessen Kunst einweihen zu lassen. Und wenn sie ihre Lehrzeit beendet haben, so werden sie mit feierlichem Zeremoniell von ihren Stammesgenossen empfangen und erfreuen sich fortan bei der ungeheueren Bedeutung, die bei Menschen auf niederer Kulturstufe dem Zauberwesen gezollt wird, der größten Hochachtung, ja geheimer Furcht. Ein jeder sucht sich so gut als möglich mit dem Zauberer seines Stammes zu stellen, denn vielleicht nur zu bald wird er seine Hilfe in Anspruch nehmen müssen; und sollte man ihn erzürnen, so ist auf alle Fälle seine Rache zu fürchten.

XXIV. Die Religion.

Nach der Auslegung des Kirchenvaters Auguſtin, der religio von religare verbinden ableitete, hätten wir unter dem Begriff Religion eine Verbindung des Menſchen mit dem höchſten Gut, genannt Gott, zu verſtehen. In dieſem Sinne, wie er auch noch von uns verſtanden wird, iſt dieſer Begriff, weil viel zu enge gefaßt, nicht zur Beurteilung der religiöſen Anſchauungen primitiver Völker brauchbar. Einen ſolchen Gott kennen dieſe durchaus nicht; dafür wenden ſie ſich in ihrer Not an die als Verurſacher von allem Unheil gedachten Geiſter der Abgeſchiedenen, um ſie mit Opfern den Lebenden gut geſinnt zu machen und damit ihre Rachſucht zu beſchwichtigen. Es iſt dies der Animismus (von anima Seele oder Geiſt als dem beim Tode Überlebenden am Menſchen) oder die Geiſterfurcht, die die weitaus verbreitetſte Äußerung religiöſen Lebens bei den Naturvölkern iſt. Aber auch dieſe Geiſterfurcht und die damit in Zuſammenhang ſtehende Geiſterverehrung, die man bis vor kurzem, auf die Forſchungen des Engländers B. Tylor geſtützt, als die Ausgangsſtufe aller religiöſer Regungen anſah, kann heute nicht mehr dafür gelten, indem jetzt insbeſondere durch die Unterſuchungen von Preuß und Vierkandt das Vorhandenſein einer noch älteren, präanimiſtiſchen Stufe erwieſen worden iſt, die man als Zauberglauben bezeichnet. Auf dieſer Stufe wird alles den Menſchen treffende Mißgeſchick, Krankheit und Tod noch nicht der Rachſucht der Geiſter der Abgeſchiedenen zugeſchrieben, ſondern auf den Zauber übelgeſinnter Menſchen zurückgeführt. So ſagen die Bakairi Zentralbraſiliens, daß es weder Unglück noch Krankheit noch Tod gäbe, wenn alle Menſchen gut wären und nicht böſen Zauber ausübten.

Auf einer noch primitiveren Stufe muß ſich der Menſch überhaupt noch keine Gedanken über ſolche ſein Daſein bedrohende Vorkommniſſe gemacht haben und lebte wie das Tier in den Tag hinein, ohne

auch nur im mindesten auf die Idee zu kommen, daß der Zauber von Nebenmenschen ihm Unglück, Tod und Krankheit bringe. Auf solcher überaus niedrigen Kulturstufe, die wir dem Urmenschen zuschreiben müssen, lebt heute noch nach der Feststellung dreier Forscher das weltentlegen in den von Mangrovesümpfen umgebenen Urwäldern Südsumatras hausende Volk der Kubu. Auf welch überaus niederer Kulturstufe diese Menschen noch stehen, beweist ihre ganze Lebensweise, die sich im wesentlichen auf das Sammeln von Nahrung beschränkt. Sie sind nicht einmal Jäger in höherem Sinne, sondern beschränken sich auf das Stellen von Fallen, die ihnen selbsttätig Beute verschaffen sollen. Auch ihre Sprache ist noch höchst unvollkommen. Wilhelm Volz beschreibt sie in Buschans Völkerkunde folgendermaßen: „Das niedrigste, was uns bisher überhaupt von menschlichen Lebensformen bekannt geworden ist, finden wir bei den Kubu in Südsumatra, die sich tatsächlich nur wenig über das Tierische erheben. Die sogenannten ‚wilden' Kubu sind ein auf den unzugänglichsten Urwald Südsumatras beschränktes Völkchen, das familienweise zusammenlebt und in kleinen Familienhorden ohne festen Wohnsitz umherschweift, die Nacht unter ganz einfachen, aus Laub hergestellten Regenschutzdächern oder in vorgefundenen Schlupfwinkeln verbringt, und deren ganzes Leben im Suchen nach Nahrung besteht. Ihre Kleidung ist ein zwischen den Beinen hindurchgezogener Gürtel aus geklopftem Baumbast, sowie eine aus demselben Stoffe verfertigte Kopfbinde. Eine lange, spitze Holzstange als Lanze bildet ihre einzige Waffe. Mit einem zugespitzten Grabstock in der Hand, einen geflochtenen Tragkorb auf dem Rücken, durchziehen sie den Wald auf der Nahrungssuche. Eßbar ist ihnen alles, was einigermaßen genießbar ist; sie leben von der Hand in den Mund, und da sie keinen Besitz haben, abgesehen von den wenigen Sachen, die sie am Leibe tragen, so ist Eigentum bei ihnen unbekannt; infolgedessen gibt es auch weder Diebstahl noch sonstige aus dem Begriffe des Eigentums hervorgehende Vergehen. Selbst Schmuck ist unbekannt. Ebensowenig gibt es Haustiere oder Kulturpflanzen; Hunde und Hühner sind erst spätere Erwerbungen. Fremde flieht man, und selbst mit Nachbarhorden vermeidet man Berührung. So ergibt sich von selbst das Fehlen von Tänzen, Vergnügungen irgend welcher Art, auch von Musik. Sobald die Kinder groß genug sind, trennen sie sich von ihren Eltern und ziehen selbst herum; dementsprechend sind auch die Hochzeitsgebräuche denkbar einfach, die Ankündigung der Absicht genügt. Noch leichter ist die Trennung der Ehe; man geht einfach

auseinander. Eine andere soziale Einrichtung als die Familie gibt es nicht; ebensowenig gibt es einen Grundbesitz oder ein Territorialrecht, obwohl sich die Horden innerhalb bestimmter natürlicher Grenzen zu halten pflegen. Transzendentale Vorstellungen irgend welcher Art, und sei es der einfachste Aberglaube, gehen ihrer Kultur völlig ab; dementsprechend fehlt jeder Begriff von Zauberei, und auch die Einrichtung von Zauberdoktoren ist unbekannt. Man fühlt sich wehrlos gegen Krankheit und Tod, und stirbt jemand, so läßt man ihn einfach liegen und geht seiner Wege. So besteht denn tatsächlich in diesen wilden Kubu ein Volk ohne jede Spur von Religion, ein Volk, das sich nach seinem Kulturzustande kaum über die Tiere des Waldes erhebt. — Dieser Urzustand ist allerdings im Schwinden begriffen. Der größte Teil der Kubu hat allmählich doch wenigstens einige Kulturbegriffe übernommen und ist zu einer etwas höheren Stufe emporgestiegen, die allerdings immerhin noch äußerst einfach ist, einer Kulturstufe, die mit geringen Änderungen bei allen Urvölkern Süd- und Ostasiens verbreitet ist."

Diese letzteren schweifen ebenfalls noch unstet innerhalb bestimmter Grenzen nach Nahrung aller Art suchend umher, der Mann mit dem Wurfspeer und die Frau mit dem ziemlich langen Grabstock bewaffnet, übernachten unter einem einfachen, aus Blättern hergestellten Laubdach, das sie beim Weiterwandern stehen lassen. Als Kleidung oder besser gesagt Schmuck haben sie ein Stück geklopften Baumbast um die Lenden geschlungen und zwischen den Beinen hindurchgezogen, ebenso eine Kopfbinde aus demselben Material. Außerdem wird höchstens noch ein Fell als Schmuck umgehängt und heftet man sich etwa noch Federn an. Narbentätowierung und Bemalung kommt stellenweise vor. Als einziges Haustier wird höchstens der Hund gehalten. Fremden gegenüber zeigen alle diese Urvölker die größte Scheu und vermeiden auch Konflikte und Berührungen untereinander. Mit den höher kultivierten Nachbarn verkehren sie im besten Falle durch geheimen Tauschhandel, wobei sie die Tauschgegenstände an bestimmten Orten niederlegen und abwarten, bis diese sie genommen und den Gegenwert an Tauschobjekten an deren Stelle deponiert haben. Dabei bekommen sich beide Parteien nicht zu sehen. Was ihren Charakter betrifft, so werden sie als harmlos, gutmütig, fröhlich und freundlich, vor allem aber als außerordentlich friedlich geschildert. Streit und Zank kommt bei ihnen kaum je vor, und kriegerische Überfälle und Feindseligkeiten sind ihnen vollständig fremd; auch stehlen und lügen sie nicht. Solche Eigen-

schaften sind erst eine Erwerbung höherer Kultur. Gemeinschaften, die über die Familienhorde hinausgehen, sind ihnen unbekannt; deshalb gibt es bei ihnen weder Stämme noch Häuptlinge. Monogamie ist bei ihnen die gebräuchlichste Form der Ehe; dabei ist die Frau dem Manne gleichberechtigt und nimmt eine hohe Stellung ein. Die Eheschließung beruht auf gegenseitiger Übereinkunft; dabei sind vielfach kleine Gaben an die Eltern der Braut gebräuchlich. Mann und Frau können auseinandergehen, wenn es ihnen beliebt; doch wird von der Frau, solange sie bei einem Manne lebt, absolute eheliche Treue gefordert, und bei Untreue ist der Verführer dem Tode verfallen. Ursprünglich ließ man auch bei diesen Urvölkern die Toten unbeerdigt liegen, wo sie just gestorben waren. Jetzt ist aber meist die Bestattung derselben üblich, was mit dem Glauben an ein Weiterleben des Geistes zusammenhängt. Um den den Lebenden gegenüber für rachsüchtig gehaltenen Totengeist mild und gütig zu stimmen, begräbt man ja eben seinen nachgelassenen Körper mit allerlei Beigaben an Speise und Trank, Werkzeugen, Waffen und eventuell auch Schmuck. Aus Furcht vor dem Geiste des Verstorbenen, dem man trotz aller begütigender Maßnahmen doch nicht traut, verläßt man den Platz, auf welchem der Leichnam beerdigt wurde, und übt allerlei Geisterbeschwörung aus. Zauber und Gegenzauber beginnen eine immer wichtiger werdende Rolle zu spielen. So sind diese süd- und ostasiatischen Urvölker bereits auf der animistischen Stufe angelangt.

Hat der Mensch auf niederer Kulturstufe, wie wir im vorigen Abschnitte sahen, hinter allem ihm unerklärlichen Geschehen Zauber mißgünstiger Menschen vermutet, gegen den er sich durch entsprechenden Gegenzauber zu schützen suchte, so kam er mit der Zeit, da er sehr oft unter den Lebenden keinen Verursacher von Zauber ausfindig zu machen wußte, mehr und mehr dazu, die Geister der Verstorbenen, die man den Lebenden gegenüber voll Rachsucht wähnte, als die wichtigsten Stifter von Unheil aller Art zu fürchten. Dadurch, daß man voraussetzte, der Mensch lebe nach dem Tode als Geist weiter, mußte man auch folgerichtig annehmen, daß er dann schon als solcher über weit größere Zaubermacht verfüge als während seines Lebens, also auch mehr als zaubernde Menschen zu fürchten sei.

Aber wie kam der Mensch überhaupt zur Ansicht, daß mit dem Tode des Einzelindividuums seine Existenz nicht aufhöre, sondern nur eine andere Gestalt angenommen habe? Die erste Anregung dazu gaben zweifellos die Erfahrungen des Traumlebens. Da der Pri-

mitive alle Erlebnisse im Traumzustande für tatsächlich durchgemacht hält, so ist es ihm eine sichere Erfahrungstatsache, daß, wenn ihm ein kürzlich verstorbener Verwandter oder Bekannter im Traume erschien und mit ihm sprach, dieser wirklich vorhanden gewesen sei und mit ihm gesprochen habe. Träumte nun jemand am Lagerplatz solches und seine Begleiter versicherten ihm, daß er sicher nicht fortgewesen sei, sondern während des Schlafes ruhig dagelegen habe, so mußte offenbar ein Etwas von ihm während des Schlafes unmerklich aus dem Körper entwichen sein, um mit dem betreffenden Totengeiste, den man sich unsichtbar die Lebenden umgebend dachte, zu sprechen. Dieser „Traumgeist" manifestierte sich auch anderweitig im Lebenden; er konnte gleicherweise wie im Traume in der Ekstase den Körper verlassen, oder ein anderer Geist konnte dann vom betreffenden Körper Besitz nehmen, aus ihm sprechen und ihn peinigen. Solche Anschauungen treffen wir noch in Bezeichnungen wie „Besessenheit", das will sagen, daß ein böser Geist Besitz von einem sonst guten Individuum ergriffen habe, ebenso in Ausdrücken wie „außer sich sein" und „zu sich kommen". Die von den Griechen herrührende Bezeichnung Epilepsie bedeutet „Verlassensein" vom eigenen Geiste, so daß man besinnungslos zu Boden fiel, und Wahnsinn, kakodaimōnía, d. h. einen bösen Geist haben, der an der Stelle des eigenen aus dem betreffenden kranken Menschen sprach und handelte. Desgleichen hießen die Wahnsinnigen bei den Römern larvati oder larvarum pleni, d. h. „von Geistern Besessene" oder „von Geistern Erfüllte"; denn larva bedeutete ihnen ein Totengeist, der als Gespenst in die Erscheinung treten und auch so den Menschen plagen konnte. Das Neue Testament spricht wiederholt von diesem Zustand des „Besessenseins von bösen Geistern" und erzählt, wie solche Kranke geheilt wurden, indem die Dämonen oder „unreinen Geister" durch das Machtwort eines Geistesgewaltigen wie Christus aus ihnen ausgetrieben wurde und dafür in Tiere, wie Schweine, fuhren.

Dieser das Leben im Körper bedingende Geist konnte also nicht mit dem Tode zugrunde gehen, er lebte wenigstens noch eine Zeitlang weiter und konnte sich auf die verschiedenste Weise manifestieren, auch vom „Traumgeiste" des Lebenden wahrgenommen werden. Indem dieser sich mit ihm unterhielt, konnte er durch ihn Übersinnliches erfahren, was sonst auf keine andere Weise möglich war. Besonders der in der Zauberkraft am weitesten gelangte Mensch, der Zauberer, vermochte nach dem Glauben der Primitiven mit dieser Geisterwelt

in Verbindung zu treten und Macht über sie zu erlangen. Das bewies er, indem er sie durch Beschwörung bezwang oder gelegentlich auch sich zum Sprachrohr derselben machte, wobei er mit Hilfe der Bauchrednerei deren Willen kundgab. Dieser Kunstgriff der Zauberei spielte von jeher bei Geisterbeschwörungen eine sehr wichtige Rolle. Wie bei den alten Griechen die Erteilung von Orakeln mit Hilfe des Bauchredens von gewissen Frauen gewerbsmäßig geübt wurde, lassen sich heute noch die Chinesen gegen geringes Entgelt auf diese Weise die Zukunft offenbaren.

Aus all diesen Erscheinungen war die Annahme einer mit dem Menschen in engster Beziehung stehenden Geisterwelt für die naive Denkweise des Naturmenschen nicht nur sehr naheliegend, sondern geradezu selbstverständlich. Er konnte sich damit am allereinfachsten alles übernatürliche Geschehen erklären. Der Engländer Callaway sagt in seinem Werke über das Religionssystem der Amazulu Südafrikas: „Es ist ganz ausgeschlossen, daß je einem Zulukaffern der Gedanke kommen könnte, Erde und Himmel sei das Werk eines unsichtbaren Wesens, wie die Missionare behaupten. Sie glauben vielmehr fest, die Welt sei von den weißen Menschen erschaffen worden, die sie so viele ihnen ganz unerklärliche Dinge vollbringen sahen, daß sie ihnen auch zutrauten, sie hätten die Erde erschaffen. Ihnen fehlt vollkommen, wie der Begriff, so auch ein Wort für Gott. Als Moffat einem Häuptling von Gott erzählte, rief derselbe aus: ‚O, könnt ich ihn doch fangen, ich wollte ihn sofort mit meinem Speere durchstechen‘, und dieser Mann nahm unter seinen Landsleuten eine hohe und angesehene Stellung ein. Doch sind diese Wilden nicht ganz ohne einen Glauben an unsichtbare Wesen. Derselbe beruht einesteils auf dem Schatten, hauptsächlich aber auf dem Traum. Sie halten den Schatten für einen Geist (diese Vorstellung erinnert uns an eine bei den Griechen herrschende Auffassung), und sie haben den merkwürdigen Aberglauben, daß ein Toter keinen Schatten wirft. Noch wichtiger ist der Einfluß der Träume gewesen. Erscheint einem Eingeborenen im Traum der tote Vater oder Bruder, so bezweifelt er keinen Augenblick die Wirklichkeit dieser Erscheinung und schließt daraus, daß sein Geist noch lebt. Da sie indessen weit seltener von ihren Großvätern träumen, so halten sie dieselben für völlig tot. Krankheit, Tod und alles Ungemach, das sie erfahren, schreiben sie den Geistern mißvergnügter Verwandter zu.“ In diesen wenigen Sätzen haben wir die Quintessenz alles dessen, was wir unter Animismus verstehen. Dieser beherrscht neben dem

älteren Zauberglauben alle Vorstellungen der Primitiven und ist der Ausgangspunkt aller höherer religiöser Anschauungen.

Animismus kommt also vom lateinischen anima (Seele oder Geist) und bedeutet Geisterverehrung. Unter anima verstanden aber die Römer, wie die Griechen unter psyché oder pneúma, das Lebende im Menschen, das sich durch die Atmung oder den „Hauch", die Körperwärme und den „beseelten" Blick kundgibt. Hätten die Primitiven den Blutkreislauf gekannt, so würden sie diesen als weiteres Kennzeichen des beseelten Menschen angeführt haben. Entwich nun die Seele durch den letzten Hauch oder durch das Ausströmen des Blutes nach einer schweren Verwundung und kehrte nicht mehr in ihren Träger zurück, so trat der Tod ein. Verließ sie während des Schlafes den Körper nur vorübergehend und erlebte sie dann in der Außenwelt mancherlei, verkehrte sogar mit den Verstorbenen, so wurde der betreffende Mensch beim Erwachen dessen bewußt, er glaubte geträumt zu haben. Dem Primitiven ist also der Traum Wirklichkeit, ihm ist das Traumleben ein reales Leben des Geistes, das sich eben in den Träumen bekundet. Während des Schlafes vermag dieser Geist den wie tot daliegenden Körper des Menschen zu verlassen; dabei nahm er oft die Gestalt einer Maus, einer Eidechse, einer Schlange oder eines Insektes an. Das waren solche „Seelentiere", die im Boden hausten und deshalb auch sehr gerne von Seelen Verstorbener zu vorübergehendem Aufenthalte gewählt wurden. Bei den Malaien und vielen anderen Völkern wird ein Schlafender nicht gern geweckt, weil man befürchtet demselben zu schaden für den Fall, daß seine Seele den Körper verlassen hat. Dann würde sie den Weg zum Körper zurück vielleicht nicht finden und der betreffende Schlafende müßte wirklich sterben.

Da nun ein Schlafender trotz Abwesenheit seiner Traumseele atmet und lebt, sind manche Völker auf die Annahme von zwei Seelen gekommen, andere sogar von drei, indem sie außer der Traumseele auch den Herzschlag und den Atem als besondere Seelen rechneten. Indem man auch noch den Schatten und das Spiegelbild im Wasser als besondere Seelen unterschied, gelangte man sogar zur Unterscheidung von fünf Seelen, wie manche Malaienstämme. Wenn nun der Primitive im warmen Hauch, der sich bei Kälte in Gestalt einer kleinen Dampfwolke zeigte, wie im warmen Blute, das den lebenden Körper im Gegensatz zum toten warm erscheinen ließ, oder im Spiegelbild auf einer ruhigen Wasserfläche, oder im Schatten den Beweis vom Vor-

handensein von einer oder mehreren Seelen erblickte, so ist das begreiflich; denn die physikalischen Gesetze, die ihm diese Erscheinungen auf natürliche Weise erklärten, waren ihm noch völlig unbekannt. So waren ihm auch Regenbogen, Blitz und Donner, Mond- und Sonnenfinsternisse nicht natürliche Vorgänge wie uns, sondern geheimnisvolle Erscheinungen übernatürlicher Art, die ihm ebenfalls das Vorhandensein von übernatürlichen Mächten nahelegten. Und da ihm die Erfahrungen seines Traumlebens deutlich zu beweisen schienen, daß der Geist des Menschen nicht mit dem Tode vergehe, sondern in für gewöhnlich unsichtbarer „schattenhafter" Weise fortlebe, so ist es durchaus begreiflich, wenn er nicht nur obengenannte ihm unerklärliche Naturerscheinungen, sondern alles ihm unerklärliche Geschehen überhaupt, wie Mißerfolg auf der Jagd, Krankheit und Tod, solchen offenbar den Lebenden mißgünstig und voller Rachegedanken gegenüberstehenden Geistern Verstorbener zuschrieb. Diese waren ihm also bald eine überaus unheimliche und gefürchtete Macht, mit der er sich möglichst gut zu stellen suchte, damit sie versöhnt würden und nicht ihre Rachsucht an ihm ausließen, ihm vielmehr Glück auf der Jagd und Erfolg in all seinem Tun zuteil werden ließen.

Aber wie vermochte man diese unheimliche Gesellschaft, die die Lebenden allseitig umgebend und in all ihrem Tun und Lassen aufs weitgehendste beeinflussend gedacht war, am besten zu versöhnen und günstig zu stimmen? Offenbar indem man ihren Hunger stillte und ihnen zu essen gab. In dieser Annahme bekräftigten die Lebenden wiederum manche Erfahrungen des Traumlebens. So erschien beispielsweise, wie Livingstone berichtet, einem Zulukaffer im Traume sein jüngst verstorbener Bruder, um ihm zu sagen, er habe Hunger und wünsche jeden Tag Speise von ihm zu erhalten, sonst werde er ihn und die Seinigen krank machen und sterben lassen. Also war es das Klügste, den hungernden Ahnengeistern freiwillig diesen Unterhalt zu spenden und mit solcher Kultpflege nicht erst zu warten, bis sie einen durch Krankheit und Tod dazu zwingen würden.

Bei solcher großen Macht der Totengeister war es nicht nur eine heilige Pflicht, sondern geradezu ein Gebot der Selbsterhaltung, wenn man ihnen nicht nur regelmäßig oder doch wenigstens von Zeit zu Zeit, jedenfalls vor allen wichtigen Unternehmungen, Speise und Trank opferte, sondern ihnen schon beim Tode alle Ehrfurcht bewies, ihren Leichnam nicht mehr wie in der Urzeit einfach liegen ließ oder den wilden Tieren zum Fraß in den Busch warf, sondern ihn bestattete

und gleichzeitig mit den nötigen Beigaben für sein Leben als Geist versah, so nicht nur mit Speise und Trank, sondern auch mit den nötigen Werkzeugen und Waffen; denn man dachte sich das Leben dieser Geister ganz analog demjenigen der Lebenden. Jägerstämme stellten sich die Geister gleich den Lebenden jagend und allerlei Nahrung zu ihrem Unterhalte sammelnd vor, Ackerbauvölker aber, wie die alten Ägypter, wähnten die Geister ackernd wie sie, nur daß sie vermöge ihrer größeren Zauberkraft alle diese Arbeit leichter zu vollbringen vermöchten. So sollten die Geisterjäger auf den „glücklichen Jagdgefilden“ mehr und größeres Wild erbeuten und die Geisterbauern rascher wachsendes und größeren Ertrag lieferndes Getreide und andere Nährfrüchte ziehen.

Das Begraben der Toten geschieht also zunächst durchaus nicht aus Pietät, sondern rein nur aus Furcht vor der Rache des betreffenden Geistes. Es erfolgte in der Vorzeit zunächst in der Höhle oder in der Hütte, in welcher der Verstorbene zuletzt gelebt hatte, und diese wurde dann dem Totengeist zur alleinigen Benutzung überlassen. Die Lebenden zogen scheu weiter und suchten sich eine andere Höhle oder bauten sich eine neue einfache Hütte. So verlassen alle Primitiven den Ort, an welchem einer ihrer Angehörigen starb, um nicht von dessen Geist beunruhigt zu werden. Die Hottentotten geben das Haus auf, in welchem sich ein Todesfall ereignete, und vermeiden, es zu betreten, da der Geist darin hause. Aus demselben Grunde lassen die Jakuten und andere sibirische Stämme die Hütte in Trümmer fallen, in der jemand den Geist aufgab. Von den Karenen in Südasien wird berichtet, daß sie ihre Dörfer zerstörten, um die Nachbarschaft der Totengeister los zu werden. Dabei vermeidet man es, den Namen des Toten zu nennen oder auch nur ein diesem ähnlich lautendes Wort zu gebrauchen, damit der Geist ja nicht etwa glaube, man rufe ihn, und komme. Nur das nicht! Seine Gegenwart ist ja nichts weniger als erwünscht; denn meist ist nach dem Glauben der Naturmenschen irgend welches Unglück die Folge, und solches begehrt man durchaus nicht. Auf solche uralte Anschauungen geht auch unsere Redensart zurück, man solle die aufgetragene Speise aufessen, dann gebe es schönes Wetter. Wo eben Speise ist, da drängen sich nach dem Glauben der Urzeit die hungrigen Geister der Verstorbenen herbei und in ihrem Gefolge kommt dann ein Unwetter. So pflegen die Malaien und viele andere Völker ihre Wohnsitze abzubrechen und anderswo wieder aufzubauen, sobald sich

mehrere Todesfälle nacheinander ereignen. Es ist auch sehr begreiflich, wenn es ihnen nicht mehr geheuer ist; in einem solchen Falle müssen die Ahnengeister erzürnt sein und noch mehr Krankheiten und Todesfälle schicken, wenn man ihnen nicht aus dem Wege geht.

Auf einer späteren Kulturstufe überläßt man dem Toten nicht mehr die nun mit größerer Mühe errichtete Hütte, in welcher er verstarb, begräbt ihn auch nicht mehr dort, sondern sonst irgendwo abseits, wo er sein Wesen für sich treiben mag. Aber damit er den Weg in seine einstige Behausung nicht mehr zurückfinde, trägt man den Leichnam nicht zur Türe hinaus, sondern durch ein zu diesem Zwecke gemachtes und dann wieder geschlossenes Loch in der Wand oder später durch das Fenster. So schaffen die Grönländer ihre Toten durch ein ausgebrochenes Fenster zur Hütte hinaus, während ein altes Weib einen Feuerbrand hinterher schwingt und ruft „pickleruck pock“, d. h. „hier ist nichts mehr zu haben!“ Die Siamesen brechen eine Öffnung in die Wand des Hauses, um den Sarg mit dem Toten hinauszuschaffen, der dann dreimal in rasender Eile ums Haus getragen wird, damit ihm die Möglichkeit der Orientierung genommen werde und er nicht mehr ins Haus zurückkehre. Die sibirischen Tschuwaschen schleudern dem Leichnam, nachdem er zum Hause hinausgetragen wurde, einen glühend gemachten Stein nach, um dem Geist die Rückkehr abzuschneiden. Zu demselben Zwecke wird bei vielen Völkerschaften beim Hinaustragen des Leichnams ein wilder Lärm vollführt, damit der Geist geschreckt werde und ja kein Begehren trage, in das Haus, welches er bewohnte, zurückzukehren. Die Chinesen pflegen im Hause eines Selbstmörders einen Hund umherzutragen, dem man eben den Schwanz abgehauen hat, um durch das Klagegeheul des gequälten Tieres den als bösartig gefürchteten Geist zum Abzug zu nötigen. So gießen auch brandenburgische Bauern, sobald der Sarg vor die Haustüre gebracht ist, einen Eimer Wasser hinter ihm aus, „um den Geist am Umgehen zu verhindern“, und pommersche Leidtragende lassen, wenn sie von einer Bestattung zurückkehren, eine Handvoll Hirsestroh hinter sich zurück, damit die wandernde Seele darauf ruhen und nicht nach Hause zurückkehren möge. Bei manchen Indianerstämmen Guianas sucht man durch wilde Drohungen, welche man gegen die Leiche ausstößt, den Geist des zu beerdigenden Toten einzuschüchtern, während man ihm auf Madagaskar durch Steinwürfe das Zurückkehren verleidet. Freundlicher gegen den Geist verhalten sich manche Indianerstämme am Ori-

noko, indem sie vom Lager eines Sterbenden eine Schnur in den Wald hinausziehen, damit die Seele an ihr den Weg ins Freie finde und nicht in der Hütte bleibe.

Außerdem richtet man das Grab so ein, daß der Geist es schwer hat oder es ihm ganz unmöglich gemacht ist, daraus hervorzubrechen. Man legt dem Leichnam einen Stein auf die Brust, wie bei den Weddahs, den Urbewohnern Ceylons, oder fesselt ihn an den Füßen, entweder durch Zusammenbinden der großen Zehen oder der Kniee. Sehr verbreitet in der Vergangenheit und Gegenwart ist auch das Knebeln durch Zusammenschnüren der Kniee und Festbinden an den Leib, wodurch die Leiche in sogenannte Hockstellung gebracht wird. Noch später umstellt und deckt man den Leichnam mit Steinblöcken und glaubt damit noch sicherer als durch Knebeln das Ausbrechen des Totengeistes verhindern zu können. Erst auf einer höheren Kulturstufe kam man dazu, den Leichnam zu verbrennen und glaubte damit sicherer als durch Bestatten in den Boden den Totengeist am Zurückkehren auf die Oberwelt verhindern zu können. Indem der Körper, in welchem der Geist zunächst noch aus alter Gewohnheit hausend gedacht war, vernichtet wurde, meinte man ihn in eine besondere Region der Erde zu bannen, wo er den Lebenden nichts Böses mehr antun konnte. Dieses Reich der Geister dachte man sich zunächst, der Sitte des Begrabens der Leichen entsprechend, unter dem Erdboden als „Unterwelt", oder noch weiter in die Ferne gerückt, auf der Rückseite der als flacher Körper gedachten Erde, wo ihnen gleicherweise wie den Lebenden Sonne und Mond scheinen sollte. Dort hatten sie Tag, während die Lebenden auf der Oberwelt Nacht hatten, und umgekehrt. Den Eingang aber in diese Unterwelt der Geister dachte man sich entweder fern im Westen jenseits des Horizontes, wo die Sonne abends versinkt und auch Mond und Sterne bei ihrem Untergange untertauchen, oder an besonderen Schlünden, durch Wassererosion entstandenen Höhlen oder in Vulkankratern. Hier sollten die Seelen in die Unterwelt eingehen, hatten aber allerlei Schwierigkeiten zu überwinden, bis sie endlich im Totenreiche angelangt waren.

In der mannigfaltigsten Weise haben die verschiedenen Völker in ihren Sagen dieses Totenreich und den Weg dahin mit mancherlei Hemmnissen und bösen Dämonen ausgemalt, so daß sehr viel darüber zu sagen wäre. Aber die Annahme eines solchen Totenreiches in weiter Ferne, wo die Geister, den Lebenden entrückt, ein Leben für sich führen, ist erst das Endglied einer sehr langen Entwicklung. Ungezählte Jahr-

tausende hat es gedauert, bis auch die zu höherer Kultur emporgestiegenen Völker eine solche beruhigende Überzeugung gewonnen hatten, die eine eigentliche Kultpflege der Seelen unnötig machte. Bis dahin aber, und selbst dann noch, glaubte man durchaus gezwungen zu sein, den Totengeistern eine weitgehende Kultpflege angedeihen lassen zu müssen, um eigenes Unglück zu vermeiden und diese gefürchteten Wesen bei guter Laune und den Lebenden wohlgesinnt zu erhalten. Solange es noch kein persönliches Eigentum gab, das man den Totengeistern spenden konnte, begnügte man sich damit, ihnen wie die Hütte, so auch ein bestimmtes Stück Land mit aller darauf wachsenden pflanzlichen Nahrung zur Nutznießung zu überlassen. Eine solche Weihung durch „heilig", d. h. unantastbar, erklären, bezeichnet man mit dem polynesischen Worte tabu dafür als Tabuierung. Als nämlich die Europäer auf ihren Entdeckungsfahrten nach den verschiedenen Inseln der Südsee kamen, fanden sie da und dort um das leerstehende Haus eines Toten ein völlig unbenutztes Stück Land, und man erklärte ihnen, dieses sei unberührbar und ganz dem Geiste des betreffenden Toten zu seiner Nutznießung überlassen. Es war damit gemeint, daß der Geist gerade so von Früchten lebe wie der lebende Mensch es dort tat. So glaubte man ihn am besten und sichersten mit Nahrung zu versorgen, indem man ihm ein Stück Land mit den darauf wachsenden Beeren überließ. Die recht gut schmeckende Ohelobeere auf Hawaii, der größten der Sandwichinseln, durfte überhaupt nicht von Menschen gegessen werden, da sie an einer Stelle wuchs, wo man eine gewisse, aus einem mächtigen Totengeiste hervorgegangene Gottheit wohnend dachte. Ebenso trafen die spanischen Entdecker auf der westindischen Insel Haiti eine wohlschmeckende Frucht, den faustgroßen San Domingopfirsich oder Mammeiapfel, tabuiert. Die dortigen Einwohner erklärten, ihn nicht essen zu dürfen; schon ihre Vorfahren hätten ihn als Speise den Toten überlassen, wenn deren Geister des Nachts aus den Berggegenden in die Täler herabkämen, um sich an diesen Früchten zu laben. Die Bewohner Haitis hatten nämlich die Gewohnheit, ihre Todkranken auf die nächsten Berge zu schleppen und dort auszusetzen, wie dies heute noch die Tschuktschen tun, wenn sie es nicht vorziehen, die ihnen zur Last fallenden Alten oder Kranken mit deren Einwilligung nachts im Schlafe zu erdrosseln. Sie selbst enthielten sich eine Zeitlang nach dem Tode eines Angehörigen jeder Speise, in der Absicht, sie dafür dem Totengeiste zu überlassen, damit er sich dann zufrieden gebe und sie nicht weiter belästige und mit Unglück verfolge. Auf der Oster-

insel wird sogar die ganze Ernte der dort eingeführten, heute als Hauptnährfrucht dienenden Kartoffel von den Angehörigen dem Verstorbenen überlassen. Während die Lebenden selbst infolgedessen darben, gehen die Knollen dieser Nährfrucht auf dem betreffenden Felde zugrunde. Dafür soll sich der Totengeist, dem sie irgendwie zugute kommen sollen, dankbar erweisen und sie vor Unglück bewahren, ihnen vielmehr Gutes bescheren.

In den verschiedensten Gegenden der Erde finden wir heute noch solche Tabuierung zu Ehren Verstorbener. Indem sich dabei der Mensch den Genuß der betreffenden Nahrungsmittel versagt, schenkt oder weiht er sie dem Toten, der sich dafür erkenntlich zeigen soll. Auf Hawaii wurden oft die Fische in einem Gewässer, die Früchte auf einem Baume in diesem Sinne tabuiert. Man machte dies öffentlich jedermann kund, indem man ein besonderes Zeichen, im Wasser einen Pfahl mit einem Bambusbüschel, am Baum ein umgeschlungenes Kokosblatt anbrachte. Ein letztes Nachklingen solcher Tabuierung sind bei uns die auf verbotenen Wegen oder Grundstücken angebrachten Strohwische, die jedermann erkenntlich dartun sollen, daß das Betreten solchen Landes verboten ist.

Eine derartige Tabuierung im Sinne von „weihen", „beschenken", mit der Nebenbedeutung „ehren" ist einst auf der ganzen Erde gebräuchlich gewesen. Mit dem Totenkulte setzte dieser Brauch ein, um dann mit der Zeit aus der Verehrung der Totengeister auf die der aus jenen hervorgegangenen Götter überzugehen. So durfte einst auf Hawaii, wenn ein König starb, während einiger Tage keine Frucht gepflückt, kein Tier gefangen oder erlegt werden, d. h. die Lebenden verzichteten zugunsten des betreffenden als besonders mächtig gedachten Totengeistes auf alles dies. Schon bei einer Erkrankung des Königs mußte zur Besänftigung oder Versöhnung der als erzürnt gedachten und deshalb die Krankheit verursachenden Totengeister der Ahnen ein sich oft auf viele Tage erstreckendes allgemeines Tabu gehalten werden. Das strenge Tabu verbot während seiner Dauer jede Art Tätigkeit. Da in der Urzeit alle Arbeitsleistung der Erwerbung der zur Fristung des Lebens nötigen Nahrung galt, so entsagte der Mensch mit dem Feiern auf den Mitbewerb um die betreffenden Nahrungsmittel, er überließ den Geistern während der Zeit seiner Tätigkeit, seines „Feierns" alle Früchte des Landes, alle Tiere des Feldes und der Gewässer. Die hawaiische Sage spricht von ungeheuer langen Zeiten, auf welche vormals frömmere Menschen ihre Tabus ausgedehnt hätten. So habe einst eine

Tabuzeit 5, eine andere gar 30 Jahre gedauert. Von solchen Übertreibungen, die der Mythus liebt, abgesehen, hat man auf Hawaii doch noch in historischer Zeit 40 Tage lang Tabu gehalten, und auch dies war nur möglich durch die Erfindung eines Abkommens zwischen den Geistern und Menschen, wie es uns die Kulturgeschichte in zahlreichen Fällen vorführt. Die Geister behielten ihr altes Recht auf die ihnen geweihte Speise, aber gleichwohl verhungerten die Menschen infolge ihres langen Tabuhaltens nicht, indem bloß die Männer nach wie vor streng ihre Kultpflicht erfüllten, die Frauen aber mit ihrer Hände Arbeit die Männer ernährten. Dies war die mildere Form der Tabuierung oder „gewöhnliche Tabuzeit".

Alles Feiern, d. h. sich während gewisser Tage allen Erwerbes, der sich ja, wie gesagt, in der Urzeit ausschließlich auf die Gewinnung von Nahrung beschränkte, enthalten, war die älteste Art der Besitzesentäußerung zugunsten eines andern, also in diesem Falle der alles böse Geschehen verursachend gewähnten Totengeister. Da der Mensch auf primitiver Stufe noch keinen anderen Besitz kennt, so verzichtet er einfach auf den Mitbewerb um die Nahrung zugunsten jener. Das ist die Grundbedeutung alles Feierns und Fastens, das die Religionen aller Völker als den Geistern beziehungsweise den aus jenen hervorgegangenen Göttern angenehme Opfer kennen. Alle Indianerstämme beobachteten, wie auch einst die Juden und viele andere Völker, in Zeiten schwerer Heimsuchungen oder vor wichtigen Unternehmungen strenge Speiseenthaltung zugunsten der vergöttlichten Totengeister in Form von Fasten. Und indem das Christentum vom Judentum, von dem es seinen Ausgang nahm, die Institutionen des Feierns oder Tage „Heiligens" und des Fastens übernahm, halten auch die christlichen Nationen bestimmte kirchliche Feiertage und wird auch heute noch bei den Katholiken ein Fasten als Vorbereitung auf hohe Feiertage verlangt, an denen nach älterem Glauben die vergöttlichten Geister zu den Menschen kamen, um mit ihnen am Mahle teilzunehmen und ihnen für die Ehrung Glück und Gelingen ihrer Unternehmungen zu bescheren. Auf ihrer Wüstenwanderung sollten die Juden „auf göttlichen Befehl", wie es hieß, tatsächlich aber auf Wunsch des die Kultleistungen überwachenden obersten Priesters, je am siebenten Tage als am Sabbattage nicht hinausgehen, um Manna zu sammeln, von dem sie sonst lebten, und als sie in Kanaan ansässig geworden waren, sollten sie zum Danke für die Errettung aus der Knechtschaft in Ägypten jedes siebente Jahr, als dem Sabbatjahre, alle Felder un-

bebaut lassen, ganz wie die Südseeinsulaner zugunsten bestimmter zu ehrender und dadurch ihr Wohlwollen zu gewinnender Geister gewisse Ländereien mit allen darauf wachsenden Nährfrüchten und darauf lebenden Tieren als tabuiert unangetastet ließen. Solches Feiern und Fasten übten auch die alten Germanen lange bevor sie mit dem Christentum bekannt wurden. An den Götterfesten durfte man nicht arbeiten, vor allem nicht spinnen, und mußte sich bestimmter Speisen enthalten. Als die Normannen einst vor einem Heerzug eine Seuche befiel, fasteten sie, wie sie solches vor allen wichtigen Unternehmungen, auch Plünderungszügen, zu tun pflegten. Später begnügten sie sich damit, sich zu solchen Zeiten nur des Fleisches und des Metes zu enthalten, wie anderwärts Linsen und Bohnen als Nährfrüchte der ältesten Zeit an bestimmten Tagen und bei festlichen Anlässen nach altem Volksglauben vermieden werden sollten.

Alles, was zu dieser ursprünglichsten Form des Feierns und Fastens später im Kulte hinzutrat, setzt eine höhere Stufe der wirtschaftlichen Fürsorge voraus. Erst als der Mensch Vorräte für kommende Zeiten der Not sammelte und damit zu einem Besitze außer den seinem persönlichen Gebrauche dienenden Gegenständen gelangt war, suchte er das Wohlwollen der aus den Totengeistern hervorgegangenen ältesten Götter dadurch zu gewinnen, daß er ihnen von diesem seinem Besitze eine Gabe als Opfer darbrachte. Noch in den heiligen Büchern der Juden wird das Opfer als „Gottes Speise" bezeichnet. Zuerst legte man solche Gabe der Gottheit an dem Orte, an welchem sie hausend gedacht war, sei es auf einem Berge oder einer Anhöhe oder unter einem „heiligen" Baume oder in einem Haine oder Tempel, einfach hin, damit sie die Speise nach Belieben genieße. Später verbrannte man sie, um sie in Rauch und Dunst zu verwandeln und so der Gottheit genießbar zu machen, sie zugleich auch jeder Nutznießung von seiten der Menschen zu entziehen. Schon der Geruch solchen verbrannten Opfers sollte die hungrigen Götter herbeilocken, wie es bei Homer heißt, daß sie sich um das schmorende Fett sammeln wie die Fliegen ums Fleisch. So haben alle Völker zunächst den Totengeistern, dann ihren aus jenen hervorgegangenen Göttern, solche Speise- und Trankopfer durch Hinlegen oder Ausschütten, später auch Brandopfer durch Verbrennen der gespendeten Gabe dargebracht. Auch unsere heidnischen Vorfahren brachten dem in jedem Hause als Schutzgeist anwesend gedachten Geiste des verstorbenen Ahnen bei allen wichtigeren Anlässen und Festen Speise- und Trankopfer dar. Gleicherweise

opferten die Griechen, Römer und alle zu höherer Kultur gelangten Völker der Erde ihren zu Göttern erhobenen Ahnengeistern, wenn sie sich für einen bestimmten Zweck ihrer Hilfe versichern oder Böses von sich abwenden wollten. Durch solche Leistung suchte man sie zu einer entsprechenden Gegenleistung zu veranlassen, und dabei wurde die betreffende Bitte vorgetragen, das war das Gebet. In der Ilias opfern die Achäer ihren Göttern vor der Schlacht und flehen um Erhaltung ihres Lebens. Kann man augenblicklich kein Opfer bringen, so beruft man sich dem Gotte gegenüber auf frühere Leistungen. So berufen sich in den homerischen Epen die in Not geratenden Helden je und je der Opfer, die sie den „unsterblichen Göttern“ bei früheren Anlässen dargebracht haben. In der Drangsal des Kampfes beruft sich Nestor darauf, daß er daheim in Argos geopfert und Zeus ihm seine Hilfe zugesagt habe, und ruft aus: „Wenn ich dir je opferte, so erhöre mich jetzt!“ Ebenso ruft Chryses, der Apollon an die Opfer erinnert, die er ihm dargebracht, und den Tempel, den er ihm erbaut hat, und der bedrängte Agamemnon mahnt Zeus daran, wie er auf der Fahrt nach Troja keinen seiner Altäre ohne Opfer gelassen habe.

Eine andere Art der homerischen Helden, sich des Schutzes der Götter zu versichern, beruht darauf, sich auf früher erwiesene Gunst zu berufen oder dem Gotte, wenn er Rettung gewähre oder Sieg verleihe, eine Spende irgend welcher Art zu geloben. So bringen die Frauen der Troer Athene nicht nur ein Gewand, sondern versprechen ihr auch ein Opfer von zwölf Kühen, wenn sie sich der Stadt erbarme. Auf seinem gefährlichen nächtlichen Gang gelobt Diomedes Athene eine Kuh mit vergoldeten Hörnern. Peleus gelobt dem Flußgotte der Heimat, Spercheios, das Haar seines Sohnes Achilleus und dazu ein großes Opfer, wenn er diesen glücklich heimkehren lasse. Achilleus ruft zum Entfachen der Flamme am Holzstoße beim Leichenbrande seines Freundes Patroklos die Winde an unter Spenden und Gelübde von Opfern. Pandoros gelobt dem Apollon für den glücklichen Schuß neugeborene Lämmer, desgleichen Meriones beim Wettschießen für einen guten Schuß. Die Bitte für Sieg und Leben des Patroklos leitet Achilleus mit dem Hinweis auf die Gunst ein, die ihm der Göttervater Zeus durch die Niederlage der Achäer erwiesen habe. Odysseus ruft Athene bei der Hilfe an, die sie ihm immer gespendet, Diomedes beim Schutz, den sie seinem Vater Tydeus gewährt habe. Solches tut er auch in der großen Schlacht. Derartige Beispiele lassen sich zahllose aus den homerischen Epen anführen.

Während das Verbrennen des Opfers als eine maßlose Verschwendung im allgemeinen nur geringe Verbreitung fand, haben die meisten Völker sich damit begnügt, den zu ehrenden Totengeist oder Gott einfach zum Opfermahle einzuladen, das die Lebenden abhielten und an welchem das betreffende Geistwesen als Gast anwesend gedacht war. So bringen die Chinesen ein gebratenes Spanferkel in den Tempel und verzehren es unter fröhlichem Geplauder, indem sie die im Tempel anwesenden Fremden aufs freundlichste einladen am Essen teilzunehmen. So hielten auch unsere heidnischen Vorfahren ihre Opferschmäuse zu Ehren der Götter ab, indem sie das dem betreffende Gotte geheiligte Tier in dem Hain von alten Bäumen, meist Eichen, in welchem sie sich den Gott anwesend dachten, opferten und das gesottene Fleisch mit Met oder Bier, das sie mitgebracht hatten, verzehrten und dabei des Gottes „Minne“ tranken. In allen diesen Fällen wird als selbstverständlich vorausgesetzt, daß der Gott unsichtbar an der fröhlichen Tafelrunde teilnehme und sich durch die Veranstaltung geehrt fühle, dafür aber den um Hilfe aus der Not oder Gewährung sonst einer Bitte Flehenden williges Gehör schenke. Die heute noch bei unserem Landvolke gebräuchlichen Totenschmäuse und Totentrinkereien sind letzte Überbleibsel solcher Totenopfer, bei welchen man sich natürlich den betreffenden Totengeist anwesend und am Mahle teilnehmend dachte.

Sehr verschieden sind natürlich bei den verschiedenen Völkern die Opfergegenstände, mit denen man die Geister beziehungsweise die aus ihnen hervorgegangenen Götter zufriedenzustellen suchte. Wie der neuseeländische Totengeist oder Gott sich mit Farnwurzeln begnügte, die vor der Einführung der Kartoffeln die wichtigste Nahrung aus dem Pflanzenreiche der Bewohner jener Inseln waren, verlangte der ägyptische Totengeist oder Gott vorzugsweise nach Rindern und Gänsen, derjenige des heutigen Negers aber seit seiner leidigen Bekanntschaft mit dem Feuerwasser des Weißen dieses. Während die Ägypter und Juden, wie heute noch die Mohammedaner das als unrein betrachtete Schwein selbstverständlich auch als Opfertier verschmähten, so sahen es alle Ostasiaten und Indogermanen im Gegenteil als das vorzüglichste Opfertier an. In demselben Verhältnis wie das Schwein bei den Hackbauern, stand das Pferd bei den rossezüchtenden Nomaden, wo das Pferdefleisch als das beste Fleisch galt. Da man aber im Kult besonders konservativ ist, brachten manche Völker noch Opfer von solchen Tieren dar, die nicht mehr von den Lebenden gegessen wurden. So hat man in Sparta wie in Rom in einer Zeit, da sich die Menschen

schon längst mit Grauen von einer solchen Nahrung abwandten, noch Hundefleisch geopfert, und zwar einer Gottheit, die als Gegenstand der Verehrung eines älteren Volkes zurückgeblieben war, aber darum nicht vernachlässigt werden durfte. Einer der nationalen Gottheiten hätten die Spartaner keine solche Gabe darzubringen gewagt. Unter den Früchten hat man im alten Ägypten die Samen der Lotosblume noch zu einer Zeit als Opfer verwendet, als die Menschen sie nicht mehr zu essen pflegten. Desgleichen haben Bohnen und Linsen, wie auch Gerste als älteste Getreidefrucht, letztere nicht wie jene gekocht, sondern in altertümlicher Weise geröstet, bei Griechen und Römern bis in die geschichtliche Zeit hinein als Opferspeise aus dem Pflanzenreiche eine sehr wichtige Rolle gespielt. Stets aber hat man diejenige Speise als Opfer bevorzugt, die in der Vorzeit die wichtigste für die Lebenden gewesen war.

Da von jeher gewisse Teile am Tiere als die vorzüglichsten galten, hat man auch solche für das Opfer besonders bevorzugt. Wie der Urmensch mit Vorliebe das lebenswarme Blut trank und das noch flüssige Knochenmark genoß, so hat er auch zu einer Zeit, da er solchem Genuß nicht mehr frönte, diese mit Vorliebe dem zu verehrenden Geiste oder Gotte als Opfergabe gespendet. Noch die altnordischen Helden tranken das Blut der von ihnen erlegten Tiere nicht mehr als einfaches Nahrungsmittel, sondern um Stärke zu gewinnen, die Kraft des betreffenden Tieres, die man sich im Blute konzentriert dachte, in sich aufzunehmen. Und wie man sich das Blut als den Träger der im Körper wirkenden Kräfte dachte, bei dessen Ausfließen das Leben entfloh, so dachte man sich in ihm die Seele hausend. Wie ein Tier oder Mensch nach dem Verrinnen des Blutes aus einer Wunde seine Seele, d. h. sein Leben, verlor, so nahm der Lebende mit dem Blute die Seele des betreffenden Wesens in sich auf. So vermochte Odysseus in der Unterwelt die Seelen des Sehers Teiresias und seiner Mutter, von denen er Kunde von den Seinen haben wollte, zu vorübergehender Besinnung und zum Sprechen durch einen solchen Trunk von Blut der geopferten Schafe zu bringen. Dabei wehrte er mit gezücktem Schwerte die zahlreichen, sich zu solcher vorübergehender Belebung herandrängenden anderen Seelen ab, bis diese beiden sich daran satt getrunken hatten. In den Gräbern der Vornehmen Mykenes aus dem zweiten vorgeschichtlichen Jahrtausend sehen wir noch eine Röhre angebracht, durch welche dem Totengeiste ins Grab hinein diese belebende und stärkende Flüssigkeit eingegossen wurde. Man dachte sich eben, er werde auf

diese Weise mehr davon haben als wenn man das ihm gespendete Blut nur auf sein Grab schütte.

Weil man früher allgemein das Blut als den wichtigsten Sitz der Seele ansah, scheuten sich auf einer späteren Stufe viele davor, solchen den Toten und Göttern geweihten Genuß auch den Lebenden zu gestatten. So hatten die Juden alles Blut, diese vorzügliche Seelenspeise, ihrer Gottheit vorbehalten; diese allein sollte alles Leben wieder in sich aufnehmen, das aus ihren Geschöpfen beim Verbluten nach dem Durchschneiden des Halses floß und so deren Körper verließ. Daraus folgte für sie das religiöse Verbot, Blut in irgend einer Form zu genießen. Alles, woran Blut haftete, war diesem Gotte geweiht und dem Genusse der Menschen entzogen. So gossen ihm die Juden das Blut als spezielles Opfer an den Fuß seines großen Opferherdes oder Altares aus. Man dachte sich eben den Gott nicht wie die Totengeister unter der Erde, im Grabe, wie die alten Mykenäer, sondern im Luftraum beim Opfer anwesend. Da die Juden sich ihren Gott Jahve, dessen Namen auszusprechen sie sich schon scheuten, im Raum über dem Deckel der Bundeslade hausend dachten, sprengte man beim Opfern auch dorthin das Blut.

Wie das Blut, so rechnete man auch das Herz als das Gefäß des Blutes und Lebens zu den wichtigsten Opferteilen. Darum öffneten die mexikanischen Priester den Opfern die Brust, um noch das zuckende Herz herauszunehmen und dem obersten Gott in der Sonne entgegenzuhalten oder den Bildsäulen, in denen man sich die betreffenden Gottheiten anwesend dachte, in den offenen Mund zu schieben. Neben dem Herzen galt vielfach der Kopf als ein anderer wichtiger Sitz der Seele; scheint sie doch aus den Augen in die umgebende Welt herauszublicken. Daher ehrte man mit dem Haupte des erlegten Tieres oder Feindes den Häuptling und daher war auch bei der Opfermahlzeit der Kopf des Opfers das von den Menschen nicht zu genießende Anteilstück der Gottheit. In diesem Sinne spielte der Schädel des von den alten Germanen ihrem Hauptgotte geopferten Pferdes eine wichtige Rolle und wurde als Erinnerungszeichen, damit der Gott des Opfers gedenke, an den heiligen Bäumen oder an den Giebeln der Häuser angeheftet. Bei den alten Ägyptern verhielt es sich mit dem Kopfe der Schlachttiere wie bei den Juden mit dem Blute: es war den Menschen nicht gestattet, etwas von ihm zu genießen, er war vollständig der Gottheit reserviert.

Aus denselben Gründen waren überhaupt gewisse Teile des Tieres

ein besonderes Opfergut, das den Geistern beziehungsweise Göttern vorbehalten blieb. Dazu gehörte vor allem das Nierenfett, nach welchem der Primitive so überaus lüstern ist. So galt einst der Fettdampf als ein besonderes Mittel zur Anlockung der Geister und Götter. Wie diese das ihnen dargebrachte Opfer entgegennahmen, wollte man aus der Richtung schließen, nach der der Rauch abzog, wie uns in der Genesis geschildert wird. Stieg der Rauch gerade empor, so war das ein gutes, im Gegenteile aber, wenn er seitlich dahinstrich, ein schlechtes Zeichen. So wollte man auch aus der Beschaffenheit der Eingeweide der Opfertiere auf das Verhalten der Götter und ihrer Gunst in betreff der bevorstehenden Unternehmung Schlüsse ziehen. Daraus bildete sich eine regelrechte Weissagung aus Opfern, welche von in der Opferschau speziell ausgebildeten Menschen, Männern oder Frauen, ausgeübt wurde. Aus diesen ging mit der Zeit ein besonderer Stand von Priestern oder Priesterinnen hervor; denn bald verstand nicht jeder Beliebige solche Kunst, während sonst ein jeder ein Opfer darbringen konnte. So kannten beispielsweise die homerischen Griechen keinen besondern Priesterstand, sondern ihnen war der hiereús — was bedeutet „der, welcher das Opfertier schlachtet“ — ein Mann oder eine Frau, die das Opfer am betreffenden Kultorte darzubringen pflegte. Für die Familie opferte sonst der Hausherr, im gegebenen Falle der einzelne für sich, für das Volk der Regent, dem in Jonien der Königstitel so lange blieb, als er dies Amt ausübte. Auch bei den Römern war der König einst der oberste Priester, der dem öffentlichen Kultus als Sache des Staates vorstand und zur Einhaltung der genau beobachteten Vorschriften in sakralen Dingen bewanderte Sachverständige neben sich hatte. Diese rekrutierten sich wie die Staatsmänner aus dem Adel und wurden nach der Einrichtung der Republik zum Teil, gleich den Beamten, durch das Volk gewählt. Aber während die Magistraturen der Republik jährlich wechselten, blieb man Priester sein Leben lang. Erst unter der Monarchie hing der Eintritt in ein Priesterkollegium direkt oder indirekt von der Gnade des princeps oder Kaisers ab, der als pontifex maximus an der Spitze des nationalen Kultes stand. Auf dessen Empfehlung hin erfolgte die Wahl durch den Senat, auf den die frühere Volkswahl jetzt übergegangen war, oder durch Kooptation von seiten des Kollegiums da, wo sich dieser Modus der Ernennung erhalten hatte. Der Kaiser war zugleich Mitglied aller höheren Priesterkollegien, nämlich der Pontifices, die das Kultwesen im allgemeinen zu versehen hatten, der Augurn, welche den Willen der

Götter durch die Auspizien zu erforschen hatten, der „fünfzehn Männer", denen die Leitung der Säkularspiele und die Bewahrung der Sibillinischen Bücher zustand, und endlich der „sieben Schmausherren", die die Göttermahlzeiten an gewissen Tagen zu besorgen hatten. Als Nachfolger dieser obersten Priester des römischen Staates nennt sich der Papst in Rom bekanntlich heute noch Pontifex maximus. Das heißt auf Deutsch „oberster Brückenbauer", weil einst aus dem Amte der Brückenbauer das oberste Priesterkollegium der Römer hervorging. Dieses Kollegium der altrömischen Brückenbauer hatte deshalb priesterliche Funktionen erhalten, weil es galt, den im Flusse hausend gedachten Geist, der später als Flußgott personifiziert wurde, wegen der Gewalttat, die man durch den ihn bezwingenden Brückenbau an ihm beging, durch Opfer den über ihn Hinwegziehenden günstig zu stimmen trachtete, damit er nicht für den an ihm vorgenommenen Frevel Rache nehme. Das geschah durch Menschenopfer, indem man vorwiegend Greise und Schwerkranke von der Brücke warf und als Opfer an den Flußgeist ertrinken ließ. Das war gleichzeitig die einfachste Art, unnütze Esser loszuwerden. In späterer Zeit geschah solches Opfer nur noch symbolisch, indem man aus Binsen nachgebildete Menschen als Flußopfer darbrachte.

Das auch unabhängig von der Eingeweideschau der Opfertiere vorgenommene Auspizium der Römer war, wie der Name sagt — von avis Vogel und spicere schauen — eine Beobachtung des Fluges bestimmter, von einem Geist beseelt gedachter Vögel, ob sie von der Linken oder Rechten oder sonstwie angeflogen kamen. Man schloß aus diesem Fluge, ob diese „Seelentiere" das betreffende Vornehmen als günstig erachten und ihm Gelingen gewähren würden oder nicht, wie man aus der Konfiguration der Leber und anderer Eingeweide, die gleich Herz und Kopf als Sitz der Seele galten, auf den Empfang schloß, der der betreffenden als Opfer dargebrachten Tierseele bei der Gottheit zuteil wurde. Wir alle würden Mühe haben, diese Aufgabe der Eingeweideschau zu lösen; aber eine darauf eingelernte Priesterschaft verstand dies. Das Wie? war eben Sache der Schule und der Lehre. Hatte man aber einmal auf diesem Wege die Stimmung der Gottheit im Augenblicke des Opferns erkannt, so war der Schluß auf Gewährung oder Versagung und damit auf die nächste Zukunft überhaupt leicht zu machen.

Da nun weder eine Eingeweideschau, noch ein Auspizium durch Beobachtung des Vogelfluges jederzeit, wenn die Entscheidung, z. B.

über die Annahme oder Verweigerung einer Schlacht oder dergleichen, drängte, zu haben war, verlegten sich die praktischen Römer als sie von den Griechen den Hahn als einen in besonderer Weise beseelt gedachten Vogel erhielten, darauf, diesen Vogel mit sich zu führen und ihm in solchen Fällen Futter vorzuwerfen. Fraß nun der heilige Vogel, so interpretierte man, gab der im Vogel hausende, in die Zukunft schauende Geist eine Zusicherung des Erfolges, fraß er aber nicht, so verneinte er das Gelingen und man hatte in diesem Falle auf das betreffende Unternehmen zu verzichten.

In ähnlicher Weise von einem wie alle Geister nicht nur die Zukunft vorausschauenden, sondern auch mit anderen übernatürlichen Kräften begabten Geiste dachten sich die verschiedenen Völker die verschiedensten Tiere beseelt; diese erfuhren infolgedessen göttliche Verehrung. Besonders waren es leichenfressende Tiere, die man sich in solcher Weise beseelt dachte, was ja sehr nahe lag; dann aber auch solche, die im Boden hausten, wie namentlich die Schlangen. So hat sich an vielen Orten ein eigentlicher Schlangendienst entwickelt, der nur eine Abart des Kultes der verstorbenen Ahnen ist. Dabei glaubt man an gewissen Merkmalen die von einem Geiste beseelte Schlange von einer gewöhnlichen unterscheiden zu können; eine solche halte sich gern in der Nähe menschlicher Wohnungen auf, fresse keine Mäuse und habe keine Furcht vor Menschen. Zuweilen wird sogar eine gewisse Schlange wegen eines bestimmten Zeichens oder Gebrechens, z. B. des Fehlens eines Auges oder dergleichen, für die Inkarnation eines bestimmten verstorbenen Verwandten angesehen. Außer den Indianerstämmen Nord- und Mittelamerikas und manchen Negervölkern üben besonders die Bewohner Südasiens einen Schlangenkultus aus. Aber auch in Kleinasien gab es im Altertum ein Schlangenvolk, und auf der Burg von Athen lebte als Beschützerin des Heiligtumes der Stadtgöttin die heilige Schlange, der man nach Herodot jeden Monat einen Honigkuchen als Opfer darbrachte. Auch die als Schutzgeist im Tempel des griechischen Heilgottes Asklepios gehaltene glatte Natter, wie die im Tempel des alten slawischen Gottes Potrimpos gehaltene und mit Milch gefütterte heilige Schlange, der in Gestalt einer Schlange erscheinende römische genius loci, der alte preußische Schlangenkult, die goldene Viper, die die Langobarden anbeteten, bis Barbatus sie in die Hände bekam und durch einen Goldschmied in Mailand Kelch und Abendmahlsschüssel daraus verfertigen ließ, die Schlangen der Märchen, die mit ihrer goldenen Krone herbeischlüpfen, um die Milch aus dem

Napfe des Kindes zu trinken, und die zahme, freundlich gesinnte, aber selten sich zeigende Hausschlange, die als guter Hausgeist nicht nur schädliche Nagetiere, sondern alle bösen Einflüsse vom Hause und dessen Insassen mit Einschluß des Viehes abhält und Todesfälle vorher verkündet, sind letzte Überreste des in vorgeschichtlicher Zeit auch bei den Völkern Europas weit verbreiteten Schlangenkultes.

Bei den Naturvölkern sind es meist bestimmte Tiere, in welche die Seelen der Angehörigen eines Stammes nach ihrem Tode übergehen sollen, und diese stehen dann in einem totemistischen Verhältnisse zu den betreffenden Menschen. So glauben die Burjäten in Bienen fortzuleben, die Bororó-Indianer als Araras, die Maori Neuseelands dagegen als Eidechsen. Häufig glaubt man, daß bestimmte Klassen von Verstorbenen in bestimmte Tiere übergehen. So gelten bei den Tlinkit in Nordwestamerika die Eisenten als die Geister ertrunkener, die Käuze aber als solche von ihren Müttern im Schlafe erdrückter Kinder. So gut als in Tiere können die Geister der Verstorbenen auch in Pflanzen aller Art übergehen. So gibt es in vielen Gegenden heilige Bäume, in denen ein bestimmter Geist hausend gedacht ist und von den Hilfe von ihm erwartenden Menschen mit allerlei Opfern bedacht wird. Solche Baumopfer sind in Amerika, Ozeanien, Südasien und Afrika etwas Gewöhnliches. Bei den Dajak auf Borneo durften solche von einem Geiste beseelte und dadurch heilige Bäume nicht umgehauen werden; als ein Missionar dennoch einen solchen Baum fällte, so wurde ein bald hernach eintretender Todesfall der Rache des dadurch erzürnten Geistes zugeschrieben. Auch bei den Negern Afrikas werden gewisse Bäume aus Furcht vor dem Zorn des darin hausend gedachten Geistes nicht umgehauen. Geschieht dies aber von einem sich um ein solches Sakrileg nicht kümmernden Neger, so weiß er sich damit aus der Verlegenheit zu helfen, daß er zuvor seinem eigenen guten Genius ein Opfer bringt, oder nach den ersten Axtschlägen, wenn der darin wohnende Geist herauskommt, um ihn zu vertreiben, schlauerweise Palmöl auf die Erde gießt und entflieht. Der Geist leckt dann diese ihm erwünschte Speise auf und beruhigt sich vom Öl gesättigt, um einen andern Baum als Behausung aufzusuchen, und der Fäller kann nun ungestraft den bis dahin von jenem bewohnten Baum fällen.

In ähnlicher Weise werden Wassergeister von sie fürchtenden Menschen besänftigt, bevor diese über den betreffenden Strom setzen. So ermangeln die Indianer, wenn sie an einen See oder Fluß kommen

nicht, dem dort hausend gedachten Geiste ein Opfer, meist durch Werfen von etwas Tabak ins Wasser, darzubringen, damit er sie heil hinüberkommen lasse. Am Flußufer schöpften die Peruaner eine Handvoll Wasser und tranken es, indem sie den Flußgeist baten, ihnen die Überfahrt zu gestatten oder ihnen Fische zu spenden; dabei warfen sie einige Maiskörner als Sühnopfer in den Strom. Bis auf den heutigen Tag nehmen die Indianer der Kordilleren den von altersher üblichen Schluck Wasser, bevor sie einen Fluß zu Fuß oder zu Pferd passieren. Auch bei den Negern Afrikas hat jede Quelle und jedes Wasser überhaupt seinen besondern Geist, dem jedesmal, wenn etwas von ihm gewünscht wird, Opfer dargebracht werden. Auch bei den Asiaten ist dieser Glaube verbreitet. So verehren die Ostjaken den Geist des Flusses Ob, und wenn der Fischfang auf ihm wenig ergiebig ist, opfern sie ihm ein Renntier, indem sie diesem einen schweren Stein um den Hals hängen und es dann in die Flut werfen, wo es ertrinkt. Auch in Nordeuropa werden heute noch manchenorts bestimmten Wassergeistern Opfer dargebracht. Alle arischen Stämme haben einst einen Wasserkultus gekannt und geübt. Die homerischen Epen sind voll von personifizierten Wassergeistern, von denen manche Heroen abzustammen vorgeben. So ist Achilleus selbst, der tapferste der griechischen Helden vor der trojischen Feste Ilion, durch seine Mutter, den Wassergeist Thetis, ein Enkel des Meergottes Nereus. Odysseus ruft den Geist des Scheriasflusses an; der Skamander hat seinen Priester und der Spercheios seinen heiligen Hain, in welchem man ihm opfert. Durch das ganze klassische Altertum behaupten die Flußgötter und Wassernymphen ihre altgewohnte Verehrung. Auch bei den alten Germanen spielen die Wassergeister eine wichtige Rolle und erhalten Gelübde und Opfer, bis die christlichen Priester gegen diesen Aberglauben einschritten und solche Opfer verboten. Gleichwohl hat sich der alte Brauch in nicht wenigen Gegenden Europas bis auf den heutigen Tag erhalten. So opfern die Bretonen und keltischen Bewohner von Wales, wie die Slawenstämme heiligen Quellen. In Böhmen pflegt man an das Flußufer, wo ein Mann ertrunken ist, beten zu gehen und wirft dort einen Laib frisches Brot und ein paar Wachskerzen als Opfer an den Geist, von dem man etwas erbitten möchte, ins Wasser hinein.

So sind nicht nur für den Primitiven, sondern vielfach noch für den Kulturmenschen alle nur erdenkbaren Naturgegenstände als der ständige oder vorübergehende Sitz von Totengeistern gedacht. Wie die

Griechen überall in der Natur Geister sahen, Dryaden oder Baumgeister in den Bäumen annahmen, welche Schmerzenslaute ausstoßen sollten, wenn der Stamm des betreffenden Baumes von der Axt getroffen wurde, Najaden als Quell- und Flußgeister unterschieden, verehrten die Germanen ihre Nöcke oder Nixen als Wassergeister und bedachten sie gelegentlich mit Opfern, damit sie ihnen nichts Böses antäten. Auch die Loreley ist nichts anderes als ein Flußdämon, der den Schiffer verunglücken macht und in den Strudel hinabzieht. Die Elfen, Mare, Schratten, Heinzel- und Wichtelmännchen, Trolle, d. h. Treter, und Kobolde, d. h. die im Koben (Haus oder Stall) Waltenden oder Hausholden — den Manen (manes = die Guten) bezeichneten guten Hausgeistern der Römer entsprechend — sind auch nichts anderes als solche Totengeister, denen der Deutsche regelmäßig Kultpflege angedeihen ließ, damit sie ihn in Ruhe ließen und ihn nicht durch Alb-, d. h. Elfendrücken oder dergleichen plagten, keinen Schabernack zufügten, ihn irreführten oder sonstwie narrten. Von Nöck kommt ja unser Wort necken. Außer den Holden gab es für den Deutschen auch allerlei Unholde, wie wilde Männer und wilde Frauen, salige Fräulein, Wald- und Krankheitsgeister aller Art, denen man, um ihrer Tücke zu begegnen und sie vielmehr bei guter Laune zu erhalten, gelegentlich Opfer spendete. Neben Riesen, nordisch Tursen, mitteldeutsch Hünen genannt, die man nach ihren bevorzugten Wohnorten als Luft-, Feld-, Wald-, Berg-, Wasser- und Feuerriesen unterschied, gab es Zwerge, die in den Höhlen und Klüften der Berge verborgene Schätze hüteten und Fluch über alle brachten, die sich unrechtmäßig davon aneigneten. Ihnen waren alle Geheimnisse der Natur offenbar, sie kannten alle heilkräftigen Kräuter und verstanden es vortrefflich, Wunden zu heilen.

Wie die Griechen die dämonischen Spukgeister als da sind Keren, Sirenen, Gorgonen und Harpyien oder Erinnyen (= Zürnenden, lat. furiae) begütigend Eumeniden, d. h. die Wohlwollenden nannten und allgemein von den Ahnengeistern als Heroen, d. h. Geehrten redeten, so faßten die alten Deutschen alle die zahllosen elbischen Wesen, mit denen ihre Phantasie die Natur bevölkerte, als Truden — von traut lieb — zusammen, machten aber gleichwohl zum Schutze vor ihrer Rachsucht, einen sie abwehrenden Trudenfuß an ihre Haus- und Stalltüren, damit sie nicht das Vieh behexten oder sonst welchen unerwünschten Schabernack anrichteten. Die nicht minder zahllosen in der Erde hausend gedachten Geister aber nannte man zusammenfassend Hollen oder Holden, auch

Perchten, was mit hehlen und bergen zusammenhängt. Aus ihnen wurde durch Zusammendrängung in eine Form die „Frau Holle“ oder „Frau Berchte“ oder Berta — schließlich zu einer sagenhaften Königin gestempelt — die als Spinnerin in den kühlen Herbstnächten die „Herrgottsfäden“ spann. Sie wurde, damit sie den Kulturen Gedeihen gab, durch besondere Bittgänge und Opfer bei guter Laune erhalten, ebenso wie der als Roggenhund oder Roggenwolf bezeichnete Windgeist, der befruchtend über die Getreidefelder fuhr; denn von einer Übertragung des Pollens der Getreidearten durch den Wind wußte man damals noch nichts.

Wie man sich die ganze Natur mit ihren geheimnisvollen Erscheinungen und Lauten, wie das Flüstern und Säuseln der Blätter, das Rauschen der Zweige im Sturm, das Rieseln des Wassers, das Lispeln und Brausen des Windes, Rauhreif, Regen, Schnee, Regenbogen, Blitz und Donner von Geistern, die dies alles hervorbringen sollten, bevölkert dachte, so nahm man bei vielen Völkern an, daß jüngst Verstorbene sich in den neugeborenen Kindern wiederverkörpern. Dadurch fand ihre Ähnlichkeit mit der Familie des Vaters oder der Mutter, die man sonst nicht begreifen konnte, ihre natürliche Erklärung. Die Yorubaneger begrüßen deshalb ein neugeborenes Kind mit den Worten: „Du bist gekommen“ und suchen zu entscheiden, welche der Vorfahrenseelen zurückgekehrt ist. In China verehrte man früher im Ahnendienst einen Enkel des Verstorbenen, den man also offenbar für den neu erstandenen Toten hielt, und erst später bildete eine hölzerne Tafel mit dem darauf geschriebenen Namen, welche als Verkörperung des Toten galt, den Mittelpunkt des Ahnenkultes. Bei uns kommen noch letzte Reste solchen Glaubens in der Sitte zum Ausdruck, den Enkeln die Namen der Großeltern oder anderer Vorfahren zu geben.

Bei alledem kann man sich nicht vom Gedanken losmachen, daß auch den körperlichen Überresten des Toten noch etwas von der Seele des Verstorbenen anhaftet und es deshalb keineswegs gleichgültig ist, was damit geschieht. Feinde können damit verderblichen Zauber ausüben; wer sie aber zu behandeln und zu benutzen weiß, dem dienen sie als Talismane von unermeßlichem Wert. Die letzten Ausläufer dieser Anschauung sind die als Reliquien verehrten Heiligenreste der katholischen Kirche. Meist aber nimmt man nicht die Totenreste selbst, um damit Zauber auszuüben, sondern man stellt zunächst aus Holz, später aus dem dauerhafteren Stein anfänglich äußerst roh und erst später mehr vom künstlerischen Standpunkte aus gestaltete Nachbildungen

von verstorbenen Ahnen her und glaubt durch Salben mit Öl oder sonstigen Zauber den betreffenden Totengeist in sie hineinbannen zu können, damit er die lebenden Verwandten beschütze und ihnen Glück bringe. So trifft man überall bei den Ansiedlungen der Naturvölker mehr oder weniger deutlich menschlich gestaltete Idole oder Götzenbilder, die um des Schutzes willen, den sie spenden sollten, Verehrung genießen und regelmäßig bei wichtigen Anlässen oder Festen ihre Opfer so gut als die speziellen Hausgeister erhalten.

Die Idolatrie oder der Götzendienst ist die natürliche Folge des Animismus, indem man die Totengeister, statt ihnen zu erlauben in allen möglichen Naturgegenständen Wohnung zu nehmen, durch Zauber zwingt, in einem bestimmten, für sie hergestellten und ihnen zugewiesenen Idol sich festzusetzen. Darin genießen sie dann Verehrung von seiten des Menschen. Ein solcher durch Zauber zur Behausung eines Totengeistes gemachter Gegenstand heißt gemeinhin Fetisch. Dieses Wort stammt vom portugiesischen feitiço, das seinerseits vom lateinischen factitius (künstlich gemacht) herrührt, und bedeutet in der Einzahl Zauber, in der Mehrzahl dagegen Zauberei. Jeder beliebige Gegenstand kann zum Fetisch gemacht werden, eben indem man durch Zauber einen Geist zwingt, seine Wohnung darin zu nehmen. So findet man in Afrika, dem gelobten Lande des Fetischkultes, als Fetische Wurzeln, Beeren, Schalen, Steine, Zähne, Klauen bis zu Erdhaufen und Stäben, die dann durch Verleihung menschlicher Züge direkt zu Götzenbildern hinüberführen. Letztere Idole werden erst auf einer gewissen Höhe der Kultur den anderen vorgezogen und ausschließlich als Gegenstände des Kultes verwendet. So führen sie durch zunehmende künstlerische Bildung zu Götterbildern von vollendeter Schönheit, wie sie die alten Griechen in der klassischen Zeit herstellten. Aber auch die Griechen verehrten nicht diese Marmorgestalten an sich, sondern den durch Zauber in sie hineingebannten und darin als gegenwärtig geglaubten vergöttlichten Geist und brachten ihm und nicht dem leblosen Stein die mancherlei Opfergaben dar.

Bild 58. „Beschützer des Hauses", Fetisch in Gestalt eines hölzernen männlichen Idoles aus Timor.

Aber nicht nur tote Naturgegenstände, auch lebende, namentlich gewisse Tiere, werden mit Vorliebe zu Fetischen erhoben und so der in ihnen hausend gedachte Geist verehrt. Dahin gehören die mancherlei

göttlich verehrten Tiere, als deren Prototyp der Apisstier von Memphis, der alten ägyptischen Residenz, gelten mag. In ihm dachte man sich den Sonnengott Ptah hausend, und demnach genoß er höchste Verehrung und wurde nach seinem Tode einbalsamiert und in einem prächtigen Sarkophage aus überaus hartem Syenit oder Granit in einer besonderen Gruft, dem berühmten Serapeum, bestattet. Über diesen Tierkultus und Fetischismus überhaupt der alten Ägypter schreibt der Ägyptologe Steindorff: „Der Gott Osiris von Tetu wurde wie der Gott Ptah von Memphis in einem Pfahle (hausend) verehrt; ebenso dachte man sich den Erntegott Min von Koptos bald in einem Pfahle, bald in einem Steinhaufen oder in einer Steinsäule hausend. Die Göttin Neit von Sais verehrte man in einem Schilde, auf dem zwei Pfeile kreuzweise angenagelt waren; andere Götter hatten ihre Wohnsitze in Bäumen, z. B. in einer Sykomore oder in einem Ölbaum. Das Gewöhnliche aber war, daß man sie sich in Tieren verkörpert dachte. So verehrte man den Wassergott Sobek in einem Krokodil, den Gott von Mendes in einem Ziegenbock, den Mondgott Thout von Hermupolis als Ibis, den Gott Chnum als Widder, den Wüstengott Anubis als Schakal, den Horus als Sperber und seinen Widersacher Set als ein Fabeltier mit dem Kopfe des Okapi, die Schutzgöttin von Buto in einer Schlange, die von Necheb und die Mut von Theben in einem Geier und die Göttin von Denderah in einer Kuh.“ Und als man diese Götter als Personifikationen von mächtigen Geistern Verstorbener später in menschlicher Gestalt darzustellen begann, so setzte man den betreffenden Götterbildern immer noch wenigstens die Köpfe ihrer Fetischtiere auf. So sehen wir den Gott Sobek als Mensch mit Krokodilkopf, Chnum als Mensch mit Widderkopf, Thout als solchen mit einem Ibiskopf, Horus mit einem Sperberkopf und die Göttin Sechmet mit einem Löwenkopfe dargestellt.

Nicht anders als bei den alten Ägyptern war es auch bei den Griechen. Wie alle Primitiven ihre Gottheiten in Steinen oder Steinhaufen, in Bäumen und Tieren, verehrten auch sie ihre aus vergöttlichten Ahnengeistern hervorgegangenen Götter bald in Steinhaufen, wie den Weide- und Wegegott Hermes, bald in einem Wolf, wie Apollon, bald in einer Kuh oder Bärin wie Artemis, in einer Eule wie Athene oder in einen Adler wie Zeus. Und als man auch bei den Griechen diese Götter in menschlicher Gestalt darzustellen begann, blieb noch lange als altes Fetischsymbol der betreffende Tierkopf erhalten. Spuren dieser Tatsache finden wir nicht nur in Form von zahlreichen,

in Ilion ausgegrabenen Tonidolen mit Tierköpfen, besonders von Eule und Kuh, sondern auch noch in den manche Gottheiten bei Homer kennzeichnenden stereotypen Beinamen, die wir mit „eulenäugig“ und „kuhäugig“ übersetzen. Aber glaukópis Athena heißt nicht die eulenäugige, sondern die eulenköpfige (wörtlich eulengesichtige) Athene und boópis Héra heißt nicht die kuhäugige, sondern die kuhköpfige (wörtlich kuhgesichtige) Hera. Als dann mit der Zeit die Erinnerung an diese ältere Bedeutung und Darstellung verschwunden war, deutete man diese unverständlich gewordenen Beinamen in eulen- und kuhäugig um. Von wichtigen altgriechischen Gottheiten in Menschengestalt und mit Tierkopf ist als besonders mächtiger Fetisch der Kreter der Zeus labrandeús zu erwähnen, so genannt nach seinem heiligen Symbol, der Doppelaxt (karisch-griechisch lábrys). Er wurde in menschlicher Gestalt, aber mit einem Stierkopf dargestellt. Dieser stierköpfige Zeus der Kreter gab später Veranlassung zur Sage vom stierköpfigen Könige Minotaurus, einem Kreuzungsprodukte zwischen Stier und Menschenfrau. Und noch in der hellenischen Blütezeit wurde im entlegenen Phigalia im Peloponnes eine pferdeköpfige Demeter verehrt, und in Lykosura in Arkadien waren am Gewande der großen Göttin (der personifizierten fruchtbringenden Erde) mehrfach Dämonen in Menschengestalt mit Eselsköpfen abgebildet.

Aber auch nachdem die Kultbilder der Götter statt aus Holz aus Stein und statt mit Tierköpfen rein menschlich gebildet waren, standen beim griechischen Landvolke die rohen alten Kultbilder aus Holz in viel höherem Ansehen als die kunstvollen Statuen aus Marmor, wie heute noch das katholische Volk viel mehr auf die alten, vom Weihrauch geschwärzten Madonnenbilder gibt, zu denen es oft von sehr weit her wallfahrtet, als auf neuere Darstellungen solcher Art, mögen sie noch so schön und reich ausgestattet sein. Diese Marienbilder sind bekanntlich direkt aus dem Heidentum übernommene Kultbilder und stellen die ursprünglich in der Stadt Abydos nördlich von Theben in Ägypten verehrte, mit Kuhhörnern und Mondscheibe auf dem Haupte abgebildete Göttin der Fruchtbarkeit Isis mit ihrem Sohne Horus, dem jungen Sonnengotte, auf dem Arm dar. In der römischen Kaiserzeit kam dann der Isiskult auch in die Mittelmeerländer und fand bei den Römern große Verbreitung. Als dann unter Kaiser Konstantin das Christentum Staatsreligion wurde, erhielt er sich, nur christlich als Maria mit dem Jesuskinde umgedeutet. Dabei nahm die Mutter Gottes gleichzeitig auch als Himmelsmutter Züge der uralten vorder-

Totempfähle der Tlinkit-Indianer auf Fort Wrangell in Süd-Alaska, Nordwestamerika.
(Nach einer im Besitz des Ethnographischen Museums in München befindlichen Photographie.)

Grabfund aus vorkolumbiſcher Zeit von Guatemala, Tongefäß, eine Kultfigur darſtellend.
(Aus Bericht II des Kgl. Ethnographiſchen Muſeums in München.)

Geſchnitzte Fetiſche, aufeinandergeſtellte Hocker und Tanzmasken von Bali und Umgegend.

asiatischen Göttermutter, der Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, an, die bei den Babyloniern als Istar (Astarte), in Kleinasien als Göttermutter Ma oder Anaitis, von den Griechen mit ihrer Artemis — die berühmteste derselben war die Artemis der Epheser —, von den Römern dagegen mit der Diana identifiziert. Schon im grauen Altertum stand sie als Göttin in hohen Ehren und wallfahrtete das gläubige Volk von weit her zu ihr. So brauchte nur der Name geändert zu werden und die Christen konnten, wie früher die Heiden, dieser Göttermutter ihre Verehrung erweisen.

Wie in Steinen und Steinhaufen, auf Bergen, in Flüssen, in Bäumen und Tieren aller Art zu Fetischen gestempelte Geister mächtiger Verstorbener hausten, so dachte man sie sich auch in der Erde, in der Luft, im Feuer und in den Gestirnen hausend. Daß die fruchtbare Erde beseelt sei, ist eine für ackerbautreibende Völker selbstverständliche Annahme, aus der sich in der höheren Mythologie der Begriff der „großen Mutter" (Ma) entwickelte. In kindlich einfacher Form erscheint der Erdkultus noch bei den Mundari Bengalens, indem die Mädchen bei den Zaubertänzen ihr zu Ehren die Erde streicheln, damit sie den Menschen freundlich gesinnt sei und eine reiche Ernte gewähre. Am häufigsten finden wir die Beseelung der Luft in Gestalt eines Windgottes, der in den älteren indogermanischen Mythologien stark hervortritt. So war der durch die Anbringung der Flügelschuhe als solcher charakterisierte Hermes ursprünglich eine Windgottheit, ebenso Poseidon, der später, als die Schiffahrt von Wichtigkeit für die Griechen wurde, zum Herrscher des Meeres wurde. Eine Verkörperung des Sturmes ist der germanische Windgott Wodan (nordisch Odin) — vom altgermanischen votha wütend, rasend. Als Gott des Windes und des rauschenden Tönens in der Luft, der im Gewittersturm rauschend durch die Baumwipfel dahinfuhr, wurde er naturgemäß zum Anführer der in der Luft tobenden Totengeister, zum Schimmelreiter vor dem Geisterheer, zum wütend mit seinem Gefolge auf weißem Wolkenrosse dahinstürmenden wilden Jäger. Als Seelenführer hieß er in späterer Zeit auch „König der Asen", d. h. der mächtigen Geister der Abgeschiedenen. Sein Fetischtier war der Rabe, das unheimliche Seelentier, das sich gerne vom Aas gefallener Menschen ernährte und dadurch schon übernatürliche Kräfte erlangte. Vielgestaltig wie die Wolken selbst erschien den Menschen der „unermüdliche Wanderer", Wodan, am liebsten auf seinem grauen Rosse Sleipnir, d. h. Schleifer (im Sinne der tief herabhängenden Wetterwolke), dem man später, um seine zauberhafte

Schnelligkeit anzudeuten, acht Beine statt der für gewöhnliche Pferde charakteristischen vier andichtete, reitend, in grauem Barte und breitem Nebelschlapphut, im Blitz seinen Speer schleudernd. Die Windstöße waren als die ihn umheulenden Hunde gedacht. Vor dem Beginn eines Krieges oder vor sonstigem Unheil sollte er sich zeigen, und nach erlangtem Siege opferte man ihm kriegsgefangene Männer, die man mit dem Speere durchbohrte. Für sein Pferd ließ man bei der Ernte eine Hafergarbe stehen, sonst würden, so glaubte man, Saat und Vieh verderben. Für gewöhnlich, bei Windstille, dachte man sich ihn im Innern der Berge bei den Geistern der Abgeschiedenen hausend, weshalb man ihn, weil man seinen richtigen Namen nicht gerne nannte, damit er nicht mit einem Unwetter erscheine und die Menschen schrecke, für gewöhnlich als „den Mann der Berge" bezeichnete. Später dachte man sich ihn in überirdischer Höhe in der Luft als Walfadir, d. h. Totenvater, in Walhall, der Totenhalle, hausend, wohin seine Schildmädchen, die Walküren, d. h. die sich die Toten küren (erwählen) — ursprünglich waren dies die durch den Luftraum fliegenden Wolken — die Geister besonders der tapferen, im Kampfe erschlagenen Helden emporführen sollten. Von Midgard, der von den Menschen bewohnten Erde, schwang sich nach altgermanischem Glauben im Regenbogen die nur für Geister passierbare Brücke Bifrost nach Asgard, den himmlischen Gefilden, hin, wo die Asen in Wodans luftiger Halle ein seliges, sorgenloses Dasein führten; denn ihnen kredenzten die Walküren Met in reicher Fülle und trugen ihnen große Stücke des von ihnen täglich gebratenen Ebers Sährimni, d. h. Sonneneber, zu. Täglich wurde er von den Helden aufgegessen und erstand gleichwohl täglich in ewiger Jugend, um sich aufs neue verspeisen zu lassen. Und täglich sollte die Heldenschar nach dem leckeren Male mit Wodan an der Spitze auf die Gefilde vor Walhall hinausziehen, um zum Zeitvertreib miteinander auf Tod und Leben zu kämpfen. Und alle Gefallenen erstanden alsbald wieder auf Wodans Geheiß, um das schöne Leben in Walhall weiterzuführen. In der Folge wurde der „wilde Jäger" (Wodan) zum Hackelberend mit dem Sturmmantel, zum Rübezahl und zu anderen Gestalten der Sage, bis schließlich nach Einführung des Christentums der heilige Martin sein Kulterbe antrat. Auch er ist gleich Wodan ein reisender, reitender Mann mit Mantel und Hut, und ihm zu Ehren wurde und wird heute noch die einst Wodan, dem Windgott, geweihte Gans gegessen.

Um die halb hilfreich freundliche, halb tückisch gefürchtete Er-

scheinung des Feuers ranken sich ebenfalls gern animistische Ideen. Man opfert dem Feuer als beseeltem Wesen häufig; aber bei der Unklarheit, welcher Art denn eigentlich der Geist sei, der im Feuer haust, tritt in der Regel der Feuerkult hinter anderen Kulten zurück. Nur bei der schon im 8. Jahrhundert v. Chr. durch Zoroaster (Zarathustra) gegründeten Religion der alten Perser war das durch die Sonne versinnbildlichte Feuer eine der obersten Gottheiten, weshalb man es nicht durch Totenbrand oder sonstwie verunreinigen durfte. Den heiligen Feuern dieser Perser verwandt war das heilige Feuer der Griechen im Prytaneion in Athen, jenem öffentlichen Gebäude, in welchem der Staatsherd stand und die Speisung von Ehrengästen des Staats und verdienten Bürgern auf Staatskosten geschah, dann an den höchsten Kultorten, zu Delphi und Olympia, ebenso bei den Römern im Vestatempel in Rom. Nur bei den alten Indern hat sich eine eigentliche Feuergottheit herausgebildet, Agni (verwandt mit dem lateinischen ignis „Feuer"), dem wahrscheinlich bei den Germanen der falsche Loki entspricht. Obschon dieser mit Wodan Blutbrüderschaft getrunken hat, wird er nach altgermanischem Glauben am Ende der Tage den Untergang über Asgard bringen, indem er dann seinen grimmen Sohn, den Fenriswolf, d. h. den alles verschlingenden Nebel, veranlassen wird, den Göttersitz zu verschlingen. In der alten wie neuen Welt findet man heilige, von Jungfrauen bediente Feuer, so auch beim alten Kulturvolke des Maya in Yukatan.

Einen besonderen Eindruck macht auf den Primitiven das himmlische Feuer in Form des Blitzes, dem der rollende Donner folgt. In ihm scheint sich ein besonders mächtiger Geist zu manifestieren, der bei den Indianern als Donnervogel, bei den Asiaten mongolischer Rasse aber als Gewitterdrache bezeichnet wird, der in letzterem Falle seine feurige Zunge hinausschnellt. Mit dem von ihm ausgelösten befruchtenden Regen ist er dem Landmann meist ein willkommener Gast, wenn er nicht etwa Hagel im Gefolge hat. Weit größere Verehrung als er genießt im allgemeinen bei den Ackerbauern der im Monde hausend gedachte Geist, dem ein weitgehender Einfluß auf Wachsen und Gedeihen allen organischen Lebens auf Erden zugeschrieben wird. Wie von ihm die Menstruation des Weibes abhängt, so regelt er überhaupt die Geschlechtsfunktionen in der Tierwelt, sorgt für normales Austragen der Leibesfrüchte und spendet auch durch Nachttau, Nebel und Regen der Pflanzenwelt Gedeihen und Fruchtbarkeit. Demgemäß ist er in den Mythologien der Naturvölker weit mehr als die durch

ihre übermäßige Hitze leicht versengend wirkende Sonne der Herr des Wetters und der Winde und berührt sich demgemäß inniger als jene mit den Blitz- und Gewittermächten. Demgemäß kommt überall auf der Erde den Vegetationsgottheiten ein Mondcharakter zu. So ist es auch begreiflich, daß manche Völker, wie die hackbautreibenden brasilianischen Indianer und Negervölker Afrikas, einen besonders intensiven Mondkultus treiben. Sie achten den Mondgeist höher als den Sonnengeist und schreiben ihm nicht nur die befruchtenden Gewitter, sondern auch allgemein Fruchtbarkeit zu. Deshalb wird der am Himmel erscheinende Mond mit Jubel und Händeklatschen begrüßt. Die Hottentotten tanzen und singen bei Voll- und Neumond die ganze Nacht hindurch und rufen dem Mond, den sie den „großen Kapitän" heißen, zu: „Sei gegrüßt! Laß uns viel Honig erlangen! Mache, daß unser Vieh viel zu fressen hat und viel Milch gibt!" Auch die Kariben Mittelamerikas schätzen den Mond höher als die Sonne, kommen bei Neumond aus ihren Häusern und rufen: „Sehet den Mond!" Gleicherweise klatschen die Mohammedaner, obgleich Monotheisten, beim Anblick des Neumondes in die Hände und sprechen ein Gebet. In Europa wurden noch im 15. Jahrhundert Klagen der Geistlichkeit darüber laut, daß Manche den Neumond mit gebeugten Knien anbeteten und Hut oder Kappe vor ihm abnahmen. Von den Ahts in Nordwestamerika wird der Mond als männlicher und die Sonne als weiblicher Geist betrachtet; dabei richten sie ihre Gebete meist an den Mond als die höhere Gottheit. Sproat schreibt darüber: „Der Mond ist der höchste Gegenstand ihrer Verehrung und sie sagen von ihm, daß er in Beantwortung ihres Gebetes auf die Erde herabsieht und alles überschaut." Die Huronen betrachteten den Mond sogar als Schöpfer der Erde und des Menschen und als Großvater der Sonne, mit der er zusammen die Welt regiere.

Bei weitaus den meisten Menschen gilt aber begreiflicherweise der Mondgeist für weniger mächtig als der Sonnengeist, der in der Regel das männliche Prinzip vertritt, während der Mond als weiblich gedacht ist. So war bei den Inkas Perus der Mond der Fetisch der Hauptgattin des Herrschers, während die Sonne der Fetisch dieses selbst war, der sich „Sohn der Sonne" nannte und als fleischgewordene Gottheit galt. Alles, was er berührte, wurde dadurch für alle anderen tabu. Alles in seinem ganzen Reiche war sein persönliches Eigentum und den Untertanen nur zur Nutznießung geliehen. Wie der lebende König wurde auch dessen Mumie göttlich verehrt und hatte im „gol-

denen Gehege" genannten Haupttempel in der Residenz Cuzco seinen besondern Hofstaat von heiligen Frauen, die für alle Bedürfnisse des Gottes, wie Nahrung, Kleidung usw. zu sorgen hatten, keusch leben mußten und sich nur dem Inka als dem Sohn der Sonne hingeben durften. In jenem Hauptsonnentempel, wie auch in den übrigen Sonnentempeln des Landes standen nebeneinander die Idole des Sonnengottes, des großen Schöpfergottes und des Regen-Blitzgottes, die ebenfalls ihren Hofstaat von Frauen besaßen. Das in einer glänzenden goldenen Scheibe mit menschlichen Zügen bestehende Idol des Sonnengottes schaute nach Osten, um die ersten Strahlen seines göttlichen Urbildes zu empfangen. Die Sonnenverehrung in Peru war uralt, aber erst die Inkas erhoben sie zur Staatsreligion, wie sie auch die ursprünglich auf Cuzco beschränkte Sprache, das Ketschua, im ganzen Gebiet ihrer Herrschaft zur Staatssprache erhoben, die ein jeder in besonderen Sprachschulen erlernen mußte.

Von Peru bis Mexiko herrschte bei allen Kulturvölkern Amerikas der Sonnengeist als wichtigster Fetisch, dem Menschen-, vor allem Kinderopfer dargebracht wurden. Während sich die Peruaner für gewöhnlich mit der Opferung von Lamas und Meerschweinchen auch an den mächtigsten der Götter, den Sonnengott, begnügten und nur beim Regierungsantritte eines neuen Inka aus allen Provinzen des Reiches zusammengebrachte Kinder durch Erdrosselung an den einzelnen Götterbildern und an den heiligen Stätten dem Sonnengotte weihten, damit er der Regierung des neuen Sonnensohnes Glück verleihe, wurde bei den Chibcha im Hochlande von Bogota regelmäßig einmal im Jahr ein vorher auf das sorgfältigste im Priesterseminar erzogener kriegsgefangener 15jähriger Knabe auf dem Gipfel eines Berges geopfert, indem man ihm mit einem Bambusmesser den Kopf abschnitt und das dabei ausfließende Blut auf Steine strich, die frühmorgens zuerst von den Sonnenstrahlen beschienen wurden. Diese Opfer, wozu zwischen hinein auch kleinere Kinder genommen wurden, dachte man sich wie im alten Mexiko als notwendige Nahrung für den Sonnengeist, um die Kraft zur Fortsetzung seines Weges zu behalten. Auch in Mexiko war der Sonnengott Hitzilopochtli, der bei seiner Geburt gleich in Wehr und Waffen dem Leibe seiner Mutter, der Erde, entsprang, um das Heer der feindlichen Brüder, der Sterne, zu verscheuchen, der kriegerische Nationalgott der Azteken. Ihm, als dem Bringer des Regens, aber auch der alles zerstörenden Glut brachte man im fünften Monat, am Ende der Trockenzeit, einen ebenfalls kriegsgefangenen Jüngling

zum Opfer, der ein Jahr lang herrlich und in Freuden in einem Harem von Frauen gelebt hatte. Neben dem Sonnengott spielte aber auch der Mondgott Quetzalcouatl als großer Kulturheros und weiser Lenker des sagenhaften Urvolkes der Tolteken, zugleich als Windgott gedacht, eine große Rolle. Von seinen Feinden vertrieben, wanderte er immer weiter nach Osten, „dem Antlitz der Sonne zu", um schließlich, am Meere des Ostens angelangt, sich zu verbrennen; seine Asche wurde zum Schmuckvogel Quesal, sein Herz aber zum Morgenstern. Diese Lebensgeschichte des Gottes beschreibt deutlich den Lauf des Mondes, der schließlich am Osthimmel versinkt und in den Strahlen der Sonne gleichsam verbrennt, während der Morgenstern (Venus) mit ihr zugleich hochsteigt.

In Australien und Polynesien gehört der Sonnengott oder besser gesagt Sonnenheros mehr dem Mythos als der Religion an. In Afrika findet sich zwar die Sonnenverehrung in einigen Gebieten, tritt aber nirgends außerhalb Ägyptens deutlich hervor. In Ägypten war der Sonnengott, schon durch seinen Namen Re „Sonne" als Gott des „großen, ewigen Lichtes" gekennzeichnet, weitaus der angesehenste aller Götter. Auf seiner heiligen Barke durchmißt er jeden Tag das Himmelsgewölbe, eine an ihrer blauen Farbe erkenntliche Wasserfläche, deren irdisches Nachbild der Nil ist. Er war der Schöpfer aller Dinge, namentlich auch der Menschen, Tiere und Pflanzen, und hatte seine wichtigste Kultusstätte in der Stadt On, von den Griechen Heliopolis, d. h. Sonnenstadt, genannt. Später wurde er dann mit den andern Sonnengöttern, dem Ptah in der alten Residenz Memphis und dem Ammun in der neuen Residenz Theben zu einer Dreiheit, Ammun-Re genannt, verschmolzen, die das Urbild der christlichen Dreieinigkeit darstellt. Auch Osiris, der seine Hauptkultusstätte in This und Abydos hatte, war nur ein besonderer Sonnengott, dessen Frau die Mondgöttin Isis und dessen Sohn Horus, „die junge, am Horizont aufsteigende Sonne" war. Wie wir sahen ist durch die Übernahme des Isiskultus ins Christentum die Mondgöttin Isis mit ihrem Knäblein Horus auf dem Arme zur Gottesmutter und Himmelskönigin Maria mit dem Christuskinde auf dem Arme geworden.

Bei allen Völkern Asiens steht die Sonnenverehrung als ein Ausfluß der direkten persönlichen Naturverehrung im Mittelpunkte aller Religionsübung. Wie die dravidischen Urstämme Indiens anerkennen die tatarischen Völker die Sonne als eine große Gottheit, deren Abbild neben dem des Mondes auf ihren magischen Zaubertrommeln zu sehen

ist. Alle Morgen ruft der Schamane als Vertreter der Mongolenhorde die aufgehende Sonne an und wirft als Opfer für sie etwas Milch in die Luft empor, während die Tataren ihr an ihren Festen Kopf und Herz eines Bären oder eines Hirsches zum Opfer darbringen. Bei allen sibirischen Stämmen genießt die Sonne hohe Verehrung und wird mit der höchsten Gottheit, dem Himmelsgotte, auf eine Stufe gestellt. Nur bei den Lappen steht Baiwe, die Sonne, obgleich eine mächtige Gottheit, an Rang unter Tiermes, dem Donnergotte und unter dem Herrscher des Himmels. Auch bei den Indogermanen stand der vergöttlichte Sonnengeist in hohen Ehren. Die vedischen Dichter des alten Indien singen von ihm als dem großen Gotte Sûrya, dem Kenner aller Dinge, dem alles Offenbarenden, vor dem die Sterne samt der Nacht gleich Dieben entfliehen. Wir nahen dem Sûrya, sagen sie, dem leuchtenden Gotte unter den Göttern, dem herrlichsten Licht. Er strahlt über den acht Regionen, den drei Welten, den sieben Flüssen. Zu ihm, der auch Savitar „mit der goldenen Hand“ genannt wird, dem „alles Sehenden“, dem „zwischen Himmel und Erde Wandelnden“ beten sie: „Auf deinen alten Wegen, o Savitar, den staubfreien, den wohlgebahnten, in der Luft, auf jenem deinem gangbaren Pfade bewahre uns diesen Tag und segne uns, o Gott!“

Noch heute ist der Hinduismus erfüllt mit jener uralten Sonnenverehrung, die sich in Opfern und Niederfallen, in täglichen Riten und bestimmten Festen äußert, und Savitar, die Sonne ist es, die man im Gâyatrî, jener durch die Zeit geheiligten Formel, anruft, die seit undenklichen Zeiten Tag für Tag von jedem Brahmanen morgens früh wiederholt wird: „Lasset uns nachsinnen über das wünschenswerte Licht der göttlichen Sonne; möge sie unsern Geist erwecken!“ Jeden Morgen verehrt der Brahmane die Sonne, indem er sich auf einen Fuß stellt und den andern auf dem Knöchel oder der Ferse ruhen läßt, gegen Osten blickt, seine hohle Hand mit der Öffnung gegen sie ausstreckt und für sich die folgenden Gebete wiederholt: „Die Strahlen des Lichts verkünden die feuerglänzende Sonne, wie sie sich prächtig erhebt, das Weltall zu erhellen.“ „Er geht auf, wundervoll, das Auge der Sonne, des Wassers und des Feuers, der in sich die Macht der Götter vereinigt; er erfüllt den Himmel, die Erde und das Firmament mit seinem Lichtnetz, er ist die Seele von allem, was fest oder beweglich ist.“ „Jenes Auge, wohltätig über alles, erhebt sich rein aus dem Osten; möchten wir es sehen hundert Jahre, möchten wir leben hundert Jahre, möchten wir hören hundert Jahre.“ „Möchten wir, durch gött-

liche Macht beschützt, den Himmel betrachtend über der Region der Finsternis, der Gottheit nahen, dem strahlendsten Lichte!"

Eine vedische Himmelsgottheit, Mitra „der Freund", entwickelte sich in der persischen Religion zu jener großen herrschenden Lichtgottheit, dem siegreichen Mithra, dem Herrn des Lebens und Oberhaupt aller geschaffenen Wesen. Der alte persische Mihr-Yascht ruft ihn an als „das dämmernde Sonnenlicht, Mithra mit weiten Triften, den die Herren der Gegenden preisen am frühen Tage, der vor der Sonne als erster himmlischer Yazata über die Hara steigt, der Unsterbliche mit schnellen Rossen, der zuerst mit goldener Gestalt die schönen Gipfel ergreift und dann den ganzen Ariersitz umfaßt." Allmählich wurde Mithra als der eigentliche Sonnengott betrachtet, dessen Verehrung sich in der römischen Kaiserzeit von Osten aus über das ganze imperium populi romani ausbreitete und im allgemeinen noch mehr Anklang fand als der ägyptische Kult der Mondgöttin Isis. Nach Rom war er besonders mit der Thronbesteigung des Neffen des Kaisers Septimius Severus im Jahre 219 verpflanzt worden, als der 201 geborene Avitus Bassianus unter dem Namen Heliogabalus — so genannt, weil er als Oberpriester des Sonnengottes gleichen Namens im syrischen Emesa geamtet hatte — den Kultus dieses Gottes zum höchsten Staatskultus erhob. Dieser syrische Sonnengott Elagabal war aber im Grunde nichts anderes als der Baal oder Bel, d. h. Herr, genannte Sonnengott der alten Babylonier, der oberste der sieben Planetengötter.

Die uralte Sonnenverehrung in Europa, auf welche damals diese jüngere orientalische Abart aufgepfropft wurde, so daß wir in der Folge den Sonnengott Mithra namentlich in den Niederlassungen der römischen Soldaten in Blüte finden, läßt sich schon zu Anfang des zweiten Jahrtausends v. Chr. im gewaltigen Sonnentempel von Stonehenge in Südengland (siehe meine diesbezüglichen Ausführungen in meinem Buche: der Mensch zur Eiszeit in Europa, 3. Auflage) in höchster Entfaltung und mit weitgehendem priesterlichen Zeremoniell nachweisen. Der griechische Sonnengott Helios, dem man auf der Spitze des Berges Taygetos Pferde opferte, war dieselbe persönliche Sonnengottheit, an welche Sokrates, nachdem er bis zum Tagesanbruch in Gedanken versunken gestanden hatte, vor dem Weggehen ein Gebet richtete. Bei den alten Germanen war wie bei allen indogermanischen Stämmen die Sonne als lichter Himmelsgott und Spender alles Lebens die oberste Gottheit. Von der indogermanischen Wurzel div leuchtend, strahlend, ist das indische devas Gott, das lateinische divus göttlich und das altnordische

tivar Gott abgeleitet. In übertragener Bedeutung als „lichter Himmel“ wird er im Rigweda als Dyaus pitar, d. h. Himmelsvater, angerufen, wie ihn die Griechen als „Göttervater“ Zeus patér und die Römer als Diu piter (Jupiter) anriefen. Die sprachverwandten Germanen aber bildeten aus der alten Wurzel div ihr Tiwas, Tius oder Ty — alemannisch Ziu (in Zistig = Dienstag erhalten) —, den die Römer ihrem Mars gleichsetzten, da dieser oberste der germanischen Götter als Herr des im Thing, d. h. in der Volksgemeinde versammelten Volkes und als solcher Hüter des Rechts, zugleich auch als Kriegsgott ihr Anführer zu Kampf und Sieg war. Ihm setzten in römischem Solde stehende Legionäre aus friesischem Stamme als ihrem Mars Thingsus zu Beginn der christlichen Zeitrechnung einen Altar am Hadrianswall in Britannien. Besonders lange verehrten ihn die Sachsen, indem sie nach einem Siege ein ihm geweihtes, nach Sonnenaufgang schauendes hölzernes Standbild errichteten. Und als sie längst christianisiert waren, so im Jahre 1115 nach dem Siege über Heinrich V., dem deutschen Könige aus fränkischem Stamme, stellten sie als altgewohntes Siegeszeichen einen nach der aufgehenden Sonne blickenden Tiodute auf. Unter dieser Bezeichnung, später in Jodute abgeschliffen, hat sich die Erinnerung an Tius noch lange erhalten, bis schließlich die christliche Kirche ihn unter die Zahl der Heiligen aufnahm. Hat man doch noch sehr spät in verschiedenen Gegenden Westfalens einen heiligen Jodute bei Prozessionen herumgetragen. Doch hat durch kluge Anpassungsfähigkeit der alten Kirche an vorläufig noch allzu fest eingewurzelte heidnische Vorstellungen und Ortskulte der Erzengel Michael den alten Kriegsgott der Deutschen abgelöst. Die Heiligtümer des Tius wurden zu Michaelsburgen und Michaelskirchen. Und als der alte Kriegsgott, dem man mit Vorliebe sein heiliges Tier, das Pferd, opferte, als heiliger Michael zum „Schutzherrn Deutschlands“ geworden war, trug man sein Banner in den Schlachten des Deutschen Reichs voran, seitdem die sächsischen Herrscher die Franken im Jahre 919 abgelöst hatten. Daher wurde der kleinmütige Deutsche gern der „deutsche Michel“ genannt.

In Niedersachsen wurde Tius allgemein unter dem Namen Irmin verehrt — daher auch Eigennamen wie Irmingard oder Irmintrud. Bekanntlich hat Karl der Große 772 auf einem seiner höchst grausam gegen die Sachsen geführten Feldzuge die diesem Gotte geweihte Irminsul (Säule des Irmin) am Eresberg an der Diemel zerstört. Eine andere selbständig gewordene Ableitungsform von Tius ist Fri oder Fro,

d. h. Herr, dem man außer dem Hengst auch den Stier opferte. Damit er dem Lande Fruchtbarkeit verleihe, führte man in Skandinavien bis in die christliche Zeit ein aus Holz geschnitztes Holzbild des Gottes auf einem mit Kühen bespannten Wagen durchs Land. Während dieses Umzuges mußten alle Waffen abgelegt werden; kein Mörder oder Friedloser (Geächteter) durfte seinen heiligen Hain betreten. Hierin hat der lichte Himmelsgott manche Züge mit der alten Mondgöttin der Fruchtbarkeit gemeinsam. Denn neben dem alten Himmelsgotte Tiwas, in seiner jüngeren Bezeichnung als Fri (Herr), stand ihm diese als Göttin der Fruchtbarkeit Frija — im Norden Frigg geheißen — d. h. „Herrin", zur Seite. Sie war die Beschützerin aller häuslichen Arbeit und des Hackbaus. Ihr war als Sinnbild besonderer Fruchtbarkeit die Sau heilig. Als Beschützerin der Liebe und Ehe war ihr der Freitag (Frijatag) geweiht, weshalb die Ehen mit Vorliebe an diesem Tage geschlossen wurden. Als Fruchtbarkeit verleihende Göttin dachte man sie sich auf einem von Kühen gezogenen Wagen oder Schleifschlitten, auf einem Pflug oder einer Egge, auch auf einem Schiffwagen (car naval, daher Karneval) durchs Land fahren. Sie wurde auch als Nerthus, d. h. mütterliche Erde, verehrt. Eine Ableitung von diesem Worte ist Herta. Als Fruchtbarkeit spendende Göttin hieß sie auch kurz Gefion, d. h. Geberin. Mit Frija verwandt ist die Bezeichnung prija der Veden für Gattin. Nachfolgerin der Frija im Kulte wurde die Gottesmutter Maria; damit wandelten sich die Frijatage später in Marientage um.

Die bei allen Indogermanen tief eingewurzelte Verehrung der Sonne als mächtigstem, weil lebenspendendem und lebenerhaltendem vergöttlichten Geiste leistete natürlich der Verdrängung durch das Christentum hartnäckigen Widerstand, und ein bedeutsames Zeichen der religiösen Veränderung in der christlichen Welt war es, als Kaiser Konstantin, jener glühende Verehrer des Sonnengottes, nach Besiegung seiner Nebenbuhler Maxentius und Licinius im Jahre 323 diesen Apolloglauben mit dem Christusglauben vertauschte und damit das bis dahin nicht als eine der offiziellen Religionen des römischen Reiches anerkannte Christentum zur Staatsreligion erhob. Wie in der Folge das Christentum mit dem bis dahin geltenden Heidentum verschmolzen wurde, so daß man besser von einem christlichen Heidentum als von einem Christentum spricht, hat sich bald hernach auch die Christuslehre mit dem Sterndienst, d. h. der von den Babyloniern übernommenen Verehrung der Planetengötter der Sabäer in Arabien, verschmolzen, und in Armenien hat sich bis auf unsere Zeit eine Sekte von Sonnenverehrern mit dem

Bekenntnis der jakobitischen Christen erhalten. Eine parallele Erscheinung im Mohammedanismus bilden die Beduinen-Araber, die noch jetzt die Anbetung der aufgehenden Sonne fortsetzen trotz des ausdrücklichen Befehls des Propheten, sich nicht vor der Sonne oder dem Monde zu verbeugen. Im Christentum haben sich Spuren der Sonnenverehrung in den früher besprochenen Fastnachts- und Osterfeuern erhalten, bei denen von den Bauernburschen glühend gemachte Holzscheiben als Nachbilder der Sonne zu einem allerdings heute unbewußten Fruchtbarkeitszauber von den Höhen hinuntergeschleudert werden. Auch die Julfeuer und Johannisfeuer zu den Zeiten der Sonnenwende sind noch heidnische Überreste der Sonnenverehrung. Zu Lucians Zeiten küßten die Griechen ihre Hände als Zeichen der Verehrung für die aufgehende Sonne, und der Kirchenvater Tertullian hatte sich noch zu Beginn des 3. Jahrhunderts über viele Christen zu beklagen, die „mit Vorliebe die Himmelskörper verehrten und ihre Lippen gegen die aufgehende Sonne zu bewegen pflegten". Im 5. Jahrhundert klagt Papst Leo der Große über gewisse Christen, die, bevor sie die Basilika von St. Peter betraten, oder wenn sie auf einem Hügel standen, sich gegen die aufgehende Sonne wandten und sich vor ihr verbeugten. „Dies tun sie", sagt er, „teils aus Unwissenheit, teils aus dem Geiste des Heidentums." Bis auf den heutigen Tag nimmt der Bauer der Oberpfalz seinen Hut vor der aufgehenden Sonne ab, und in Pommern muß ein Fieberkranker dreimal bei Sonnenaufgang gegen die Sonne gerichtet beten: „Liebe Sonne, komm bald herab und nimm mir die 77 Fieber ab. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen."

Wie in Peru das Herrscherhaus, so ist in Japan die Königsfamilie die Nachkommenschaft des Sonnengottes, und sein Geist beseelt den regierenden Herrscher, den „Sohn des Himmels". Auch in China heißt der Kaiser „Sohn des Himmels", wobei unter Tien „Himmel" eigentlich Schang ti, der „höchste Herr", verstanden wird. Dieser machtvolle Geist ist die Personifikation der Ahnenseelen der verstorbenen Kaiser, und in demselben Verhältnis wie der Herrscher zu den Untertanen, steht er zum regierenden Kaiser und verlangt von ihm unbedingten Gehorsam. Wie der Chinese weder Himmel noch Hölle kennt, nimmt er auch keine Strafen und Belohnungen im Geisterreiche an. Die Tugend findet ihre Belohnung, wie die Sünde ihre Strafe auf der Erde. Die gesammelten Verdienste seiner Vorfahren nützen dem sündigen Herrscher nichts; trotz derselben trifft ihn für seine individuellen

Vergehen der Zorn und die Strafe des Himmels. Die chinesische Volksreligion gründet sich einfach auf den Ahnenkultus, indem man annimmt, daß die Totengeister einen sehr wesentlichen Einfluß auf das Schicksal der Nachkommen ausüben.

So ist alle Religion zunächst der Furcht vor Verzauberung durch böswillige Menschen, dann durch die rachsüchtiger Geister, die als solche noch größere Macht als jene erlangt haben, entsprungen. Dabei hat sie einen weiten Weg zurückzulegen gehabt, bis sie sittlich veredelnd auf den Menschen einwirkte. Führte schon der Wunsch, dem Zorne der unheimlichen Totengeister aus dem Wege zu gehen, zu zahllosen Opfern materieller und geistiger Art und zu mancherlei Taten der Selbstverleugnung, so hatten diese rein egoistische Beweggründe und zielten nicht auf sittliche Besserung. Erst nach und nach, mit steigender Kultur, hebt sich das sittliche Bewußtsein und heben sich damit auch die religiösen Anschauungen. Man tut das Gute um des Guten willen und nicht, um dafür in einem erdachten Jenseits belohnt zu werden. Alle Religion führt endlich in ihrer höchsten Entfaltung zur Annahme einer göttlichen Einheit des Weltganzen. Der Weg aber, auf welchem sie zum Bewußtsein einer höheren Einheit gelangt, ist ein verschiedener, je nachdem die nach den Endursachen der Dinge fragende Mythologie wie bei den Griechen, oder die nach den verborgenen Kräften der Welt und des Lebens suchende Mystik wie bei den Indern überwog.

XXV. Der Kultus.

Wenn nun, wie allgemein von Menschen auf niedriger Kulturstufe angenommen wird, die Seelen oder Geister der Verstorbenen aus Unmut über versäumte Pflege alles Böse über den Menschen bringen konnten, so war es für diesen ein Gebot der Selbsterhaltung, sie durch Opfer aller Art bei guter Laune zu erhalten. Dies drücken die Inder mit dem etwas sonderbar klingenden Satze aus: die Opfer erhalten den Lauf der Welt. Sie erhalten ihn und die Seinigen gesund, geben ihm ein langes Leben und Gelingen in all seinem Tun, bringen ihm das Beutetier vor den Jagdspeer, lassen ihm ungestört die Frucht auf dem Felde wachsen und sein Vieh sich vermehren und bewahren ihn vor allem Schaden, der ihn treffen könnte. In diesem Sinne begreifen wir vollkommen die Richtigkeit von der indischen Anschauung vom überaus hohen Werte der Opfer.

Nicht nur schenkte der Mensch auf niederer Kulturstufe den durch ihre Allmacht so sehr gefürchteten Geistern der Verstorbenen was er gerade besaß, um sie für sich zu gewinnen, sondern er enthielt sich zu ihren Gunsten, damit sie satt würden, der Nahrung, die er für sich hätte gewinnen können. Das ist die ursprüngliche Bedeutung der Enthaltung von gewissen Speisen und des Fastens überhaupt. Diesen mächtigen, mit der Zeit geradezu vergöttlichten Totengeistern weihte man als Speise nicht nur das, was man nicht aß, sondern auch ganz besonders sein eigenes Blut. Zu diesem Zwecke ritzte man sich an Stirn, Backen, Brust und Armen oder sonstwo am Körper, wohin man gelangen konnte, mit scharfrandiger Muschel, schneidendem Bambussplitter oder Steinmesser, schlug man sich später mit allerlei Marterwerkzeugen, schließlich nur mit stumpfer Faust blutig, um einen Geist oder Gott zu ehren und dadurch den Wünschen des sich selbst Peinigenden geneigt zu machen.

Schon für den Primitiven bildet das Blut einen ganz besondern

Saft, dem als einem Sitz der Seele ganz besondere Zauberkraft innewohnte. Nicht nur die Totengeister der Unterwelt konnte man damit, wie in den homerischen Epen geschildert wird, zu vorübergehendem Leben und dadurch zum Sprechen mit dem Opfernden bringen. Deshalb kann es uns nicht wundern, daß der Naturmensch glaubt, durch das Trinken von Blut dem Körper nicht nur eine materielle, sondern vor allem eine geheimnisvolle magische Kraft einzuverleiben. Die Urzeit spiegelt sich uns in Geschichten wider, wie derjenigen des in geschichtlicher Zeit lebenden Dänen Biarko, der von dem Blute eines nach schwerem Kampfe erlegten großen Bären trank und seinem Genossen Hiaeto ein gleiches zu tun befahl, „damit ihre Körperkraft erhöht und ihr Mut erhöht würde." Bei solchem Glauben vermochte allerdings Menschenblut noch mehr als Tierblut zu erreichen. So wurde das Genießen von Menschenblut als das höchste magische Kräftigungsmittel bis in die geschichtliche Zeit hinein von unseren Vorfahren geschätzt. In der altnordischen Edda ist wiederholt nicht etwa nur von tierischem, sondern von menschlichem Blut die Rede, ebenso von frisch ausgerissenen Herzen, die, mit Honig gemischt, zur Erhöhung des Mutes und der Kraft gegessen wurden. In derselben Edda wird geschildert, wie zwischen zwei Helden der feierliche Blutbund nach alter Väterssitte dadurch geschlossen wurde, daß die beiden, die „Blutbrüderschaft tranken", sich an den Armen mit dem Schwerte ritzten, das ausfließende Blut in einem halb mit Met gefüllten Becher auffingen, es darin mischten und zusammen austranken. Im Nibelungenliede trinkt der von übermenschlicher Anstrengung ermattete „grimme" Hagen im brennenden Heunensaale sein eigenes Blut, um seine zu erlahmen drohenden Kräfte wieder herzustellen. Und wer des überwundenen mutigen Feindes Blut trank, der nahm damit dessen Mut und Kraft, ja dessen Seele in sich auf. So heißt Bluttrinken so viel als Seelessen; deswegen war das Genießen von Blut, das allein der Gottheit zukam, den Juden als Seelenspeise verboten. Wer sich aber an kein solches Verbot zu halten hatte, der tat es mit Vorliebe, weil er sich damit ungeahnte Kräfte zuführte.

Aber nicht nur im Blute, sondern auch im Fleische konnte die Seele des Getöteten vom Lebenden in sich aufgenommen und sein Leben dadurch gestärkt werden. Der Kannibale verzehrt daher mit dem Leibe des Opfers auch dessen Seele und vermehrt damit, wie er glaubt, seine eigene Lebensenergie. Aus diesem Grunde hat sich der Menschenfraß, der in der Urzeit etwas Gewöhnliches war, bei vielen

Menschheitsstämmen bis auf den heutigen Tag erhalten, weil er für die Einzelnen ein sehr geschätzes und bequemes Mittel war, sich namentlich bei allgemeiner Kräfteabnahme neue Lebenskraft zuzuführen. Daher waren auch Menschenopfer die mächtigsten Stärkungsmittel an die der Kraftzufuhr bedürftig erachtete Gottheit. Um den Sonnengott auf seinem täglichen weiten Wege durch den Himmelsraum zu ernähren und zu stärken, damit er Kraft fände, seinen Lauf zum Wohle der Menschheit und Schöpfung fortzusetzen, brachte man im alten Mexiko statt der Wachteln und Hunde, die die gewöhnlichen Opfertiere waren, von Zeit zu Zeit Menschenopfer dar. Zu dem Zwecke wurde der zu opfernde Kriegsgefangene auf der Plattform der Tempelpyramide über einen pfeilerartigen, oben abgerundeten Stein geworfen und von den fünf Gehilfen des Oberpriesters festgehalten, während ihm dieser selbst mit der breiten, blattförmigen Obsidianklinge die Brust aufschnitt, das schlagende Herz herausriß und es als Speise dem Sonnengotte entgegenhielt. Bei manchen dieser „Sonnenstärkungsfeste" aßen dann auch die Menschen, um sich Kraft und neue Lebensenergie zu verschaffen, von dem Fleische der Geopferten, und zwar wurde der Leichnam in Stücke geschnitten, mit Mais gekocht und dann verzehrt. Bei den großen Ackerbaufesten, die im Frühling und Herbst in der aztekischen Hauptstadt Tenochtitlan, dem heutigen Mexiko, gefeiert wurden, um der fruchttragenden Erde ihre Zeugungskraft zu erhalten, pflegte man den regulär Geopferten die Haut abzuziehen und damit einen Priester zu bekleiden, auf den dadurch die Kraft des Geopferten übertragen wurde. Auch sonst waren Menschenopfer beliebt, so am Toxatlfeste im Mai, wenn die Sonne über der Stadt Tenochtitlan im Zenit stand. Da opferte man einen Jüngling, der ein ganzes Jahr lang als Personifikation des Sonnengottes verehrt worden war und herrlich und in Freuden gelebt hatte. Sein Geist sollte dann dem alten Sonnengotte zur Verjüngung dienen. Auch an einem bestimmten Tage des Jahres, an dem man immer wieder die Vernichtung der Sonne, den Einsturz des Himmels und den Weltuntergang fürchtete, wurde ein solches Menschenopfer vollzogen. In beiden Fällen schloß sich an den Zauber der „Sonnenerneuerung" die Neuerbohrung des Feuers an, das man mit der Zeit alt und schwach geworden wähnte.

Auch in Süd- und Westasien sind einst zur Stärkung des Sonnengottes auf seiner weiten Himmelsbahn je und je neben den allerdings auch hier gebräuchlichen Tieropfern Menschenopfer dargebracht worden. Es sei hier nur an die im Alten Testament mehrfach erwähnten

Molochopfer erinnert, wobei die geopferten Menschen in einem den hier nur melek, d. h. König, genannten Sonnengott Baal Melkart darstellenden hohlen Idol aus gebranntem Ton, später aus Erz, lebend verbrannt wurden. Dieser Melkart genannte Baal oder Stadtgott von Tyrus wurde auch von den Karthagern als Hauptgott verehrt, deren Königshaus und vornehmste Familien sich rühmten, von ihm abzustammen. Noch sehr spät wurden ihm nach dem Zeugnisse des Klitarch bei gefahrvollen Unternehmungen, wie Eröffnung eines Feldzugs, Gründung einer neuen Stadt, einer neuen Kolonie oder dergleichen, Menschenopfer dargebracht. Und zwar sollten ihm eigene, vornehme, wenn möglich einzige Kinder geopfert werden. Der griechische Geschichtschreiber Diodor berichtet uns, daß, als die Karthager in den Jahren 311 bis 306 v. Chr. vom Tyrannen Agathokles von Syrakus, der ganz Sizilien erobert hatte, in ihrer Mutterstadt bedrängt wurden, sie ihre Niederlagen dem Umstande zuschrieben, daß sie nicht wie in älterer Zeit die Blüte der eigenen Jugend, sondern zu diesem Zwecke gekaufte fremde Knaben ihrem von den Griechen Kronos genannten Gotte geopfert hätten. Um den erzürnten Gott zu versöhnen, beschlossen sie dann, zur alten Sitte zurückkehrend, 200 Knaben aus dem vornehmsten Adel zu opfern. Außerdem gaben sich noch 300 Erwachsene freiwillig den Tod, um als Sühnopfer zu dienen. Die Kinder wurden lebend in eine große eherne Bildsäule des Gottes geworfen, in dessen Innern ein mächtiges Feuer brannte; dabei wurde deren Jammern durch Pfeifen und Trommeln übertönt. Solche Menschenopfer erhielt noch zur Kaiserzeit der in Emesa verehrte Sonnengott, der auch in Palmyra die wichtigste Gottheit war und dort den teilweise noch heute erhaltenen großartigen Tempel im dritten Jahrhundert n. Chr. gebaut bekam. Als dann der Oberpriester dieses Menschenopfer zu seiner Stärkung heischenden semitischen Sonnengottes, Avitus Bassianus, als des Septimius Severus Neffe auf Anstiften seiner Großmutter Julia Maesa 218 von den in Syrien stationierten Legionen zum Kaiser ausgerufen wurde und seinem Gott zu Ehren unter dem Namen Elagabal (Heliogabalus) dessen Kultus in Rom einführte, wählte er aus dem ganzen Lande hochgeborene Jünglinge zum Opfer für diese seine Gottheit aus.

Ebenso haben die alten Germanen ihrem höchsten Gotte, dem aus einem Sonnengott zum Himmelsgott gewordenen Tius, damit er Sieg verleihe und zum Dank für verliehenen Sieg, zahllose Menschenopfer dargebracht. So wurden bei den großen seeländischen Opfern noch in ge-

schichtlicher Zeit 99 Menschen, 99 Pferde, 99 Hunde und 99 Hähne geopfert, bei den alle neun Jahre gefeierten großen Landessühnopfern zu Hleidr in Dänemark und Upsala in Schweden 99 und 9 Menschen. Dabei geschah die Schlachtung der kriegsgefangenen Männer unter Beobachtung eines feierlichen Opferritus. Mit Kränzen geschmückt, barfuß, barhaupt und waffenlos versammelte man sich in Linnenkleidern unter den Eichen des heiligen Hains. Unter Heilrufen, heiligen Gesängen und Tänzen führte man die nackten Schlachtopfer dreimal um das hölzerne Kultbild des Gottes, dem das Opfer galt, zerschmetterte ihnen mit Keulen das Rückgrat und schnitt ihnen bei lebendigem Leibe mit Steinmessern das Herz aus der Brust, um es noch zuckend dem Gotte zur Versöhnung zu weihen. Mit dem warmen Blute bestrich man dann das Kultbild und die heiligen Opferbäume, unter denen dies geschah, als die Fetische, in denen der göttliche Geist hausend gedacht war. Auch die Eingeweide bekam der Gott, die Körper aber wurden den wilden Tieren zum Fraße überlassen.

Als später die Bedeutung des Menschenopfers als „Stärkungszauber" für die Gottheit in Vergessenheit geraten war und man damit allgemein den betreffenden vergöttlichten Geist zu versöhnen und dem etwas von ihm erbittenden Menschen willfährig zu machen versuchte, glaubte man um so eher Erhörung zu finden, je lieber einem der zu opfernde Mensch war. So ist das bei den semitischen Stämmen einst weitverbreitete Sohnesopfer zu deuten, das in Zeiten höchster Not als vermeintlich der Gottheit wohlgefälligstes Opfer dargebracht wurde. So opferte nach dem Berichte im zweiten Buch der Könige, Kap. 3, König Mêscha von Moab um 860 v. Chr., als er vom König Joram von Israel in seiner Feste Quir südlich vom Flusse Arnon belagert wurde und in harte Bedrängnis geriet, zu seiner Errettung seinem Gotte Kemosch auf der Festungsmauer seinen erstgeborenen Sohn, worauf die Israeliten, am Siege verzweifelnd, abzogen. Von alten Wikingerfürsten werden ähnliche Handlungen mit gleichem Erfolge berichtet. Von einem dieser Fürsten geht sogar die Sage, daß er alle zehn Jahre einen seiner Söhne opferte und auf diese Weise ein unerhört hohes Alter erreichte. Für unser Empfinden schöner war der Brauch altrömischer Feldherren, die sich, um ihrem Volke Sieg zu verschaffen, selbst dem Tode weihten und dadurch zugleich das eigene Heer mit Siegeszuversicht, das feindliche aber mit bangem Zweifel erfüllten, ob es gegen solch mächtigen Zauber ankämpfen könne. Auch von den Germanenfürsten, die für die Wohlfahrt und das Gedeihen ihres ganzen

Volkes und für Mißwachs, Hungersnot und Seuchen verantwortlich gemacht wurden, wird berichtet, daß sie in Zeiten der Not vom Volke den erzürnten Göttern als Sühnopfer dargebracht wurden, während man sich sonst zur Versöhnung der Götter mit Hekatomben von Tieren und Kriegsgefangenen begnügte. Wie alle Semiten kannten auch die Juden das Kindesopfer. Es sei hier nur an Abraham erinnert, der Jahve seinen einzigen Sohn Isaak zu opfern im Begriff war, als ihm der Gott an dessen Stelle einen Schafbock zu opfern befahl. Ebenso an den Helden Jephthah von Gilead, der sein einziges Kind, seine erwachsene Tochter, dem Herrn opferte, als er ihm Sieg gegen die Ammoniter gewährte. Er hatte zwar nicht direkt sie zu opfern gelobt, sondern nur das erste Wesen, das aus der Tür seines Hauses treten werde, wenn er nach Hause kehre; und das war seine Tochter. Aber, obschon es ihn reute, hielt er doch sein Wort und schlachtete sie dem Gotte, „nachdem sie zwei Monate hinaufgegangen war auf die Berge, um mit ihren Gespielinnen ihre Jungfrauschaft zu beweinen". Auch die Phönikier opferten ihre liebsten Kinder, um im gegebenen Falle den Zorn der Gottheit zu versöhnen, und sie erhöhten deren Wert, indem sie dieselben aus den edelsten Familien wählten. Da das schmerzlichste Opfer als das höchste angesehen wurde, begreifen wir auch, weshalb dem zu versöhnenden Gotte mit Vorliebe einzige Kinder geopfert wurden, so daß zu dem großen jährlichen Opfer an Baal nur die einzigen Söhne ihrer Eltern geopfert werden durften.

Wenn nun ein Leben für ein anderes gegeben wird, so ist es noch möglich, ein Leben von geringerem Werte als das in Gefahr schwebende zu opfern. So pflegte auch in Peru, wenn ein Inka oder sonst ein hoher Herr krank wurde, dieser einen der Söhne der erzürnt gedachten und deshalb zu versöhnenden Gottheit zu opfern, wobei er sie anflehte, das Opfer an seiner Stelle anzunehmen. Die Griechen hielten es für genügend, den Göttern Verbrecher oder Kriegsgefangene zu opfern, ebenso die Germanen. Mehrfach wurden noch in geschichtlicher Zeit christliche Händler in Deutschland angeklagt, den heidnischen Stämmen im nördlichen Europa Sklaven zu Opferzwecken verkauft zu haben. Später haben die Karthager an Stelle der eigenen Söhne ihrem Sonnengotte Moloch nur noch für diesen Zweck gekaufte Kinder geopfert. Und zuletzt wurde mit steigender Kultur das Menschenopfer vollständig durch das Tieropfer ersetzt, wie uns symbolisch die oben angeführte Geschichte Abrahams lehrt, dem sein Gott an Stelle seines Kindes Isaak einen Schafbock zu opfern befahl. Damit erklärte er

ein für allemal, mit einem ihm geopferten Tier an Stelle des bis dahin ihm geopferten Menschen zufrieden sein zu wollen. So ist im Laufe der Zeit auch bei anderen Völkern das bis dahin übliche Menschenopfer durch ein stellvertretendes Tieropfer abgelöst worden. Klassische Beispiele dafür sind die Hirschkuh, welche der Artemis zu Laodicea an Stelle einer Jungfrau, und der Geißbock, der dem Dionysos zu Potniä an Stelle eines Knaben geopfert wurde; und zwar scheint diese Sitte im Zusammenhang mit dem semitischen Kultus zu stehen, wie ganz deutlich aus der Erzählung von den Äoliern auf Tenedos hervorgeht, die dem Melikertes (Melkart oder Moloch) an Stelle eines neugeborenen Kindes ein Kalb opferten, dessen Füße sie mit Schuhen bekleideten, während sie die Mutterkuh wie eine menschliche Mutter pflegten. Ähnlich ist die Geschichte von Agamemnons und Klytaimnestras Tochter Iphigeneia, die beim Zuge der Hellenen nach Troja in Aulis zur Versöhnung der erzürnten Artemis geopfert werden sollte, aber von der Göttin in einer Wolke entrückt und zu ihrer Priesterin bei den Tauriern gemacht wurde.

Auch bei anderen Völkern sind Menschenopfer durch Tieropfer abgelöst worden. Als bei den Khonds von Orissa in Nordindien Oberst Macpherson das Menschenopfer bei der Sekte der Erdgöttin zu unterdrücken suchte, begannen die Anhänger derselben auf einmal den Plan in Erwägung zu ziehen, Tiere an Stelle von Menschen zu opfern. Eine andere Sekte der Khonds hatte dies bereits von sich aus getan. Sie sagten nämlich, früher hätten auch sie, unter dem Zwange der Erdgöttin stehend, dieser Menschenopfer dargebracht; da sei der Lichtgott gekommen, habe die Erdgöttin unter einen Berg gedrückt, einen Büffel aus dem Dschungel gezogen und gesagt: „Befreit den Menschen und opfert den Büffel!“ Auf Ceylon fragt der „Teufelaustreiber“ nach dem Namen des Dämons, der einen Kranken besessen hält, und der Besessene antwortet in seiner Raserei, indem er den Namen des Dämons angibt: „Ich bin der und der, ich bedarf eines Menschenopfers und werde ohne dasselbe nicht ausfahren!“ Das Opfer wird versprochen, der Kranke kommt vom Anfall wieder zu sich und das Opfer wird einige Wochen hernach auch dargebracht, nur daß man an Stelle des Menschen ein Huhn opfert. Manche Völker würden in diesem Falle, um den Dämon leichter zu täuschen, das Huhn einfach Mensch nennen, wie die Baronga in Afrika jedes Opfertier, sei es nun Huhn oder Ziege, als Ochse bezeichnen. Es ist dies ein naiver Betrug der Gottheit gegenüber, wenn man statt des kostspieligen Rindes einen billigeren Ersatz

unterschiebt, aber gleichwohl noch tut, als ob man das teure Opfer darbringe.

Ein Schritt weiter in der Entwicklung des Opfererſatzes führt zum bildlichen Opfer. Für die Art, in welcher dieſe Form der Subſtitution ſich ausbildete, bietet ſich in den Riten des alten Mexiko ein gutes Beiſpiel dar. Beim jährlichen Feſte der Waſſer- und Gebirgsgötter fanden in den Tempeln wirkliche Menſchenopfer ſtatt. In den Häuſern des Volkes der Azteken aber wurden aus Teig geformten Menſchen die Bruſt aufgeſchnitten, das Herz herausgeriſſen, dann, um den vollen Schein des Opfers zu wahren, auch der Kopf abgeſchnitten, der Körper in Stücke zerteilt und verzehrt. Auch der Brahmane beſchränkt ſich, nicht etwa aus Sparſamkeit, ſondern um kein Leben zu vernichten, Nachbildungen der Opfertiere aus Mehl und Butter darzubringen. Ebenſo bedeutſam iſt die arabiſche Sitte, bei der Überſchwemmung des Nils in Kairo einen kegelförmigen Pfeiler aus Erde aufzurichten, den die Flut bei ihrem Höherſteigen hinwegſpült. Derſelbe wird arûseh oder Braut genannt und ſcheint ein Erſatzmittel für die wirkliche Jungfrau zu ſein, die man einſt, prächtig geſchmückt, als Opfer in den Fluß warf. Auch beim Opfer an den Flußgott wurde vom römiſchen Prieſterkollegium der pontifices beim Brückenbau an Stelle des lebenden Menſchen ſpäter eine aus Binſen hergeſtellte menſchliche Figur zur Verſöhnung des über ſeine Feſſelung durch die Brücke erzürnt gedachten Gottes in den Fluß geworfen.

Auch in der griechiſchen Mythologie beginnt die jüngere Zeit mit Kronos, dem jüngſten der Titanen, der ſeinen Vater Uranos (Himmel) entthronte und ſeine und der Rhea Kinder verſchlang, außer dem jüngſten, Zeus, der von ſeiner Mutter in einer Höhle des Berges Ida auf Kreta verſteckt und dort von einer wilden, ſpäter dafür an den Himmel verſetzten Ziege Amalthea genährt wurde. Als er erwachſen war, ging er zu ſeinem Vater Kronos und zwang ihn, die übrigen gefreſſenen Kinder wieder auszuſpeien. Mit der letzteren Hilfe wurde dann Kronos geſtürzt und in den Tartaros verſtoßen. Dieſer neue Gott Zeus verlangte keine Menſchenopfer mehr, wie ſein Vorgänger, ſondern begnügte ſich mit Tieren. Am liebſten hatte er Rinder; aber auch Schafe und Ziegen waren ihm willkommen. Dieſe wurden mit einem Laubgewinde bekränzt von den Opfernden zum Altare geführt, dort durch Öffnen der Halsader verbluten gelaſſen — das Blut alſo zunächſt dem Gotte dargebracht — und dann das Tier wenigſtens teilweiſe verbrannt, d. h. die Speiſe an den vergöttlichten Geiſt in Luftform

gebracht, damit er sie um so sicherer sich einverleiben könne. Das ist das alte Brandopfer, das bei allen Kulturvölkern des Altertums gebräuchlich war. Weil durch die Flammen sich die Geister beziehungsweise Götter der Opfergabe zu bemächtigen schienen, galt den alten Indern der Feuergott Agni als Vermittler zwischen Menschen und Göttern. In der griechischen Prometheussage findet sich sogar die Anschauung, daß erst mit dem Besitze des Feuers die Religion entstanden sei, daß Prometheus erst durch das Opferfeuer den Menschen die rechte Verehrung der Götter gelehrt habe.

Mit zunehmendem Rationalismus schien es den Opfernden unzweckmäßig, all das gute Fleisch, das sie am liebsten selbst gegessen hätten, für den Gott, den man günstig stimmen wollte, zu verbrennen, und so kam man mehr und mehr dazu, ihm nur einen Teil des Opfers, wie die Eingeweide und das Herz, die besonders als Seelensitze galten, zu verbrennen, das andere aber zu seinen Ehren zu essen. So beschränkten sich die ältesten Brandopfer bei den Griechen allmählich darauf, dem Gotte nur die Knochen und das Fett des geschlachteten Tieres zu opfern, während alles übrige von den Teilnehmern am Opfer gegessen wurde. Auf einer noch ökonomischer denkenden Stufe wurde dann auch das Tieropfer wie einst die Menschenopfer durch künstliche Nachahmungen abgelöst. So opfert der sparsame Chinese statt der Gold- und Silberbarren papierene Nachbildungen davon, die er verbrennt und so den Geistern weiht. Um von der Gottheit, die das Jahr regiert, Heilung für einen Kranken zu erflehen, zeichnet der Chinese die rohe Figur eines Menschen auf Papier, schneidet sie aus, klebt sie an einen Bambusstengel und steckt denselben aufrecht in ein Paket von Scheingeld. Dieses Bild, das die Krankheit in sich aufnehmen soll, wird dann mit den dazu gehörenden Zauberprozeduren auf die Straße hinausgebracht und dort verbrannt. Zum Schluß verzehrt man die für die Jahresgottheit hingestellten kleinen Mahlzeiten, und der Kranke soll dann genesen. Im nordöstlichen Sibirien bis nach Japan hin ist man in der Reduktion der Opfergabe so weit gekommen, daß man dem Gotte nur Hobelspäne opfert. Anderswo gibt man ihm doch wenigstens Nachbildungen der Dinge, namentlich Tiere, die man ihm früher zu opfern pflegte. Seitdem in Schweden die Opferung des Julebers aufgehört hat, begnügt man sich mit dem Verspeisen eines Kuchens in Gestalt eines Ebers. Diesem entspricht bei uns der Weihnachtsstollen, der einem plump geformten liegenden Eber gleicht. Auch die bei uns zu besonderen Festzeiten gegessenen Gebild-

brote sind nichts anderes als solche Ablösungen von Opfern. So aß man, als das Pferdeopfer zu Ehren von Tius von der christlichen Kirche verboten worden war, als Reminiszenz an das Pferdefleisch das Hufeisen in Gebäckform, an Stelle des Wodan zu Ehren verspeisten Martinsochsen das aus Teig geformte und gebackene Horn desselben. An den Sonnwendfesten aß man allerlei runde Kuchen als Nachahmungen der Sonnenscheibe und an der Fastnacht die in Alemannien als Fastenwähe bezeichnete Brezel. Letzteres Wort rührt vom althochdeutschen brezita „Fessel" her und soll die Opferung eines gefesselten Gefangenen andeuten. Sonst ist das Essen von Brezeln an die Zeiten des Totenkultes gebunden. Das Bestreuen derselben mit Salz und Kümmel oder Mohnsamen sollte die bösen Geister vertreiben. Den Toten zu Ehren aß man auch die einen geflochtenen Haarzopf nachahmende „Züpfe", die sichtbarlich an Stelle des einst den Totengeistern geweihten abgeschnittenen Haarzopfes getreten ist. Ebenso sind die Pfefferkuchenmänner Ablösungen einst in Wirklichkeit geopferter Männer, wie das zu Ostern gebackene Gebäck in Hasenform eine solche ist für den als Symbol der Fruchtbarkeit gegessenen Hasen der Ostara usw.

Das in der katholischen Kirche noch übliche Darbringen von Votivopfern als Dank an die Gottheit für erteilte Heilung oder dergleichen war schon bei den alten Ägyptern, Griechen und Römern üblich. So wurden schon in den altägyptischen Tempeln als Bittopfer vor der Heilung oder als Dankopfer nach derselben, Arme, Hände, Beine, Köpfe, Ohren, Brüste, Geschlechtsteile usw. aus Wachs oder gebranntem Ton niedergelegt. Ebenso geschah dies an den griechischen und römischen Kultusstätten, nur daß diese Teile vielfach aus Erz nachgebildet wurden, so daß sie uns teilweise erhalten bleiben konnten. So hat man in den verschiedensten Tempeln bei Ausgrabungen solche Votivdarstellungen gefunden. Und auch als das Christentum Staatsreligion geworden war, opferte man nach wie vor im römischen Reiche solche Bitt- und Dankopfer. Schon im 5. Jahrhundert waren diese Votivgaben an die Mutter Gottes oder die Heiligen, die man um Heilung anflehte, vielfach aus Silber und Gold hergestellt, wie heute noch im modernen Indien, während die alten Deutschen in ihrer Armut sich mit plumpen Nachbildungen aus Holz begnügten, die sie vor einem heilkräftigen Idol aufhingen. Bei Naturvölkern gibt es kaum ein Gebet ohne Opfer oder wenigstens Angeloben von Opfern. Hat man nichts zu geben, so fastet man wenigstens zu Ehren des betreffenden Gottes. Wir haben im vorigen Abschnitt die ursprüngliche Be-

deutung des Fastens und Feierns gewürdigt, so daß wir hier nicht näher darauf einzugehen brauchen. So wird von den Primitiven vor allen wichtigen Unternehmungen gefastet. Ebenso gehört das Fasten zu den kräftigsten Mitteln, mit den Geistern in Verbindung zu treten und ekstatische Visionen zu haben; dann wird es gewöhnlich mit Zurückziehen in die Einsamkeit, sei es in den Wald oder die Wüste, verbunden. Oft genug kam der Mensch als Jäger dazu, wenn er kein Wild traf und sich zudem noch verirrte, unfreiwillig mehrere Tage ohne Nahrung zu bleiben. Dabei kam schließlich ein Zustand von Schwäche über ihn, er phantasierte und glaubte Erscheinungen von Geistern zu haben. War ihm einmal diese Art, mit den Geistern zu verkehren, bekannt geworden, so brauchte er künftig nur dieselbe Ursache zu wiederholen, um dieselbe Wirkung aufs neue hervorzurufen. Bei den Indianern Nordamerikas werden schon Knaben und Mädchen zum Fasten angehalten, um ihre Zauberkraft zu vermehren, mit den Geistern in Verbindung zu treten und von ihnen Zukünftiges zu erfahren. Während dieses Fastens wird den Träumen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. So erzählt Tanner von einem Mädchen Net-no-kwa, die im Alter von zwölf Jahren zehn Tage lang fastete, bis ihr nachts träumte, ein Mann stehe vor ihr, gebe ihr zwei Stöcke und sage ihr außer mancherlei anderem: „Ich gebe dir diese Stöcke, um damit zu gehen, und gebe dir, daß dein Haar so weiß wie Schnee wird.“ Und diese Zusage eines sehr hohen Alters war ihr das ganze Leben hindurch ein Trost in Zeiten der Not und Gefahr.

Besonders zur Zeit der Mannbarkeit zieht sich der junge Indianer nach einem einsamen Orte zurück, um zu fasten, nachzudenken und zu beten; dabei sucht er im Schlafe zu träumen oder halbwachend visionäre Eindrücke zu erlangen, die ihm die Zukunft enthüllen sollen. Besonders hofft er, daß ihm im Traume irgend ein Tier erscheine, das dann hinfort sein Schutzgeist oder seine „Medizin“ ist. Ein alter Krieger z. B., der in seiner Jugend von einer Fledermaus geträumt hatte, die zu ihm kam, trug von da an die Haut einer solchen auf dem Scheitel und glaubte sich damit sein ganzes Leben hindurch für seine Feinde unverletzlich. Wenn ein Indianer etwas erlangen möchte, fastet er, bis er einen Traun hat, in welchem Manitu, der „Große Geist“, es ihm gewährt. Während die Erwachsenen auf die Jagd gehen, lassen sie die Kinder gerne fasten, damit ihnen in ihren Träumen günstige Vorzeichen für die Jagd zuteil werden. Allgemein wird geglaubt, daß Jäger, die vor der zu unternehmenden Jagd fasten, in ihren Träumen erfahren,

wo sich das Wild aufhält und wie sie am besten den Zorn der bösen Geister besänftigen, damit sie es erlangen. Einst glaubte ein Jäger im Traume einen längst verstorbenen Genossen zu sehen, der ihm sagte: „Wenn du mir opferst, so wirst du Wild schießen, soviel du willst!“ Daraufhin verbrannte er dem Geiste zu Ehren ein ganzes Stük Wild, obschon er selbst Hunger hatte und es viel lieber selbst verzehrt hätte. Besonders der Meda (Zauberer oder „Medizinmann“) soll durch Fasten einen wichtigen Teil der Befähigung zu seinem Amte erhalten. Aber auch von Laien wird oft eine Woche und länger gefastet, bis sie, wenn möglich, von der Sonne träumten; dann würden sie befähigt sein, alles, was auf Erden ist, zu sehen. Wenn ein solcher beim Fasten viel Glück hat und seine Stammesgenossen glauben, er besitze die Gabe, in die Zukunft zu schauen, so steht ihm der Weg zu den höchsten Ehren offen.

Auch die Indianer Mittel- und Südamerikas glauben sich durch Fasten und Schwitzbäder übernatürliche Kräfte anzueignen und die Hilfe der Geister zu erlangen. Schon Romano Panes berichtet aus der Zeit des Kolumbus, daß man auf Haiti das Fasten übte, um von den Geistern die Kenntnis der zukünftigen Dinge zu erlangen. Und bis auf den heutigen Tag bildet längeres strenges Fasten einen wichtigen Teil der Vorbereitungen des Lehrlings für die Kunst eines Boyé oder Zauberers, nämlich Geister zu rufen, zu befragen, erzürnte zu besänftigen und böse, krankmachende auszutreiben. Auf diese Weise sollten die Zauberer befähigt werden Krankheit und Tod anhexen, alles Übel heilen, die Zukunft enthüllen, Regen, Hagel und Sturm verursachen, die Totengeister herbeirufen und in ihren Dienst zwingen, die Gestalt von Tigern und anderen Raubtieren oder sonstigen Wesen annehmen, giftige Schlangen ohne Gefahr anfassen und sonst alle nur erdenkbare Hexerei ausüben zu können, wie Pater Dobrizhoffer von den Abiponen Südamerikas schreibt. Ebenso zieht sich der Malaie, der sich unverwundbar machen will, drei Tage lang mit kärglicher Nahrung in die Einsamkeit des Dschungels zurück, und wenn er am Schlusse seiner Kur von einem schönen Geiste träumt, der herabsteigt und mit ihm spricht, so glaubt er den Zauber vollbracht. Auch bei den Negern gilt Fasten als unerläßlich, um erfolgreich mit Geistern zu verkehren, so daß dort kein Vertrauen zu einem wohlgenährten Zauberer besteht. Gleicherweise besteht in höheren Religionen noch die Überzeugung, daß Askese die Macht des Geistes stärke und den Menschen zu Stufen höherer Reinheit führe. Dazu gehört vor allem die Abwendung vom

Geschlechtsleben und allen Vergnügungen. So hat es schon bei den alten Indern Büßer gegeben, die unter Entsagung aller Güter und allen Lebensgenusses in der Einsamkeit ein kümmerliches Leben unter Auflegen von allerlei Maßnahmen der Selbstqual führten, um eine höhere Stufe der Göttlichkeit zu erreichen.

Alle Kulte kennen auch gewisse Prozeduren der Reinigung von allen bösen Einflüssen und zur Befreiung von auf sich geladener Schuld. Dahin gehört beispielsweise die christliche Taufe, die symbolisch ein Abwaschen von aller Sünde und Schuld andeutet. Bei den alten Peruanern und Mexikanern wurde das Neugeborene schon am ersten Tage durch eine solche symbolische Handlung entsühnt, wie auch bei der Leichenfeier der Tote am Kopfe mit dem Reinigungswasser besprengt wurde. Auch überall in Asien finden solche Taufhandlungen in Verbindung mit Namengebung bald nach der Geburt statt. Auch die Mutter wird dann gleicherweise gereinigt. Besprengen mit entsühnendem Wasser, Waschen und Baden vor den Opfern sind gewöhnliche Forderungen aller höherer Arten von Religionen. Den Reinigungsriten der alten Perser und Inder können die der alten Griechen und Römer gegenübergestellt werden. Bei allen diesen Völkern war das Waschen vor einer gottesdienstlichen Handlung eine unerläßliche Forderung des Kultus. Das heilige Wasser mit Salz vermischt, das Weihwasserbecken am Eingange des Tempels, der Wedel zur Besprengung der Gläubigen, alles dies hat das Christentum vom griechisch-römischen Heidentum übernommen. Wie alle indogermanischen Stämme, unter ihnen auch die Germanen, reinigten die Römer sich, ihre Herden und ihre Felder von Krankheit und allen bösen Einflüssen durch sogenannte Lustrationen, wobei das Feuer als ein ebenso gutes Reinigungsmittel als das Wasser galt. Die Sitte, Herden und Hirten durchs Feuer schreiten zu lassen, die Sprengung von Wasser mit Lorbeerzweigen, das Räuchern mit wohlriechenden Kräutern, am liebsten Weihrauch und Myrrhen, im Notfall auch nur mit Holz und Schwefel, bildeten einen Teil der ländlichen Riten beim Feste der altrömischen Göttin der Schafherden Pales, das am 21. April, am Gründungsdatum Roms, gefeiert wurde. Schon in den homerischen Epen wird von einem, der Blut vergoß, verlangt, daß er sich davon reinige, bevor er opfernd vor die Götter trete. So scheut sich Hektor, dem Zeus mit ungewaschener Hand den dunkeln Wein zu sprengen, damit er ihn in der Schlacht schütze, und Aneas mag seine Hausgötterbilder nicht anrühren, bevor er sich durch den lebendigen Strom vom Morde ge-

reinigt hat. So mußten sich im alten Griechenland und Rom auch die Leidtragenden durch eine Lustration von der verunreinigenden Gegenwart des Todes reinigen. So stand an der Tür des griechischen wie auch des römischen Trauerhauses ein Gefäß mit Wasser, mit welchem sich die Heraustretenden besprengten und reinigten, und in Rom benetzten sich die Trauernden nach der Rückkehr von der Bestattung mit Wasser und schritten zudem noch über ein Feuer, um sich auf diese doppelte Weise von der Verunreinigung, die vom Toten ausging, zu reinigen.

Auch die Juden hatten sich nach dem Gesetz durch Waschungen und Wechseln der Kleider von allem bösen Zauber zu reinigen, der vom Essen von unreinen Tieren, von der Berührung von Aas und Leichen, vom Wochenbett, von Blut- und Schleimfluß, Beischlaf und Aussatz ausging, bevor sie wieder an den religiösen Feiern der Gemeinde teilnehmen durften. Waschungen bildeten einen Teil der Weihe der Priester, die ohne solche nicht am Altare tätig sein oder die Stiftshütte betreten konnten. In der späteren Zeit des Judentums gingen mit den erhöhten Anforderungen an die Frömmigkeit des einzelnen diese Reinigungen mehr und mehr in die tägliche Lebensgewohnheit über und die Zahl der erforderlichen Waschungen nahm bedeutend zu. Aus dieser Periode rührt auch die Taufe der Proselyten her, eine Zeremonie, die in späterer Zeit eine so wichtige Stelle unter den religiösen Riten erhielt. Auch das älteste Christentum übernahm vom Judentum die jüdische Einweihung der Proselyten als Taufe der Erwachsenen, während die Kindertaufe damit noch die Reinigungszeremonie des neugeborenen Kindes verbindet. Die Reinigung mit Weihwasser in den griechischen und römischen Kirchen ist eine genaue Fortsetzung des klassischen Ritus, und das Ritual dieser Kirchen folgt dem alten Opferbrauche auch darin, daß der Priester vor der Messe eine zeremonielle Waschung der Hände vornehmen muß. Das Besprengen oder Sichbenetzen mit Weihwasser soll den betreffenden Gläubigen heiligen, wenn er den Tempel betritt, soll Krankheiten heilen, Zauberei von Menschen und Tieren abwenden, böse Geister aus den Besessenen austreiben und übernatürliche Kräfte verleihen.

Wie das Waschen mit Wasser seit dem höchsten Altertum als Reinigungszeremonie des Kultus gebräuchlich ist, sind es auch Räucherungen, am liebsten mit wohlriechenden Pflanzenharzen. Schon im ältesten Babylonien und Ägypten war ein wichtiger Teil der Opferzeremonie das Verbrennen von Weihrauchkörnern und Mischungen

anderer wohlriechender Harze vor den Bildern der zu verehrenden Götter, deren zum Himmel ansteigender Duft den vergöttlichten Geistern ebenso angenehm sein sollte, als er es für die Menschen war. Von den Westasiaten übernahmen die Griechen und von diesen die Römer diese Art Rauchopfer, um sie dann der christlichen Kirche zu vermachen. Das Nähere über die überaus interessante Geschichte von Weihrauch und Myrrhe samt der übrigen wohlriechenden Pflanzenharze lese man im zweiten Bande meiner Kulturgeschichte der Nutzpflanzen nach. Hier sei nur bemerkt, daß auch im Kultus der Azteken Mexikos solche Rauchopfer täglich gebraucht wurden, und zu den gewöhnlichsten antiquarischen Überresten von dort zählen die rituellen Rauchtöpfe, in denen copalli — daher unser Name Kopal — und Bitumen zu Ehren der Gottheit verbrannt wurden. Sonst galt bei den amerikanischen Stämmen der Tabakrauch als das angenehmste Rauchopfer für die Geister und Götter; deshalb war den Indianern die Tabakpflanze ein heiliges Kraut und die Friedenspfeife, in welcher die getrockneten Blätter derselben geraucht wurden, ein besonderes Geschenk der Sonne oder des „Großen Geistes". Wenn bei den Kariben der eingeborene Zauberer einen bösen Geist beschwören oder sonst irgend welchen Zauber ausüben wollte, so pflegte er Tabaksrauch in die Luft zu blasen; bei den Stämmen Brasiliens dagegen bliesen die Zauberer den Tabaksdampf rings auf die Zuschauer und auf den Patienten, der geheilt werden sollte. Zu Hennepins Zeiten blickten die Sioux zur Sonne empor, wenn sie rauchten, und wenn bei ihnen die Friedenspfeife angezündet wurde, ohne deren Infunktiontreten keinerlei Abmachungen oder Verträge geschlossen wurden, wurde sie ihr zuerst angeboten mit der Aufforderung: „Rauche, Sonne!" Der Häuptling der Natschez rauchte bei Sonnenaufgang zuerst gegen Osten, dann nach den anderen Himmelsrichtungen, und die Osagen begannen kein Unternehmen, ohne zuvor ein Rauchopfer dargebracht und dabei gebetet zu haben: „Großer Geist, komm herab und rauche mit mir als Freund; Feuer und Erde raucht mit mir und helft mir meine Feinde vernichten!" Erst als die Europäer die Sitte des Tabakrauchens übernahmen, sank sie vom heiligen Opfer zum profanen Genußmitttel herab.

Eine Reinigungszeremonie eigener Art war bei den alten Juden am Versöhnungsfest, das zur Entsündigung des ganzen Volkes und aller seiner Glieder am 10. Tage des 7. Monats mit völliger Sabbatruhe, heiliger Versammlung und allgemeinem Fasten begangen wurde, das Wegjagen eines mit den Sünden des ganzen Volkes beladenen

Ziegenbockes in die Wüste „zu Asasel“, dem obersten der Wüstendämonen, damit dieser das Tier samt den an ihm haftenden Sünden verschlinge. Damit sollte die Sünde, von der das ganze Volk durch das Sühnopfer vor Gott losgeworden war, nunmehr vollständig weggeschafft und dahin verwiesen sein, wo die unreinen bösen Geister hausen. Daher der auch von uns gebrauchte Ausdruck Sündenbock. Von denselben Anschauungen der Reinigung von allem Bösen ausgehend, jagen die Katschinzen im südlichen Sibirien ein weißes Pferd, das sie „Sünde“ nennen, bei einem Opferbrauch unter großem Geschrei davon und sind erfreut, wenn es sich den Herden eines andern Stammes anschließt, mag es auch denen etwas Böses bringen. Die Bádaga in Vorderindien beladen bei der Totenfeier ein Büffelkalb mit allen Sünden, d. h. bösem, verunreinigendem Zauber, des Verstorbenen und seines Geschlechts und scheuchen es dann ebenfalls unter wildem Lärm hinweg. Solche Sitten, deren sich noch mehr anführen ließen, sind nur ein Teil jener Bräuche, die das Übertragen eines bösen Zaubers oder einer Krankheit, die ja auch dazu gehört, auf andere Wesen, seien es Tiere oder Pflanzen, bezwecken. Wie fest der Glaube an derartige Möglichkeiten haftet, zeigt die Neigung für sympathetische Kuren, die auch bei uns noch weit verbreitet sind.

Wo immer in den rein geistigen Religionen niedere Kultformen aus älterer Zeit übernommen wurden, hat sich auch die Sitte des Wallfahrens erhalten. Die Gottheiten primitiver Lebensformen sind eben an den Ort gebunden, während man die der höheren, weil allgegenwärtig gedacht, überall verehren kann. So haben sich solche zu Wallfahrten Veranlassung gebende Lokalkulte auch im Christentum, im Islam, Buddhismus und Brahmaismus mit wunderbarer Zähigkeit erhalten. Indem Mohammed die lange vor seiner Zeit übliche Verehrung des Meteoriten zu Mekka, in welchem ein mächtiger Geist hausend gedacht war, und die herkömmlichen Wallfahrten der Araber dorthin in sein Religionssystem aufnahm, schuf er seinem Glauben einen Mittelpunkt und gleichsam ein lebendiges Herz, das die begeistertsten und opferfreudigsten Elemente gleich dem lebenspendenden Blut des Organismus an sich zieht und nach der Reinigung und Heiligung wie das in den Lungen mit Sauerstoff beladene Blut mit erneuter und gesteigerter Glaubenswärme wieder in die fernsten Glieder entläßt. Auch im Christentum haben während des Mittelalters die Pilgerfahrten nach Rom ein Gefühl des Zusammenhangs in der christlichen Welt rege erhalten, das zweifellos auch für den Wiederaufschwung des Kultur-

lebens von Bedeutung war. Doch gilt dies für die neuere Zeit nicht mehr; da es gerade die einfältigsten Elemente eines Volkes zu sein pflegen, die eine Wallfahrt als eine Art Buße geloben, so kann aus einer großen Vereinigung solcher nichts Erfreuliches entspringen. Was bedeuten heute für die Kultur unserer Zeit die ungeheuren Pilgerscharen, die sich jährlich nach Lourdes, Maria-Einsiedeln oder nach Loreto wälzen, wenn wir sie auch nur mit den kleinsten Wanderversammlungen wissenschaftlicher und philanthropischer Vereine vergleichen!

Auch mit allerlei hypnotischen Machenschaften sich vergesellschaftende Mystik spielt bei der Religionsbildung eine wichtige Rolle, indem dadurch das Gefühlsleben auf Kosten des prüfenden Verstandes gefördert wird. Unter Mystik versteht man vom Standpunkte der Kulturgeschichte und Völkerkunde den Glauben an übernatürliche Kräfte und Einflüsse Lebender, im Gegensatz zum kirchlichen Sprachgebrauch, der darunter eine im Aufgeben des individuellen Bewußtseins gerichtete Andacht mit Sichversenken in die übersinnliche Welt versteht. Wie überhaupt der Geisterglaube in erster Linie den Erfahrungen des Traumlebens entsprungen ist, so ist auch ein großer Teil mystischer Anschauungen aus dieser Quelle geflossen. Es hat einer langen geistigen Schulung bedurft, um den fortgeschritteneren Teil der Menschheit vom naiven Glauben an die Wahrheit des Traumlebens abzubringen. Alle Primitiven glauben ja noch heute, in ihren Träumen Erlebnisse der vorübergehend aus dem Körper ausgewanderten Seele zu sehen, und schließen daraus, daß nicht nur den Geistern der Verstorbenen, sondern auch der Lebenden Wirkungen in die Ferne möglich sind. Auf höheren Entwicklungsstufen entsteht daraus der Wunsch, jenen geheimnisvollen Kräften des Innenlebens näherzutreten und Gewalt über seinen Geist zu bekommen, damit man ihn nach seinem Willen lenken und Dinge tun könne, die sonst dem animalischen Menschen nicht möglich sind. So suchen sie teilweise mit denselben Mitteln, die bei den Primitiven der Zauberer anwendet, sich fremde Geister untertan zu machen, ihren eigenen Geist in die übersinnliche Welt zu versenken. Durch Askese, namentlich Hungern, in Verbindung mit geistlichen Übungen und Autosuggestion bringen sie sich schließlich in einen ekstatischen, visionären Zustand, in welchem sie sich auch außerhalb des Traumlebens in die Welt der Geister und der daraus hervorgegangenen göttlichen Wesen versetzen und zukünftiges Geschehen erfahren zu können glauben. So sind die Divination, d. h. das Erraten künftiger Ereignisse, und die Prophetie die ältesten und wichtigsten Zweige der Mystik.

Zuerst hat der Mensch auf dem bequemeren mechanischen Wege, aus zufälligen oder absichtlich herbeigeführten äußeren Ereignissen, aus dem Verhalten (Geschrei) und der Flugrichtung mit einem besonderen Geistwesen beseelt gedachter Vögel, aus der Eingeweideschau der Opfertiere, aus dem Werfen von Würfeln nach Anrufung der Geister, sie möchten das Fallen derselben nach ihrer höheren Weisheit lenken, durch das Befragen von Orakelfetischen oder von einem göttlichen Geiste beseelt gedachter Hellseherinnen, wie der Pythia in Delphi, die sich als Sprachrohr des dort hausenden Gottes Apollon ausgab, und dergleichen die Zukunft zu erfahren gesucht. Dann versuchte er dies auf geistigem Wege zu erreichen, nicht nur durch Wahrträume, die durch Einnehmen gewisser narkotischer Pflanzenstoffe in einem betäubungsartigen Schlafe eintraten, sondern durch ein unmittelbares Schauen der Zukunft in einem Zustand gesteigerter Geisteskraft. Es ist dies das als Prophetie bezeichnete Sehertum, das eine besondere Veranlagung und außerdem noch eine Vorbereitung durch gewisse Maßnahmen voraussetzt. Aber auch die mechanische Art der Divination setzt vielfach voraus, daß es nur bestimmten Personen gelingt, den auch dabei als wirksam gedachten prophetischen Geist in ihnen, der die Würfe der Orakelsteine oder das Kartenmischen lenkt, so zu beeinflussen, daß eine zuverlässige Antwort auf die gestellte Frage herauskommt. So erklärt es sich, daß auch die Divination meist von besonderen Leuten ausgeübt wird.

Die einfache Divination mit ihren zahllosen Abarten ist allein schon ein Thema, dessen Darstellung Bände füllen könnte. Es läßt sich eben, wenn man will, alles überhaupt nur Erdenkbare in diesem Sinne verwerten, und oft entscheidet nur der Zufall, was gerade bei einem Volke beliebt zu diesem Zwecke wird. Immerhin erscheinen manche Methoden besonders häufig und in den verschiedensten Gebieten der Erde. Wie bei allen Völkern des Altertums, auch den alten Germanen, war auch bei den Kulturvölkern Amerikas die Erforschung der Zukunft oder des göttlichen Willens durch das Beschauen der Eingeweide geopferter Tiere üblich. Bei den Malaien ist dieser Brauch heute noch sehr beliebt. Hose berichtet uns folgendermaßen über die Eingeweideschau der Dayak auf Borneo: „Wenn sie die Götter (besser gesagt Geister, d. V.) zu befragen wünschen, ob irgend ein wichtiges Ereignis eintreten wird oder nicht, oder wenn sie einen Rat haben möchten, wird ein Schwein mit gebundenen Beinen hereingebracht und der Häuptling redet das Schwein an, wobei er es für diesmal mit dem würdevollen Titel „Ballin boin“ (geistiges Schwein) bezeichnet. Er nimmt dann etwas

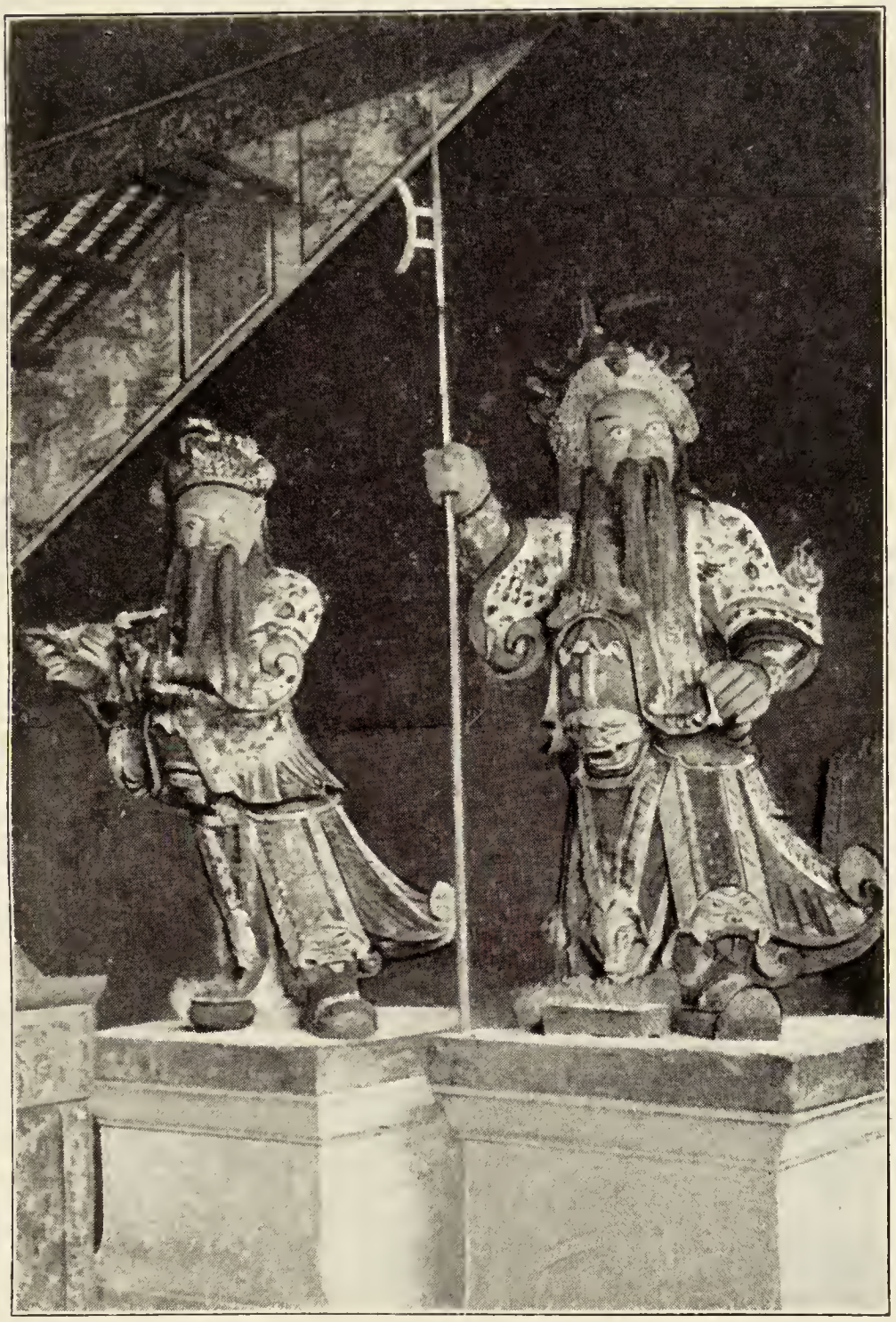
glühende Asche und bewegt sie dicht an dem Rücken und den Seiten des Tieres hin, doch ohne die Haut zu berühren. Dann beschwört er das Schwein (besser gesagt, den Geist im Schwein, d. V.), die Wahrheit zu sagen und setzt ihm die Frage auseinander, ob es rätlich sei, diesen oder jenen Schritt zu tun oder nicht. Dann wird das Schwein geschlachtet; das Blut läßt man in ein großes Gong laufen, der Leib aber wird aufgeschnitten und die Leber zur Untersuchung herausgenommen. Ist nun die Leber schwärzlich oder fleckig, so ist das ein sehr schlechtes Zeichen; wird sie durch die größeren Blutgefäße zusammengehalten, so untersucht man, welche Lage diese zueinander haben. Wenn die Gallenblase irgendwie die Leber überdeckt, gilt das auch für ein Zeichen, das als Omen ungünstig ist; ist dagegen die Leber gesund und tadellos, dann ist das Omen günstig und auch das Schwein genießbar." Auch bei den Galla und ihren Nachbarn im nördöstlichen Afrika ist die Eingeweideschau beliebt. Verwandte Methoden sind das Prophezeien aus den Sprüngen des ins Feuer geworfenen Schulterblattes geopferter Tiere, das die sibirischen Schamanen betreiben, oder aus den Rissen eines ins Feuer geworfenen Schulterblattes eines Hirsches, wie bei den Japanern, oder einer Schildkrötenschale, wie dies bei den alten Chinesen der Fall war.

Mindestens ebenso häufig sind die Orakel, die man dem Verhalten lebender Tiere entnimmt, unter denen wiederum die Vögel als die lebhaftesten und am häufigsten einem begegnenden weitaus bevorzugt werden. Bei den Griechen und Römern wurde besonders der Flug bestimmter Vögel als Omen beobachtet, bei den Malaien sind es dagegen die Stimmen der Vögel, die als gute oder böse Vorzeichen für geplante Unternehmungen gelten. Sind es auch hier nur gewisse Vögel, auf deren Stimme geachtet wird, so ist doch ihre Bedeutung in ein so umfangreiches und verwickeltes System gebracht, daß nur ältere und erfahrene Leute es vollständig beherrschen. Um z. B. bei den Dayak ein gutes Vorzeichen für das Neuanlegen eines Feldes oder den Bau eines Hauses zu erhalten, muß man eine Reihe von Vogelstimmen aus einer bestimmten Richtung hören. Dazu braucht man oft viele Tage, da ungünstige Zeichen dazwischenkommen und das bis dahin erreichte Ergebnis zerstören können, so daß man von vorne beginnen muß. Dadurch entstehen große Zeitverluste, die unter Umständen bedenkliche Folgen haben können. Ein Dayak, der auf dem Wege zu seiner Pflanzung ein übles Omen erhält, kehrt unweigerlich um, selbst wenn sich dies in der besten Arbeitszeit tagelang wieder-

holen sollte. Es fehlt infolgedessen, weil solches Verfahren äußerst unbequem ist, nicht an Versuchen, diese üblen Folgen einer auf die Spitze getriebenen Divinationssucht zu beseitigen, indem man allerlei Mittel anwendet, um dem verkündeten Unheil vorzubeugen und doch seinen ursprünglichen Zweck zu verfolgen. Während eines Hausbaues hilft man sich vielfach in noch einfacherer Weise, indem man durch beständigen Lärm die Vogelstimmen übertäubt und somit alle Omina überhaupt vermeidet.

Wo heilige Fetischtiere in einem Tempel gehalten werden, werden auch diese zu Orakelzwecken und zur Heilung Kranker benutzt, so in Indien die Stiere der weißen, heiligen Zeburasse. In derselben Weise diente im alten Ägypten der heilige Apisstier, in welchem man eine Inkarnation des Sonnengottes erblickte. Eine besondere Methode verfolgen die Chinesen, indem sie ein mit Schriftzeichen beschriebenes Brett mit Reiskörnern belegen und diese von einem Huhn als einem Fetischtiere aufpicken lassen, worauf man dann aus den zuerst getroffenen Feldern das Orakel zusammenstellt. Bei den Yaunde im Hinterlande von Kamerun benutzt man die als Fetischtier betrachtete Erdspinne zu Orakelzwecken. „In jedem Weiler", schreibt Zenker, „oder auch an den Wegen findet man ein mit Pisangstämmen umlegtes Viereck, in dessen Mitte sich ein mit Bambusstäbchen umstecktes Loch befindet, in dem eine Erdspinne haust. Will nun der Besitzer eines Weilers oder einer seiner Angehörigen eine Reise unternehmen, so wird das Loch nachts mit Pisangblättern überdeckt. Bleiben die Stäbchen in Ordnung, so wird alles gut gehen, ist jedoch ein Stäbchen aus der Lage gebracht, so droht ein Unglück, und man bleibt zu Hause."

Eine andere Gruppe der Divinationsmittel umfaßt die Orakel, die der Mensch willkürlich hervorruft. Die von den Niam-niam als Borru bezeichnete Methode besteht einfach darin, daß man mit einem nassen Pflock auf einem hölzernen Bänkchen hin und her fährt; gelingt dies leicht, so gilt es als ein glückliches Vorzeichen. Es ist nun bemerkenswert, daß die Niam-niam nach Schweinfurths Angabe das Beten der Mohammedaner ebenfalls als „Borru" bezeichneten, also der ihnen unverständlichen Gottesverehrung einen praktischen Zweck unterlegten. Sehr beliebt sind auch die Fußwurzelknochen der Opfertiere als Orakelgeräte, aus denen dann die Würfel hervorgingen. Noch bei den alten Griechen und Römern waren solche als astragala zum Würfeln beliebt. Bei den Baronga ist das Orakel der Fußknochenwürfel zu einem verwickelten System ausgebildet, die nur ein



Zwei buntbemalte Götzenbilder aus einem chineſiſchen Tempel, kriegeriſche Heroen darſtellend.

Moschee in Bimbila (Togo).

Zauberer, der besondere „Medizinen“ erworben hat, richtig zu handhaben vermag. Ein Satz solcher Orakelwürfel, den Missionar Junod untersuchte, bestand aus 27 Stücken. Davon entsprachen 7 Fußwurzelknochen von Schafen verschiedenen Alters und Geschlechts den Mitgliedern der Familie, andere stellten Geister der Vorfahren, andere Lebende und Gegenstände, wie Waffen, Geld, Nacht, Frieden, schlechte Nachrichten usw. dar. Dabei wurden diese Knochenwürfel nach bestimmten Regeln geworfen und dann das Orakel gedeutet, je nachdem die einzelnen Stücke die Vorder- oder die Rückseite nach oben kehrten. Erst spät ist dann auch bei uns solches Orakel zu einem harmlosen Spiel herabgesunken. Dasselbe gilt von den Spielkarten und anderen solchen Orakelhilfsmitteln. Mag die Sache noch so sehr als Zufall zu deuten sein, so zweifelt der Primitive nicht im geringsten an die Wahrheit solcher Orakel und hält sich genau an die dadurch erlangten guten oder bösen Vorzeichen. Geschichten über Geschichten erzählt man sich an den Lagerfeuern vom Eintreffen von Unglück aller Art, Krankheit und Todesfällen, die aus der Nichtachtung solcher Vorzeichen entsprangen, so daß die Menschen mit aller Zähigkeit daran glauben, mag man ihnen noch so viel Vernunftgründe dagegen anführen. Wie bei allen solchen Voraussagen berücksichtigt man eben nur die Fälle, bei denen die Sache wirklich eintraf, und behält diese sorgfältig im Gedächtnis, während man nur zu sehr geneigt ist, die ebenso zahlreichen Fälle, in welchen die Prophezeiung nicht eintraf, zu verschweigen und rasch zu vergessen. Nicht anders verhält sich das Publikum bei den Kulturvölkern, beispielsweise den Voraussagen der Wetterpropheten gegenüber, bei denen nur die Fälle, in denen die Prophezeiung eintraf, sich der Erinnerung einprägen, die zahlreichen anderen aber, in denen dies nicht der Fall war, übersehen werden.

Bei der Prophetie im eigentlichen Sinne sucht man dem menschlichen Geiste dieselbe Kraft, in die Zukunft zu schauen und Übernatürliches zu erkennen, zu verleihen, die man den Totengeistern als von der Leiblichkeit befreiten Wesen von vorneherein zutraut. Meist sucht man überhaupt nicht beim Lebenden solche Fähigkeiten zu entwickeln, sondern man begnügt sich damit, mit diesen allwissenden Totengeistern in Verbindung zu treten und sie zum Antworten zu bewegen. Dies geschieht nun auf verschiedene Weise: entweder verkehrt der Zauberer oder Priester während seiner spontan oder durch Einnehmen von Betäubungsmitteln künstlich herbeigeführten Verzückung mit diesen Totengeistern und berichtet dann über seine Erlebnisse und die ihm von jenen

mitgeteilten Auskünfte, oder der Totengeist nimmt durch besonderen Zauber von seinem Körper Besitz und spricht aus seinem Munde, oder endlich der Geist gibt seine Gegenwart durch Geräusche und Klopftöne zu erkennen und vermag sich sogar zu materialisieren und körperlich unter den Anwesenden zu erscheinen. Diese Methoden sind natürlich nicht scharf getrennt, sondern durch Zwischenstufen verbunden und werden oft nebeneinander angewandt.

Die Mittel, sich in Ekstase zu versetzen, sind äußerst zahlreich und mannigfaltig. Am beliebtesten sind darunter berauschende Getränke und narkotische Pflanzenstoffe, deren Wirkung als mächtiger Zauber gilt und der Einwirkung überirdischer Mächte, eben der Geister, zugeschrieben wird. So kann es uns nicht wundern, daß sie von einem mystischen Nimbus umgeben sind und nur unter bestimmten Förmlichkeiten genossen werden, so der heilige Somatrank der alten Arier Indiens, dessen Kult sogar von einer besondern Priesterschaft gepflegt wurde, die Kawa der Polynesier und Melanesier und der Tabak der Nordamerikaner. Zum Kulte des altgriechischen Gottes der Fruchtbarkeit und des Anführers der im Boden hausend gedachten Totengeister, welche die Fruchtbarkeit befördern, Dionysos, gehörte der Weinrausch, und wenn man vom gegorenen Rebensafte trunken war, so hieß es, man sei des Gottes voll, d. h. dieser vergöttlichte Geist habe Besitz von einem genommen. Das Bilsenkraut, das die Vorstellung des Fliegenkönnens hervorzurufen scheint, galt als das Lieblingsnarkotikum der mittelalterlichen Hexen und spielte deshalb bei den Hexenprozessen eine große Rolle. Naturvölker benutzen die verschiedensten anderen narkotischen Gifte, um sich zu betäuben und in diesem Zustande Visionen zu haben. Die Mundruku-Indianer Brasiliens gaben ihren Zauberern ein narkotisches Getränk, damit sie im Traume etwa den Mörder oder sonst einen Schuldigen erblickten. Einen ähnlichen Trank gaben die kalifornischen Indianer ihren Kindern, um aus den darauf folgenden Visionen Nachrichten über ihre Feinde zu erhalten. Die Indianer von Darien ließen ihre Kinder eine Abkochung des Samens der strauchartigen Datura sanguinea, einer Stechapfelart mit großen, halb roten, halb gelben Blüten trinken, um ein prophetisches Delirium hervorzurufen, in welchem sie verborgene Schätze offenbaren sollten. Dasselbe Mittel diente den Priestern des Sonnentempels zu Sogamossa, dem peruanischen Orakelsitz, um sich mit den huaca genannten Geistern der Verstorbenen in Verbindung zu setzen, damit ihnen diese künftige Ereignisse und was die Leute sonst Verborgenes wissen wollten, kund

täten. Deshalb wird diese Pflanze heute noch in Peru yerba de huaca, d. h. Geisterpflanze, genannt. Ebenfalls aus dem Samen einer Stechapfelart, ololiuhqui genannt, bereiteten die mexikanischen Priester einen Trank, um Delirien und Visionen hervorzurufen, in denen sie mit den Geistern in Verbindung treten zu können glaubten. Auch der Tabak wurde in so starken Dosen geraucht und dazu noch der Rauch verschluckt, bis eine vollständige Vergiftung eingetreten war, in welcher man im ekstatischen Zustande Geister zu erblicken und Visionen zu haben glaubte. Bei allen Indianerstämmen vom Norden bis in den Süden wurde, soweit man Tabak rauchte, die Tabaksvergiftung für eine übernatürliche Einwirkung von seiten der Geister gehalten und deshalb als Mittel der Inspiration verwendet. So wurde bei den Delawaren beim Feste zu Ehren des Feuergottes innerhalb einer Schwitzhütte Tabak durch Werfen auf glühende Steine verbrannt und der erstickende narkotische Rauch von mehreren Männern, die Visionen haben und mit der Geisterwelt in Verbindung treten wollten, eingeatmet bis sie ohnmächtig wurden. Ebenso war es nach dem Zeugnis des griechischen Geschichtschreibers Herodot bei den Skythen in Südrußland der Fall, die ebenfalls aus Stangen mit einer Hülle von Filzdecken darüber eine Schwitzhütte herstellten, darin Hanfsamen auf glühend heißen Steinen zum Verdampfen brachten und, erst wenn sie von den narkotischen Dämpfen halb betäubt waren, herauskamen. Dies geschah besonders nach Leichenbegängnissen, um sich mit dem Geist des Verstorbenen in Verbindung zu setzen. Der römische Naturkundige Plinius erwähnt mehrere zu seiner Zeit gebräuchliche narkotische Tränke, um Delirien und Visionen hervorzurufen. Bei den West-, Süd- und Ostasiaten dienen zu diesem Zwecke Opium und Haschisch. Wenn auch bei diesen Völkern kein Zauber mehr damit getrieben wird, so gelten doch die Visionäre und ihre Riten für heilig und dienen, beispielsweise bei den Persern, als Mittel der Bekehrung.

Aber auch ohne diese betäubenden und vergiftenden Stoffe läßt sich eine Art Rausch oder Verzückung hervorrufen. So waren außer dem reichlichen Genusse von Wein wilder Lärm, rauschende Musik und rasende Tänze die Mittel der Ekstase im orgiastischen Dienste des Dionysos. Die so genährten Kulte konnten schließlich vielfach in Raserei ausarten, wie z. B. die Verehrung der kappadokischen Bellona, deren Priester sich selbst zerfleischten und dann in der Verzückung weissagten. Auch der Anblick blutiger, zerfleischter, zu Tode gequälter Opfer hat mehrfach als bewußt angewandtes Mittel der Ekstase gedient, ebenso

wilde, wollüstige Ausschweifungen. Oft sind diese verschiedenen Mittel nach- oder nebeneinander angewandt worden. Neben der Raserei und lärmenden Musik erscheint dann wieder eintöniger Gesang, taktmäßiger, endlos wiederholter Trommelschlag, das Anstarren glänzender Gegenstände als Mittel der Autosuggestion, wobei in dem halbklaren Zustande die Zügel der Leitung des Intellektes dem wachen Bewußtsein entgleiten und die Instinkte des Innenlebens hervortreten. In solchen Zuständen pflegen sich Visionen einzustellen, die weit größere Wirklichkeit zu haben scheinen, als die blasseren Bilder des Traumlebens. Wo nicht Zauberer oder Priester allein, sondern ganze geheime Gesellschaften sich durch häufigen Genuß berauschender Getränke gewohnheitsmäßig der Ekstase hingeben, kann schließlich ein ganzer Stamm in nervöse Überreizung verfallen, bis unfreiwillige ekstatische Zustände und Visionen zu einer täglichen Plage werden, die infolge einer merkwürdigen, oft beobachteten Ansteckung immer weiter um sich greift und zu einer eigentlichen Epidemie von Geistesgestörtheit zu werden vermag. Solche angeblich von Teufeln geplagte Stämme trafen holländische Entdeckungsreisende an den Küsten Brasiliens. Vielfach erscheint die Ekstase in der Form, daß ein fremder Geist sich des Menschen zu bemächtigen, aus ihm zu sprechen und ihn zu seltsamen Handlungen anzuregen scheint. Diese besondere Art eines hypnotischen Zustandes hat als „Besessenheit“ namentlich in katholischen Gegenden bis in die Gegenwart eine gewisse Rolle gespielt, wobei die Kapuziner als Teufelsaustreiber einen großen Ruf genossen.

Wenn ein Totengeist durch den Ekstatischen, das „Medium“, zu sprechen scheint, so kann dieser Geist in den Augen der gläubigen Teilnehmer an einer solchen Sitzung ganz in den Vordergrund treten und zum Mittelpunkt eines gewissen Kultes werden, der sich dann entweder dauernd einbürgert oder endlich wieder erlischt. Hierin liegt eine sehr wichtige, aber schwer zu untersuchende Wurzel vieler Kultformen. Deshalb verdient ein Fall, der in seinem Verlaufe genauer festgestellt werden konnte, besondere Beachtung. Bei den Maori Neuseelands gilt, wie Best berichtet, der Geist eines bei der Geburt gestorbenen Kindes, weil es ins Leben wollte und dieses Ziel doch nicht erreichte, als besonders bösartig und gefährlich. Wird z. B. ein solches Kind in der Nähe eines Käfigs begraben, in welchem sich ein zahmer Papagei befindet, so glaubt man, daß der Geist in den Vogel fährt und allerlei Unfug und Unruhe verursacht. Bei einer Gelegenheit hatte sich nun die Seele eines totgeborenen Knaben angeblich in einer grünen

Eidechse verkörpert, und ein gewisser Uhia wurde das Medium, durch das der Geist zu seinen Stammesgenossen sprach. Dieser Kindergeist entwickelte sich in der Folge, nachdem verschiedene dann auch richtig eingetroffene Prophezeiungen den Glauben an ihn gestärkt hatten, zu einem menschenfressenden oder Kriegsgott, der seinen Stamm zu beständigen Kriegs- und Raubzügen aufstachelte. Gewöhnlich stieß Uhia oder vielmehr der aus ihm sprechende Geist vor dem Auszuge zur Schlacht einige geheimnisvolle Worte aus, die sich auf den Ort des Kampfes und einige vorhergehende zufällige Vorgänge bezogen; war alles eingetroffen, dann schritt man siegesgewiß zum Angriff und hatte meist auch, infolge des suggestiven starken Willens zum Siegen, Erfolg. Die Krieger waren streng tabu, da man den Geist auch in ihnen lebendig glaubte. Dieses Tabu galt für so gefährlich, daß es gleich nach der Rückkehr durch bestimmte geeignete Mittel wieder weggenommen werden mußte. So hatte sich denn um Uhia und seinen Geist ein förmlicher mystisch-kriegerischer Kultus gebildet, dessen Anhänger jahrelang einen Teil Neuseelands in Verwirrung und Drangsal stürzten. Nach Uhias Tode traten andere ehrgeizige Männer als Medien des Geistes auf, aber nach und nach verlor sich dessen Kraft und wich endlich ganz von seinem Stamme.

Das Zitieren von Geistern bei den Naturvölkern erinnert ganz an den Spiritismus der Neuzeit. Dieser letztere hat ja seinen Namen vom englischen spirit, Geist eines Verstorbenen, und bezweckt eine Verbindung der Lebenden mit der Geisterwelt, welche auch durch Medien, d. h. leicht suggestible Personen meist weiblichen Geschlechts, bewerkstelligt wird. In China findet sich eine auffallend parallele Entwicklung, indem Schreib- und Sprechmedien dort von allen Volksklassen gegen geringe Bezahlung konsultiert werden. Die Weissagung durch ein Schreibmedium wird als „Herabsteigen des Pinsels“ bezeichnet und findet namentlich in den Gelehrtenkreisen Anwendung. Wenn ein Chinese einen Gott in dieser Weise um Rat fragen will, läßt er ein Medium von Fach kommen, läßt vor das Bildnis des betreffenden Gottes Kerzen, Weihrauch und eine Teespende oder Scheingold legen und vor diesem auf einem andern Tisch einen länglichen Trog mit trockenem Sande aufstellen. Das Schreibinstrument bildet ein V-förmiger 2 bis 3 Fuß langer hölzerner Griffel mit einer Spitze am unteren Ende. Zwei Personen halten dieses Instrument, indem jede einen Schenkel desselben faßt, während die Spitze im Sande ruht. Geeignete Gebete und Zauberformeln veranlassen nun angeblich die Gottheit, ihre Gegenwart durch

eine Bewegung der Spitze im Sande zu erkennen zu geben. So wird die gewünschte Antwort auf die gestellte Frage aufgeschrieben, wobei nur die etwas schwierige und zweifelhafte Aufgabe bleibt, dieses meist sinnlose Gekritzel zu entziffern und zu deuten. Doch bringt das der routinierte Zauberer schon zustande. Solche Geisterschrift war bereits im Altertum bekannt und hat einmal auch in der Kirchengeschichte eine gewisse Rolle gespielt, nämlich beim Abschluß der Kirchenversammlung von Nikäa in Kleinasien, die Kaiser Konstantin im Jahre 325 zur Bekämpfung des Arianismus einberufen hatte. Zwei Bischöfe, Chrysanthus und Mysonius, waren während der Sitzung gestorben, und die übrige Schar der Väter brachte die von ihnen unterzeichneten Akten ans Grab, redete die abgeschiedenen Bischöfe, als lebten sie noch, an und ließ das Dokument zurück, damit sie es ebenfalls unterzeichneten. Und wirklich, als sie am nächsten Tage zurückkehrten, fanden sie die beiden Unterschriften in folgender Weise hinzugefügt: „Wir, Chrysanthus und Mysonius, haben in Übereinstimmung mit allen auf dem ersten heiligen und ökumenischen (allgemeinen) Konzil zu Nikäa versammelten Vätern, obgleich aus unserem Leibe abgeschieden, auch eigenhändig das Schriftstück unterzeichnet.“ Vor einigen Jahrzehnten sind solche Geisterschriften ohne materielles Werkzeug wieder von der Baronin Güldenstubbe erneuert worden, indem angeblich die zitierten Geister, in ihren ätherischen Leib gehüllt, durch ihre Willenskraft elektrische Ströme auf dem Papier bewirken und so geschriebene Buchstaben bilden sollten (!). Sogar Hippokrates soll diese Dame in ihrer Wohnung in Paris besucht und ihr eine Unterschrift gegeben haben, welche angeblich in wenigen Minuten einen heftigen Anfall von Rheumatismus heilte!

Der buddhistische Heilige von hohem asketischen Rang soll die als „Vollkommenheit“ (irdhi) bezeichnete Fähigkeit erlangen, sich nach Belieben in die Luft zu erheben, sowie die Erde umzukehren und die Sonne in ihrem Laufe anzuhalten, wie es einst Josua getan hat. Der Heilige, der diese Macht besitzt, soll sie durch die bloße Entschließung seines Willens ausüben, indem sein Körper dann gewichtslos wird, wie wenn ein Mensch in gewöhnlichem Zustande zu springen beschließt und springt. Buddhistische Annalen erzählen, daß der indische Königssohn Gautama, der später den Namen Buddha, d. h. der Erleuchtete, erhielt, wie auch andere Heilige solchermaßen in der Luft zu schweben vermochten, so z. B. sein Vorfahre Maha Sammata, welcher sich ohne sichtbare Unterstützung in der Luft gesetzt haben soll. Selbst ohne diese

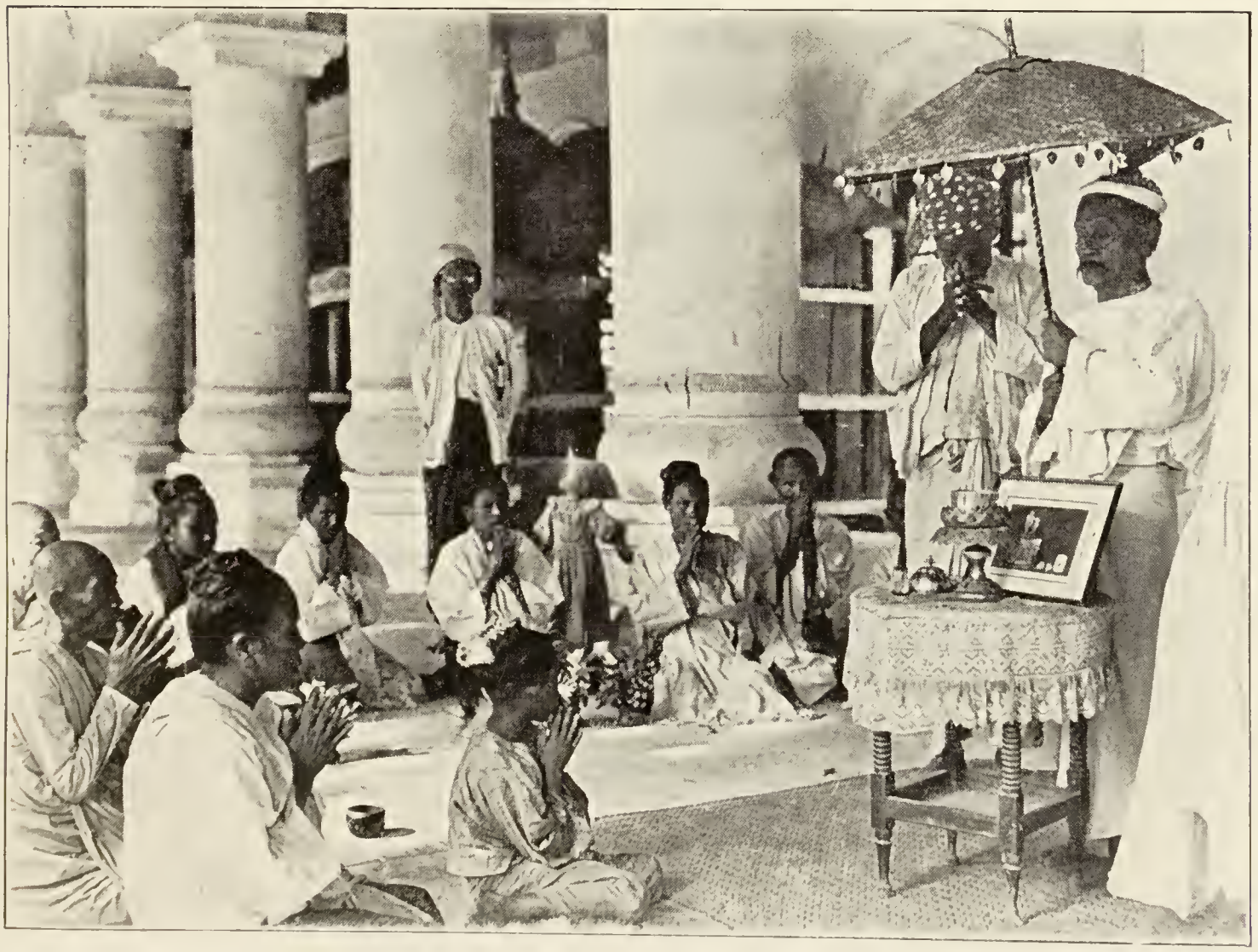
erhabene Fähigkeit wird es von den Buddhisten für möglich gehalten, sich in die Luft zu erheben und dort zu bewegen, und zwar durch eine Art ekstatischer Freude (udwega prîti). Eine bemerkenswerte Erwähnung dieses Kunststückes, das von indischen Brahmanen ausgeführt sein soll, finden wir in der Biographie des Apollonius von Tyana im 3. Jahrhundert n. Chr. Fremde Beschwörer machten sich im 2. Jahrhundert bei den Griechen anheischig, das Wunder der Brahmanen zu vollziehen, welche sich, angeblich nur um besser für die Riten des Sonnendienstes geeignet zu sein, zwei Ellen hoch über den Erdboden erheben. Auch der neuplatonische Mystiker Jamblichus soll, während er zu den Göttern betete, mehr als zehn Ellen über den Erdboden erhoben worden sein, dabei sollen sein Körper und seine Kleider eine schöne goldene Farbe angenommen haben. Aber nachdem er sein Gebet beendet hatte, sei sein Körper wieder zur Erde zurückgesunken. Später wurde dieses Wunder ein Attribut bestimmter katholischer Heiliger. Die Halluzination, in die Luft zu steigen oder in ihr zu schweben, ist äußerst häufig und die Asketen aller Religionen sind ihr besonders ausgesetzt.

Zum Kultus gehört auch die Abwehr von bösem Zauber. Zu diesem Zweck behängt man sich mit Amuletten der verschiedensten Art, von denen früher im Abschnitte über Zauberei die Rede war. Besonders beliebt, weil für besonders wirksam gehalten, sind dabei Nachbildungen abwehrender Handlungen, die man auf diese Weise besonders wirksam zu machen glaubt. Die abweisend erhobene flache Hand ist in der ganzen islamitischen Welt ein beliebtes Amulett, das man als Abklatsch oder in stilisierter Form an allen Hauswänden, in Metall gearbeitet als Schmuckstück der Frauen häufig sieht. Man trifft es aber auch im nordöstlichen und südlichen Asien häufig an. Die Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger erscheint in Süditalien als Talisman. Ungemein verbreitet sind ferner die Amulette, die auf obszöne Hohnbewegungen und Hohndemonstrationen zurückgehen, so der Phallus und entsprechende Symbole der weiblichen Genitalien, die wie bei den Kulturvölkern des Altertums, so heute noch im malaiischen Archipel zur Abwehr von bösem Zauber verwendet werden. Verwandt mit dieser ganzen Gruppe sind die Spiegelamulette, die den heranschwebenden bösen Geistern ihr eigenes gräßliches Spiegelbild entgegenwerfen sollen, so daß sie erschreckt zurückfahren. Geisterabwehrende Kraft schrieb man auch alten Steinwaffen, namentlich Steinbeilen, und Versteinerungen wie Belemniten, die man für Donnerkeile hielt, zu, ebenso Gegenständen von Eisen, weil dieses Metall als eine Neuerung

galt, die den Geistern der alten Zeit nicht gefallen und der sie entsetzt aus dem Wege gehen sollten. Aus demselben Grunde geben Naturvölker ihren Kindern möglichste Geringschätzung ausdrückende Namen, damit die Geister, die sie bei diesen rufen hören, glauben, sie seien den Eltern nicht wert und sie aus diesem Grunde in Ruhe lassen. Anderswo, wie in Indien, schmückt man die Kinder mit wohlriechenden Blumen, Glöckchen, Perlen und anderem Schmuck, damit die Geister und Dämonen dadurch freundlich gestimmt werden, Wohlgefallen am Geruche der Blumen, am Geklingel der Glöckchen und am Leuchten des Schmuckes haben und daraufhin ihre feindlichen Absichten den so Geschmückten gegenüber fahren lassen. Außer gegen Geister und bewußten Zauber böser Menschen sollen manche Amulette auch gegen unbeabsichtigte schlimme Einflüsse, wie namentlich vor dem „bösen Blick“ schützen, vor dem heute noch selbst südeuropäische Völker eine grenzenlose Furcht empfinden. Es sollen nämlich auch im übrigen ganz harmlose Menschen mit der verhängnisvollen Gabe des bösen Blickes behaftet sein können und damit, auch ohne es zu wollen, unter Umständen großes Unheil anrichten. Dieser wunderliche Aberglaube entspringt wohl teilweise der für Nervöse beängstigenden, ja geradezu hypnotisierenden Wirkung, die ein stechender oder tückischer Blick auf leicht suggestible und hysterisch veranlagte Gemüter auszuüben vermag.

Von der passiven zur aktiven Zauberei ist kein großer Schritt, und ebenso ist es erklärlich, daß auch dabei vor allem die Hilfe mächtiger Totengeister in Anspruch genommen wird. Glaubt man doch auch in vielen Amuletten einen Schutzgeist an sich zu fesseln, der von sich aus dann alle bösen Einflüsse und Dämonen vertreibt und ihrem Träger Glück, Gesundheit und langes Leben bringt. Wir sahen schon früher, daß mehr oder weniger alle Handlungen der Primitiven auf Abwehr von allem bösen und dafür Erzeugung von gutem Zauber gerichtet sind. Das Knüpfen von Zauberknoten, das Zeichnen, Singen, Tanzen, Schreiben, Sprechen von Liedern, von Heilsegen, Fluch- und Segensformeln, alles das stellt für den Naturmenschen nur Zauberei dar, die er für sich verwendet. So hat die Schrift sehr lange einen halb heiligen, halb unheimlichen Charakter behalten. Auch gewisse in das Gebiet der Bilderschrift fallende Zeichen und Symbole werden mit Zähigkeit als schützende Amulette festgehalten. Dahin gehört beispielsweise das als Svastika oder Sauvastika dargestellte Hakenkreuz als das heilige Symbol des Feuerdämons und zugleich auch Sonnengottes, von dem im Abschnitte über das Feuer

Die kolossale Bronzestatue des Buddha in Kamakura (Japan) errichtet im Jahre 1252 nach Christus, wohl das größte Bronzebild der Welt. 50 Fuß hoch und 98 Fuß Umfang.



Ausstellung besonders heiliger Buddha-Reliquien in der Arakan-Pagode, Mandalay (Birma). (Nach einer Aufnahme von Prof. L. Scherman.)

Götzenprozession mit reich geschmückten Tempelelefanten in Ostindien.

Hütten und Dorfgötze der Kayan in Nordborneo.

bereits die Rede war, ebenso das christliche Kreuz, das heute noch bei den mohammedanischen Bewohnern Nordafrikas als schützendes, mit Vorliebe auf die Stirn tätowiertes Zeichen, im übrigen Afrika aber als „Fetisch“ weit ins Innere gedrungen ist.

Da nun der Glaube an Zauberei völlig das Dasein der Naturvölker durchdringt, ist es kein Wunder, daß alle Primitiven sich über und über mit schützenden Amuletten und tätowierten oder eingeritzten heiligen Zeichen bedecken und durchaus nichts unternehmen, ohne den Erfolg garantierenden Zauber auszuüben. Kein Jagd- oder Fischzug wird unternommen, kein Acker bestellt, keine Hütte gebaut, auch sonst nichts in Angriff genommen, ohne den nötigen Zauber zum Gelingen und zum Aufheben etwaigen bösen Gegenzaubers zu bewirken. Dabei hat jede Tätigkeit und jedes Gewerbe seine besonderen Zauberformeln und mystischen Regeln, für jedes Geschlecht und Lebensalter gibt es besondere Amulette, besondere Vorschriften, die genau befolgt werden müssen, und zahlreiche Verbote magischer Art. Das Leben dieser primitiven Menschen bleibt dem völlig unverständlich, der nicht deren absolute Unterjochung unter die Zauber- und Geisterfurcht bedenkt und weiß, daß alle ihre Handlungen nur auf Abwehr dieser sie Tag und Nacht peinigenden Mächte gerichtet sind. Deshalb sind für sie auch alle Zauberer oder Medizinmänner so ungeheuer einflußreiche Personen, mit denen man sich möglichst gut zu stellen hat, da sie einem, der ihnen nicht genehm ist oder gar ihrem Tun Widerstand leistet, nur zu leicht Tod und Verderben bringen können. Um ihre Macht recht deutlich jedermann kundzutun, behängen sich gerade die Zauberer noch mehr als die gewöhnlichen Menschen mit einer Unmenge von Amuletten und von den Laien gefürchteter „Medizinen“, mit der sie in der ihnen selten fehlenden Zauberhütte ihre geheimnisvollen Machenschaften vornehmen. Reine Gaunerei ohne einen starken Zusatz von Selbstbetrug scheint bei diesen Zauberern nur selten vorzukommen. Sie sind eben auch Glieder ihres Volkes und unterliegen den Anschauungen, die ihnen von Kindesbeinen an eingeimpft wurden und die sie selbst felsenfest glauben. Immerhin gibt es unter dieser Sippschaft auch genug gewissenlose Schurken, die die Todesangst der Zuflucht bei ihnen suchenden Volksgenossen aufs gemeinste ausnutzen und sich auf deren Kosten bereichern. Immerhin ist der Zauberer namentlich in seiner Funktion als Wettermacher der Kritik seiner Stammesgenossen ausgesetzt, wenn seine Kunst fehlschlägt und seine

Kuren mißlingen. Erst auf einer höheren Stufe, indem er als Priester gewisser Gottheiten erscheint und diesen die Verantwortung für den Mißerfolg zuschreiben kann, entgeht er mehr und mehr dieser peinlichen Verantwortung und steigt mit dem Ansehen seines Gottes zu immer höherem Selbstbewußtsein, bis er sich, wie der Papst in Rom, als Stellvertreter des höchsten Gottes und damit selbst als Gott, wie bereits die alten orientalischen Könige und römischen Kaiser, fühlt und als solcher den Anspruch auf Unfehlbarkeit aller seiner Beschlüsse in Glaubenssachen erhebt, eine Anmaßung, die denn auch bei ihrer Proklamation im Jahre 1870 unter den selbständig zu denken vermögenden Katholiken genug böses Blut gemacht hat und den Austritt Vieler aus der Kirche und die Gründung einer neuen, solchen Glaubenszwang nicht mehr ausübenden Kirche, der christkatholischen, veranlaßte.

Außer einzelnen Individuen können auch geheime Gesellschaften bestimmte Seiten der Zauberei und Mystik pflegen. So betreibt der Agbui-Orden, eine Unterabteilung des Yevhe-Bundes an der Sklavenküste, den Wetterzauber, die Kabiren auf Lemnos und in Phrygien entfalteten bei Sonnen- und Mondfinsternissen ihre rettende Tätigkeit, indem sie bei diesen Anlässen die diese Gestirne zu verschlingen drohenden Dämonen vertrieben; manche indianische Bünde widmen sich speziell dem Jagdzauber, um ihren Angehörigen reiche Beute zuteil werden zu lassen. Viele nordamerikanische geheime Gesellschaften bezwecken durch ihre Tänze eine Versöhnung der Geister und eine Art totemistischen Ahnenkult, und viele westafrikanische pflegen besonders die mit dem Zauber der Beschneidung zusammenhängenden Mysterien. Aus diesen rohen Anfängen gehen dann Priestergesellschaften hervor, die sich dem Dienste besonderer Gottheiten weihen, wie dies in Westafrika bereits klar zu beobachten ist. Ehelosigkeit oder durch Kastration erzwungene Keuschheit, ursprünglich wahrscheinlich eines der Hilfsmittel zur Ekstase und zugleich ein Opfer für die Gottheit, erscheint bei solchen nicht selten als Vorschrift, so bei den Sonnenjungfrauen in Peru, den Vestalinnen in Rom und vielen altorientalischen Priesterkollegien. Das Mönchs- und Nonnenwesen des Christentums und des Buddhismus ist nur eine Fortbildung dieser älteren Formen.

Zuweilen steigen die blutigen und schmutzigen Züge der niedern Mystik gerade dadurch ins Ungemessene, daß sie einer entwickelteren Götterlehre beigeordnet und mit ihr systematisch fortgebildet werden. Eine solche Ausartung blutiger Mystik unter dem Einflusse mythologischer Gedanken sind die Menschenschlächtereien aztekischer

Priester. Aber der große Zug der Entwicklung geht gerade den entgegengesetzten Weg. Die Religion bildet sich allmählich zu einer Stütze der Sittlichkeit um und gewinnt dadurch wesentlich, da sie ja selbst damit wie alles Sittliche über die Enge des persönlich und zeitlich begrenzten Menschentums hinauswächst, ein um so kräftigeres Leben. Diese Umbildung im einzelnen zu verfolgen, ist unmöglich; die Art aber, wie sie stattfindet, lehrt nichts besser als ein Blick auf die Ansichten über Lohn und Strafe im Jenseits. Da sich die Begriffe irdischer Schuld und Strafe erst ganz allmählich herausbildeten, so ist zunächst davon beim Geisterglauben keine Rede. Je nach dem Charakter eines Volkes nimmt es an, daß seine Toten es in der Geisterwelt gut oder schlecht haben, aber Unterschiede im Ergehen einzelner gibt es nicht. Erst auf einer späteren Stufe nimmt man an, daß die Häuptlinge, die Vornehmen und Reichen, denen zahlreiche Beigaben mit ins Grab gelegt werden, es in der Geisterwelt besser haben als die Armen, die es dort so wenig als hier zu etwas bringen. Erst das geläuterte Christentum hat, um der vielfachen Ungerechtigkeit des jetzigen Lebens eine ausgleichende Gerechtigkeit des künftigen entgegenzustellen, eine Bestrafung der Schlechten und eine Belohnung der Guten in Aussicht gestellt. Damit hat es den großen Wert der Sittlichkeit betont und läuternd auf viele bis dahin geltende unsittliche Anschauungen gewirkt. Zugleich hat es das Gebet vertieft und den Glauben an einen gerechten Gott geweckt, der die viele Ungerechtigkeit dieser Welt in einer kommenden durch Gerechtigkeit vergelten wird.

Noch heute wünscht der gläubige Katholik, daß seines Vaters, seiner Mutter oder sonstigen Angehörigen Seele, wie auch dereinst seine eigene, „Ruhe finden möge", d. h. nicht die Lebenden belästigend umgehen oder gar in dem von den Priestern zur Knechtung der Gläubigen ersonnenen „Fegfeuer", das so wenig als die angebliche „Hölle" oder ein über den Wolken gelegener „Himmel" in Aussagen der Bibel sich begründen läßt, Pein leiden müsse. Dafür läßt er sich kein Geld gereuen, um möglichst viel Seelenmessen zur Entsühnung solcher ihm lieber Seelen durch den dafür nach fester Taxe bezahlten Priester lesen zu lassen. Hat doch den Zeitungen zufolge noch im Mai 1912 ein in Irland verstorbener Wirt, William Ryd, der in Amerika ein Vermögen von 100000 Dollars erworben hatte, testamentarisch nicht weniger als 43000 Dollars für 32000 Messen für seine Seelenruhe bestimmt. Diese Seelenmessen sind ein letzter Rest der uralten Seelenpflege, die heute noch von den Hinterlassenen als heilige Pflicht übernommen wird und

für die sie nicht minder gewissenhaft sorgen, als sie wünschen, daß ihre Nachkommen dereinst für ihre eigene Seele Sorge tragen mögen. Diese als selbstverständlich erachtete Pflicht der „Seelsorge“ ruht auf den Kindern, und da unter Vaterrecht nur die Söhne derselben genügen konnten, war es schon in grauer Vorzeit aus diesem Grunde ein sehnlicher Wunsch aller Eheleute, Kinder, und zwar speziell männliche, zur Ausübung dieses Aktes der Pietät zu bekommen. Diesem Zwecke diente die altsemitische Levirats- oder Schwagerehe, die in Indien heute noch Geltung hat, indem es heilige Pflicht der überlebenden Brüder, oder falls keine solchen da sind, des nächsten männlichen Verwandten eines verstorbenen Mannes ist, die kinderlose Witwe zu heiraten, damit Kinder von ihr geboren würden, die dann als Kinder des verstorbenen Mannes gelten und ihrem Vater die geforderten Totenopfer darbringen müssen. Demselben Zwecke diente auch in erster Linie die bei den alten Römern juristisch so ausgebildete Adoption. Wie die Kulturvölker des Altertums, namentlich die Ägypter, so sind heute noch die Chinesen und Japaner vom dringenden Wunsche erfüllt, nicht aus der Welt zu scheiden, ohne einen Sohn zu hinterlassen, der die Seelenpflege nach ihrem Tode ausüben wird. Dieser Ahnenkultus ist der Grundpfeiler aller Religionsübung dieser ostasiatischen Kulturvölker. Ein jedes Haus hat dort sein den abgeschiedenen Ahnen eingeräumtes Heiligtum, wo man ihnen Blumen aufstellt und an gewissen Tagen Opfer darbringt. In ihm meldet man jenen alle wichtigeren Familienereignisse und feiert in ihrer Gegenwart die Familienfeste. In China verehrt man in der Regel die sechs letzten Ahnen, dazu den ältesten, von dem man weiß, und zwar unter neuen Namen. Wird ein Lebender im Rang befördert, so wird auch derjenige der Toten erhöht. Bei fürstlichen Familien ist die Ahnenhalle ein besonderes Gebäude, in welchem alle wichtigen Staats- und Familienhandlungen vollzogen werden. Der Kaiser von China besaß sieben solche Ahnentempel, die Reichsfürsten fünf, die Großen drei und die niederen Beamten wie das gemeine Volk einen. Und zwar nahmen die Opferfeste zu Ehren der Ahnen von Stufe zu Stufe höheren Glanz und Pomp an und waren von unzähligen Zeremonien begleitet. Den Höhepunkt aller solcher bildete das kaiserliche Ahnenfest. An dem von den Geomanten durch die nötigen Vorzeichen als günstig bestimmten Tage erschien, nach sorgfältiger Vorbereitung durch Fasten und andere Riten, der Kaiser im vorgeschriebenen Ornat mit seiner Gemahlin, den Nebenfrauen und den Reichsfürsten. Durch die Klänge der Musik wurden

die Ahnengeister herbeigerufen und am Eingang unter endlosen Verbeugungen begrüßt. Es wurde ihnen als Trankspende Wein aus Reis und Hirse ausgegossen und die leckersten Kuchen aufgetischt. Der Kaiser selbst führte den Opferstier für sie herbei und tötete ihn eigenhändig; desgleichen wurde eine Menge anderer Tiere, besonders Schafe und Schweine, geschlachtet. Das Fleisch derselben wurde gebraten und zu Ehren der Geister gegessen. Auch versäumte man nicht, diesen ihren Anteil hinzustellen. Obwohl man von ihrer unsichtbaren Gegenwart überzeugt war, hatten sie doch ihren sichtbaren Vertreter in der Versammlung. Es war dies der Schi oder „Geisterknabe," ein Knabe aus dem kaiserlichen Haus, wenn möglich ein Enkel des Kaisers, der, mit dem Gewande des Ahnherrn angetan, als Repräsentant und „Sprecher" der Ahnen verehrt wurde und in deren Namen für die empfangenen Ehrenerweisungen und die reichliche Bewirtung dankte und dafür Glück und Gesundheit in Aussicht stellte. Mit der Aufhebung des Kaisertums in China im Jahre 1911 ist auch dieses glänzende, in ein fröhliches Gastmahl endigende Fest in Peking aufgehoben worden.

XXVI. Die Totenbestattung.

Wir sahen im Abschnitte über Religion, wie sich allmählich durch die Erfahrungen des Traumlebens beim Menschen der Glaube ausbildete, daß er eine zu Lebzeiten den Körper gelegentlich verlassende Seele besitze, die mit dem Tode selbständig werde und weitgehenden Einfluß auf das Wohl und Wehe der Lebenden habe. Alles für ihn unverständliche und vor allem alles unangenehme Geschehen: Mißerfolg auf der Jagd, Mißwachs, Unwetter, Unglück aller Art, Krankheit und Tod sollten sie hervorrufen, wenn man sie erzürnte. Deshalb galt es, sie bei guter Laune zu erhalten und alles zu tun, von dem man annahm, daß es ihnen Freude mache und deshalb den Lebenden günstig stimme. Um zu beweisen, daß man nicht durch irgend welchen Zauber schuld am Tode des Betreffenden sei, begann man nach dem Tode eines Sippengenossen laut zu klagen und seinen Tod zu beweinen. Diese oft mit Abschneiden der Haupthaare, mit Wachsenlassen des vorher abrasierten Bartes, mit die Trauer kundgebender Bemalung und Tätowierung, Verwundungen und Verstümmelungen des eigenen Körpers, dann Zerreißen der Kleider, Bestreuen des Kopfes mit Asche und anderen solchen Manipulationen verbundene Totenklage ist bei den Naturmenschen weit verbreitet und artet mit der Zeit, da die ganze Sache nur ein Scheinmanöver zur Begütigung des durch den Tod den Lebenden voller Rachegedanken gegenüberstehenden Totengeistes ist, zu einem rein konventionellen Geplärr aus, das dann oft von besonders dazu angestellten und bezahlten Klageweibern besorgt wird. Solche berufsmäßige Klageweiber gibt es heute noch überall im Morgenland wie zur Zeit Christi.

Gegen die Leiche des Toten benimmt man sich in der verschiedensten Weise. Hatte man sie in der Urzeit da, wo der Mensch starb, liegen gelassen und war man aus Scheu vor dem unheimlichen Leichnam von dannen gegangen, um dem Totengeist, der zunächst noch in der Leiche

hausend gedacht war, die Stätte zu überlassen, so beginnt man mit der Zeit, sich mit ihm zu beschäftigen und dementsprechende Maßnahmen zu ergreifen. Die ursprünglichste derselben ist, daß die Angehörigen die Leiche verzehren, nicht sowohl, um den stets regen Hunger zu stillen, sondern vielmehr um damit die Seele des Verstorbenen mit dessen erwünschten Kräften in sich aufzunehmen und dadurch die eigene Zauberkraft um ein Bedeutendes zu erhöhen. Scheut man sich später die eigenen Angehörigen zu verspeisen, so tauschen Nachbarn solche Kostbarkeiten untereinander aus. In Australien und Ozeanien war solcher Leichenfraß einst weit verbreitet und ist es in Innerafrika heute noch. Wie man den Leib eines erschlagenen Feindes verzehrt, um dessen Seele und die in ihm steckend gedachten übernatürlichen Kräfte in sich aufzunehmen, so tut man es auch mit dem Leichnam eines an einer Verwundung oder Krankheit verstorbenen Stammesgenossen oder Stammfremden.

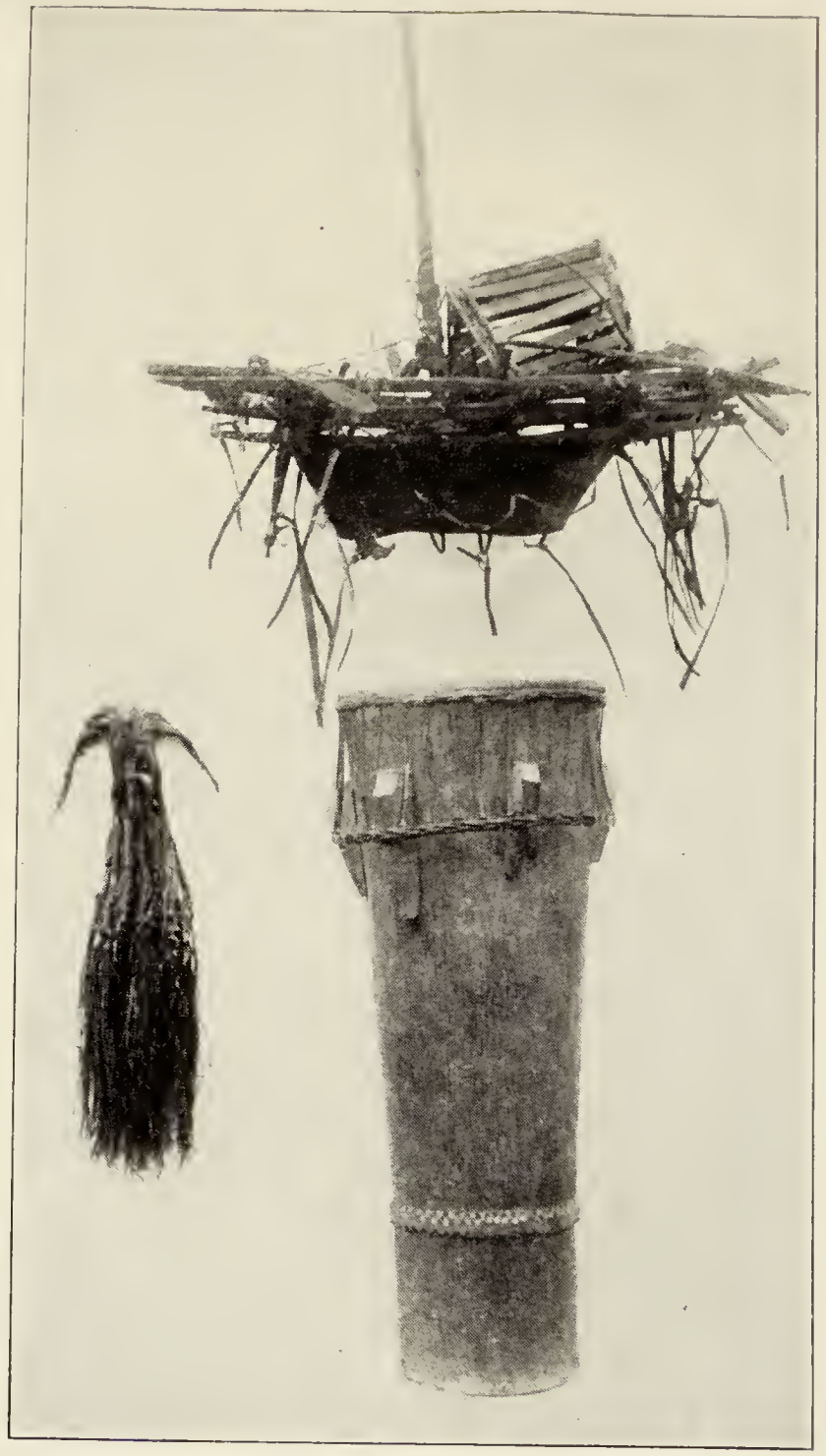
Präanimistisch, weder vom Wunsche die geistigen Qualitäten des Verstorbenen in sich aufzunehmen, noch auch von der Furcht vor der Rachsucht des Totengeistes beeinflußt, scheint die Sitte der Leichenaussetzung zu sein. Man läßt den Verstorbenen liegen, wo er gerade verschied, oder wirft ihn in den Busch, damit er hier den Raubtieren zum Fraße diene. Diese Art, den Leichnam zu beseitigen, wenden heute noch die sonst kulturell so hochstehenden Parsi, d. h. Perser, Vorderindiens an, deren von dem Gesetzgeber Zarathustra oder Zoroaster herrührende Religion ihnen verbietet, irgend eines der Elemente, sei es Erde, Feuer oder Wasser mit einem Leichname zu verunreinigen. Zu diesem Zwecke erbauen sie auf den höchsten Hügeln ihre Dakhma oder Türme des Schweigens, bestehend aus einer Umschließungsmauer, innerhalb deren drei konzentrische Kreise schräg nach innen geneigter Platten einen zentral gelegenen Schacht umgeben. Vom Dakhmahügel abwärts führt eine kleine Treppe, die Zugang zu den Platten gewährt, auf die die Leichen in ihren Kleidern bei der Bestattung gelegt werden. Alsbald naht der Nassalasar, der Diener, um mit einem Haken dem frisch gebrachten Leichnam die Kleider aufzureißen. Da sind auch schon die Geier da, die auf der Umfassungsmauer auf den ihnen zugedachten Fraß gewartet haben und rasch mit den Weichteilen des Toten aufräumen. Als Zeichen dessen, daß nichts mehr an der Leiche zu verzehren ist, erscheinen sie nach beendetem Mahle auf der Umfassungsmauer. Die übrigbleibenden Knochen werden dann beim nächsten „Begräbnis“ in den in der Mitte befindlichen

Schacht geworfen. Wahrscheinlich ist diese persische Bestattungsweise älter als der Feuerkult und von Zarathustra nur diesem angepaßt worden. Aus alter Zeit wird uns berichtet, daß man in Persien die Toten einfach aufs freie Feld warf, wo sie dann von den deshalb durch die Aufnahme der Seele mit dem Fleische als besondere Geistwesen betrachteten Hunden aufgefressen wurden. Auch im Gebiete des Buddhismus, in Tibet und in Bhutan, findet sich die Sitte, den Leichnam mit Ausnahme des Kopfes entweder zu zerschneiden und den Raubvögeln zu überlassen oder auf Bergspitzen auszusetzen. Mit der tibetanischen Form des Buddhismus hat sich dann dieser Brauch über die ganze Mongolei verbreitet, deren Bewohner früher die eigentliche Bestattung ausübten.

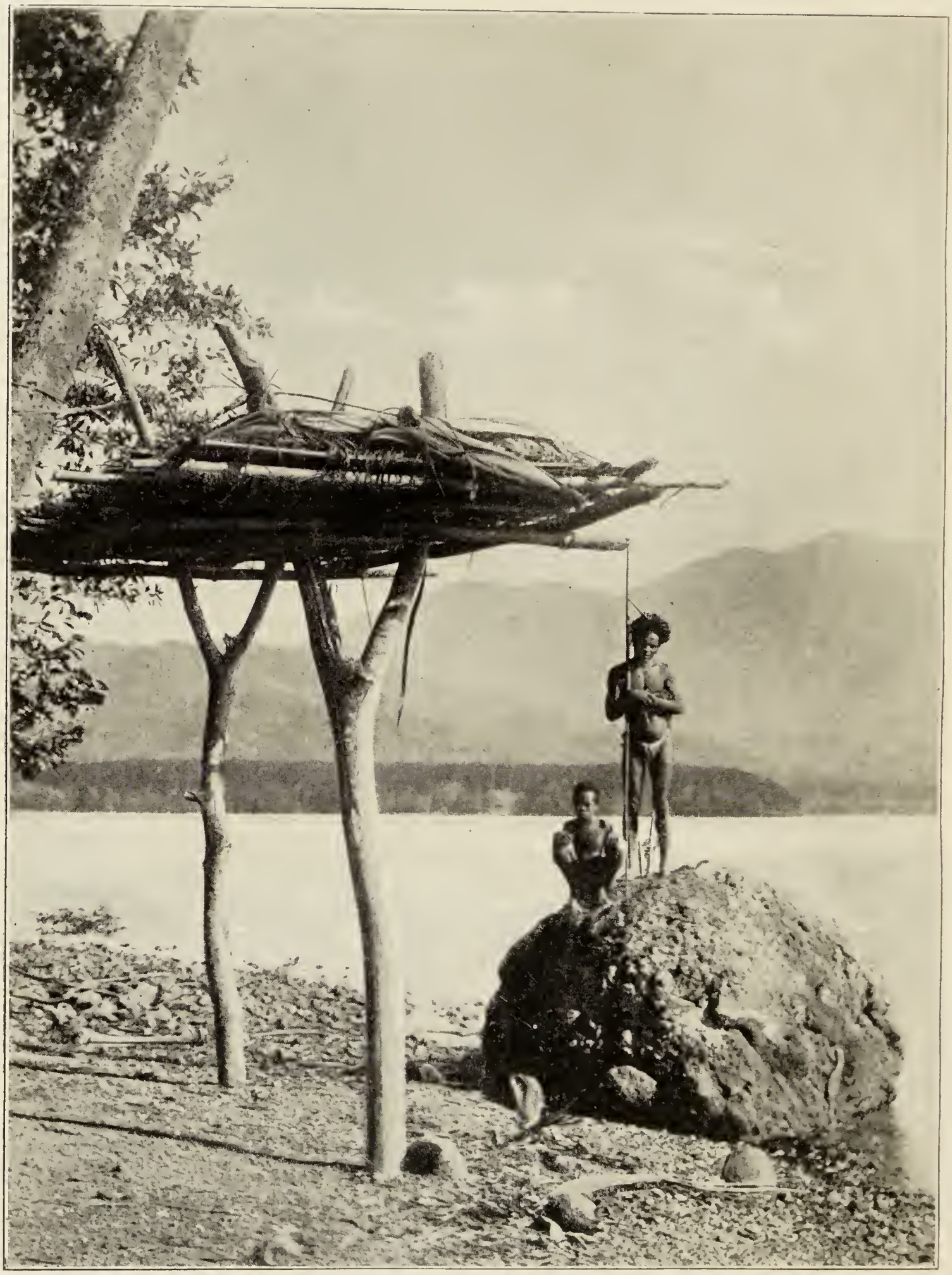
Eine andere sehr einfache und dennoch sehr gründliche Methode, sich des unheimlichen Leichnams zu entledigen, ist die, ihn ins Wasser zu werfen, wo ihn dann die Flut wegspült und die mancherlei fleischfressenden Wasserbewohner für seine Beseitigung sorgen. Namentlich mit Sklaven und Leuten niederen Standes verfährt man gern in dieser summarischen Weise, so in Melanesien und im nordwestlichen Amerika. Bei zunehmender Kultur wird diese Sitte beibehalten und in charakteristischer Weise veredelt, indem der Tote auf ein Floß oder ein Schiff gesetzt, mit Speise und Trank versehen und dann den Fluten überlassen wird. Bei den germanischen Seevölkern wurde das Schiff wohl auch angezündet, also Feuer- und Wasserbestattung vereinigt. Weitere Kulturfortschritte, die zu engerem Verkehr benachbarter Völker führen, lassen meist die Wasserbestattung auf Schiffen verschwinden, da man seine Toten nicht gern auf diese Weise anderen Stämmen zuschicken mag. Als Erinnerung an den alten Brauch erhält sich dann lange Zeit die Sitte, die Toten in Kähnen oder kahnförmigen Trögen beizusetzen oder kleine Modelle von Totenschiffen anzufertigen und am Bestattungsorte aufzuhängen, damit der Geist damit nach alter Weise ins Totenland schiffen könne. Möglicherweise sind auch die Särge der europäischen Kulturvölker, die schon in vorgeschichtlicher Zeit üblich waren, indem man einen Baumstamm wie zu einem Boote aushöhlte und nur dazu noch mit einem deckenden Brette versah, Reste des Totenschiffes, das man, statt dem Wasser zu übergeben, in den Boden bestattete.

Diese Beisetzung in den Boden soll dem noch mit Vorliebe in der Leiche hausend gedachten Geiste eine Wohnung gewähren, die der bisherigen ähnlich ist. So sind die ältesten Bestattungen in Höhlen

Malaiiſches Grab, auf welchem Totenzauber getrieben wird, im Urwald von Sumatra. (Nach Aufnahme von Guſt. Schneider.)



Zaubertrommel der Orang Mamma Sumatras, aus einem ausgehöhlten und mit Ziegenfell überzogenen Baumſtamm angefertigt, dient als Sitz des guten Geiſtes, der in Krankheitsfällen herausgetrommelt wird, damit er in dem aus Baumrinde hergeſtellten Geiſterſchiff fortfahre, um die heilende Medizin zu holen. Damit zurückgekehrt, ſoll er dann in den als „Hand des Geiſtes“ bezeichneten Blütenwedel der Pinangpalme fahren. Damit wird der Kranke dreimal berührt und muß geneſen ſein, vorausgeſetzt, daß er den Geiſt nicht erzürnt hat.



Totengerüſt mit Leiche in Britiſch-Neu-Guinea.
(Nach einer Photographie im Beſitz des Ethnographiſchen Muſeums in München.)

und Klüften vor sich gegangen, in denen der Lebende einst hauste. Und als auch dieser solche Lebensweise aufgegeben hatte und entweder in Zelten oder Hütten, oder in halbunterirdischen Wohngruben hauste, begrub er altgeheiligter Sitte gemäß wenigstens noch seine Toten an diesen Orten, wie uns die vorgeschichtlichen Gräber in Europa lehren. Später höhlte man gerne künstliche Höhlen aus, besonders wenn es galt, einen vornehmen Toten zu ehren. Dahin gehören die in Süd- und Westasien wie auch überall in den Mittelmeerländern namentlich von den Vornehmen gebräuchlichen künstlichen Felsengräber, in deren eines einst auch Christus bestattet wurde. Nachklänge dieser Höhlengräber sind die gemauerten Grabnischen, die noch heute bei den Spaniern und ihren Abkömmlingen in Amerika üblich sind. Die Bestattung in den Boden in Verbindung mit der Knebelung der Leiche, durch welche man auch den Totengeist zu fesseln gedachte, damit er nicht die Lebenden beunruhige und ihnen allerlei Unglück bringe, bezweckte ursprünglich in erster Linie ein Festhalten und In-den-Boden-Bannen des Geistes. Ursprünglich hat man den Toten wohl in der Hütte, in der er verstarb, beerdigt; als aber der Gedanke, einen Spukgeist so nahe bei sich zu haben, die Lebenden zu beunruhigen begann, zogen die Lebenden nach solcher Bestattung, die in frühneolithischer Zeit nichts Seltenes auch in Europa war, fort, die Hütte dem Toten zu seiner ausschließlichen Benutzung überlassend.

Als das einfache Bestatten, wenn auch mit Knebelung der Leiche, nicht mehr genügend zur sichern Zurückhaltung des Totengeistes schien, bedeckte und umgab man den Toten mit schweren Steinen. Daraus ging die Bestattung in Dolmen und Ganggräbern, später auch in Steinkisten hervor. Und indem man über diese zu aller Vorsicht, damit der Totengeist ja nicht sich einfallen lasse, dennoch auszubrechen und die Lebenden zu beunruhigen, noch Steine und Erde auftürmte, entstanden die zunächst kleinen und später immer größeren Grabhügel, die uns in Rußland und Sibirien als Kurgane, in Nordamerika als Mounds entgegentreten. Noch imposantere Grabstätten vorgeschichtlicher Völker als diese sind die altägyptischen Pyramiden, die dem ka, dem Geiste der mächtigen Herrscher des Niltals, ewige Dauer und unzerstörbare Behausung bieten sollten.

Weitverbreitet ist auch eine oberirdische Bestattungsweise auf Bäumen oder Gerüsten. Diese entsprang wohl dem Wunsche, Raubtiere vom Leichnam fernzuhalten, da man eine völlige Vernichtung desselben nicht wünschte. Aus diesem Grunde ist die oberirdische Be-

stattung besonders häufig mit Mumifizierung der Leiche verbunden, um dem Geiste eine Zufriedenstellung durch Erhalten seiner einstigen Hülle zu gewähren. Dieses geschieht am einfachsten durch Trocknen an der Luft, Räuchern, Einsalzen oder Einbalsamieren durch Anwendung von fäulniswidrigen Balsamen, Harzen und anderen aromatischen Stoffen. Letztere Methode ist am bekanntesten von den alten Ägyptern, die den Fortbestand der Seele an die Erhaltung der vormaligen leiblichen Hülle bedingt glaubten. Da nun die Mumifikation des ganzen Körpers sehr schwierig ist, so entfernt man meist die Eingeweide, schabt bisweilen selbst das Fleisch von den Knochen, und läßt über

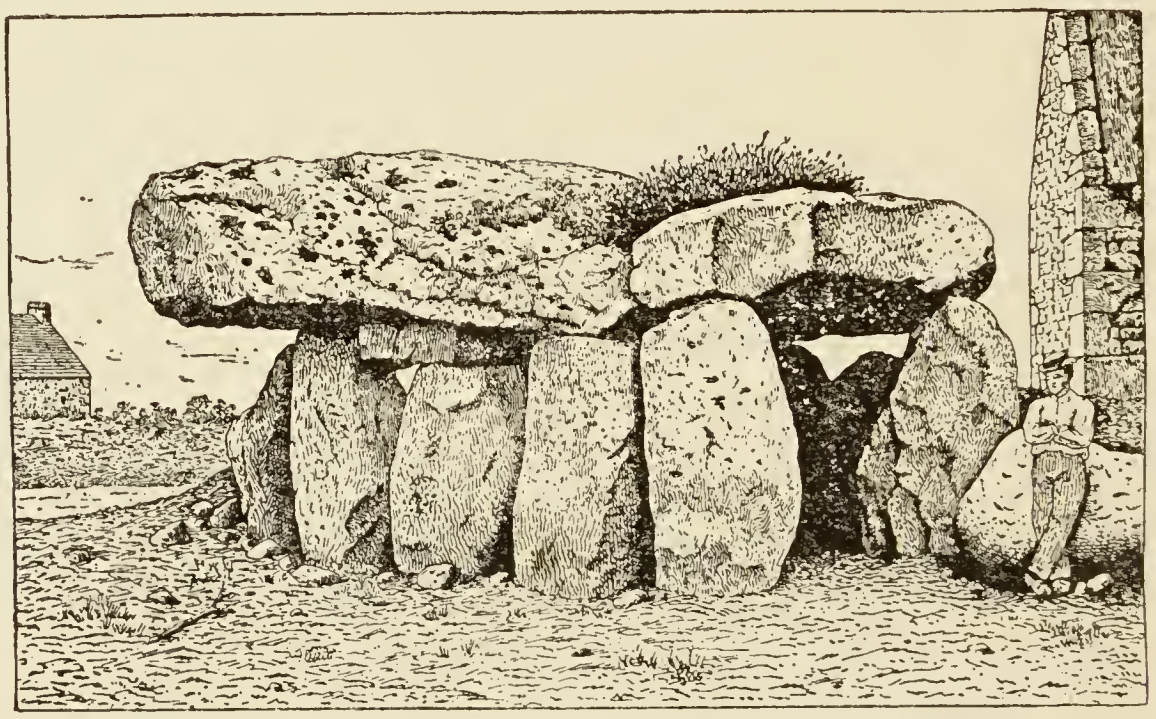


Bild 59. Dolmen von Krukenno bei Plouharnel in der Bretagne, dessen Erdaufschüttung ganz hinweggeschwemmt und dessen Zugang zerstört ist.

ihnen nur die Haut zurück, die dann leicht getrocknet werden kann. Bei den altperuanischen Küstenstämmen war es sogar üblich, nur die Haut am Feuer getrocknet aufzubewahren und sie mit Asche auszustopfen, damit ihr die annähernde Körperform erhalten bleibe. Ähnlich ausgestopfte Leichen kannte man auch auf Samoa. Die Geister solchermaßen mumifizierter Leichen können entweder, wenn man gute Schutzgeister in ihnen erblickt, im Hause behalten werden, oder man setzt sie in beliebiger Weise in Höhlen, hohlen Bäumen, gebrannten Töpfen, silbernen oder goldenen Gefäßen, in künstlichen Häusern oder auf Plattformen bei. Wird der Leichnam mit oder ohne Konservierung in eine Totenhütte gebracht, so wird auch diese Behausung durch Ummauerung mit großen Steinen oder Überschütten mit Erde vor Zerstörung geschützt. Damit ist dann wieder ein Übergang zum Beerdigen gegeben.

Als Skelettieren kann man den Brauch bezeichnen, nur die Knochen aufzubewahren, nachdem man entweder das Fleisch sofort davon entfernt oder durch zeitweiliges Beerdigen der Leiche beseitigt hat. Beide Bestattungsarten waren bereits in vorgeschichtlicher Zeit in Europa üblich und wurden vielfach mit dem Bestäuben oder Beschmieren mit dem als heiliges Geisterbannmittel betrachteten Ocker üblich. Im Gabungebiet gibt es nach dem Berichte des Franzosen Guiral Stämme, die das Skelettieren durch Ameisen besorgen lassen und dann die Gebeine in Körben aufbewahren. Namentlich der Kopf wird gerne vom Körper getrennt und entweder mumifiziert oder als fleischloser Schädel aufbewahrt, da man offenbar annimmt, daß die Seele des Toten vorzugsweise in ihm wohnt. Manchmal wird er aber auch zur Unschädlichmachung des Totengeistes, falls er gefürchtet wird, auf besondere

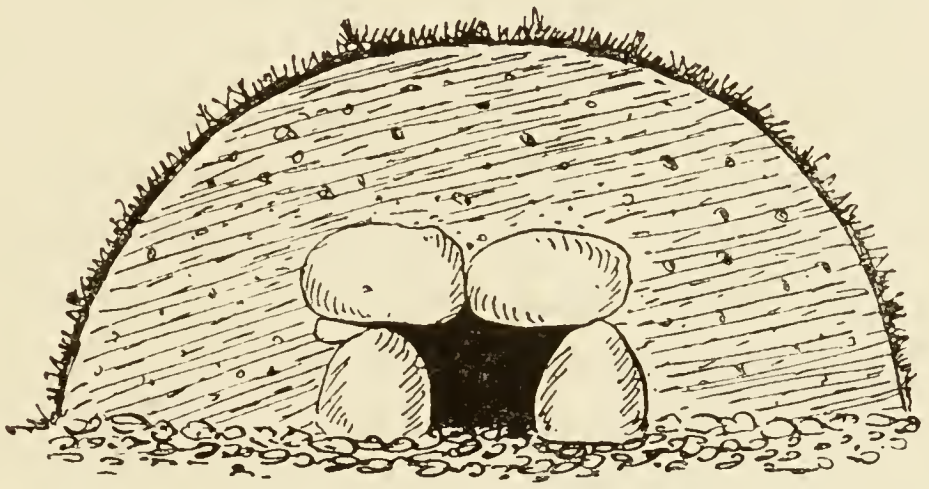


Bild 60. Querschnitt durch ein Hünengrab bei Basbye (Angeln).

Art zerstört, wie bei den Achomavi-Indianern Kaliforniens, die den kopflosen Leichnam begraben, dann einen Holzstoß über dem Grabe errichten, den Kopf darauf legen und das Holz anzünden. Knochen Verstorbener werden sehr gerne als zauberkräftige Fetische und schützende Talismane zu Amuletten, Geräten und dergleichen umgearbeitet. Aus den Schädeldecken verfertigt man Trinkgefäße, aus Röhrenknochen Flöten, und auf der Osterinsel waren die angeblich wirksamsten Angelhaken aus den Knochen verstorbener tüchtiger Fischer hergestellt. Wenn beim sittlichen Aufsteigen Bedenken gegen solche Verwendung der Überreste von Eltern und Verwandten wach werden, bleibt es oft noch üblich, wenigstens von erschlagenen Feinden solche Dienste zu verlangen. Um die Seelenkräfte des Verstorbenen in sich aufzunehmen, wird nicht nur von erschlagenen Feinden, sondern auch von Verwandten oder Eltern das Fleisch vielfach gegessen. In Melanesien, wo solcher Brauch aufgegeben ist, begnügt man sich damit, die

vom verwesenden Leichnam abtropfende Flüssigkeit zu genießen oder sich wenigstens damit zu salben.

Viel gründlicher als mit dem Bestatten, wenn auch in Verbindung mit Knebeln der Leiche und Auftürmen von Steinen und Erde um sie, glaubte man schon in neolithischer Zeit den gefürchteten Totengeist durch Verbrennen seiner einstigen körperlichen Hülle unschädlich machen und in das ferne Totenreich im Westen oder auf der Rückseite der Erde, wo die Sonne nachts scheint, bannen zu können. In Europa gehören die Aschenurnen der Bronzezeit, während welcher diese Bestattungsart besonders häufig geübt wurde, zu den häufigsten vorgeschichtlichen Funden. Oft gibt man diesen die Gestalt ganzer menschlicher Figuren oder wenigstens von Köpfen, die den Toten vorstellen sollen, so besonders in Nord- und Südamerika, oder man ahmt für diese Behälter die Wohnungen der Lebenden in Ton nach. Diese Aschenbehälter werden dann, nachdem sie mit den Überresten des Leichenbrandes gefüllt worden sind, in den Boden bestattet, entweder einzeln oder in Sammelgräbern beigesetzt. Diese sind aber nicht bloß für Brandgräber, sondern auch bei gewöhnlichen Erdbestattungen sehr beliebt, indem es ein naheliegender Gedanke ist, die Reste der Toten an bestimmten, durch Umzäunungen vom übrigen Lande getrennten Örtlichkeiten, sogenannten Friedhöfen, zu sammeln. Damit die Angehörigen die Stelle, an welcher ein lieber Toter bestattet wurde, leicht wiederfinden, wird bei Kulturvölkern, die über die Schrift verfügen, ein Stück Holz oder öfter ein Stein mit der nötigen Inschrift angebracht. Bei den Christen nimmt dieses Denkmal gerne Kreuzesform an, während bei den Mohammedanern zu Häupten und zu Füßen je ein Stein angebracht ist, damit die beiden Engel des Gerichts am jüngsten Tage, wenn die Toten auferstehen sollen, sich darauf setzen können. Gerne befestigt man daran einen Turban, um kundzutun, daß ein gläubiger Moslem im Grabe ruht. Ist derselbe gerade, so zeigt er an, daß der betreffende Tote eines natürlichen Todes starb, ist er aber schräg darauf angebracht, so offenbart er, daß er eines unnatürlichen Todes, durch den Strafbefehl des allgewaltigen Herrschers, starb, was durchaus nicht als Schande empfunden wird.

Der Tote wird aber nicht nur bestattet, sondern man gibt ihm auch sein Besitztum mit in das Geisterreich, damit er sich dort daran erfreue und sich so zufrieden gebe. Dies wird entweder mitbegraben oder mitverbrannt. Wird es zu seiner Nutznießung aufs Grab gelegt, so werden die Werkzeuge und Waffen zerbrochen, damit sich kein Lebender

mehr ihrer bedienen könne. Von dem Geiste aber nimmt man an, daß er sich ihrer auch im zerbrochenen oder gar verbrannten Zustande bedienen könne. Hatte der Mensch als großer Herr und mächtiger Häuptling im Leben zahlreiche Frauen und kriegsgefangene Sklaven zu seiner Bedienung, so gibt man ihm auch welche ins Geisterreich mit, damit er dort dieselben Bequemlichkeiten habe, die er in diesem Leben besaß. Von der Bestattung eines angesehenen Mannes bei den Kajanen auf Borneo wird gesagt: „Sklaven werden getötet, damit sie dem Verstorbenen folgen und ihn bedienen. Ehe sie getötet werden, schärfen ihnen die Angehörigen des Toten ein, sich große Mühe um ihren Herrn zu geben, wenn sie zu ihm kommen, ihn zu behüten und gehörig zu reiben, wenn er unwohl sei, immer in seiner Nähe zu bleiben und allen seinen Befehlen zu gehorchen. Dann nehmen die weiblichen Verwandten des Verstorbenen einen Speer und verwunden die Opfer leicht, worauf die Männer sie zu Tode speeren.“ Mit der bei allen Malaien verbreiteten Anschauung, daß alle, die sie in dieser Welt töten, ihnen nach dem Tode als Sklaven dienen werden, hängt die Sitte des Kopfschnellens oder der Kopfjagd zusammen, die besonders intensiv von den Dajak auf Borneo geübt wurde. Sie glaubten nämlich, je mehr Menschen sie töteten, um so geachteter werde ihre gesellschaftliche Stellung im Geisterreiche sein, da ihnen dort alle von ihnen Getöteten dienen müßten. Um einen Toten trauerte man so lange, bis man sich in den Besitz eines Kopfes gesetzt hatte; dann glaubte man sich beruhigen zu können, da er nun einen Sklaven besitze, der ihn in die „Behausung der Seelen“ begleite. Wenn ein Vater sein Kind verlor, ging er aus und tötete den ersten besten, dem er begegnete, um seinem Kinde einen Sklaven für das Geisterreich zu verschaffen. Kein Dajakjüngling fand Gegenliebe bei einer Jungfrau, wenn er ihr nicht einen Kopf als Brautgabe vor die Füße legen konnte. Dabei war es ganz belanglos, ob er von einem wehrhaften Krieger, einer ahnungslos im Felde arbeitenden Frau oder einem friedlich schlummernden Kindchen stammte. Heimtückisch aus dem Hinterhalt hervorbrechend tötet der Malaie sein Opfer, um sich oder andere seiner Angehörigen mit dienenden Sklaven in der Geisterwelt zu versehen.

Ähnlich wie die Malaien dachten die nordamerikanischen Indianer. Sie töteten den unbekannten Feind ebenfalls aus dem Hinterhalte, aber statt den Kopf abzuschneiden, begnügten sie sich mit dem Skalpe. So pflegten die Osagen auf dem Steinhaufen, den sie über einem Leichnam errichtet hatten, einen Pfahl mit dem Skalp eines Feindes ein-

zustecken im Glauben, daß dann der von ihnen Getötete dem zu ehrenden Toten im Geisterreiche dienen müsse. In ähnlicher Absicht töteten die Kariben der Antillen auf dem Grabe des verstorbenen Herrn alle Sklaven, an die sie irgend Hand anlegen konnten. Nicht anders war es bei den Kulturvölkern Mittel- und Südamerikas, den Azteken Mexikos, den Chibchas im Hochlande von Kolumbien und den Inkas in Peru, wo auch jedem Fürsten bei seinem Begräbnis ein ganzer Troß von Kriegern, Sklaven und Frauen ins Geisterreich zu folgen hatte. Noch viel grauenhaftere Menschenopfer verlangte einst die Bestattung der Könige von Aschanti und Dahome in Westafrika; denn diese mußten dem Landesbrauche gemäß mit einem Geisterhof von Hunderten von Frauen, Soldaten, Sklaven, Sängern, Trommlern usw. ins Totenland einziehen. Und dies war noch nicht alles; denn fast täglich vollzogen sich an den dortigen Höfen Menschenopfer in größerer Zahl, indem jede Handlung, welche der neue König vollzog, mochte sie noch so geringfügig sein, pflichtgetreu seinem Vater im Geisterreiche gemeldet werden mußte. Dazu wurde ein kriegsgefangener Sklave gewählt, ihm die Botschaft mitgeteilt, dann ein berauschendes Getränk gegeben und er alsbald abgeschlachtet. Außerdem mußten die abgeschiedenen Monarchen in der Geisterwelt mit frischer Dienerschaft und Weibern versorgt werden. Dann wurden wieder Hunderte, ja Tausende von Unglücklichen durch den rotgekleideten Scharfrichter, der das wichtigste Hofamt einnahm, durch Kopfabhauen ins Geisterreich gesandt, um dort dem verstorbenen Könige zu dienen. Beim „großen Zoll", d. h. bei einer Bestattung des Königs, stieg die Zahl der Opfer ins Ungemessene, auf 4—10000 Individuen, beim „kleinen Zoll" waren es etwas weniger. Heute sind in beiden Reichen, die unter englischem bzw. französischem Protektorate stehen, diese grausamen Schlächtereien glücklicherweise vollständig verboten worden.

Aber noch finden überall in Afrika, soweit Europäer noch nicht ihre Hand auf ein bestimmtes Gebiet gelegt haben, besonders bei Bestattungen von Königen, Menschenopfer statt. In Süd-, Ost- und Zentralafrika stirbt kein Fürst, ohne daß ihm nicht seine Lieblingsfrauen und zahlreiche Diener bei seiner Bestattung geopfert werden, damit er sein bis dahin gewohntes Leben im Geisterreiche fortsetzen könne. Ein Waduhäuptling wird in einer flachen Grube sitzend bestattet und mit der Leiche je ein Sklave und eine Sklavin lebendig begraben. Ersterer hat eine Sichel in der Hand, um für seinen Herrn in der Geisterwelt dürres Gras zur Feuerung abzuschneiden, und letz-

tere hält auf einem kleinen Schemel sitzend das Haupt des verstorbenen Häuptlings auf dem Schoße. Bei den Unjamwesi wird ein Häuptling in einer gewölbten Grube bestattet, auf einem niederen Schemel sitzend, einen Bogen mit Pfeil in der Rechten und einen Topf voll Hirsebier vor sich. Mit ihm werden drei lebende Sklaven eingeschlossen, und die Zeremonie endet mit einer Bierlibation auf die über ihnen allen aufgehäufte Erde.

Auch in Asien und Europa war einst das Mitbegraben oder Mitverbrennen von Dienern und Frauen bei den Bestattungen mächtiger Häuptlinge allgemeine Sitte. So war es in Japan uralte Sitte, gestorbenen Fürsten ihre Diener und Pferde in der Weise in die Geisterwelt mitzugeben, daß man die unglücklichen Geschöpfe lebendig wie eine Schutzhecke um den Grabhügel eingrub. Dort mußten die nur teilweise Eingegrabenen eines elendes Todes sterben. Zwei mohammedanische Reisende, die sich im 9. Jahrhundert längere Zeit in Südasien aufhielten, erzählen, daß bei der Thronbesteigung mancher Könige eine Menge Reis hergerichtet und von 300 bis 400 Menschen gegessen werde, die sich freiwillig dazu erbieten, womit sie sich allerdings verpflichten, sich bei des Monarchen Tod verbrennen zu lassen. Dies entspricht Marco Polos Bericht aus dem Ende des 13. Jahrhunderts von der Reitergarde des Königs von Malabar in Südindien, die sich, wenn derselbe stirbt und sein Leichnam verbrannt wird, ins Feuer stürzt, um ihm in der andern Welt zu dienen. Im 17. Jahrhundert war dies auch in Japan üblich, wo beim Tode eines Adeligen 10—30 seiner Diener sich durch das Harakiri oder die Selbsttötung durch Bauchaufschlitzen ihrem Herrn weihten, nachdem sie bei Lebzeiten durch einen feierlichen Vertrag, bei dem sie zusammen Wein getrunken, sich verpflichtet hatten, ihrem Herrn bei seinem Tode ihre Leiber zu übergeben, damit sie ihm in derselben Weise auch im Geisterreiche dienen könnten. Heute werden allerdings solche Bestattungsopfer auch in Japan nur in der Weise vollbracht, daß man statt wirklicher Menschen und Tiere Bilder solcher aus Stein, Ton oder Holz neben den Leichnam legt und mitbestattet.

Auch die Indogermanen haben wie alle anderen Völker früher ihren Fürsten bei deren Begräbnis Tiere und Menschen geopfert, damit sie ihnen in der Geisterwelt dienen. Wie beim Leichenbrande eines nordischen Seekönigs nicht nur sein Lieblingspferd und seine Hunde, sondern auch seine Frauen und Diener abgewürgt und auf dem Scheiterhaufen mitverbrannt oder auf dem in die See stechenden, angezündeten Schiffe um die Leiche ihres ehemaligen Herrn gruppiert wurden, um ihm das Geleit in das Totenreich zu geben, so war es bei den home-

rischen Griechen. Die Ilias berichtet, wie der Held Achilleus seinem getöteten Freunde Patroklos seine Pferde, Hunde und eine ganze Zahl erstochener kriegsgefangener Trojaner mit auf den Scheiterhaufen legte, damit sie ihm im Geisterreiche dienten. Und wenn wir heute beim Tode eines Fürsten oder hohen Militärs sein Reitpferd mit im Leichenzuge geführt sehen, so ist das ein altes Überbleibsel der Sitte, solches Lieblingstier nicht nur mit zum Scheiterhaufen zu führen, sondern dort zu erstechen und mitzuverbrennen. In der skandinavischen Sage wird der von seinem bösen Bruder Hödur getötete Baldur mit seinem an seiner Seite getöteten Zwerge, seinem Pferde und seinem Sattel verbrannt. Und in der Nibelungensage legt sich Brunhild an der Seite ihres geliebten Sigurd auf den Scheiterhaufen und Männer und Jungfrauen folgen ihnen auf der Reise nach der Unterwelt. Zu Julius Cäsars Zeiten verbrannten die Gallier bei der Leichenfeier eines Vornehmen alles, was ihm im Leben teuer gewesen war, auch Pferde, Hunde, Sklaven und Klienten. Ebenso verbrannten die alten Slawen mit ihren Häuptlingen und Vornehmen deren Gewänder und Waffen, Pferde und Hunde, treue Diener und vor allem die Frauen.

Die Witwenverbrennung war einst eine außerordentlich weitverbreitete Sitte. Auf den Fidschi-Inseln wurden bis vor wenigen Jahrzehnten bei den Leichenfeierlichkeiten eines angesehenen Mannes außer seinen Freunden und Sklaven wenigstens einige Frauen erwürgt und dem Toten mitgegeben, „damit sie ihm in der Geisterwelt aufwarten“. Zuerst wurden die Frauen als dessen liebste Habe, nachdem sie wie zu einem Feste gesalbt, mit neuen Fransengürteln bekleidet, die Haare frisiert, Gesicht und Busen mit rotem Eisenocker und Gelbwurz geschmückt worden waren, am Grabe getötet und neben dem Leichnam hingelegt. Ebenso wurden Gefährten und Diener erschlagen und deren Leichen hinzugegeben. Diese bezeichnete man einfach als „Gras zur Ausbettung des Grabes“. Als Ra Mbithi, der stolze Häuptling von Somosomo, auf dem Meere untergegangen war, wurden zu seiner Begleitung nicht weniger als 17 seiner Frauen getötet, und nach den Nachrichten über das Blutbad unter der Bevölkerung von Namena im Jahre 1839 wurden 80 Frauen erwürgt, um die Geister ihrer ermordeten Gatten in das Geisterreich zu begleiten. Solche Opfer fanden unter demselben Drucke der öffentlichen Meinung statt, welcher im modernen Indien die Witwenverbrennung begünstigte. Der fidschianischen Witwe wurde in derselben Weise wie der indischen von den Verwandten mit allen möglichen Überredungskünsten und Drohungen

Eine Leichenverbrennung der Hindus in Buchara nach heimiſchem Ritus.

Tanz bei einer Totenklage der Bali (Kamerun).
(Nach Aufnahme von Frau Cl. Schultze.)

Ein Grab der Batta auf der Hochebene von Sumatra.
(Nach Aufnahme von Gust. Schneider.)

Begräbnisplatz der Banyangi Westafrikas mit Idolen aus ungebranntem Lehm.
(Nach Aufnahme von Cl. Schultze.)

zugesetzt, bis sie in diesen Tod einwilligte; denn sie wußte recht gut, daß, wenn sie sich dessen weigere, das Leben für sie hinfort nur eine Reihe von Geringschätzungen und Peinigungen von seiten ihrer Angehörigen sein werde. So drängte sie sich, statt zu widerstreben, oft ungestüm zum Tode, und Missionare, die sie hätten retten können, versuchten vergebens, sie vor dem grausamen Tode durch die Würgschnur zu bewahren. So sehr widerstrebte die Idee, daß ein Häuptling ohne Begleitung in die Geisterwelt eingehen sollte, den Anschauungen der Eingeborenen, daß das feindliche Auftreten der Missionare gegen diese altgeheiligte Sitte ein Grund ihrer Abneigung gegen das Christentum war. Viele, die dem Namen nach Christen geworden waren, hielten es für ein großes Glück, als einmal einer ihrer Häuptlinge aus dem Hinterhalt erschossen wurde, daß ein gleichzeitig abgesandter Pfeil in einiger Entfernung von demselben einen jungen Mann tötete und so zufällig für den Geist des gefallenen Häuptlings einen Begleiter und Diener in der Geisterwelt schaffte.

Nicht selten war die Witwenverbrennung bei den indogermanischen Stämmen zu Beginn der geschichtlichen Zeit. So berichtet uns Homer von der Euadne, die sich auf den Scheiterhaufen ihres Gatten stürzte und mit ihm verbrennen ließ. Aus der klassischen Zeit erzählt uns Pausanias vom Selbstmorde drei messenischer Witwen, die den Tod ihres Gatten nicht überleben wollten. Von den alten Slawen haben wir mehrfache Berichte; so sagt der heilige Winfried (Bonifazius): „Die Wenden bewahren die eheliche Liebe mit so ungeheurem Eifer, daß die Frau sich weigert, ihren Gatten zu überleben, und die gilt unter den Frauen für bewunderungswürdig, welche sich eigenhändig den Tod gibt, um auf einem Holzstoß mit ihrem Gebieter zu verbrennen.“ Im brahmanischen Indien wurde die Witwe eines Hindu aus der Brahmanen- (Priester-) oder Kschatrija- (Krieger-) Kaste auf dem Scheiterhaufen mit ihrem Gatten als eine sati (d. h. die Tugendhafte, weil sie ihrem Manne zu dessen Bedienung ins Geisterreich nachfolgt) verbrannt. Im Altertum und im Mittelalter oft erwähnt, stand die Sitte noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts in voller Blüte. Häufig folgten einem Gatten alle seine Frauen in den Tod. Manche derselben folgten ihrem Herrn und Gebieter gern ins neue Leben, die meisten aber gingen nur widerwillig, aus Furcht vor der Rache und den Peinigungen der Familie, durch Drohungen und Versprechungen, ja durch offene Gewalt von seiten der Priester dazu getrieben in den Tod. Und als unter der englischen Regierung diese abscheuliche Sitte unterdrückt wurde, leisteten die

Priester den äußersten Widerstand, indem sie sich darauf beriefen, die heiligen Veden bestätigten das Gebot, und verlangten, daß die fremden Gebieter es respektieren sollten. Doch wies Professor Wilson nach, daß die Priester tatsächlich die betreffenden Stellen in den Veden gefälscht hatten. Allerdings schreiben die Veden vor, daß eine Witwe sich neben ihren toten Gatten auf den Scheiterhaufen legen soll, fügen aber hinzu, daß dann ihr Schwager oder ein Pflegekind oder ein alter Diener sie herabführen und sagen soll: „Stehe auf, o Weib, komm zu der Welt des Lebens! Du liegst bei einem Toten, komm herab! Du bist jetzt genug Gattin gewesen bei ihm, der dich wählte und zur Mutter machte.“ Zur Zeit ihrer Abfassung hatte sich also das einst wirklich Geltung habende Opfer der Frau beim Tode des Mannes so weit gemildert, daß es nur zum Scheine verlangt wurde. Dann aber wurde es wiederum zum Gesetz erhoben, bis die Engländer es schließlich gewaltsam abschafften.

Auch in chinesischen Sagen hat sich die Erinnerung an Menschenopfer bei Bestattungen erhalten, und im modernen China hat sich der Selbstmord der Witwen, um ihren Gatten in die Unterwelt zu begleiten und ihm da zu dienen, bis auf den heutigen Tag als eine löbliche Tat erhalten. Sonst hat sich die einst weit verbreitete Witwenopferung bis auf Rudimente vollständig verloren. Diese beschränken sich meist darauf, die Witwe zum Gatten auf den Scheiterhaufen zu legen und sie herabzureißen, wenn die Flammen sie zu ergreifen drohen. Bei den Osseten im Kaukasus werden Frau und Sattelpferd eines Verstorbenen dreimal um das Grab geführt und niemand darf die Witwe heiraten und das so geweihte Pferd besteigen. Bei den Peruanern pflegten sich die Frauen eines verstorbenen Fürsten zu erhängen, um auch in Zukunft in seinem Dienst zu verbleiben, und viele von seinen Dienern wurden auf seinen Feldern oder an Lieblingsplätzen begraben, damit seine Seele, wenn sie an diesen Orten vorbeikomme, deren Seelen zu zukünftiger Bedienung mit sich nehmen könne.

Außer den Frauen und Dienern, Pferden und Hunden gab man vornehmen Toten vielfach auch kostbare Geräte, schöne Gewänder und Waffen aller Art mit, damit sie in der Geisterwelt nichts von alledem entbehrten, was sie im Leben geliebt hatten. Je bescheidener die gesellschaftliche Stellung eines Mannes war, um so bescheidenere Gaben erhielt er mit, vor allem aber Waffen, wie die Frau die Handmühle, Kochtopf und Spindel beziehungsweise Nähgerät und das Kind Spielzeug aller Art. Die mit dem Sioux-Indianer begrabenen Waffen sollen ihm die Beschaffung seines Lebensunterhaltes in der Geisterwelt ermög-

lichen, wie die Farbpaste, die man dem Irokesen mitgab, ihn in den Stand setzen sollte, sich auch noch als Geist zu bemalen, wenn irgend ein Fest gefeiert wurde. Dem Azteken diente seine Wasserflasche auf der Reise nach Mictlan, dem Lande der Toten, als ein unumgängliches Requisit, wie die Griechen ihren Toten vor allem einen Honigkuchen zur Beschwichtigung des Hundes der Unterwelt, Kerberos, und eine kleine Münze, einen Obolos, und zwar im Munde mitgaben, zur Löhnung des Fährmannes Charon, der den Totengeist über den Acheron schiffen sollte. Nur die Bewohner von Hermione in Argolis taten letzteres nicht, da sie meinten, der Weg zum Hades sei nur kurz und der Tote bedürfe keines Geldstückes für den grimmen Fährmann. Sehr lang dagegen dachten sich die Nordgermanen den „Totenweg", weshalb sie ihren Toten besondere Schuhe, die „Totenschuhe" an die Füße banden. Noch im Mittelalter glaubte man, daß die Menschen bei der Auferstehung so, wie sie in diesem Leben waren, reich oder arm, adelig oder bäuerisch, zum Leben kommen würden, und gleicherweise die mit ihnen bestatteten Dinge wieder auferständen und ihnen wie zuvor zur Verfügung stehen würden. Allmählich aber sah man ein, welch außerordentliche Verschwendung in der Mitgabe so vieler guter Dinge ins Grab des Verstorbenen bestand, und tat dies in immer geringerem Maße, dann nur noch zum Schein und schließlich gar nicht mehr. So reden die Kanowiten auf Borneo davon, daß sie dem Toten seine Schätze mitgeben, und sie legen sie tatsächlich auch auf die Totenbahre, nehmen sie aber wieder weg und übergeben dem Totenfahrzeuge mit der Leiche nur einige wertlose Gegenstände. Die Santaler in Bengalen legen außer einigen Rupien zwei Gefäße, eins für Reis und eins für Wasser, auf die Lagerstätte des Toten, nehmen dies aber weg, wenn der Scheiterhaufen fertiggestellt ist. Die Chinesen behelfen sich damit, ihren Toten alle Gegenstände nur in wertloser Darstellung auf Papier mitzugeben, indem sie glauben, daß der Geist die geopferten Sachen schon zu wirklichen Gegenständen zu machen vermöge. So bekommt der tote Chinese menschliche Begleiter, Pferde, Kühe und sonstige Haustiere, reiche Ausstattung von Kleidern und Schmucksachen aller Art, Kisten mit Papiergeld mit papiernen Schlüsseln zum Öffnen derselben und hübsche Papierhäuser mit allem nur denkbaren Komfort mitverbrannt. Der Hindu legt seinem verstorbenen Angehörigen zum Totenkuchen mit Blumen und Betel zum Kauen etwas Wollgarn bei und sagt bei Anrufung des Toten: „Möge dieser Anzug, aus Wollgarn gemacht, dir willkommen sein!"

Nach dem Glauben der alten Ägypter besaß die nach dem Tode des Menschen weiterlebende Seele die Gestalt eines Vogels und wurde in späterer Zeit mit einem Menschenkopfe dargestellt, um darzutun, daß es kein gewöhnlicher Vogel sei. Man dachte sich, daß sie, den Lebenden unsichtbar, überall umherfliegen und sich mit Hilfe von Zauberformeln in alle möglichen Lebewesen, sei es Tier oder Pflanze, verwandeln könne. Mit Vorliebe hielt sie sich in Bäumen auf, kam aber je und je wieder dahin, wo der Leib mumifiziert ruhte, um an den mitgegebenen Krügen mit Speise und Trank den Hunger und Durst zu stillen. Damit es daran nie fehlen möge, stifteten die Reichen, wie es auf den Grabinschriften verzeichnet steht, „für ewige Zeiten Brot, Gänse- und Ochsenfleisch, Bier und alle guten Dinge, von denen ein Gott lebt." Der Kinder und nahen Verwandten heiligste Pflicht war es nun, sich an den großen Festtagen hinaus zur Totenstadt zu begeben, um an den Gräbern der Ihrigen Speise- und Trankopfer darzubringen. Zum Überfluß werden in Inschriften alle diejenigen, die das Grab besuchen oder auch nur zufällig an ihm vorbeigehen, ersucht, ein Gebet zu sprechen, um der Seele durch deren magische Wirkung den Genuß von allem, was zu ihrem Unterhalte gehört, zu verschaffen. Seit dem mittleren Reiche, da man sich die Seelen fern im Westen, wo die Sonne abends hinter der Wüste unterging, im überaus fruchtbaren Lande Earu als richtige Bauern die Flur bewässern, pflügen, säen und ernten dachte — das Getreide sollte dort nicht weniger als sieben Ellen hoch werden —, gab man denen, die diese Arbeit im Leben nicht getan hatten, kleine menschliche Figürchen aus blauemailliertem Ton als sogenannte Uschebti, d. h. Antworter, mit. Diese sollten im Totenreiche durch einen Zauberspruch der betreffenden Seele lebend werden und sich zur Arbeit stellen, wenn der „Herr der Westlichen", Osiris, den betreffenden Toten, der diese Arbeit nicht zu tun gewohnt war, zum Tagewerk aufrief. Auf diesen Figürchen war der Name des Toten, den sie vertreten sollten, notiert und auch die Zauberformel geschrieben, durch die sie Leben gewannen, um ihre Pflicht zu erfüllen.

Wie das Opfer an den Toten seine ursprüngliche Bedeutung verändert hat, sehen wir bei den Hindus, bei denen es für die Zwecke der Priesterschaft ausgebeutet wird: Wer einem Brahmanen Speise oder Trank oder Kleider oder Schuhe gibt, dem soll dies in der Geisterwelt zugute kommen, und wer ihm einen Palast schenkt, wird dort einen Palast erhalten. Ganz ähnlich ist es in der römisch- und griechisch-katholischen Kirche, wo die dem sie lesenden Priester bezahlten

Totenmessen der Glückseligkeit der Seele förderlich sein und ihr soundso viel Jahre Fegefeuer erlassen sollen. So hat sich auch noch im Christentum der Glaube erhalten, daß die Wohltaten, die Lebenden erwiesen werden, den Betreffenden nach dem Tode zugute kommen, aber auch, daß gute Werke und Gebete Fremder den Totengeistern, denen sie zugedacht sind, von Vorteil sind.

Wir sahen, daß der Glaube, die Seelen Verstorbener gingen nicht nur in beliebige andere Gegenstände unbelebter oder belebter Natur ein, sondern verkörperten sich wieder in menschlichen Leibern, bei den Primitiven allgemein ist. So wird gewünscht, sie möchten besonders wieder in Menschen sich verkörpern. So pflegten die nordamerikanischen Indianer in den Algonkindistrikten ihre verstorbenen Kinder am Wege zu begraben, damit deren Seelen in vorbeigehende Mütter hineinfahren und auf diese Weise wiedergeboren würden. Bei den Taculli-Indianern in Nordwestamerika hören wir von einer direkten Übertragung der Seele durch den „Medizinmann" genannten Zauberer, indem er seine Hände auf die Brust des Sterbenden oder soeben Verstorbenen legt, dann über den Kopf eines Verwandten hält und hindurchbläst. Das nächste Kind, das dem Empfänger der geschiedenen Seele geboren wird, soll diese in sich haben und erhält Rang und Namen des Verstorbenen. Die Nutka-Indianer erklärten sich ganz plausibel die Existenz eines entfernten Stammes, der dieselbe Sprache redete wie sie, durch die Annahme, daß jenes die Seelen ihrer Verstorbenen seien, die wieder an die Oberwelt gekommen seien. In Grönland suchten alleinstehende Witwen einen Vater zu überreden, die Seele seines toten Kindes sei in eines ihrer lebenden übergegangen, um so einen neuen Verwandten und Beschützer zu gewinnen. Meist sind es die Seelen von Vorfahren, die nach allgemeinem Glauben wieder in den Kindern der Familie ins Fleisch zu treten suchen, daher läßt sich deren Ähnlichkeit auf einfache Weise erklären. Bei den Koloschen in Nordwestamerika erblickt sogar die Mutter gelegentlich im Traum den verstorbenen Verwandten, dessen Seele auf das Kind übergegangen ist und dasselbe ihm ähnlich macht. Auf den Vancouverinseln wurde im Jahre 1860 ein junger Mensch angestaunt, weil er ein Mal wie die Narbe einer Schußwunde an der einen Hüfte hatte; man glaubte nämlich allgemein, daß in ihm ein Häuptling, der vor vier Menschenaltern verstorben war und auch ein solches Mal besessen hatte, wiederverkörpert sei.

Der Glaube an die Wiedergeburt der Seele in einem andern

Menschen, der sogar westafrikanische Neger, die in Amerika in Sklaverei lebten, zum Selbstmord brachte, um in ihrem Vaterland aufzuleben, hat die Religionssysteme der verschiedenen Völker in der mannigfaltigsten Weise beeinflußt. So hat sich auf höheren Kulturstufen daraus eine eigentliche Seelenwanderungslehre ausgebildet, indem der Glaube herrscht, daß in der Aufeinanderfolge von Geburten beziehungsweise Existenzen die Vergangenheit jedes Menschen sich vollendet und das zukünftige Leben sich vorbereitet. Für den dem Brahmanismus oder Buddhismus huldigenden Südasiaten, speziell Hindu, ist der Leib nur die zeitliche Hülle der Seele, welche „in die Kette der Handlungen gefesselt und die Früchte früherer Taten erntend“ durch eine Reihe von Verkörperungen in Pflanzen, Tieren, Menschen, Göttern erhöht oder erniedrigt wird. So sind alle Geschöpfe mehr dem Grade als der Art nach verschieden und alle sind dem Menschen verwandt, da sie nur bestimmte Erscheinungsformen von ihm sind. Ein Baum, eine Blume, ein Elefant, ein Affe, ein Wurm kann einst ein Mensch gewesen sein und wieder einmal zu einem Menschen werden. Durch zahllose Körper der verschiedensten Art wandern nach diesem Glauben die sündigen Seelen, welche die Begierde aus ihrer ursprünglichen Reinheit zu einem gemeinen materiellen Dasein herabgezogen hat. Die Welt, in der sie für die Sünden eines früheren Lebens büßen, ist eine ungeheure Läuterungsanstalt, und das Leben der lange, schwere Umwandlungsprozeß des Bösen zum Guten, des Unedlen zum Edlen. In dem Buche Manus sind die Vorschriften niedergelegt, nach welchen Seelen mit guten Eigenschaften göttliche Natur erwerben können, während von Leidenschaft beherrschte Seelen in einen menschlichen Leib übergehen, Seelen dagegen, die in Böses verstrickt sind, zu Tieren erniedrigt werden. In welcher Sinnesart auch immer ein Mensch lebt, so muß er die Früchte dafür in einem Körper ernten, der mit entsprechenden Eigenschaften begabt ist. Grausame sollen zu blutdürstigen Tieren werden, Korn- und Fleischdiebe sollen sich in Ratten und Geier verwandeln; wer bunte Kleider, Küchenkräuter oder Räucherwerk stahl, soll dementsprechend in einen bunten Vogel, einen Pfau oder eine Bisamratte verwandelt werden. Für Fehler eines früheren Lebens werden die Menschen durch allerlei Gebrechen bestraft, der Speisedieb durch schlechte Verdauung, der Zanksüchtige durch schlechten Atem, der Pferdedieb durch Lahmheit usw., und infolge ihrer Handlungen werden Menschen als Idioten, als Blinde, Taube, Stumme oder Krüppel geboren und von den Guten verabscheut.

Auch der Buddhismus anerkannte, wie der Brahmanismus, von dem er sich herausbildete, die Wanderung der menschlichen Seele von einem göttlichen Wesen bis herab zu Tier und Pflanze. Buddha selbst soll sich 550 mal der Wiedergeburt unterworfen haben und in den verschiedensten Wesen verkörpert Qual und Elend durch eine zahllose Reihe von Jahren ertragen haben, bis er endlich die Macht erlangte, lebende Wesen aus dem Elend, das aller Existenz anhaftet, zu befreien. 4 mal wurde er Maha (großer) Brahma, 20 mal Dewa (göttlicher) Sekra, mehr oder weniger oft durchlief er die Stufen der verschiedensten Wesen: eines Eremiten, Königs, Armen, Reichen, Handwerkers, Kriegers, Spielers, Elefanten, Stiers, Schlange, Vogels, Fisches, Frosches, Baumes. Und als er endlich zum höchsten Buddha wurde, floß sein Geist, wie ein Gefäß voll Honig, über von der Wahrheit, und er verkündete seinen Sieg über das Leben:

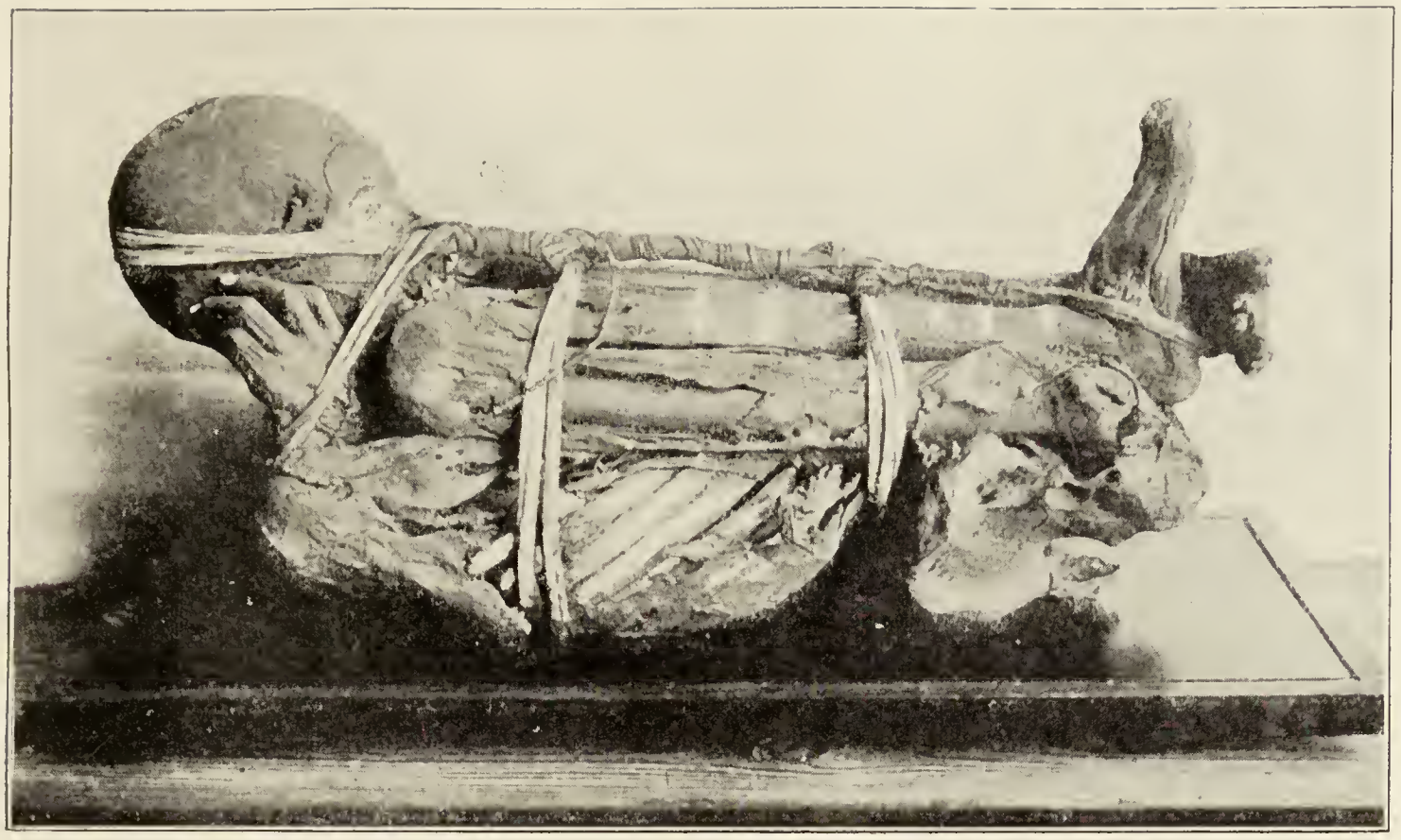
„Wiedergeburt ist nichts als Qual.
Hauserbauer, dich hab ich geschaut,
Nie mehr baust du eine Wohnung für mich!
Dein Bauholz ist vernichtet,
Dein Dachwerk zerschellt, meine Seele befreit,
Der Begierde Tötung vollendet."

Im klassischen Altertum hatten auch die Ägypter eine Art Seelenwanderung ausgebildet; in der griechischen Philosophie erhoben sich große Männer und verkündeten sie. Leichtsinnige Menschen sollten in Vögel, dumme in Austern verwandelt werden, die in dieser Verwandlung die Strafe äußerster Unwissenheit erdulden mußten. Pythagoras gab an, den und den Schild im Tempel der Hera habe er in einem früheren Leben als Euphorbos getragen, ehe er von Menelaos bei der Belagerung von Troja erschlagen wurde. Später lebte er wieder auf in Hermotimos, dem Propheten von Klazomenai, der zu früh scheintot begraben wurde, während seine prophetische Seele abwesend war; diese aber ging dann, wie Lukianos erzählt, in einen Hahn über. Mikyllos fragte diesen Hahn nach den Ereignissen vor Troja, ob diese denn wirklich so gewesen seien, wie sie Homer schildert. Da antwortete der Hahn: „Wie konnte Homer es wissen, o Mikyllos, zu jener Zeit war er ein Kamel in Baktrien!" Hier hat allerdings der geistreiche Spötter die ganze Lehre lächerlich zu machen gesucht; aber gleichwohl haben gebildete Griechen lange daran geglaubt. Auch die jüdische Philosophie ergriff diese Lehre und bildete sie zum Gilgul, d. h. zum „Weiterrollen"

der Seelen, um. Nach dieser soll die Seele Adams in David übergegangen sein und wird auch in den ersehnten Messias eingehen; denn das sind ja die Buchstaben des Namens Ad(a)m, und sagt nicht der Prophet Hesekiel: „Mein Knecht David soll ihr Herr sein ewiglich?“ Kains Seele ging auf Jethro über, und die Abels auf Moses, deshalb gab Jethro dem Moses seine Tochter zum Weibe. Seelen wandern aber auch in wilde Tiere, in Vögel, in Würmer; denn Javeh sei ja „der Herr des Lebens von allem Fleisch“, und wer neben seinen guten Werken nur eine Sünde beging, soll in ein Tier verwandelt werden. Wer einem Juden unreines, d. h. nicht durch das vorgeschriebene Schächten entblutetes Fleisch zu essen gibt, dessen Seele soll in ein Blatt eingehen, das vom Winde hin und her geweht wird, denn „er soll sein wie eine Eiche, deren Blatt verwelkt“, und wer Böses redet, dessen Seele soll einen stummen Stein bewohnen, wie die Nabals, von dem es heißt: „und er wurde zum Steine“.

In der christlichen Welt erscheinen die nach ihrem Religionsstifter Manî im 3. Jahrhundert n. Chr. genannten Manichäer als die bemerkenswertesten Vertreter von der Lehre der Seelenwanderung. Sie sollen die Vorstellung gehabt haben, daß die Seelen von Sündern in Tiere übergingen, und zwar in um so niedrigere, je schlimmer ihre Verbrechen waren. Wer einen Vogel oder eine Ratte tötete, sollte selbst zum Vogel oder zur Ratte werden. Seelen von Schnittern sollten in Bohnen und Gerste übergehen, um selbst niedergemäht zu werden. Dementsprechend waren auch ihre „Auserwählten“ höchst vorsichtig und setzten dem Brot, das sie aßen, auseinander, daß nicht sie das Getreide, aus dem es gebacken worden sei, niedergemäht hätten. Die Seelen der „Hörer“, des geistig tiefstehenden niederen Volkes, sollten in Melonen und Gurken übergehen und mußten ihre Reinigung dadurch vollenden, daß sie von den „Auserwählten“ verzehrt wurden. Alle diese Einzelheiten werden uns allerdings von sie erbittert bekämpfenden Theologen berichtet, so daß wir nicht genau wissen, inwieweit diese Lehre wirklich von jenen geglaubt wurde. Jedenfalls aber liegen diesen Berichten Tatsachen zugrunde, wonach die Manichäer das Christentum mit den Lehren des Zarathustra und des Buddha zu einem transzendentalen asketischen Glaubenssystem vereinigten und dabei auch die indische Lehre von der Strafe und Läuterung der Seelen durch ihre Wanderung in Tiere und Pflanzen mit aufnahmen, wobei sie dieselbe mit neuen phantastischen Einzelheiten ausschmückten.

Auch die nach dem im 5. Jahrhundert in Konstantinopel lebenden



Zusammengebundene Mumie aus Nordaustralien.
(Nach dem Original des Ethnographischen Museums in München.)

Aufbahrung einer Leiche in Bili-Bili, Deutsch-Neuguinea.
(Nach einer Photographie im Besitz des Ethnographischen Museums in München.)

Vornehmer chinesischer Leichenzug in Peking.
(Nach einem Aquarell im Besitz des Ethnographischen Museums in München.)

Totenfeier mit Trommeln und Schießen der mit europäischen Gewehren Bewaffneten in Akpafu (Deutsch-Togo). Die großen buntbemalten Schirme sind Abzeichen der Häuptlingswürde.

Patriarchen Nestorius genannten Nestorianer oder chaldäischen Christen, die Drusen im westlichen Libanon und Antilibanon und andere halbchristliche Sekten Westasiens, glauben bis auf den heutigen Tag an Seelenwanderung als Strafe und Reinigungsmittel. So glauben sie, daß nur die Tugendhaften in Angehörigen ihres eigenen Volkes wiedergeboren werden, schlechte Charaktere aber in die verschiedensten Tiere übergehen, und nur wenige machen einen solchen Wechsel ihres „Hemdes" — wie der Leib bezeichnet wird — durch, daß sie ins Paradies gelangen oder zu Sternen werden. Ein Beispiel dieses Glaubens im modernen christlichen Europa findet sich bei den Bulgaren, die die abergläubische Vorstellung haben, daß Türken, die in ihrem Leben niemals Schweinefleisch aßen, nach ihrem Tode in wilde Eber verwandelt werden. Eine Gesellschaft, die versammelt war, um einen Eber zu verzehren, ließ, wie man erzählt, das ganze Tier unberührt, als das Fleisch scheinbar von selbst vom Bratspieß ins Feuer sprang. Und in den Ohren des Tieres habe man ein Stück Baumwolle gefunden, von dem der zu Rate gezogene weise Mann sagte, daß es aus dem Turban eines vormaligen Türken stamme. Nirgends aber hat die Seelenwanderungslehre in den christlichen Kulten eine größere Bedeutung erlangt, als dies bei den asiatischen Kulturvölkern der Fall war.

XXVII. Die Mythologie.

Sobald der Mensch über die Erscheinungen in der Natur nachzusinnen begann, griff er zu allerlei phantastischen Erklärungen derselben, die um so naiver ausfallen mußten, je beschränkter sein geistiger Horizont war. So hat er sich vor allem über die Entstehung der Erde und der Menschen Rechenschaft zu geben versucht, und ist dabei zu sehr verschiedenen Erklärungen gekommen. Sehr einfach stellen sich die Australier die Schaffung der Erde und des Menschen vor. So erzählen die Kamilaroi Westaustraliens, der mächtige Geist Baiamai habe durch Namenrufen und Blasen die Erde geschaffen, die Dieyeri aber berichten über die Entstehung des Menschen: Am Anfange schuf der gute Geist Muramura einige schwarze Eidechsen, welche man heute noch unter trockener Rinde findet, und weil sie ihm gefielen, beschloß er, sie sollten Macht haben über alles, was auf der Erde kriecht. Der Muramura teilte alsdann ihre Füße in Finger und Zehen, griff nach der Mitte des Gesichts und bildete eine Nase, sowie Mund, Augen und Ohren. Dann stellte der Geist eine Eidechse aufrecht; weil sie sich aber nicht in dieser Stellung erhalten konnte, schnitt er ihr den Schweif ab, und die Eidechse ging aufrecht. Hierauf machte er sie zu Männchen und Weibchen, damit sie sich fortpflanzen konnten, und so entstanden die Menschen. Die polynesischen Stämme lassen die Inseln des Meeres von mächtigen Geistern beim Fischen mit der Angel gepackt und aus der Tiefe herausgezogen werden. Die Neuseeländer lassen den mächtigen Geist Tangaroa aus einem Ei hervorbrechen und dann die übrige Schöpfung vollbringen. Gerade die wunderbare Entstehung mancher Tiere aus Eiern hat die Phantasie der Primitiven gewaltig angeregt, und so lassen zahlreiche Völker nicht nur die Menschen, sondern auch die Geister, die diese schufen, aus Eiern hervorgehen, so auch die Fidschiinsulaner. Zuweilen steht am Anfang aller Dinge ein rätselhafter Riesenvogel, dessen Herkunft allerdings im Dunkel liegt, der das Weltei

legt und ausbrütet. Die Überlieferung vom Weltei kehrt auch bei Indern, Chinesen, Phönikiern, Griechen und Uralaltaiern wieder. Wo die Töpferei eine Rolle spielt, läßt man den schöpfenden Geist Welt, Menschen, Tiere und Pflanzen aus Ton bilden und ihnen dann den belebenden Odem einblasen, ganz so wie es die Semiten, speziell die Babylonier und Juden, in ihrer Schöpfungsgeschichte berichten. Wo totemistische Anschauungen herrschen, läßt man die ersten Menschen aus Tieren, seltener Pflanzen hervorgehen, wo man aber die Totengeister in Felsen und Steinblöcken hausend denkt, läßt man auch die ersten Menschen aus solchen hervorgehen. Manche Bantustämme Südafrikas lassen die ersten Menschen aus einer Höhle hervorgehen; südamerikanische Indianerstämme, die die Geister der im Boden Bestatteten dort hausen lassen, sagen, die Menschen hätten zuerst unter der Erde gewohnt, bis sie endlich eine Öffnung entdeckten und zum Teil auf die Oberwelt heraufstiegen. Auch die Mandan-Indianer Nordamerikas glauben von unterirdisch lebenden Vorfahren abzustammen. Die Bewohner der Samoa- und Tongainseln lassen die Menschen aus Würmern entstanden sein, die aus dem Boden hervorkrochen.

Oft sind in den Schöpfungsmythen verschiedene Erklärungen vermischt, oder irgend ein mächtiger Geist gilt als der eigentliche Schöpfer, wird aber von anderen in dieser Tätigkeit unterstützt, so daß dann ein Mythos auf den andern gepfropft erscheint. Ziemlich häufig erscheint auch der Gedanke, daß vor der jetzigen Menschheit bereits eine andere vorhanden war, die durch den Zorn eines mächtigen Geistes bis auf wenige Individuen ausgerottet wurde, und zwar meist durch eine große Flut. Dabei sind wohl Erinnerungen an große Flutwellen nach Erdbeben oder lokale Überschwemmungen maßgebend gewesen. Überall, wo das Meer über das feste Land die Vorherrschaft ausübt, ist es sehr begreiflich, daß man sich dieses als das zuerst vorhandene vorstellt und glaubt, das Land sei dann von einem großen Geiste wie ein Fisch an der Angel daraus hervorgezogen worden. Feuerspeiende Berge geben Veranlassung zu Sagen von einem unterirdischen Feuergeiste, der durch Opfer besänftigt werden muß, damit er nicht Tod und Verderben über die Umwohner bringe. Auf Hawaii genoß die einst an den verschiedensten Orten Vulkankrater schaffende Feuergöttin Pele, die nun im Berge Kilauea, dem einzigen gegenwärtigen Vulkan der Inselgruppe, lebend gedacht wird, die größte Verehrung und kein Mensch durfte sich bei Todesstrafe jenem Vulkankrater nähern, damit sie nicht in Zorn gerate und Unglück über die Menschen bringe. Sie

soll auch die Erregerin der hawaiischen Flut gewesen sein. Noch in unserer Zeit, wo das strenge Tabu gebrochen ist und Eingeborene die Fremden zum Feuersee begleiten, nähert sich diesem kein Hawaiianer, ohne mit dem Gruße: „Aloha, Pele“ unbedeckten Hauptes kleine Opfer wie Glasperlen, Korallen und Muscheln in den Feuersee zu werfen, der noch jetzt Lua Pele, d. h. Tempel der Pele, heißt.

Begreiflicherweise haben auch Sonne und Mond als besonders mächtige Geister die Aufmerksamkeit der Menschen schon sehr früh auf sich gezogen und zu allerlei Sagenbildung Veranlassung gegeben. Bei den Abocobis in Südamerika ist der Mond ein Mann und die Sonne seine Frau, und man erzählt sich die Geschichte, sie sei einmal auf die Erde heruntergefallen und ein Indianer habe sie wieder an den Himmel hinaufgesetzt; aber bald fiel sie zum zweitenmal herab und setzte den ganzen Wald in Brand. Bei den Algonkin-Indianern ist die Sonne der Mann und der Mond die Frau, und wenn sie ihr Kind in die Arme nehmen, so entsteht eine Sonnen- oder Mondfinsternis. Wie im alten Peru war es im alten Ägypten, wo Sonne und Mond, Bruder und Schwester, zugleich Mann und Frau waren. In letzterem Lande nannte man sie Osiris und Isis und wußte vielerlei über deren Geschicke zu erzählen. Bei den Buschmännern ist der Mond ein Mann, von dem die Sonne in ihrem Zorne mit dem Messer (ihren Strahlen) Stück für Stück abschneidet, bis er bittet, sie möge doch noch ein bißchen für seine Kinder übrig lassen; dieses bißchen wächst dann wieder, bis es Vollmond wird, um neuerdings von der Sonne beschnitten zu werden. Der Mond ist nach ihnen von der Heuschrecke, Kaggen, erschaffen worden, und da „alles, was der Heuschrecke zugehört“ spricht, kann auch er sprechen. Verfinsterungen desselben werden in der Weise erklärt, daß Buschmannkinder dem wachsenden Monde Hohnworte zurufen, was ihnen die Eltern verweisen. Nichtsdestoweniger erzürnt er sich darüber und „geht in den Himmel“; wenn dann „sein Herz wieder behaglich ist“, kehrt er zurück und strahlt wieder in vollem Glanze. Vom Ursprunge der Sterne haben die Buschmänner die Sage, daß ein Mädchen von dem früheren, ihnen vorangegangenen Volke Licht zu machen wünschte, damit die Leute ihren Weg nach Hause fänden; sie warf daher glühende Asche in den Himmel, und diese wurde zu Sternen. Die Eingeborenen von Neusüdwales glauben, daß die Seelen der Verstorbenen in den Wolken weiterleben, diejenigen Südaustraliens dagegen, daß sie als Sterne weiterleben. Die Stämme an der Encounterbai bezeichnen die Milchstraße als eine Reihe von Hütten,

in welcher sie die Aschenhaufen und den aufsteigenden Rauch deutlich erkennen zu können vorgeben, und in den Magellanischen Wolken glauben sie alte Weiber ihre Mahlzeit kochen zu sehen. Die Sternschnuppen werden als die Kinder der Sterne bezeichnet, und der Regenbogen geht als Rauch aus den Wolken hervor. Die Sterne im Gürtel und in der Degenscheide des Orion sollen junge Männer sein, die einen Korroborri tanzen, und Jupiter sei einst ein Häuptling unter den alten Geistern gewesen, jener Menschenrasse, die in den Himmel versetzt wurde, bevor die heutigen Menschen geschaffen wurden. Nach den Eskimos waren alle Sterne in alter Zeit Menschen und Tiere, ehe sie in den Himmel kamen, so sind ihnen die Sterne im Gürtel des Orion Seehundsjäger, die den Heimweg verfehlten. Die nordamerikanischen Indianer nannten die Pleiaden die Tänzer und den Morgenstern den Tagbringer. Die Jowas erzählen von letzterem, er sei einst zu einem Indianer, der müde und erfolglos auf der Jagd gewesen war, nachdem er ihn lange angeschaut, herabgestiegen und habe ihn an einen Ort geführt, wo viel Wild war. Die Kasias in Bengalen aber erzählen, die Sterne seien einst Menschen gewesen, die auf den Gipfel eines hohen Baumes kletterten. Während sie nun oben waren, kamen böse Nachbarn und hieben den Stamm um, so daß sie nicht mehr herunter konnten, und so blieben sie dort oben in den Zweigen sitzen.

In den meisten Mythen der Völker erscheint die Erde als Mutter; die Peruaner verehrten sie als Mama Pacha, d. h. „Mutter Erde", wie die Arier als Prthivî mâtar, d. h. Erdmutter, im Gegensatz zu Djaus pitar, dem „Himmelsvater". Wie die Gaia war die Demeter (eigentlich Gē mētēr, d. h. Erdmutter) die personifizierte Erde, die Fruchtbarkeit spendete und daher von allen Ackerbauern in erster Linie verehrt wurde. Wenn ein Erdbeben war, sagten die Kariben Südamerikas, ihre Mutter Erde tanze und gebe ihnen damit ein Zeichen, daß auch sie tanzen sollten, was sie dann auch taten. Gleich den Indogermanen rufen unter den Indianerstämmen Nordamerikas die Komantschen die Erde als ihre Mutter und den großen Geist, Manitu, als ihren Vater an. Als einst General Harrison den Häuptling der Shawnees, Tecumseh, zu einer Unterredung rief mit den Worten: „Komm her, Tecumseh, und setze dich zu deinem Vater!" erwiderte dieser mit verdutzter Miene: „Du mein Vater? Nein! Die Sonne dort ist mein Vater und die Erde ist meine Mutter, so will ich an ihrem Busen ruhen", und setzte sich nieder auf den Boden. Diese Erde wird von

einem mächtigen Geiste in menschlicher oder tierischer Gestalt getragen gedacht, und die Bewegungen desselben empfinden die Menschen als Erdbeben. Die Tschibtschas Südamerikas sagen, wenn ihr Gott Tschibtschacum, der die Erde trägt, sie von einer Schulter auf die andere legt, so entstehe ein Erdbeben. Die Tlascalanen sagen, dies geschehe, wenn der Geist, der die Erde trage, ermüdet sei und sie abstelle, die Tongainsulaner aber, wenn Maui, der die Erde mit seinem ausgestreckten Körper hält, sich in eine bequemere Lage zu drehen suche. Deshalb schreit man beim Erdstoß und schlägt sie mit Knütteln, damit sie still liege. Auf Celebes, wo man sich die Erde von einem großen Eber getragen denkt, soll ein Erdbeben dann eintreten, wenn dieser sich gegen einen Baum scheuert; bei den nordamerikanischen Indianern wird solches auf das Bewegen einer Schildkröte zurückgeführt, die die Erde trägt, während die Kamtschadalen meinen, ein Erdbeben rühre daher, daß sich die Hunde eines mächtigen Geistes, der unter dem Boden im Schlitten fährt, Flöhe oder Schnee abschütteln. Bei den Indern ist es ein Elefant, bei den Mongolen ein Frosch, bei den Mohammedanern der Weltstier, bei den Skandinaviern der mit eisernen Fesseln in seiner unterirdischen Höhle angebundene Feuergott Loki, der jedesmal zusammenzuckt, wenn die über ihm hängende Schlange Gift auf ihn herabtröpfelt, bei den alten Griechen der Erderschütterer Poseidon, der durch seine Bewegung die Erde erschüttert. Die Japaner dagegen glauben, daß Erdbeben durch große Walfische verursacht werden, die unter dem Boden hinkriechen, eine Vorstellung, zu der sie das Auffinden der gewaltigen Knochen von Riesenelefanten der Vorzeit anregte, wie die Sibirier eben dadurch zur Annahme von in der Erde wühlenden Mammuten gelangten, die beim Geraten an die Oberfläche stürben und dann fände man ihre Leichen mit Haut und Haaren, wie dies tatsächlich der Fall ist.

Bei der Ähnlichkeit der Affen mit den Menschen glaubt man vielfach, diese seien verzauberte Menschen, so besonders in Amerika und Afrika. Ein Bantustamm meint, die Affen seien einst Männer und Frauen gewesen und deshalb nennen sie dieselben „das erste Volk“. Die Zulu erzählen folgende Sage von einem Amafemestamm, der zu Pavianen wurde. Er bestand aus trägen Menschen, die nicht gerne graben mochten, aber die Nahrung anderer Menschen gerne aßen und sagten: „Wir werden schon leben, obgleich wir nicht graben, wenn wir die Nahrung derjenigen essen, die den Boden bebauen.“ Da versammelte ihr Häuptling aus dem Hause Tusi den Stamm und sie zogen

hinaus in die Wildnis. Hinter sich befestigten sie ihre nunmehr nutzlos gewordenen Grabhölzer und diese wurden zu Schwänzen; an ihrem Körper kamen Haare zum Vorschein, ihre Stirn ward überhängend, und so wurden sie zu Pavianen, die noch heute „Tusis Männer" genannt werden. Der südamerikanische Indianerstamm der Mbocobi erklärt sich die Umwandlung der Ureinwohner zu Affen folgendermaßen: Bei einem großen Brande ihrer Wälder kletterten ein Mann und eine Frau auf einen Baum, um Schutz vor der Feuersglut zu suchen, aber das Feuer versengte ihr Gesicht und so wurden sie zu Affen. Malaiische Stämme auf der Halbinsel von Malakka besitzen eine Überlieferung über ihre eigene Abstammung von einem Paare unka puteh oder „weiße Affen", welche ihre Jungen erzogen und sie in die Ebenen schickten, wo sie sich so sehr vervollkommneten, daß sie und ihre Nachkommen zu Menschen wurden, während die nach Hause in die Berge Zurückgekehrten Affen blieben. Ähnlich erzählt die buddhistische Sage die Entstehung der flachnasigen, schlitzäugigen Stämme von Tibet. Sie seien Nachkommen zweier wunderbarer Affen, die verwandelt wurden, um das kalte Hochland zu bevölkern. Nachdem sie gelernt hatten, den Boden zu bebauen, Korn zu ziehen und zu essen, verschwanden ihre Schwänze und Haare allmählich, sie begannen zu sprechen, wurden Menschen und kleideten sich mit Blättern. Die Bevölkerung wurde immer dichter, das Land ward mehr und mehr angebaut, und zuletzt vereinigte ein aus seiner Heimat in Indien vertriebener Fürst aus dem Sakya-Geschlechte, aus welchem später auch Buddha hervorging, die vereinzelten Stämme zu einem einzigen Königreich. In Afrika gelten die Affen als sprachbegabte Wesen wie die Menschen, nur hielten sie absichtlich den Mund, damit man sie nicht zur Arbeit zwinge. So bezeichnen die Malaien Borneos die dort lebenden Menschenaffen als Orang utan, wie die Siamesen die dort hausenden Affen, von deren Entstehung sie mancherlei zu erzählen wissen, als Khon pa, die Indianer Brasiliens als Cauiari, Ausdrücke, die überall in der Bedeutung von Waldmenschen gebraucht werden.

Zahlreich sind die Sagen von Zwergen und Riesen. Zur Annahme von letzteren führten die gelegentlichen Funde von Knochen riesiger vorgeschichtlicher Tiere, die durch die erodierende Kraft des Wassers freigelegt wurden oder gelegentlich beim Graben zum Vorschein kamen. Die niedern Grabkammern aus unbehauenen Steinblöcken, die wir gewöhnlich als Dolmen bezeichnen, haben andererseits zur Annahme geführt, daß einst eine Bevölkerung von Zwergen vor-

handen war, denen diese zur Behausung dienten. Die Menschenstämme mit dunkler Hautfarbe glauben vielfach, daß sie in einem kommenden Leben auch weißhäutig wie die Europäer werden. Da nun die Geister als weiße Gestalten erscheinen sollen, haben Völker wie die Mexikaner und die Polynesier, als sie zum erstenmal Weiße zu Gesicht bekamen, gemeint, es seien dies ins Leben zurückgekehrte Ahnen. Aus diesem Grunde erwiesen sie ihnen göttliche Ehren. Erst als sie durch brutale Behandlung oder im Falle Cook durch andauernde Mißachtung der Tabugesetze gegen diese vermeintlichen Ahnen aufgebracht waren und nicht mehr an ihre Göttlichkeit glaubten, kam es dann zu feindlichen Kundgebungen und Zusammenstößen, deren einem James Cook auf seiner dritten Weltreise 1779 auf Hawaii zum Opfer fiel, indem er ermordet und dann aufgefressen wurde.

Eine außerordentlich wichtige Rolle spielen in der Mythologie die Tiere, die gleich den Menschen sprechend und handelnd vorgeführt werden. So sind beispielsweise die Buschmänner außerordentlich reich an Tiermythen, die W. Bleek sammelte. In diesen ist die Heuschrecke die hervortretendste Figur, um welche sich ein ganzer Kreis phantastischer Beziehungen erstreckt. Auch Löwe, Schakal und Hyäne spielen eine wichtige Rolle. Meist sind sie so phantastisch gestaltet und so unlogisch, daß wir Europäer keinen Gefallen daran finden. Ebenso zahlreich finden wir Tiersagen bei den Australiern, den Polynesiern und Indianern, ebenso in Afrika, wo sie das beliebteste Unterhaltungsthema der Eingeborenen sind. Ein Muster einer solchen Tierfabel ist folgende Erzählung von der Guineaküste: Der große Engena-Affe bot seine Tochter demjenigen Kämpen als Braut an, der ein ganzes Faß Rum trinken könne. Der würdevolle Elefant, der anmutige Leopard, der grämliche Eber versuchten den ersten Mundvoll des Feuerwassers und zogen sich zurück. Da kam der winzige Telinga-Affe, der listig Tausende von seinen Brüdern im hohen Gras versteckt hatte, nahm sein erstes Glas und ging fort. Statt seiner kam dann ein anderer, der ganz so aussah wie er, und holte sich das zweite Glas, und so ging es fort, bis das ganze Faß geleert war und Telinga führte die Tochter des Affenkönigs heim. Auf dem engen Pfad griffen ihn jedoch der Elefant und der Leopard an und trieben ihn in die Flucht; er aber suchte sich in den höchsten Zweigen der Bäume Schutz und gelobte, niemals wieder auf dem Erdboden zu leben und solche Gewalt und Ungerechtigkeit zu erdulden. Daher findet man bis auf den heutigen Tag die kleinen Telingas nur in den höchsten Baumwipfeln.

Zu vielen Hunderten kursieren bei den Eingeborenen an den Herdfeuern solche Geschichten, die vielfach mit Humor gewisse Eigentümlichkeiten an Tieren zu erklären suchen. Erst auf einer höheren Stufe werden sie moralisierend und gehen in Parabeln über, indem die Tiere nur Repräsentanten gewisser Menschen mit ihren Charakterfehlern und Lastern sind, die dann in solch harmloser Weise ausgespottet werden. Eine solche moralisierende Fabel erzählen die Zulus vom Klippschliefer, der sich seinen Schwanz nicht holte, als die Schwänze verteilt wurden, weil er bei dem Regen nicht ausgehen mochte; er bat nur die anderen Tiere, ihm einen mitzubringen, und so bekam er gar keinen. Ganz humorvoll ist die Geschichte vom Manabozho, die sich die nordamerikanischen Indianer erzählen. Dieser verwandelte sich einst in einen Wolf, tötete ein fettes Elentier und wollte dieses fressen, da er gerade großen Hunger verspürte. Aber nun wußte er nicht, wo er anfangen sollte; denn, sagte er sich, wenn ich am Kopf anfange, lachen die Leute und sagen, ich fräße es rückwärts, und fange ich an der Seite an, so sagen sie, ich fräße es seitwärts. Endlich kam er zu einem Entschluß und war gerade im Begriff, einen delikaten Bissen in den Mund zu stecken, als dicht bei ihm ein Baum knarrte. Still! still! sagte er zum Baum, bei solchem Lärm kann ich nicht essen, und trotz seines Hungers ließ er das Fleisch liegen und kletterte hinauf, um den Baum zur Ruhe zu bringen; aber er verfing sich zwischen zwei Ästen und wurde festgehalten. Da sah er eine Schar Wölfe kommen. Geht weg! geht weg! rief er; aber die Wölfe meinten, er müsse da etwas haben, sonst würde er sie nicht wegschicken wollen. So kamen sie heran, fanden das Elen und verzehrten es bis auf die Knochen, während Manabozho voll Ärger zusah. Der nächste heftige Windstoß öffnete die Äste und setzte ihn in Freiheit, und als er nach Hause ging, dachte er: Das kommt davon, wenn ich mich um geringfügige Dinge kümmere, während ich ein sicheres Gut in Händen habe.

Auch in der Alten Welt ist die Tierfabel uralt und war schon bei den ältesten Babyloniern und Ägyptern beliebt. Gleicherweise pflegten sie die indogermanischen Stämme; doch hatten die Griechen diese Art von Erzählung hauptsächlich aus Kleinasien erhalten, wo ein später freigelassener phrygischer Sklave, Äsop, sie in vorbildlicher Weise bearbeitete, so daß dann in Hellas und Rom eine jede Fabel als eine äsopische galt. Doch war auch bei den Griechen schon lange vor diesem halbmythischen Manne, der sich durch geschicktes Wiedererzählen solcher Geschichten einen besonderen Ruf erwarb, die Tierfabel aus dem Volks-

munde in die Literatur eingedrungen, und Hesiod und Archilochos verflochten sie in ihre Poesie. Bei den Römern hat dann ein später von Augustus freigelassener Sklave griechischer Abkunft, Phädros, die äsopischen Fabeln in lateinische Verse gebracht, doch gingen sie in ihrer Zeit fast ganz unbeachtet vorüber. Zu Ende des 11. oder zu Beginn des 12. Jahrhunderts hat dann ein Geistlicher im südlichen Flandern in einem Gedicht „Isengrimus" von den traurigen Schicksalen des vom Fuchs hintergangenen Wolfes berichtet. Eine Umarbeitung und Erweiterung dieser älteren Vorlage gab dann der um 1148 entstandene ausführlichere Isengrimus des Magisters Nivardus in Gent ebenfalls in lateinischer Sprache. Schon vorher, um 1100, war in Nordfrankreich dieses Tierepos in französischer Sprache erschienen, das 16 Abenteuer umfaßt und 50 Jahre später von Heinrich dem Glichezäre ins Deutsche übersetzt wurde. Dann schrieb der Pfarrer von Croix en Brie, Pierre de St. Cloud, der, 1209 wegen Ketzerei in einen Prozeß verwickelt, sich, um dem Feuertod zu entgehen, in ein Kloster stecken ließ, „les aventures de Renard" et „le Plaid". Dem letzteren entlehnte ein sonst nicht näher bekannter vlämischer Dichter Willem den Stoff zu seinem berühmten „Reinaert", der in der Folge in alle nordgermanischen Sprachen übersetzt wurde, in allen europäischen Literaturen Bürgerrecht erwarb und noch von Goethe aufs neue bearbeitet wurde. Wie gewaltig der Einfluß dieser Tierfabel beispielsweise im Französischen war, kann man daraus ermessen, daß die bis dahin ausschließlich gebräuchliche Bezeichnung goupil (aus dem lateinischen vulpes) für Fuchs vollständig verschwand und durch das aus Reynard entstandene renard verdrängt wurde, und der Esel seinen Namen baudet vom Esel Baudoin (Balduin) des Tierepos erhielt.

Aller volkstümlicher Vortrag benutzt gerne Parabeln, die eine Weiterbildung der früher besprochenen Bildersprache sind. Solche waren nicht nur zur Zeit von Christus äußerst beliebt — man denke nur an die Unmenge von Gleichnissen, in die er seine erhabenen Lehren einzukleiden wußte, um sie dem einfachen Volke, zu dem er sprach, recht einleuchtend und verständlich zu machen —, sondern sind es heute noch bei allen ihre alte Einfachheit und Ursprünglichkeit bewahrenden Kulturen. Bei den Buddhisten hat man moralisierende Tierfabeln sogar als Ereignisse der heiligen Geschichte dargestellt. So soll der Königssohn Gautama aus dem Geschlechte der Sakya, der spätere Buddha oder „Erleuchtete", während seiner 550 Jatakas oder Geburten unter anderen auch die Gestalt eines Frosches, eines Fisches, einer Krähe,

eines Affen, und verschiedener anderer Tiere angenommen haben; und seine Anhänger waren so weit davon entfernt, in diesen Verwandlungen bloße Sagen zu sehen, daß sie in ihren Tempeln die Haare, Federn und Knochen der Geschöpfe, in denen einst der große Lehrer wiedergeboren worden war, als kostbare Reliquien aufbewahrten. Unter den Ereignissen, die Buddha während der Reihe seiner tierischen Geburten erlebte, findet sich auch dasjenige, daß er in der bekannten Fabel vom Fuchs und vom Storch handelnd auftritt, und er war es auch, der als Eichhörnchen ein Beispiel von rührender Elternliebe gab, indem er mit seinem Schwanz das Weltmeer aufzutrocknen versuchte, um seine Jungen zu retten, die in ihrem Neste ins Meer getrieben worden waren, bis seine Beharrlichkeit durch ein Wunder belohnt wurde.

Der einfach denkende Mensch fühlt sich den Tieren, die er von Kindesbeinen an beobachtet und deren Charaktere er genau kennt, so nahe verwandt, daß er nicht nur von ihnen abzustammen glaubt, sondern auch die höchsten Kulturerwerbungen von ihnen übernommen haben will. Und in der Tat haben verschiedene Tiere den Menschen die ersten Anregungen gegeben, so vor allem der Biber, der offenkundig die Menschen durch Dammbauten das Wasser aufstauen und sich so vor Überschwemmungen schützen lehrte, dann die grabenden Tiere das Errichten von in die Erde versenkten Wohngruben, die mancherlei webenden und ihre Niststoffe verfilzenden Vögel das Flechten und Weben, die Töpferbiene und der Töpfervogel das Bilden von Töpfen aus hartem Ton usw. bis zu den Wespen, die noch in der Neuzeit dem hochkultivierten Europäer die vorbildliche Anregung gaben, Papier statt aus Lumpen, von denen für den vermehrten Bedarf lange nicht genug aufgetrieben werden konnte, aus dem Holzstoff des Holzes selbst zu bereiten. Sehr viele Völker schreiben auch die Erfindung des Feuers nicht einem Menschen, sondern einem Tiere zu. Meist sind es Vögel, die der Gottheit das Feuer raubten: ihre grellroten Federn oder ihr schwarzgebranntes Gefieder deuten noch auf ihre verwegene Tat. Bei den Tlinkit in Nordwestamerika ist es Jelch, der Rabe, der das Feuer von einer Insel im Meere holte und sich dabei arg verbrannte. Weiter südlich bei den Nutkastämmen gelten die Wölfe als die ursprünglichen Besitzer des Feuers oder des Reibfeuerzeuges, denen es dann der Specht entwendete. Bei den Bakairi Zentralbrasiliens spielt der schlaue Kampfuchs diese Rolle und wurde so indirekt zum Kulturbringer der Menschen. Bei ihm mögen die im Dunkeln unheimlich leuchtenden Augen Veranlassung zu diesem Mythos gegeben haben, wie auch bei den

übrigen Vierfüßlern, denen bei anderen Stämmen diese Rolle zugeschrieben wird. Andere Amerikaner halten den Hirsch für den Feuerbringer. Auf Tahiti haben der Reiher und der Otatarevogel das Feuer für die Menschen geholt und sind so zu ihren Wohltätern geworden. Wie aus naiven Geschichten dieser Art gewaltige mythologische Dichtungen entstehen können, zeigt die großartige griechische Prometheussage, in der sich der ganze Riesenkampf der Menschheit um die Kultur verkörpert.

Diese Entwicklung einfacher mythischer Anfänge zu tiefen Gedankenschöpfungen ist ein Zeichen, wie mit der Kultur auch die Keime der Religion wachsen. So haben die Menschen ihr eigenes Erbteil an Gedanken und Anschauungen in das mythische Leben von Göttern und Heroen gegossen, sie haben uns in der Ausgestaltung ihrer Sagen ihre eigene Geistestätigkeit offenbart und uns darin Kunde erhalten, wie sie einst sich selbst und die ganze sie umgebende Natur auffaßten. So sind uns die Mythen ein höchst wertvolles Mittel zur Sondierung der Geistesfähigkeiten und Moral eines Volkes. Darüber sagt John Ruskin: „Man vermag keine Mythe zu bilden, wenn man nicht das hat, woraus eine gebildet werden kann. Wenn die Mythe auf den Himmel Bezug hat, so muß sie von jemand gebildet worden sein, der zum Himmel aufgeblickt hat. Wenn die Mythe auf Gerechtigkeit und Seelenstärke Bezug hat, so muß sie von jemand gebildet worden sein, der weiß, was es heißt, gerecht und seelenstark zu sein. Je nach der Bedeutung der Menschen wird die Bedeutsamkeit seiner Fabel sein; und die Mythe eines schlichten und geistesarmen Volkes besagt selbstverständlich wenig, weil ein solches Volk wenig zu sagen hat."

Da, wie wir sahen, alle animistische Naturbetrachtung den Menschengeist gewissermaßen nach außen verlegt und alle Wesen um ihn herum mit demselben Verstande, wie er ihn hat, begabt sieht, so daß sie gleich ihm empfinden und handeln, ist es von da nur ein Schritt bis zum Gedanken, daß es wirkliche Menschen sind, nämlich die Geister der Verstorbenen, die die ganze Natur beleben und auf all unser Tun und Denken einwirken. So mußten sich die verschiedensten Sagen bilden und mußte schließlich eine eigentliche Religion daraus hervorgehen. Indem der Mensch die Geister seiner Ahnen in den ihm durch ihre Bedeutsamkeit interessanten Tieren, Pflanzen und anderen Gegenständen der Natur, vor allem in den geheimnisvollen Gestirnen wie Sonne und Mond, die für ihn auch lebende Wesen waren, erblickte, kam er auf den Gedanken, daß er am Ende sogar von ihnen

abstamme. Deshalb wurden ihm diese Wesen zum Ausgangspunkte seiner eigenen Entwicklung und zu verehrungswürdigen Heroen und schließlich Göttern, denen er nicht nur sein Sein, sondern die Vermittlung aller Kulturgüter überhaupt zuschrieb. Eine merkwürdige Gruppe dieser Kulturheroen sind beispielsweise die Zwillingsgötter, die auf der ganzen Erde wiederkehren. Meist stehen die Zwillinge in einem gewissen Gegensatz zueinander. Der eine ist gut und edel, der andere ist böse und schlecht (Ahuramazda und Ahriman der persischen Mythologie, die dann zu Göttern des Lichts und der Finsternis wurden), der eine ist licht und schön, der andere blind und häßlich (Baldur und Hödur der germanischen Mythologie, ebenfalls Personifikationen der im Kampfe miteinander liegenden Naturerscheinungen: Licht und Finsternis), der eine ist sterblich, der andere unsterblich (wie die von der Leda, der Gemahlin des Tyndareus, geborenen Dioskuren, d. h. Zeussöhne, Kastor und Pollux, die Schutzgötter der Schiffahrt und Gastfreundschaft, die schließlich unter die Sterne versetzt wurden). Diese beiden Heroen stehen ausnahmsweise in einem freundschaftlichen Verhältnisse zueinander, während sie sich sonst meist bekämpfen, so daß der eine gar durch den andern fällt, wie in der Sage von Romulus und Remus, aber auch von Kain und Abel, obschon dies keine Zwillingsbrüder waren. Wie bei den Indogermanen treten auch bei südamerikanischen Stämmen Zwillingsgötter als Kulturheroen auf. So erscheinen die Zwillinge Keri und Kame als Kulturbringer, und es ist bezeichnend, daß deren Namen in den Dialekten der Aruak Sonne und Mond bedeuten; denn diese trotz engster Blutsverwandtschaft ungleichen Brüder sind unverkennbar die personifizierten Gegensätze zwischen Licht und Dunkel, oder genauer gesagt, zwischen dem von der Sonne regierten Tag und der von dem Monde regierten Nacht.

Selbstverständlich hat die Menschen schon sehr früh, sobald sie über die Beschaffung der täglichen Nahrung hinaus dachten, dieser merkwürdige Gegensatz, dieser Wechsel von Tag und Nacht, von strahlender Helle und unheimlichem Dunkel mit dem im kleiderlosen Urzustande höchst unangenehm empfundenen Wechsel von warm und kalt aufs nachhaltigste beschäftigt. Und als Ergebnis der mancherlei Gedanken, die sie darüber im Laufe der Jahrtausende am gemütlichen Lagerfeuer aussprachen, entstanden die verschiedenen Mythen von einem guten Geiste des Lichts, der in beständigem Kampfe lag mit dem bösen Geiste der Dunkelheit, der ihn mit allen Mitteln zu verdrängen suchte. Daß in diesem tagtäglich aufs neue zu beobachtenden Wettstreite

zwischen dem belebenden Lichte und dem tötenden Dunkel die Sympathien auf Seite des ersteren lagen, ist ja ganz selbstverständlich, und so wurde der allmählich vergöttlichte gute Geist des Lichtes zu einem vielbesungenen Helden, über dessen Leben und Schicksal man unendlich viel fabelte, noch viel mehr als über das widerliche Treiben des tückischen Geistes der Finsternis. Wie die Sonne, eben dieser verehrte Lichtgott, aus unbekannter Ferne, aus nächtlichem Dunkel aus dem düstern Meeresschoß emporsteigt, um strahlend jeden Morgen seinen Siegeslauf aufs neue zu beginnen und dann gegen Abend mit allen Zeichen der Ermattung sich mehr und mehr gegen den Horizont zu senken und schließlich im Rachen des Ungeheuers Nacht zu verschwinden, so ruht auch über Abkunft, Geburt und Kindheit der verschiedenen mythologischen Personifikationen dieses heldenhaften Lichtgeistes dunkle Ungewißheit. Obwohl von edelster Abstammung wachsen die Sonnenhelden des Mythos unbekannt und unbeachtet heran, bis sie die glänzende Laufbahn des Ruhmes beginnen. Eine Lieblingswendung der Sage ist es, daß das Kind, wie es in der Urzeit ganz geläufig war, gleich nach der Geburt auf Geheiß des grausamen Vaters ausgesetzt wurde, entweder in einem verschlossenen Kästchen ins Wasser, was Bezug nimmt auf das spätere Emporsteigen des Helden aus dem Wassergrabe des Meeres — diese echt mythische Episode teilt der sonst durchaus geschichtliche jüdische Gesetzgeber und Erretter des Volkes aus der Knechtschaft der Ägypter, Moses, mit den anderen Sonnenhelden — oder in das Dickicht des Waldes, wo böse Dämonen und wilde Tiere hausen. Hirten oder andere arme Leute, nur ganz ausnahmsweise eine Königstochter wie in der Sage von Moses, finden zur rechten Zeit das Kind und ziehen es auf. In dieser Weise wächst Kyros (Cyrus), der als geschichtliche Persönlichkeit nachträglich viele Züge vom sagenhaften Lichthelden Kuru angedichtet erhielt, unter Hirten heran. Dasselbe Schicksal teilen mit ihm Romulus und Remus, der sagenhafte thebanische Königssohn Ödipus, in der deutschen Heldensage Wolfdietrich, in der iranischen Dârâb, von dem Dareios I., Sohn des Hystaspes und Großneffe des Kyros, der erste persische König aus dem Geschlechte des Achämeniden, der, wie Kyros ein zweiter Gründer des Reiches war und im Jahre 485 starb, nachdem er vergeblich Griechenland unter seine Botmäßigkeit zu bringen versucht hatte, in der Überlieferung verschiedene Züge annahm. Die säugende Wölfin in der Romulus- und Wolfdietrichsage erinnern an totemistische Anschauungen in den Kreisen, in denen diese Legenden sich bildeten. Wie im Gebiet der semitischen Kultur Moses uns als aus-

gesetzter Sonnenheld begegnet, haben in Babylonien historische Fürsten wie Sargon I. von Agade (um 2850 v. Chr.) und Gudea (um 2400 v. Chr.) an diese Sonnenmythen angeknüpft und sich selbst einen ähnlichen geheimnisvollen Ursprung zugeschrieben. Sagt doch ersterer auf einer uns erhaltenen Keilinschrift über seine Abstammung: „In der Stadt Azupiranu empfing mich meine Mutter, die aus edlem Geschlechte stammte, und gebar mich heimlich. Sie legte mich in ein Kästchen aus Schilfrohr mit Erdpech (Asphalt) verdichtet und übergab mich dem Strom. Der trug mich fort zu Akki, dem Wasserträger, der mich fand, aufzog und zum Gärtner machte. Ischtar (die Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit) aber war mir gewogen und erhob mich zum Könige über die schwarzköpfige Menschheit."

In China gibt es diesen indogermanischen verwandte Mythen. So hießen die alten Könige von Yau tscho die Bambuskönige, weil ihr Vorfahr als Kind in einem hohlen Bambus im Fluß angeschwemmt worden sein soll. Auch ein sagenhafter Minister des Fürstentumes Tsu wird erwähnt, der als Kind ausgesetzt und von einer Tigerin gesäugt worden sein soll. Die Zulu kennen die Sage vom Königssohn Usikulumi, der ausgesetzt und von einem Ungeheuer aufgezogen wurde, worauf er als unverwundbarer Held zu den Menschen zurückkehrte und ähnlich dem griechischen Sonnenheros Herakles, dem Sohne des Zeus und der Alkmene, Tochter des Elektryon von Mykene und Gattin des Amphitryon, Königs von Tiryns, sich durch sehr nützliche Taten verdient machte.

Die *siegende Kraft des Lichtes* und die stechenden Strahlen der Sonne werden durch die Bewaffnung der Lichtgötter angedeutet, vor allem durch ihre unfehlbar treffenden Pfeile, wie bei Apollon, dem auf der Insel Delos (wo eine Hauptkultstätte für ihn war) als Sohn des Zeus und der Titanin Leto zugleich mit seiner Zwillingsschwester Artemis geborenen Gotte des Lichts, insbesondere des Sonnenlichts, als solcher auch Phoibos, d. h. der Strahlende, Leuchtende genannt, dann bei Herakles, Odysseus, Wilhelm Tell usw. Zu diesen Sonnenwaffen tritt dann auch die Blitzwehr hinzu, da im Laufe der mythologischen Entwicklung die Gestalten vieler Lichtgötter mit den Donnergottheiten verschmelzen. Übrigens sind auch die Zwillingsgeschwister Apollon und Artemis Personifikationen von Sonne und Mond und dementsprechend er männlich als der starke Sonnenheld und sie weiblich als jungfräuliche Göttin des in der Nacht leuchtenden Mondes, weshalb letztere mit der Zeit mit einer andern speziellen Mondgöttin

(Selene = Helene oder Helena, Tochter des Zeus und der spartanischen Königin Leda, die von jenem in Gestalt eines Schwanes, d. h. einer Wolke, besucht und befruchtet wurde, Gemahlin des spartanischen Königs Menelaos, vom troischen Königssohne Paris entführt und dadurch die Veranlassung zum troischen Krieg werdend) und der Nachtgöttin (Hekate) verschmolzen wurde.

Eine erste Großtat vieler Lichtgottheiten und Sonnenhelden ist das Auseinanderstützen von Himmel und Erde, die im Dunkel der Urnacht, wie eine sehr weit verbreitete Sage berichtet, dicht aufeinander lagen. Die aufgehende Sonne scheint eben den tiefliegenden Nachthimmel plötzlich hoch emporzuheben. Die Inder schreiben diese Tat dem Rohita oder dem urindogermanischen Gotte Varuna (griechisch uranós = Himmel) zu, wie es im Rigweda, der wichtigsten kanonischen Religionsurkunde der Brahmanen, von letzterem heißt: „Weise sind durch seine große Macht die Geschlechter, er, der sogar die beiden Welten auseinander gestützt hat; vorwärts stieß er den hohen, hehren Himmel, vor alters das Gestirn, und die Erde hat er ausgebreitet." Im polynesischen Mythos ist meist Maui der mächtige Held, der dieses große Werk vollbringt. Er, der Weltenfischer — ursprünglich aber ein Sonnengott —, der an seiner Angel die große Nordinsel Neuseelands (daher bei den Maori „Te ika a Maui", d. h. der Fisch des Maui, geheißen) aus dem Meere emporhob und auch das Feuer holte. Er trägt auch die Erde und verursacht durch Lageveränderungen die Erderschütterungen. Wie Maui die Sonne, ist seine Schwester Hine der Mond, und beide steigen zum allwissenden Luftgeist Rehu „im zehnten Himmel" empor.

Wandert nun das Tagesgestirn weiter seinen Weg am Himmel dahin, so wird es gelegentlich von weißen Wolken „wie von wallenden Gewändern einer Frau" verhüllt. Mythisch tritt dieser Zug in der Art hervor, daß Lichtgötter vorübergehend in Weibertracht erscheinen, so der lichte Sonnenheros Achilleus, der Sohn der Nereide (d. h. Tochter des Meergottes Nereus) Thetis, der von seiner Mutter unter Mädchen in Frauenkleidung erzogen wurde, oder Thor, der als Göttin Frija verkleidet gen Riesenheim fuhr, um den gestohlenen Hammer (den Blitz) durch List wieder zu erringen. Dahin gehört auch die Sage von Herakles, der drei Jahre lang als Frau gekleidet unter den Sklavinnen am Rocken spinnend bei Omphale, der Königin von Lydien, in Dienstbarkeit zugebracht haben soll. Wenn hier die Lichtgötter in einem seltsamen, ja geradezu komischen Licht erscheinen, so sind sie auch im

übrigen nicht immer vollkommen, sondern mit mancherlei körperlichen Mängeln behaftet. Zum Teil erklärt sich das aus den natürlichen Erscheinungen, die sie verkörpern; so wenn sie einäugig, wie beispielsweise Wodan, gedacht sind. Die Sonne ist eben ihr Auge. Die Sage, daß Wodan sein anderes Auge für einen Trunk aus Mimirs Quelle zum Pfande gesetzt habe, knüpft an den Widerschein der Sonne im Wasser an. Der Ziu oder Tius der Germanen ist sogar einarmig gedacht, und zwar nach Simrock deshalb, weil er ursprünglich ein Schwert darstellte, das nur eine Klinge hat; indessen deutet der Verlust der Hand durch den Fenriswolf (den die Sonne verschlingenden Nebel) wohl auf einen andern Grund der Vorstellung. Weitaus am häufigsten sind die Licht- und Gewittergötter hinkend gedacht, so Hephaistos, ursprünglich zweifellos ein Blitzgott, wie auch der verwandte Wieland der Schmied in der deutschen Heldensage. Ödipus, d. h. Schwellfuß, ist eine ähnliche Gestalt. Selbst bei den Hottentotten findet sich eine Gottheit mit Namen „Wundknie"; andere hinkende Götter kennen die Indianer Chiles. Am meisten hat wohl die Ansicht für sich, daß das Hin- und Herfahren des herniedersausenden Blitzes, der nur ausnahmsweise eine gerade Bahn beschreibt, mit dem eiligen Laufe eines Hinken- den verglichen wurde.

Wie die Lichtgötter aus dem Dunkel emporsteigen, so müssen sie auch ins Dunkel zurück: sie, die als ideale Heldengestalten über alle Feinde triumphieren, haben doch eine schwache Stelle, wo sie sterblich sind, und ein düsteres Schicksal weiß oft die Kräfte eines viel schwächeren Feindes hinterlistigerweise zum tödlichen Streiche zu lenken. Achilleus, nur an der Ferse verwundbar, fällt durch den Pfeil des weibischen Paris; Baldur, den keine Waffe verletzen kann, erliegt einem Mistelzweige, den sein blinder Bruder Hödur gegen ihn wirft. In der deutschen Heldensage ist Siegfried ein Vertreter dieses tragischen Schicksals. Auch er ist unverletzlich, seitdem er im Blute des von ihm erlegten Drachen badete; daher heißt er der „Hörnerne" (hürnin). Nur an einer Stelle fehlt die Hornschicht, weil damals ein Lindenblatt auf seinen Rücken fiel und deshalb dort kein Schutzpanzer sich ausbilden konnte. Und eben in diese ihm bekannte Stelle stößt sein Widersacher, der „grimme" Hagen, ihm den Speer beim Wassertrinken von hinten in den Rücken und verursacht so seinen Tod. Die Götterdämmerung oder Muspilli ist nur eine großartig erweiterte Form desselben Grundgedankens, daß der allesverschlingende Nebel und die finstern Mächte der Nacht den lichten Gott (die strahlende Sonne) am Ende der Dinge

dahinraffen werden, so daß er dann nicht mehr wie bis dahin als siegreicher Held am Morgenhimmel aufgehen wird, sondern verschwunden bleibt.

Im Gegensatz zu den Lichtgottheiten, die in den meisten Fällen als Männer gedacht werden, erscheint die fruchttragende Erde gern als weibliches und mütterliches Prinzip. Der Kult dieser Göttin der Fruchtbarkeit und Liebe hat in Vorder- und Kleinasien als Isis, Astarte (= Ischtar, die Tochter des Mondgottes Sin), Ma, Ammas, Kybele, „syrische Göttin", „große Göttermutter", Atargatis, Alilat, Urania, Aphrodite von Kypern, in Griechenland dann als Demeter (= ge méter, Erdmutter) umgebildet, den Kern des religiösen Lebens gebildet und wurden ihr zu Ehren allerlei Mysterien, so in Griechenland vor allem die Eleusinien, gefeiert, in welchen die Unsterblichkeitslehre einen besonderen Ausdruck erhielt. Wie des Zeus und der Demeter Tochter Persephone, von Pluton geraubt, dessen Gattin und Beherrscherin der Unterwelt wurde — als solche hatte sie den Granatapfel als Symbol — so ist auch bei den Germanen die „bleiche Hel", die Göttin der Unterwelt, nur eine Abzweigung der mütterlichen Göttin der Fruchtbarkeit, Nerthus. Da man sich die Geister der in den Boden bestatteten Toten zumeist auch darin hausend dachte, besonders als man ihnen ein besonderes Totenreich zuzuweisen begann, ist es kein Wunder, daß eine Abart der Mutter Erde zur Herrin über die Totengeister in der Unterwelt wurde. Die Astarte der Semiten, die durch die Phönikier zu den Griechen gekommen war, wurde bei diesen zur Aphrodite wie Melkart zu Herakles. So werden mit zunehmendem Verkehr einzelne Gottheiten von Nachbarvölkern entlehnt, oder solche von Nachbarstämmen mit eigenen ähnlichen identifiziert. Demgemäß stellten die Römer ihre Juno der griechischen Hera, die Venus der Aphrodite, die altitalische Mondgöttin Diana der Artemis, den Mars dem Ares, den Neptun dem Poseidon, den Merkur dem Hermes, den Vulkan dem Hephaistos gleich, obschon die Ursprünge dieser Gottheiten vielfach ganz verschieden waren.

Dann hat besonders auch der Gegensatz von Winter und Sommer die Gemüter der Primitiven am qualmenden Herdfeuer beschäftigt. So erfanden sie die Mythen von der Überwindung des als Riesen gedachten Winters durch den jungen Kriegshelden, den Frühling, der jenen mit scheinbar kleinen Mitteln überwand und damit eine neue sonnige Zeit für die Erde und ihre Bewohner herbeiführte. So ist auch der Hintergrund der bekannten Geschichte des Hirtenjünglings

David, der mit dem aus der Schleuder geworfenen Stein den philistäischen Riesen Goliath überwand, durchaus mythologisch. Vierzig Tage tritt der Philisterriese aus dem Kriegslager heraus und höhnt die Israeliten. Die Zahl 40 aber ist die der Winter- oder Regenzeit, wie es nach Genesis 7, 4 40 Tage regnete, ehe die Sintflut hereinbrach. Diese Zahl ist vermutlich vom Sternhaufen der Plejaden hergenommen, der während der Winter- oder Regenzeit 40 Tage unter dem Horizont verschwindet und, wie man annahm, in der Unterwelt weilt. Aber auch die Zahl 5 ist für den Winter charakteristisch. Sie bedeutet die Zahl der sogenannten Epagomenen, d. h. der Tage, die man zur runden Zahl 360 hinzufügen muß, um die volle Zahl der Tage eines Jahres zu bekommen. So kann mit der Zahl 5 der ausgehende Winter bezeichnet werden, der durch den Frühling überwunden wird. Deshalb entnimmt auch David abgezählt fünf Kieselsteine dem Bache, um dem Riesen zu begegnen, obschon er nach der Erzählung nur einen braucht. Auch die Körpergröße des Riesen von fünf Ellen und einer Spanne deutet wiederum auf die Epagomenen, die genau $5^1/_4$ Tag entsprechen. So lassen sich alle Einzelheiten des Goliathmythus astronomisch deuten, und auch der Name des Riesen wird auf das babylonische gallitu oder gallatu, d. h. „Wasserflut", zurückgeführt in Anspielung auf die Wasserregion des Tierkreises, die die Frühjahrssonne durchlaufen, also überwinden muß, ehe sie an den Punkt der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche gelangt.

Wie einzelne Götter werden auch ganze Mythenkreise Nachbarvölkern entlehnt. So ist die Drachensage durch ganz Asien gewandert und gelangte dann auch nach Europa, während in Amerika die Sage vom Donnervogel deren Stelle einnahm. Eine Wurzel des Drachenmythos ist der Schlangenkult, der wieder eng mit totemistischen und und manistischen Anschauungen zusammenhängt, indem in der Schlange ein mächtiger Ahnengeist hausend gedacht wird. Dieser wird als Hüter des Wassers betrachtet, dem auch das himmlische Wasser hoch in den Wolken untertan ist und das nach seinem Gutdünken der Erde gespendet wird. Bei diesem letzteren Moment liegt nun wieder der Gedanke nahe, den züngelnden Blitz als eine durch die Wolken schnellende Schlange aufzufassen. Diese himmlische Schlange aber mußte, um durch die Lüfte fliegen zu können, Flügel haben.

So bildete sich die Vorstellung von einer feurigen, geflügelten Wolkenschlange, die eben nichts anderes ist als der Drache. Dem Drachen, der in China das Symbol des Kaisers und damit Landes-

wappen war, gehörte das himmlische Wasser, und da er durch den Regen dem Lande Fruchtbarkeit spendet, so ist er den Chinesen ein Sinnbild des Segens und der Fülle, das gern an Gebäuden, Kleidungsstücken und Geräten aller Art angebracht wird. Da aber, wenn sich der Regen im Gewitter entlädt, dies nicht ohne einen schweren Kampf abgeht, so lag es nahe, die Lichtgötter, die ja nach beendetem Unwetter wieder siegreich am Himmel strahlen, mit dem Mythos vom Himmelsdrachen in Verbindung zu bringen. So wurde bei den Indern und Babyloniern der düstere Wolkendrache ein feindseliges Wesen, das sich des befruchtenden Himmelswassers bemächtigt hat und erst nach schwerem Kampfe von der Lichtgottheit gezwungen wird, seinen Raub wieder herauszugeben. Die nordischen Völker haben dann die Sage ihren klimatischen Verhältnissen angepaßt. Da sie in ihrem regenreichen Lande kaum unter der Dürre, wohl aber unter der Kälte und langen Dauer des Winters zu leiden haben, verwandelten sie den Himmelsdrachen in einen gefürchteten, schwer auf der Erde lastenden Winterdrachen, der vom Lichtgotte erschlagen wird. Dadurch wird die Erde vom Zauberschlafe bzw. von der Gefangenschaft erlöst, in der sie lange Monate hindurch von jenem gehalten worden war. Als Wesen, das alles Leben in den Bann schlägt, ist hier der Drache meist als Hüter eines Schatzes oder einer geraubten Jungfrau gedacht. So haben alle diese nordischen Völker der Alten Welt ihre Sage vom bösen Drachen, der in der Bergeshöhle haust, wo er seinen Schatz bzw. die von ihm geraubte Jungfrau gefangen hält. Er wird dann trotz seiner Stärke vom Sonnenhelden überwunden und getötet, dadurch die Jungfrau bzw. der Schatz befreit. Bei den Christen ist dann der legendenhafte kappadokische Prinz Georg, der unter Kaiser Diokletian als Märtyrer gestorben sein soll, zu diesem Drachentöter geworden, den die Kreuzfahrer in ihrem Panier führten und wie einst die Ritter, so heute noch alle Reiter als ihren Schutzpatron verehren.

So sind durch die naheliegende Versinnbildlichung von Naturvorgängen die Mythen und aus diesen mit der Zeit vielfach Märchen hervorgegangen, denen man ihren Ursprung kaum mehr anmerkt. Vielfach sind dann Mythen von anderen Völkern übernommen und teilweise umgebildet worden. So sind auch andere geistige Güter von einem Volke zum andern gewandert. Im Volke selbst, das ihnen seinen Ursprung gab, hatten sie zunächst nur eine beschränkte Verbreitung, bis sie schließlich bei der Gesamtheit des betreffenden Volkes bekannt waren. So war es auch mit den Göttern. Ursprünglich

hatte jede Ortschaft, später jeder Gau seinen besondern vergöttlichten Geist, der von den betreffenden Bewohnern verehrt wurde. Und als dann mehrere und schließlich viele Gaue zu einer Einheit verbunden wurden, gab man den verschiedenen Landesgöttern verschiedene Funktionen. So entstand schließlich ein ganzer Pantheon von Gottheiten, die man in verwandtschaftliche Beziehungen zueinander brachte und über die die geschäftige Phantasie ganze Geschichten erfand. Diese sind um so mannigfaltiger und ansprechender, je blühender die Phantasie und die Lust zu fabulieren bei einem Volke ist. In ganz besonderem Maße war dies bei den Griechen der Fall, die denn auch eine so gewaltige Mythologie hatten, wie außer ihnen nur noch die Inder, nur daß diese dabei gerne eine Phantasie der Zahlen trieben. Erst allmählich haben sich Ethik und Moral wie der Religion so auch der Mythologie bemächtigt und sie in diesem Sinne weiter ausgebildet, so daß diese Göttergeschichten nicht nur unterhaltend, sondern auch erzieherisch zum Edlen und Guten wirken sollten. So entstanden schließlich die mancherlei Heiligenlegenden, die an Stelle der oft sehr wenig moralischen heidnischen traten.

XXVIII. Die Entwicklung des Christentums.

Das Christentum hat sich aus dem Judentum entwickelt, das seinerseits aus der altsemitischen Religion hervorging. Diese letztere verehrte wie alle Religionen auf animistischer Stufe gute und böse Geister, die in den verschiedensten Gegenständen, wie in einem Stein, einem Baum, einem Brunnen, einer Quelle usw. Wohnung nehmen konnten und darin von den Gläubigen verehrt wurden. So wurde auch der vielleicht den Midianitern entlehnte Stammesgott der noch als Beduinen lebenden israelitischen Stämme verehrt, der sich Mose zuerst offenbart haben soll, als er am Berge Horeb (Sinai) die Schafe seines Schwiegervaters Jethro hütete. Er nannte sich Jahve oder der „Lebendige“ (wörtlich ist jahve die dritte Person von ehje „ich werde“, entsprechend der Definition, die der sich im feurigen Busch offenbarende Berggeist des Sinai dem Mose gab und die lautete: ich bin ehje ascher ehje, d. h. ich werde der ich werde, soviel als: ich bin der Lebendige). Dieser ursprünglich am Sinai hausende Geist zog dann mit den Juden durch die Wüste bis ins Land Kanaan und wurde in oder auf der heiligen Jahvelade hausend gedacht, die keinerlei Gesetzestafeln, wohl aber einen andern Fetisch, vermutlich einen heiligen Stein, enthielt und danach als betel, d. h. „Gottesbehausung“, galt. Dieser in der Jahvelade hausende Geist, dem man am liebsten in der Weise opferte, daß man das Blut der ihm zu Ehren geschlachteten Tiere an die Jahvelade strich, war ein recht streitbarer Gott, dessen Namen man sich auszusprechen scheute, weshalb man ihn mit Vorliebe umschrieb, und zwar in der älteren Zeit mit Adonai (Herr) und Elohim (Gott in der Pluralform), in der späteren dagegen, besonders zur Zeit Jesu, mit Schammajim, d. h. Himmel. Nicht nur tötete er gelegentlich Leute, die ihm, d. h. der heiligen Lade, in der er hauste, zu nahe kamen, sondern zerschlug auch, als die Philister die von ihnen erbeutete Lade im Tempel des Gottes Dagon zu Asdod aufgestellt hatten, die Bildsäule dieses Gottes. Unsere ge-

schichtlichen Quellen wissen nur von einer einzigen Lade zu erzählen, die zu Eli's Zeiten im ephraitischen Flecken Silo stand, die in den Kriegen gegen die Philister eine wichtige Rolle spielte und die dann David in seiner neu erbauten Burg Zion in einem Zelte — ein Beduinengott darf in keinem Hause wohnen — unterbrachte, bis sie von Salomo im Allerheiligsten genannten Hinterraume des Tempels in Jerusalem aufgestellt wurde. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß es mehrere solcher heiliger Jahveladen gab, die dann von der Überlieferung unterdrückt wurden. Gab es doch in Israel viele heilige Steine, in denen Jahve hausend gedacht war, so z. B. zu Betel, zu Ophra und im heiligen Felsen, über welchem der Brandopferaltar des Jerusalemer Tempels stand, über dem sich heute die Omarmoschee wölbt. Auch in heiligen Bäumen, besonders in mächtigen Terebinthen oder Eichen, wie z. B. zu Ophra, Sichem, Gibea, und in heiligen Quellen dachte man sich Jahve wohnen. Es waren dies alles uralte, von den israelitischen Einwanderern übernommene kanaanäische Kultorte, deren jeweiliger Geist eben einfach von den Juden als ihr Geist Jahve gedeutet wurde. Bei dem naiven Gottesglauben jener Zeit nahm eben kein Mensch daran Anstoß, daß ihr Stammesgott an so vielen Orten gleichzeitig wohnend gedacht war.

Wie das Volk Israel seinen Stammesgott Jahve besaß, so hatten die Nachbarvölker ihre besonderen, diesem an Macht gleichgeachteten Stammesgötter, so die Moabiter den Kemosch, die Ammoniter den Milkom, die Edomiter den Kosech und die Philister ihren Baal, d. h. Herrn. Sobald nun ein Israelit sich außer Landes begab, war es ganz selbstverständlich, daß er den Göttern des betreffenden Landes, in welchem er sich gerade befand, diente. Vorübergehend konnte aber auch Jahve außer Landes weilen und sein Volk zum Siege führen. Unterlag dieses aber, so war damit der Beweis geliefert, daß sich der Gott des fremden Volkes als mächtiger wie er erwies. Bei solchen Anschauungen ist es ganz selbstverständlich, daß der kranke König Ahasja von Israel, als er bei seinem Landesgotte keine Heilung fand, sich an Baal-zebub, d. h. den Fliegenbaal, bei den Philistern zu Ekron wandte. Und als dann später die Bewohner Judäas sahen, welch unermeßliche politische Erfolge die Assyrier in Vorderasien errangen, war es von ihnen sehr verständig, es einmal mit dem Hauptgotte dieser Großmacht zu probieren. Der Erfolg sprach ja für die Macht des betreffenden Landesgottes. So haben die Israeliten je und je, sobald sie erkannten, daß der Gott eines Nachbarvolkes mächtiger war als der ihrige, diesem

in dem betreffendem Fetisch, unter welchem er verehrt zu werden pflegte, gehuldigt. So verehrten sie zeitweise den Baal der mächtigen Philister als Sonnengott in Gestalt eines vergoldeten Stierbildes — daher der noch von uns gebrauchte Ausdruck „das goldene Kalb anbeten" —, und sogar am Brandopferaltar Jahves in Jerusalem waren die Hörner dieses mächtigen Stiergottes angebracht. Die Frauen Israels aber begannen besonders unter König Achab von Israel die babylonische Fruchtbarkeitsgöttin Ischtar zu verehren und ihr auf den flachen Dächern der Häuser als Ersatz der in ihrer Heimat gebräuchlichen Terrassentempel Altäre zu errichten. Dies wurde dann in der späteren, unter dem Banne der einseitigen prophetischen Betrachtungsweise, die Jahve ausschließlich als Landesgott gelten ließ, stehenden Geschichtsschreibung jeweilen als Abgötterei und Abfall von Jahve gebrandmarkt.

Als Gewittergott fuhr Jahve in der Wetterwolke über die Höhen des Landes und ließ den Donner als seine Stimme erschallen; deshalb opferte man ihm mit Vorliebe in den Bergen. Auf zahlreichen Höhen im Lande, die uns in der jüdischen Geschichte genannt sind, geschah dies regelmäßig. Hier dachte man sich ihn außer in einem heiligen Stein oder Baum in einem heiligen Pfahl (Aschere), einer Steinsäule (Massebe) oder einem menschlich gestalteten Götzenbilde (Teraphim) hausend. Höchstwahrscheinlich waren die Teraphim ursprünglich die Bilder der Hausgötter, die in jedem Hause verehrt wurden. Rahel nahm den ihrigen bei der Heirat aus Mesopotamien mit, und dieser wurde dann nebst anderen „ausländischen Göttern" von dem Jahve dienenden Jakob unter der großen Terebinthe bei Sichem vergraben. Später galten diese Teraphim als Jahvebilder; sie fanden sich im Hause König Davids ebensogut wie in den Häusern der übrigen Juden und genossen Verehrung und Opfer. Und zwar fand sich das lararium, wie es die Römer nannten, in der Nähe der Türe. Hierher zum Elohim, d. h. Gott (eine Bezeichnung, die von „der Starke" abzuleiten ist und, wie bereits bemerkt, in der Pluralform gebraucht ist), mußte nach der Gesetzesvorschrift der in die Familie aufzunehmende Sklave gebracht werden; dann erst gehörte er derselben Mischpacha, d. h. Sakralgenossenschaft, wie sein Herr an. Später sah man in dem Elohim ein Bild Jahves, und das Deuteronomium oder „zweite Gesetz" entkleidete schließlich diese heidnische Zeremonie jeder religiösen Bedeutung, indem es bei der Wiederholung dieser Verordnung den Elohim wegläßt, weil es von keinem Gottesbild mehr etwas wissen will.

Außer in solchen leblosen Fetischen gab sich der mächtige Geist

Jahve gelegentlich auch in lebendigen kund. So nahm er nicht selten menschliche Gestalt an und verkehrte mit den Menschen als ihresgleichen. So erscheint er dem Abraham im Hain Mamre, der Hagar am Brunnen, dem Jakob bei Penuel. Dieser „Engel Jahves" ist eine gepensterhafte Erscheinung, wie sie in der ältesten, der nomadischen Zeit Israels von allen möglichen andern Geisteswesen zur Manifestation den Menschen gegenüber benutzt wurde. Wenn die spätere Gestalt der Vätersage, um den Anthropomorphismus abzuwehren, aus dem einen Engel Jahves, der allein einen Sinn hat, deren drei machte, so war das im Grunde sehr überflüssig; denn man kann doch nicht annehmen, daß ein und derselbe Geist sich in drei Menschen zu gleicher Zeit verwandelt habe. Dieser Engel erscheint nicht nur in freundlicher, sondern auch in feindlicher Absicht; so stößt er einmal nachts auf Mose, um ihn zu töten, und tritt Bileam mit dem Schwerte in der Hand entgegen. Als sogenannter Würgengel erschlägt er die Erstgeburt der Ägypter und bringt die Pest als Strafe für Davids Volkszählung.

Das Schlimme aber war nicht, daß Jahve Segen oder Unheil stiften konnte, je nachdem er gut oder schlecht gelaunt war, sondern daß man nie recht wußte, wie man mit ihm daran war. Der Mensch mußte, wenn er es ernst nahm mit seinen gottesdienstlichen Pflichten, in beständiger Furcht vor dem unberechenbaren Gotte sein und suchte sich durch Opfer, Gebet und Orakel den „Eifersüchtigen" gut gesinnt zu erhalten. Wie der antike Mensch und der heutige halbzivilisierte nur mit Geschenken vor seinen König treten kann, wenn er eine Gnade von ihm zu erlangen sucht, so verlangte Jahve, daß niemand „mit leeren Händen" vor ihm erschien. Mit Brandopfern besänftigte man den zürnenden Gott und dankte man ihm für gewährte Huld. Natürlich war nur das fetteste Tier der Herde und später, als nach der Ansiedlung des Volkes im Lande Kanaan Ackerbau getrieben wurde, das Beste vom Ertrag der Felder gut genug für ihn. Opfer an Jahve sind auch die Schaubrote, die man an den Stätten seiner Verehrung hinstellte, um sie von Zeit zu Zeit zu erneuern, und das Öl, mit dem man heilige Steine, in welchen der Geist hausend gedacht war, bestrich oder salbte. So salbte Jakob die Massebe zu Betel, in der er Jahve anwesend glaubte, wie Gideon, der Heerführer der Israeliten im 12. Jahrhundert v. Chr., auf Geheiß des Engels, der ihm erschien, ein Ziegenböcklein schlachtete, es briet und dann nebst Fladen aus ungesäuertem Brot als Opfer für Jahve unter die Eiche zu Ophra setzte. „Da reckte der Engel des Herrn den Stecken aus, den er in der Hand hatte, und

rührte mit der Spitze das Fleisch und das ungesäuerte Brot an, und das Feuer fuhr aus dem Felsen und verzehrte das Fleisch und das ungesäuerte Brot, und der Engel des Herrn verschwand aus seinen Augen." Auch hier ist also der Engel des Herrn Jahve selbst in menschlicher Gestalt.

Das Wichtigste beim Opfer war das Bestreichen des betreffenden Fetisches mit dem Blut, das in späterer Zeit noch an die „Hörner" des Altars gestrichen wurde, und zu dessen Aufnahme sich auch beim Brandopferaltar in Jerusalem eine Grube fand. Nur in der ältesten Zeit müssen auch Jahve wie den Göttern der umwohnenden Völker Menschenopfer — wie es heißt, „als Geruch der Beruhigung für Jahve" — dargebracht worden sein, wie im vorigen Abschnitte die Rede war; später begnügte man sich mit Haaropfern und Ritzungen der Haut, bis Blut floß, das dann dem Gotte geweiht und auf seinen Fetisch gestrichen wurde. Schließlich begnügte man sich auch bei den feierlichsten Opfern mit dem Schlachten von Tieren, und zwar ausschließlich von solchen, deren Fleisch auch der Mensch genoß. Alle anderen galten als unrein, d. h. nicht zum Opfer tauglich, weil mit fremden Göttern in Verbindung stehend, so das Schwein, das bei den Nachbarn, den Harraniern, als rein galt und mit Vorliebe geopfert wurde. Da der Nomade keine Schweine halten konnte, stellte er sich schon damit im Gegensatz zum Ackerbauer, wie er ihn im Lande Kanaan ansässig traf. Das Blut der Tiere als Sitz von deren Seele sollte ausschließlich Jahve gehören; deshalb gebot das Gesetz dem Juden nur geschächtetes und niemals ersticktes Fleisch zu genießen.

Das Gebet ist das notwendigste Zubehör des Opfers. An der Kultstätte fand es wohl nie ohne Opfer statt, welch letzteres erst die Gunst des Gottes wachrufen sollte. Deshalb tritt das selbständige Gebet auch bei den Juden der geschichtlichen Zeit sehr zurück und ist nur in Form von Fluch und Segen von größerer Bedeutung. Wenn z. B. ein Verbrechen begangen worden war, ohne daß der Täter gefunden wurde, so sprach man über den unbekannten Frevler den Fluch aus: „Verflucht sei, der das und das getan hat, dem Jahve!" Sache der Gottheit war es, nachher den Schuldigen zu ermitteln und zu bestrafen. Stellte sich nun der Übeltäter freiwillig und wollte man ihn begnadigen, so mußte andererseits durch die Worte: „Gesegnet sei der und der dem Jahve!" der Fluch zurückgenommen werden.

Das Opfer konnte von jedem erwachsenen Israeliten vollzogen werden. Da die gewöhnlichen Opfer Mahlzeiten waren, von denen die Gottheit ihr angemessenes Teil erhielt, so war der Familienvater

der eigentliche Opferer. Für die Sippe war es das Sippenoberhaupt, für das Volk der erwählte König oder Häuptling. Daneben gab es auch schon im alten Israel Priester, aber ihr Amt war nicht das Opfern, sondern das Behüten der Gottesbilder und das Orakelgeben. Der kôhēn war der Gottesmann, der, vor der Gottheit stehend, deren Willen und Weisung kundgab. Nur als Orakelmann zum Erforschen des Willens der Gottheit nahmen Saul und dann auch David einen Priester mit ins Feld. Als aber nach dem Siege bei Michmas dem Jahve zum Danke geopfert wurde, amtete dabei keinerlei Priester, obwohl der Priester Abia von Silo mit der heiligen Jahvelade anwesend war, sondern die im Felde stehenden Männer schlachteten eigenhändig die Jahve geweihten Rinder und ließen deren Blut auf den Fetischstein laufen. Deshalb wird der Priester (kôhēn) auch geradezu „Loswerfer“ (morē) genannt. Und zwar wurden beim Orakel wie bei den alten Germanen Stäbe geworfen, auf denen entweder ein abwehrendes Zeichen (es sind dies die Urim, wörtlich Flüche) oder ein zusagendes Zeichen (Tumim genannt) angebracht war. Der Beruf dieser Priester oder besser gesagt „Seher“, die den Willen der Gottheit kundgaben, war ein Gewerbe, auf das sich offenbar nur Leute niederer Herkunft warfen. Wenn 5. Mose 33, 9 von ihnen gesagt wird, daß sie Vater und Mutter nicht kennen und von ihren Brüdern nichts wissen sollen, so hat man gewiß aus der Not eine Tugend gemacht. Zudem empfahl sich die Verwendung von Leuten ohne Familie als Verwalter des Orakels mit Rücksicht auf die dabei nötige Unparteilichkeit. Diese Priester wurden von den Fürsten angestellt oder sonst von reichen Leuten in Dienst genommen, die sich den Luxus eines Gottesbildes nebst einem Hause als dessen Wohnung leisten konnten, oder von reicheren Gemeinden wie Dan, Betel, Nob, Samaria, Silo, Jerusalem. Die Auslagen dafür brachten sich wieder ein, indem jedes Orakel bezahlt werden mußte (1. Samuel 10, 3). Der Priester wohnte im Gotteshause und versah meist auch das Amt des Türhüters. Natürlich durfte es, wenn der Priester und unter Umständen noch sein Herr von diesen Einkünften leben sollten, nicht zu viel Gotteshäuser geben. Die Priester führten sich auf Mose zurück, der, wenn auch nicht ihr ältester, so doch ihr berühmtester Zunftgenosse war. Diese rein kollegialische Verwandtschaft wurde später genealogisch genommen, und da Mose ein Angehöriger des inzwischen verschollenen Stammes Levi gewesen war, nannten sich die Priester ebenfalls Leviten.

So groß auch der Einfluß der Orakel gebenden Priester jeweilen

auf das Leben und die Politik der Israeliten war, sind doch nicht sie es gewesen, die das öffentliche Leben entscheidend beeinflußten. Sie blieben immer besoldete Beamte, die von ihrem Lohnherrn abhängig waren. Die gewaltigen Persönlichkeiten, die vom 11. Jahrhundert v. Chr. an die Entwicklung Israels bestimmten, waren die Nabi, d. h. „Sprecher“ oder „Verkünder“ genannten Propheten, die in einer Art Ekstase dem Volke den Willen Jahves zu verkündigen unternahmen. Allerdings ist zunächst von einer seriösen Einwirkung durch sie auf das Volk keine Rede, als solche Propheten zum erstenmal am Ende der Richterzeit in Israel auftraten. Sie erschienen nämlich als Scharen ekstatischer Schwärmer, die, ihre Aufregung durch rauschende Musik steigernd, das Land durchzogen und manche Leute in ihren Kreis zu ziehen vermochten. In der höchsten Ekstase wälzten sie sich am Boden, während ihnen der Schaum vor dem Munde stand, behaupteten, der Geist Jahve sei über sie gekommen und spreche aus ihnen. Diese ihre Ekstase war ansteckend, und selbst König Saul geriet einmal in ihren Bann. Damals muß dieses ansteckend wirkende „Besessensein von einem Geiste“ von den umwohnenden Stämmen zu den Kindern Israels gebracht worden sein; denn im Nordreiche tanzten auch die Priester von Baal und Astarte um deren Altäre und ritzten sich mit Messern, bis das Blut floß. Aber sie fanden in dem Tisbiten Elia einen leidenschaftlichen Gegner. Dieser soll auf Befehl Jahves allerlei Zauberkünste bewirkt haben, wie Öl in den Krug der Witwe und Feuer vom Himmel auf den Altar gebracht haben, soll auch Mißwachs über das Land gebracht und Tote auferweckt haben. Dann trat er als Moralprediger dem König und dessen Frau, der stolzen tyrischen Königstochter Isebel gegenüber, um sie wegen des Justizmordes an Nabot zur Rede zu stellen, und verlangte, daß neben dem Kulte Jahves kein anderer Kult in Israel geduldet werde. Da Elia mit seinen puristischen Forderungen nicht durchdrang, warfen seine Anhänger ihren wütenden Haß auf die herrschende Dynastie. Unter Achabs zweitem Nachfolger Joram nahmen sie unter Elisa an einer Militärverschwörung teil, durch die sich der rücksichtslose Jehu ben Nimsi auf den Thron schwang. Wenn auch die Hauptleute aus der Umgebung des letzteren Elisa einen Verrückten (meschugga) nannten, so muß er doch einen großen Einfluß auf das Volk ausgeübt haben.

Je mehr nun die Prophetie in das Getriebe des öffentlichen Lebens eingriff, um so mehr mußte sie natürlich von ihrem extravaganten ekstatischen Wesen lassen und nicht durch äußere Mittel, sondern durch

geistige Qualitäten auf das Volk einzuwirken suchen. Die Überlieferung der Späteren hat dann noch ein übriges getan, und von dem wenigen Mantischen, das in der Überlieferung übriggeblieben war, das meiste unterdrückt. Aber noch von Jesaia, der von 735—700 v. Chr. wirkte, erfahren wir (Jesaia 20), daß er einmal nackt vor das Volk trat. Bereits der Judäer Amos, der während der Regierungszeit Jerobeams II. um 750 v. Chr. nach Betel zog, dort gegen Israel weissagte und, als man ihn nicht hören wollte, seine Weissagungen niederschrieb, so daß sie auf uns kamen, will nicht mit den halbverrückten alten Propheten (Nabi) zusammengeworfen werden. Als ihm der Priester Amasia sagt, doch lieber in Juda sein Brot mit Weissagen zu verdienen, antwortet er: „Ich bin kein Prophet und gehöre nicht zur Prophetenzunft, sondern ich bin ein Rinderhirt und Sykomorenbauer, der von Jahve weggerufen wurde, um als Prophet an Israel seine Botschaft auszurichten." Amos und der nach ihm in Juda auftretende Israelite Hosea haben das Verdienst, die moralische Betrachtung in die Religion eingeführt zu haben. Nach ihnen sind allerdings Opfer Jahve wohlgefällig, aber sie haben nur dann einen Wert, wenn sie mit Rechtschaffenheit gepaart sind und aus einem frommen Herzen kommen, dem Meineid, Mord, Diebstahl und Bedrückung der Armen fremd sind ... Hosea ist in seinen Anforderungen noch strenger als Amos und verlangt, daß auch die Stierbilder fallen und nur Jahve gehuldigt werden soll. Die Geschichte der letzten Jahrzehnte hat ihm die Überzeugung aufgenötigt, daß überhaupt die Einrichtung des Königtums ein Abfall von Jahve ist, da er König über sein Volk sein und es zum Guten leiten will. Die folgenden Ereignisse, die Zerstörung Samariens und die Deportation der führenden Stände nach Babylonien im Jahre 721 nach der Vernichtung Jerusalems durch Nebukadnezar gaben ihm recht. Nunmehr war Juda das einzige noch vorhandene jüdische Staatswesen, und ihm fiel daher naturgemäß die Aufgabe zu, die nationalen Erinnerungen zu pflegen, die allerdings fortan mehr und mehr hinter dem Religiösen zurücktraten. Die leitenden Kreise Judas gerieten immer mehr unter den Einfluß der religiösen Partei; doch konnten sie nicht verhindern, daß unter Manasse Gottheiten der siegreichen Assyrer in den Tempel zu Jerusalem eingeführt wurden. Der Rückschlag erfolgte unter König Josias (640—609 v. Chr.) als eine Folge des Bundes zwischen dem fanatischen Purismus der Propheten und der egoistischen Herrschsucht der jerusalemitischen Tempelpriester. Jene forderten die völlige Beseitigung des heidnischen Kultus, diese waren

eifersüchtig auf ihre Einkünfte und die Konkurrenz ihrer Kollegen an den großen Kultstätten des Landes, die wegen ihres ehrwürdigen Alters den Zionstempel noch immer in den Schatten stellten. Ihnen gelang es dann, durch ein gefälschtes Dokument dem Könige den Glauben beizubringen, die ganze bisherige Weise des Gottesdienstes sei ein direkter Verstoß gegen das Gebot Jahves, der in den Gefilden Moabs den Kindern Israels durch Mose habe einschärfen lassen, daß nur im Tempel in Jerusalem geopfert werden dürfe. Wenn auch der König diesen offenkundigen Schwindel nicht glaubte, so machte er doch aus politischen oder grobmateriellen Interessen mit den Priestern in Jerusalem gemeinsame Sache und proklamierte dieses Gesetz, kurz Deuteronomium genannt, als Staatsgesetz. Auf Grund dieses Gesetzbuchs wurden alle fremden Kulte in Jerusalem beseitigt und alle Kultstätten außerhalb Jerusalems für aufgehoben erklärt. Die dort amtenden Priester mußten nach Jerusalem übersiedeln, wenn sie nicht vorzogen, ihr Gewerbe überhaupt aufzugeben. War früher jede Schlachtung mit einem Opfer verbunden, so mußte jetzt das Schlachten ohne Opfer gestattet werden. Aber gleichwohl ist das Schlachten in Israel niemals so profan wie im Christentum geworden. Bis auf den heutigen Tag ist das Schächten des Viehs bei den Juden eine heilige Handlung.

Das Deuteronomium war auch ein Attentat auf die wirtschaftliche Existenz von Tausenden; denn die Heiligtümer des Landes waren zugleich Handelszentren. Die großen Erntefeste: im Frühjahr Pesach-Massot oder Ostern, im Sommer Schabu'ot oder Pfingsten und im Herbst dasjenige der Traubenlese, Sukkot oder das Laubhüttenfest, waren eben die Zeiten, in denen der israelitische Bauer Tauschmittel und Geld besaß und deshalb Einkäufe auf Monate hinaus machte. Während dieser Festzeiten wurden an den Heiligtümern des Landes Messen und Märkte gehalten, die gut besucht waren. Durch die deuteronomische Reform wurden nun die bisherigen Adern des Handels und Verkehrs unterbunden und die Ausgaben der einzelnen für den Kultus bedeutend erhöht, indem verlangt wurde, daß alle Männer dreimal des Jahres nach Jerusalem zogen, um dort ihre Opfer Jahve darzubringen. Nur die Hauptstadt hatte davon den Vorteil, während der Wohlstand des Landes heruntergehen mußte. Diese Zentralisierung war aber auch politisch ein großer Fehler; denn es war zu befürchten, daß die gewissenlosen und herrschsüchtigen Jerusalemer Priester eines Tages mit der Aussage der Propheten, daß nur Jahve König sei, Ernst machten und einen Kirchenstaat mit geistlicher Spitze gründeten.

Und es ist nicht unmöglich, daß dem Oberpriester des Josias, Hilkia, etwas Derartiges vorschwebte. Indessen liegt es auf der Hand, daß eine revolutionäre Neuerung wie das Deuteronomium nicht leicht durchzuführen war. Nur weil Juda ein kleiner Staat war, ließ sich überhaupt die Maßregel durchführen. Aber bald wurde es wieder in den Kampf der Weltmächte hineingezogen und verlor ein Menschenalter später seine nationale Selbständigkeit für immer. Den armen Bauern, die von den Chaldäern im Lande zurückgelassen wurden, fiel es nicht ein, sich an die Vorschriften des Deuteronomiums zu kehren. So kamen die altehrwürdigen Heiligtümer wieder zu Ansehen und wurde auch an ihnen geopfert. Wären die fremden Eroberer nicht ins Land gekommen, so würde vermutlich eine soziale Revolution ausgebrochen sein.

Aber die Auflösung des Staates und die Deportation sollten die Mittel sein, der deuteronomischen Neuerung dennoch zum Siege zu verhelfen. Die Frommen im Lande opferten nach wie vor nur in Jerusalem. Nun wurde durch diese Zentralisation das Opfern sehr erschwert. Gleichwohl mußte das religiöse Bedürfnis der Massen eine Befriedigung oder wenigstens eine Beschäftigung finden. Auf diese Weise kam das Gebet mehr zur Bedeutung und das bis dahin als die Hauptsache im Verkehr mit Gott geltende Opfer trat dagegen immer mehr zurück. So wurde der Boden bereitet, daß die Ansicht durchdrang, Gebet und Gottesfurcht seien besser als das Jahve dargebrachte Blut der Kälber und Stiere. Und das Gros des jüdischen Volkes, das nach Babylonien deportiert worden war, konnte sowieso nicht mehr opfern, da es von Jerusalem verbannt war. Bei ihm hat sich diese Ansicht, daß das Gebet wichtiger sei als alle Opfer, erst recht befestigen müssen. Und mit dem Wegfall der Opfer fielen auch die wesentlichsten Bestandteile der großen Feste weg, während der Sabbat in den Vordergrund trat. Die Beschneidung, das alte Stammesmerkmal, das zur Zeit der Mannbarkeit vorgenommen wurde, wurde als ein Religions- und Bundeszeichen wie unsere Taufe in die früheste Kindheit zurückverlegt. An Stelle der Opfer trat das Gebet, an Stelle der fröhlichen Festgelage kamen die eindringlichen Ansprachen der Propheten und das Vorlesen der alten Sagen und Geschichten der Vergangenheit. Die Verbannten (Gôla) begannen sich allmählich als die frommen Knechte zu fühlen, die für die Sünden der anderen leiden müssen. Der Untergang des Staates bot sich ungesucht als Strafe für die Nichtbefolgung des von Jahve aufgestellten Gesetzes. So faßte durch die Predigt der Propheten, die mit ins Exil gezogen waren, der

Gedanke des Deuteronomiums in den Massen Wurzel. Jerusalem als die Hauptstadt des verlorenen Vaterlandes erschien ihnen als das ferne Ideal und der geistige Mittelpunkt der Verbannten. Der Idealismus der sich im Exile fortsetzenden Prophetie war unerschütterlich, und da die Gegenwart so trübe als möglich war, begann man sich mit dem Gedanken zu trösten, daß dereinst eine schöne Zukunft dem Volke Gottes beschert sein werde, daß dereinst ein Nachkomme Davids das zerschmetterte Reich wieder aufrichten werde, und zwar in nichtgeahnter Herrlichkeit. So kam der für die gedemütigten Juden höchst erhebende Gedanke, den die Propheten geweissagt hatten, von dem Könige der Zukunft, dem Messias, der ein großes jüdisches Reich aufrichten würde, dem alle Welt untertan sei, nicht zur Ruhe, auch als nach der Eroberung Babyloniens durch den Perser Kyros im Jahre 538 v. Chr. den Juden die Erlaubnis zur Rückkehr nach Palästina erteilt und von den Frömmsten zur Heimkehr benutzt worden war. Diese siedelten sich so nahe als möglich bei Jerusalem an und errichteten dort sofort den Brandopferaltar. Doch sollten ihre hochgespannten Erwartungen nicht in Erfüllung gehen. Selbst als der Tempelbau 516 vollendet dastand, war noch nichts davon zu verspüren, daß Jahve mit seinem Volke sei. Die Verhältnisse blieben nach wie vor unerfreulich gedrückt, geringen Einkünften standen hohe Steuern gegenüber und immer noch war man der heidnischen Obrigkeit untertan. Als dann die puritanische Gemeinde in der Heimat durch Mischehen mit den umwohnenden Geschlechtern und durch freier denkende Zuzügler wieder laxeren Ansichten zu huldigen begann, vermochte dann der fromme jüdische Laie Nehemia, der zweimal (445 und 432) mit außerordentlichen Vollmachten des persischen Großkönigs ausgerüstet nach Jerusalem reiste, den alten Ernst in gottesdienstlichen Dingen wieder einzuführen und die Gemeinde auf ein neues Gesetzbuch, den sogenannten Priesterkodex, zu verpflichten. Dasselbe geht in der Monopolisierung des Kultus noch weiter als das Deuteronomium, indem es die Landleviten zu untergeordneten Tempeldienern degradiert. Nur die Jerusalemer Priesterfamilie der Zaddokiden darf priesterliche Rechte ausüben. Das Haupt derselben ist der Hohepriester, der Nachfolger Aarons. Auf diesen letzteren werden auch alle Befugnisse übertragen, die früher dem Könige als dem Herrn seines Schloßheiligtums zukamen. Während der Fürst (nâsi) — der Name König (melek) wird geflissentlich gemieden, da er allein Jahve zukommt — schon beim Propheten Ezechiel um 592 bis 570 v. Chr. fast nichts mehr zu tun hat, als Priester zu besolden und Opfer-

tiere zu liefern, hat er im Priesterkodex gar keine Stelle mehr. Alle diese Dinge werden in diesem Buche nicht als Forderung vorgetragen, sondern als von Urzeiten bestehend vorausgesetzt. Diese Gottesherrschaft war nach ihm seit der Gesetzgebung am Sinai vorhanden, nur daß während der Wüstenwanderung die hölzerne tragbare Stiftshütte die Stelle des Tempels vertrat. Der Priesterkodex tut nun so, als ob sich dies von selbst verstünde. So hat er es verschuldet, daß die christliche Wissenschaft fast 2000 Jahre brauchte, um dahinter zu kommen, daß die sogenannte Stiftshütte niemals existiert hat und nichts anderes ist als der in die graue Vorzeit zurückverlegte Tempel des nachexilischen Judentums.

Die drei großen Jahresfeste, die noch für das Deuteronomium Erntefeste waren, wurden im Priesterkodex zu Gedenkfeiern an die hervorragendsten Ereignisse der Vergangenheit umgedeutet. Wie Ostern bereits im Deuteronomium mit dem Auszug der Kinder Israels aus Ägypten in Beziehung gebracht wurde, so wurde das Laubhüttenfest zu einem Erinnerungsfest an den Aufenthalt in der Wüste. Dagegen wurde das Pfingstfest erst im späteren Judentum mit der Gesetzgebung auf dem Sinai motiviert. Der Kreis der drei großen Feste wurde durch ein viertes erweitert, das aber als vornehmstes und wichtigstes des ganzen Jahres deklariert wurde. Es ist dies der große Versöhnungstag am 10. des 7. Monats. Die furchtbaren Unglücksschläge, die die Nation erlitten und die die Prophetie als durch den Abfall von Jahve verdiente himmlische Strafe deutete, haben Schuldgefühl und Sündenbewußtsein dem Judentum zur anderen Natur gemacht. Wie das ganze Leben nach dem Priesterkodex von Gott eigentlich nur dazu eingerichtet ist, um Gelegenheit zu Verfehlungen und Sühnopfern zu geben, so schließt im Versöhnungstage das Kirchenjahr mit einem Generalsühnetag ab. Der Sabbat wird aus einem wöchentlichen Opfertage, an welchem die Arbeit nur während der Dauer des Gottesdienstes aufhörte, immer mehr ein absoluter Ruhetag. Das Feiern der Menschen war früher natürliche Folge der kultischen Feier, jetzt wird es Selbstzweck. Das Opfern an demselben wird zur Nebensache; denn jeder Wochentag ist nunmehr Opfertag geworden, an welchem das Tâmid, d. h. das ewige Opfer, dargebracht werden muß. So hat sich die Religion verinnerlicht, ist aber gleichzeitig auch verknöchert.

Die radikale Konsequenz der prophetischen Predigt wäre die Abschaffung des Opferkultus gewesen; doch ist diese innerhalb des Judentums niemals gezogen worden. Nur stellte sich bald das Bedürfnis

ein, an den Sabbaten für die weggefallene Opferfeier einen Ersatz zu haben. So fing man an, sich zu Gebet und Vorlesung heiliger Schriften zusammenzutun. Auf diese Weise entstanden die Synagogen. Da es einen geistlichen Stand außer den jetzt ausschließlich mit dem Opferkultus betrauten Priestern nicht gab, so trat an jeden erwachsenen Israeliten die Pflicht heran, die heiligen Bücher lesen zu können. So entstand überall, und zwar vor allem in den Provinzen in Verbindung mit der Synagoge, ein Volksunterricht. Überhaupt war damals die Frömmigkeit und der Glaube nicht in der mehr und mehr verweltlichenden Hauptstadt, sondern in den Winkeln des Landes zu Hause; denn die niedern Priester des Heiligtums der Hauptstadt verkümmerten in dem Einerlei des Kultus, und die Hohepriester focht die Religion überhaupt wenig an; denn sie hatten mehr weltliche Interessen und hielten sich zur Partei der Notabeln, besonders als sie an die Spitze des Ältestenkollegiums getreten waren, welches für Jerusalem und den Landkreis die weltliche Obrigkeit repräsentierte.

Die Frommen auf dem Lande und nicht die Priesterschaft klammerten sich an die Hoffnung auf den Messias besonders in den ersten Jahrzehnten des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, als man unter dem Drucke der Fremdherrschaft mehr als je alles Heil vom persönlichen Eingreifen Jahves erwartete. Der Terrorismus der seleukidischen Syrer brachte die Makkabäerkämpfe zum Ausbruch, in denen viel Blut floß, und auch die darauf folgende römische Invasion sorgte dafür, daß die Glut der messianischen Begeisterung nicht erlosch. Nun mußte es aber als ein bitteres Unrecht erscheinen, daß in jenem, in der Zukunft erhofften Reiche nicht auch die früher gestorbenen Frommen teilnehmen sollten. So kam man mehr und mehr zum Glauben, daß sich am jüngsten Tage die Gräber öffnen und die frommen, in der Erwartung der messianischen Herrlichkeit verstorbenen Juden auferstehen würden, um daran ebenfalls wie die Lebenden teilzunehmen. Und zwar waren es im Zeitalter Christi vor allem die gesetzesstrengen Pharisäer, welche diese Lehre der Auferstehung am jüngsten Tage zur Teilnahme am Messiasreiche, wenn die Fremdherrschaft (damals der Römer) gebrochen sei, alle gefangenen und zerstreuten Juden nach Jerusalem zurückgeführt seien und der menschliche König aus dem Geschlechte Davids, dessen Geburt man nach Micha 5, 1 in Bethlehem erwartete, in Gerechtigkeit über das restaurierte Reich Israel, dem alle anderen Völker untertan sein sollten, regieren werde, pflegten und den breiten Schichten des Volkes, dessen Lehrer und Leiter diese Schriftgelehrten waren, mund-

gerecht machten. Die vornehmen Priestergeschlechter der Sadduzäer in Jerusalem aber, welche eine Neigung zur hellenistischen Bildung besaßen, lehnten konsequent alle diese Zukunftshoffnungen ab und leugneten die Möglichkeit einer Auferstehung. Sie verblieben bei dem altisrealitischen Glauben, daß Jahve nur ein Herr der Lebenden und nicht der Toten sei, daß er keine Macht auf den Menschen über den Tod hinaus habe und ein Frevler, den er nicht bei Lebzeiten zur Rechenschaft zog, unerreichbar für ihn sei. Allerdings hatten auch die alten Juden eine Unterwelt angenommen, in die alle ordentlich Bestatteten kamen, um dort familien- und geschlechterweise beieinander zu wohnen, aber diese war eine außerhalb des Machtbereiches Jahves stehende Geisterwelt, in deren Mitte der göttlich verehrte Ahne stand. Zum Herrn auch der Totenwelt wurde der Gott Israels erst in der messianischen Dogmatik. Nach dem Buch Daniel werden die treuen Diener Jahves am Ende der Tage, wenn das Reich der Heiligen, der Weisheit und der Gerechtigkeit anhebt, als Lohn ihrer Treue auferstehen zur Teilnahme am messianischen Reich, das bald 40, bald 400, 600, 1000 oder mehr Jahre dauern, ja nach dem Glauben mancher ewig währen sollte.

Wenn nun auch die Pharisäer die zukünftige Vergeltung predigten und betonten, daß es mit Opfern allein nicht getan sei, sondern der Mensch vielmehr auch Gerechtigkeit üben und vor Gott untadelig wandeln und alle seine Gebote halten müsse, so haben sie die Frömmigkeit in ein Netz von unzähligen Geboten und Verboten eingesponnen, so daß man, ohne Tag und Nacht über das Gesetz zu sinnen, sich nicht in diesem Irrgarten der kleinlichsten Vorschriften zurechtfinden konnte. Sie verlangten die peinlichste Erfüllung aller aufs lächerlichste ausgeklügelter Ritualien, als ob darin alles Heil zu erwarten sei, rechneten das Almosengeben als ein besonderes Verdienst an, zerbrachen sich den Kopf über Nichtigkeiten und verloren dabei die großen sittlichen Gesichtspunkte aus den Augen. Sie machten aus der Frömmigkeit ein Studium und eine Kunst, und blieben dennoch nur elende Stümper in bezug auf alle höheren Gesichtspunkte der Religion, die Moral und Ethik bezweckt, obwohl sie hochmütig auf alle Laien herabsahen, die sich nicht so viel Mühe mit dem Halten der höchst rigoros gestalteten Gesetzesvorschriften gaben.

Da erschien der unter das allzu strenge Gesetz geknechteten Menge zur Erlösung der einfache Handwerker Jesus von Nazareth, der den selbstgerechten Pharisäern ihre bornierte kleinliche Frömmigkeit vor die Füße warf und die Gesinnung des Herzens zum Maßstabe machte, aus der

allein Gott wohlgefällige Werke erwüchsen. In der Stellung zum Opferkultus ging er auf Psalmen, wie 51, 18 u. f. zurück, welche die Konsequenz der prophetischen Gedanken gezogen hatten:

> Du magst nicht Schlachtopfer, sonst gäbe ich sie dir,
> Brandopfer gefallen dir nicht.
> Gott wohlgefällige Opfer sind ein zerknirschter Geist,
> Ein zerknirschtes und zerschlagenes Herz verwirfst du nicht!

Dieser Jesus von Nazareth war nicht Zimmermann, sondern ein Maurer und Häuserbauer, der als Ältester einer kinderreichen Familie das Handwerk seines früh verstorbenen leiblichen Vaters Joseph weiterführte und unbeweibt bei seiner Mutter Maria und bei seinen leiblichen Geschwistern, den Brüdern Jakob, Jose, Juda und Simon, die uns mit Namen genannt werden, und einigen nicht mit Namen angeführten Schwestern in seiner Geburts- und Vaterstadt Nazareth, einem unbedeutenden Flecken Galiläas, lebte. Die ältesten zuverlässigen Berichte wissen nichts davon, daß Jesus vom heiligen Geiste empfangen und von der Jungfrau Maria in Bethlehem geboren sei, sondern sie sprechen deutlich in obengesagtem Sinne als von dem Maurer (griechisch téktōn), wie auch die Evangelien nach Matthäus und Lukas, die zwar in unseren heutigen Texten von dessen jungfräulicher Geburt sprechen, dabei aber den freilich ebenfalls ungeschichtlichen Stammbaum Jesu geben, in welchem klar Joseph als rechter Vater Jesu vorausgesetzt wird. Im Johannesevangelium verkündet Philippus dem Nathanael voll Begeisterung, daß er den Messias gefunden habe, von dem Moses und die Propheten schrieben; er nennt ihn Jesus, den Sohn Josephs von Nazareth. Derselbe Evangelist erzählt später, daß die Juden verwundert fragten: „Ist denn das nicht Jesus, der Sohn Josephs, dessen Vater und Mutter wir kennen? Wie sagt er denn: ich bin vom Himmel herabgekommen?“ Die Evangelien nach Johannes und Markus kennen nur Nazareth als den Geburtsort Jesu. Um die Schwierigkeit der nachträglich zur Hervorhebung seiner Messiaseigenschaft erfundenen Mitteilung von der Geburt Jesu in Bethlehem zu erklären, braucht Lukas die niemals stattgefundene Schätzung des Quirinius, und Matthäus die Grausamkeit von Herodes Nachfolger Archelaos.

Nach Lukas war Jesus bei seiner Taufe durch Johannes etwa 30 Jahre alt; aber bei dem in allen seinen Mitteilungen viel zuverlässigeren Johannes sagen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht 50!

(8, 75). So spricht man zu keinem Dreißigjährigen, wohl aber zu einem, der die 40 schon überschritten hat. Im menschlichen Leben bildet nun ein Jahrzehnt einen bedeutenden Abschnitt, namentlich in bezug auf die Beurteilung der geistigen Reife und des hohen Gedankenschwungs, den wir an diesem einzigartigen Manne bewundern. Auch beim Kirchenvater Irenäus von Lyon, der um 175 n. Chr. schrieb, finden wir die jedenfalls richtigere Überlieferung, daß Jesus gegen 50 Jahre alt geworden sei. Er ist also sicher noch zu Lebzeiten des im Jahre 4 v. Chr. verstorbenen Herodes des Großen, des Günstlings des Kaisers Augustus, geboren und unter dem römischen Prokurator Pontius Pilatus, der in den letzten zehn Jahren des Tiberius, also von 27 bis 37 n. Chr., Judäa verwaltete, auf das Drängen der von den schwer beleidigten Pharisäern aufgehetzten Menge als die allgemeine Sicherheit mit seiner Lehre gefährdender Irrlehrer den schmachvollen, sonst nur Verbrechern und Sklaven zugedachten Kreuzestod gestorben.

Jesus predigte das Gottesreich auf Erden und die damit in Zusammenhang stehende Auferstehung ganz analog der Lehre der Schriftgelehrten und Pharisäer, aber statt einem äußerlichen Kommen des Messias verkündete er ein innerliches Aufgehen der Gottesherrschaft in den Herzen der Gläubigen. An Stelle der selbstgerechten Frömmigkeit der Pharisäer, die sich nicht genug tun konnte an peinlichster Erfüllung der zahllosen Gesetzesvorschriften und dennoch vor dem Zorne Jahves zitterte, erfüllte er seine Zuhörer mit dem heiteren Vertrauen der Kinder Gottes zu ihrem lieben Vater im Himmel. Das Gottesreich sollte jetzt schon in den Herzen seiner Zuhörer seinen Anfang nehmen und dereinst über die Schranken des Judentums hinaus alle Welt sich untertan machen. Es war ein ideales Reich, in welchem lauter Gerechtigkeit herrschen sollte und alle Menschen sich als Brüder fühlen und danach handeln sollten, in welchem an Stelle von Lüge und Gewaltherrschaft Wahrheit und Gottesherrschaft mit ihren sittlichen Forderungen treten sollten. Die Frau wurde von Jesus zum erstenmal in der Menschheitsgeschichte zu einer religiösen Persönlichkeit gemacht, und sie hat es ihm in der Folge reichlich gedankt, indem sie noch mehr als der Mann zu einem seiner eifrigsten Anhänger wurde. Während sie noch im orthodoxen Judentum des 20. Jahrhunderts kein Glied der gottesdienstlichen Gemeinde ist, sondern nur für gewisse rituelle Verrichtungen Handlangerdienste tut, ist sie in der von Jesus nach Durchbrechung des seine Botschaft verschmähenden Judentums gegründeten religiösen Gemeinschaft ein dem Manne gleichgestelltes Glied der Ge-

meinde. Während im Judentum zehn erwachsene Männer, der sogenannte Minjân, nötig sind, um einen Gottesdienst abzuhalten, proklamierte Jesus, daß Gott überall zugegen sei, wo zwei oder drei in seinem Namen zusammentreten. Das ihn erfüllende beglückende Gefühl der Gotteskindschaft teilte er seinen Anhängern mit, die ihn, den letzten der gotterfüllten Propheten, zum Messias stempelten, dessen Reich aber nicht von dieser Welt war. Und in der Folge wurde dieser von den höchsten sittlichen Idealen erfüllte sterbliche Mensch zu einem unsterblichen Gotte erhoben, der über den Wolken zur Rechten Gottes thronen sollte, um dereinst am jüngsten Tage wiederzukommen zum Gericht über die guten und bösen Taten der Menschen. Wie sie ihn zum Gotte machten, erhoben sie seine bescheidene, einfältige Mutter zur Himmelskönigin und Vermittlerin der sündigen Menschen am Throne ihres zu unaussprechlicher Herrlichkeit erhobenen Sohnes.

Diese Vergöttlichung Jesu und später auch seiner Mutter verdanken wir dem Hellenismus, mit dem das sich über die Grenzen des jüdischen Landes ausbreitende Christentum zunächst in innigste Berührung und unter weitgehende Beeinflussung geriet. Wie nach altägyptischer Anschauung der Träger der unbegrenzten Macht, die in der Hand des Königs lag, kein gewöhnlicher Mensch, sondern der fleischgewordene höchste Gott des ganzen Landes, der Sonnengott, sein sollte, so begannen die im Orient lebenden und unter dem Einflusse der dortigen Anschauungen aufgewachsenen Griechen seit der Zeit des durch seine staunenswerten Erfolge und sein höchst verdankenswertes panhellenisches Wirken als göttlich verehrten Alexanders des Großen große Herrscher und andere machtvolle Menschen, die Außergewöhnliches leisteten, zu vergöttlichen und ihnen vielfach eine übernatürliche Herkunft zuzuschreiben. So haben die Griechen seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. fast ausnahmslos den Gründern von Städten und den Schöpfern griechischer Kolonien heroische Ehren, d. h. Verehrung an deren Grab oder sonst einem als deren Heroon bezeichneten Heiligtum, mit einem besonderen Kult zuteil werden lassen. Solche Heiligtümer griechischer Städtegründer befanden sich zumeist auf den Marktplätzen. Seit dem Ende des peloponnesischen Krieges wurden nicht nur Verstorbenen, sondern auch Lebenden heroische und göttliche Ehren zuteil, und schon im 4. Jahrhundert v. Chr., noch vor Alexander dem Großen, bezeichneten sich einzelne Herrscher als Göttersöhne und ließen, wie auch erfolgreiche Feldherren, von diesen zuerst der Spartaner Lysander, ihre Statuen inmitten der Götterbilder des als témenos bezeichneten heiligen

Tempelbezirkes aufstellen, sich auf Altären opfern und zu ihren Ehren gottesdienstliche Lieder singen, ebenso ihre Porträts, ein sonst nur Göttern zustehendes Vorrecht, auf Münzen prägen.

Wie erfolgreichen Menschen sind bei den Griechen auch geschätzten Lehrern von deren Schülern göttliche Ehren zuteil geworden. So wurde wie schon im 5. Jahrhundert in Westhellas der Philosoph Empedokles, so auch in Osthellas Platon von seiner Schule als Gott verehrt und ihm ein diesbezüglicher Kult eingeräumt. Beide werden, wie auch Pythagoras, von ihren Anhängern allen Ernstes als leibliche Söhne Apollons bezeichnet; demgemäß wurden ihnen Statuen aufgestellt und durch wenigstens allmonatlich wiederkehrende Gottesdienste gehuldigt. So bildeten sich an den verschiedensten Orten Kultvereine für die Gedächtnisfeiern der heroisierten Schulstifter. Nach diesem Muster entstanden Genossenschaften zum Kult der hellenistischen Könige, wie auch die ersten Christengemeinden zum Kulte des als Christós Sotér, d. h. Messias der Heiland, gefeierten Jesus zusammentraten. Schon dem ersten Ptolemäer und seiner wenige Jahre nach ihm verstorbenen Gattin Berenike wurden auf Veranlassung ihres Sohnes nach deren Tode als Sotéres, also „Heilanden" oder „rettenden Gottheiten", göttliche Ehren zuerkannt. Von da an bildete sich in Ägypten ein regelrechter Herrscherkult aus mit Tempeln, Priestern und Spielen, die an Rang den olympischen gleichgestellt wurden. Als im Jahre 270 v. Chr. Arsinoe, die Schwester und Gemahlin des zweiten Ptolemäers, starb, wurde nun mit der Apotheose der verstorbenen Königin gleichzeitig auch der regierende König als Gott erklärt. Von da an nahmen die Könige Ägyptens und deren Gemahlinnen gleich bei der Thronbesteigung einen Kultnamen an, erhielten ihre Priester und forderten schon bei Lebzeiten als „rettende Gottheiten" göttliche Ehren von ihren Untertanen.

Wie in Ägypten vollzogen sich dergleichen Vergöttlichungen auch in den anderen hellenistischen Königreichen. Zwei Jahre nach dem Tode des ersten Ptolemäers starb der Stifter des Seleukidenreiches und wurde von seinem Sohne Antiochos in der von ihm gegründeten Stadt Seleukeia in Pierien beigesetzt. Über seinem Grabe erhob sich bald ein mächtiger Tempel, in welchem der verstorbene Herrscher als „siegreicher Zeus" göttliche Ehren empfing. Antiochos wiederum wurde nach seinem Tode als „rettender Apollon" vergöttlicht, nachdem wie bei Alexander dem Großen kleinasiatische Griechenstädte für ihn schon bei Lebzeiten als „Heiland" (sotér) und „rettenden Gott" göttliche Ehren beschlossen hatten. In der dritten Generation wurde dann auch

im seleukidischen Reiche bereits der lebende Herrscher mit einem Kulte ausgestattet und göttlich verehrt. Der zweite Antiochos führt als Kultnamen schlechtweg die Bezeichnung „Theós", das heißt „der Gott". In allen Satrapien oder Provinzen des Reiches wurden für die vergöttlichten Herrscher Oberpriester eingesetzt und ihnen später Oberpriesterinnen für die jeweilige Königin beigesellt. Unter demselben Kultnamen verehrten schon früher wiederum Griechen, nämlich die Milesier, diesen Antiochos, weil er sie von der Herrschaft des Timarchos befreit hatte. Diesen Beispielen folgten die übrigen hellenistischen Könige. So erhielt der erste Eumenes von Pergamon als der „wohltätige" Gott (Euergetes) seinen Kult, desgleichen die Herrscher von Baktrien, Hyrkanien und der anderen Reiche, die aus Alexanders Monarchie hervorgegangen waren. Seit dem 2. Jahrhundert nennen sie sich in ihren Erlassen mit dem Gottesbeinamen, den sie sich beilegten. Und als später die Römer mit der hellenistischen Kultur bekannt wurden, war es sehr naheliegend, daß sich die Kaiser ebenfalls schon bei Lebzeiten zunächst im Orient und dann auch im ganzen Reich als Götter bezeichneten und dementsprechend göttliche Ehren beanspruchten. Von dieser Vergöttlichung der Herrscher, die sich dann in das Reich von Byzanz rettete, stammt in letzter Linie das Gottesgnadentum unserer Fürsten ab.

Aber nicht bloß Herrschern, auch anderen großen Männern oder solchen, die man dafür hielt, wurden seit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert heroische oder gottgleiche Ehren zuteil, so dem Leosthenes, Kleomenes, Aratos, dem als letzten Hellenen gepriesenen Philopoimen und vielen anderen. Dem Philopoimen beispielsweise wurden jährlich Stieropfer dargebracht, Jünglingschöre sangen zu seinem Preis und bei seiner feierlichen Bestattung trug der Geschichtschreiber Polybios die Urne, welche die Asche dieses Heiligen des archäischen Bundes barg. Aratos, dessen Memoiren Polybios benutzte, galt nach seiner Heroisierung als ein Sohn des Heilgottes Asklepios; man erzählte und glaubte, daß der Gott ihn in Schlangengestalt mit seiner irdischen Mutter Aristodama in Sikyon gezeugt habe. In der Folge wurden dann zur Zeit des Verfalls selbst die unbedeutendsten Männer zu Göttern erhoben und ihnen eine übernatürliche Abstammung zugeschrieben. Wenn nun die unheiligsten Männer in solcher Weise vergöttlicht wurden, ist es von einem heiligen, vom Nimbus der vollbrachten Wunder verklärten, zuletzt nach dem Zeugnis seiner Jünger sogar vom Tode auferstandenen und gen Himmel gefahrenen, also ganz außergewöhnlichen

Manne wie Jesus, der von seinen Anhängern direkt als der verheißene Messias (oder Gesalbte „Christós“) bezeichnet wurde, ganz selbstverständlich, daß ihn die geschäftige Sage zu einem auf übernatürliche Weise gezeugten, schuldlosen Gott erhob, der vom Himmel herabstieg, um die sündige Menschheit mit seinem Kreuzestode zu erlösen, und nach vollbrachter Tat wieder zum Himmel emporstieg, wo er wiederum wie zuvor zur Rechten Gottes sitzt, bis er am Ende der Tage, wie er es den Seinen versprach, wieder in sichtbarer Gestalt zum Weltgericht auf Erden erscheinen und das Reich Gottes aufrichten wird.

Alle wunderbar klingenden Züge der Christusbiographie in den Evangelien sind nicht jüdischen, sondern hellenistischheidnischen Ursprungs, so der Bericht von der Jungfrauengeburt, die in ähnlicher Weise schon von Alexander dem Großen, Platon und anderen erzählt wurde, vom Stern, der die Geburt des Heilandes anzeigte, von den sternkundigen Magiern, von der Flucht nach Ägypten und dem Kindermord in Bethlehem, bis zum Erscheinen des Totgeglaubten und zur Himmelfahrt. Für alle Einzelheiten lassen sich zahlreiche hellenistische Parallelen anführen, die keinen Zweifel darüber aufkommen lassen. Mit dem Übergang des Glaubens an Jesus als den Messias (Christós) in hellenistische Kreise, denen auch der geistesmächtigste Ausbreiter der Lehre, der Apostel Paulus aus Tarsos in Kilikien, angehörte, war aus dem edlen Menschen der sündlose Gott ganz naturnotwendig hervorgegangen und entstand aus dem Evangelium Jesu die Weltmissionsreligion, die wert genug war, um mit allen Religionen, welche das römische Weltreich in sich schloß, in Wettbewerb zu treten. Die im Vergleich zum Evangelium Jesu neuen Gedanken sind die der Weltversöhnung mit Gott, der Kirche als der Gemeinschaft aller derer, die im himmlischen Messiasreich Bürgerrecht erlangt haben, und die Wiedergeburt der einzelnen durch die inmitten der Kirche wirksame Geisteskraft. Ist durch des Apostels Paulus Missionstätigkeit der Grund zur späteren Kirche gelegt und durch seinen Geist der Christenheit eine Fülle weltüberwindender Gedanken eingeflößt worden, so ist andererseits durch den Hellenismus die Jesus vollkommen fremde Lehre von einem Jenseits über den Wolken auf den Sternen als einem Orte, wo die Seelen der Frommen, und einer unterirdischen Hölle, wo diejenigen der Frevler hinkommen sollten, um ewige Freude oder ewige Pein zu leiden, dem Christentum aufgepfropft worden. Dieser Gegensatz von ewiger Seligkeit in einem erträumten Jenseits, das über den Wolken, wohin Jesus bei seiner Auferstehung entschwebt sein soll, gesucht wurde,

und ewiger Plage in einem nicht minder phantastischen unterirdischen Strafort der Verdammten steht in engstem Zusammenhang mit dem der persischen Religion entnommenen Dualismus mit Gott als dem guten Geiste, mit dem der Teufel als der böse Geist in beständigem Kampfe liegt. Von der altägyptischen Religion dagegen stammt die Lehre von der Dreieinigkeit und der Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Alle diese Begriffe sind der urchristlichen Messiashoffnung mit seiner auf Erden kommenden Gottesherrschaft vollkommen fremd und wurden erst durch die Theologie, als deren erster Vertreter Paulus zu gelten hat, in den christlichen Glauben eingeführt.

Die christliche Kirche ist die große allmähliche Schöpfung der Religionsgärung, welche im 2. Jahrhundert vor sich ging. Sie ist das Resultat der gegenseitigen Einwirkung der verschiedenen obengenannten Religionen und bedeutet fortan den Inbegriff von Gottesdiensten, Gebeten, Riten und Manipulationen, von Weihungen und Sakramenten, von Priester-, Lehr- und Pflegeämtern, von Lehren, Geboten, Gelübden, Formeln, Büchern und Bekenntnissen, an deren Beobachtung Gott die Zusicherung seiner Gnade ausschließlich geknüpft haben sollte. Es bildete sich eine christliche Hierarchie mit einer strenge gehandhabten Kirchenzucht, und bald wurde der Klerus, an dessen Spitze der Bischof stand, von dem alle Weihen ausgingen, zum einzig aktiven Teile der Gemeinde, dem gegenüber die Laien nur zu gehorchen hatten. Diesen mit der Ausbreitung des Christentums immer mächtiger werdenden Klerus fesselte Kaiser Konstantin 312 durch sein Toleranzedikt an sich und gewann Theodosius, deshalb der Große genannt, 380 völlig für sich, indem er die römische Kirchenreligion für die einzig wahre und demgemäß alleingültige Religion des Reiches erklärte. Damit trat die christliche Kirche mit ihrer ganzen festgefügten Organisation an Stelle der morsch gewordenen Staatsreligion, der Priesterkollegien, der Staatsopfer; sie wurde dem römischen kaiserlichen Oberpriester unterstellt und trat in den Dienst des Staates. Ihre Freiheit und damit auch ihre Reinheit waren dahin; das Heidentum wurde christlich übertüncht und der Kultus der Staatsgottheiten setzte sich fort in dem das Staatswohl verbürgenden Dienst der göttlichen Dreiheit und der Gottesmutter, der Kultus der vergöttlichten Ahnengeister (Heroen) und Halbgötter fand seine Fortsetzung in demjenigen der Heiligen und Märtyrer. Von der kaiserlichen Macht gestützt gewann das „Kirchentum“ im Christentum erst recht die Ober-

hand und das Dogma trat in den Vordergrund des kirchlichen Lebens. Das Dogma war zunächst juristisch nichts anderes als die Formel der kaiserlichen Devotion. Aber der Kaiser war doch nur der Mund der an der Spitze der verschiedenen Kirchenverbände stehenden Bischöfe und entschied nach deren Gutdünken, soweit sie sich Geltung zu verschaffen wußten. An Stelle der werktätigen Nächstenliebe trat der Streit um theologische Spitzfindigkeiten, wie beispielsweise die Rangabstufungen in der Dreieinigkeit. Die Behauptung des alexandrinischen Presbyters Areios, daß es eine Zeit gegeben haben müsse, da der von Gott gezeugte Sohn, Christus, noch nicht existierte, da ein Sohn nicht gleich alt sein könne wie der Vater, entfachte den mit größter Erbitterung auf beiden Seiten über ein halbes Jahrhundert hindurch geführten arianischen Streit, der unter dem Einfluß des diese Lehre bekämpfenden alexandrinischen Bischofs Athanasios auf dem ersten ökumenischen, d. h. von der ganzen Christenheit beschickten Konzil zu Nikäa im Jahre 325 unter dem Nachdruck der von Kaiser Konstantin gehandhabten weltlichen Macht unterdrückt wurde. Diese damals für ketzerisch erklärte Lehre wurde, da sie immer wieder sich zu regen begann, auch auf dem zweiten, 381 in Konstantinopel abgehaltenen Konzil verdammt und die von Athanasios vertretene Wesensgleichheit (Homousie) des Sohnes im Gegensatz zu der von Areios gelehrten Wesensähnlichkeit (Homoiusie) in dem nikäo-konstantinopolitanischen Symbolum als Dogma der römischen Reichskirche festgesetzt. Die vom britischen Mönch Pelagius seit 411 vertretene Lehre, daß der Tod vor Adams Sündenfall bestanden habe, daß es keine Erbsünde gebe und die natürlichen Kräfte des Menschen zur Erlangung der Seligkeit ausreichten, wurde vom Kirchenvater Augustin in Karthago verflucht und dann durch sein Betreiben auch auf dem Konzil zu Ephesos 431 von den Vertretern der Staatskirche verdammt. Auf demselben Konzil wurde auch von Staats wegen die Lehre des gebildeten Patriarchen Nestorius von Konstantinopel verdammt, der zwischen der menschlichen und göttlichen Natur in Christus scharf unterschied und es nicht mit den Eigenschaften des ewigen, allmächtigen Gottes vereinbar erklärte, daß er eine Mutter haben könne. Ihm trat namentlich der Patriarch Kyrillos von Alexandreia entgegen, der seit 427 mit aller Macht den, wie wir sahen, dem Isiskult entlehnten Mariendienst einführte, und bewirkte die Verurteilung und Absetzung seines Gegners Nestorius, dessen Anhänger dann 498 in Persien die Separatkirche der chaldäischen Christen gründeten.

Jahrhunderte lang wiederhallte die Christenheit vom gehässigen Gezänk sich mit erlaubten und unerlaubten Mitteln aufs heftigste befehdender christlicher Priester, bis sie vielfach zum Gespötte aller Draußenstehenden geworden war und sich der Mohammedanismus mit seinem einzigen Gotte in offenkundigem Gegensatze zu dem dreieinigen Gotte der römischen Reichskirche von dieser ihm höchst lächerlich erscheinenden Religionsgemeinschaft lossagte; denn Mohammed wollte nicht eine neue Kirche gründen, sondern die in Arabien geltende christliche Lehre von den ihr aufgepfropften heidnischen Zutaten, unter denen ihm die Dreieinigkeit als die absurdeste erschien, reinigen. Währenddem suchte in der sich für allein rechtgläubig ausgebenden römischen Reichskirche eine Partei mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln die andere niederzutreten. Um bei allzu starken Meinungsverschiedenheiten den Frieden wieder einigermaßen herzustellen, wurden von den römischen Kaisern auf Veranlassung der mächtigsten Bischöfe, unter denen begreiflicherweise derjenige von Rom eine erste Stelle für sich beanspruchte, Konzilien zusammenberufen, in denen die Majorität entschied. Mit dem Erstarken des Papsttums begann man von der vom Oberhaupte der Kirche als allein richtig erklärten Anschauung abweichende Ansichten durch den Terrorismus der Inquisition auszurotten, die denn auch in Verbindung mit der vom vierten lateranischen Konzil 1215 offiziell eingeführten Ohrenbeichte eine höchst wirksame Waffe in der Hand der Priesterschaft bildete und dies bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Mit welcher Energie die Kirche alle von ihr abweichenden Anschauungen, mochten sie noch so berechtigt sein, bekämpfte und eine, wenn auch künstliche, Einheit herzustellen bestrebt war, beweist die Tatsache, daß sie von den Jahren 1481 bis 1808 weit über 340000 Personen durch die Inquisition teilweise sehr schwer bestrafen ließ und über 30000, die ihre angebliche Irrlehre nicht widerrufen wollten, der weltlichen Gerechtigkeit auslieferte, um sie nach Foltern der verschiedensten Art zu verbrennen. Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und die damit zusammenhängende Aufklärung weiterer Volksschichten wurde die Kirche abermals in ihrer Autorität bedroht, da den aus der Bildung für den von der kirchlichen Autorität, dem Papste, für den Glauben erwachsenden Gefahren die Inquisition allein nicht gut entgegentreten konnte. Da griff die Kirche zu dem Mittel, alle solchen Bücher, die ihr und ihren Bestrebungen nicht paßten, auf den Index expurgatorius zu setzen, der von einer besonderen Kongregation in Rom redigiert wird. Und alle auf dieser

schwarzen Liste stehenden Bücher sind den Gläubigen durchaus zu lesen verboten. Die Krone ihrer herrschsüchtigen Bestrebungen setzte die Papstkirche auf, als sie im Jahre 1870 durch Druck von oben das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit erklären ließ, wonach alles, was der Papst in Rom in seiner Eigenschaft als Stellvertreter des Christusgottes für richtig erklärt, ohne Widerrede von allen Gläubigen als absolut wahr und richtig angenommen werden muß. Kurz vorher wurde auch die Lehre aufgestellt, daß nicht nur Christus, sondern bereits seine Mutter, die Himmelskönigin Maria, vom heiligen Geiste gezeugt worden, ohne Sünde gelebt und als Gottheit in den Himmel gefahren sei, wie ihr Sohn. Dieser auf die Spitze getriebene Glaubenszwang hatte den Abfall der selbständiger denkenden Elemente von der Kirche zur Folge, wie seinerzeit die Bewegung der Reformation die unausbleibliche Reaktion auf den Unfug des Ablaßhandels und die grenzenlose Verderbnis des römischen Priestertums bis hinauf zum Papste war. Der fromme Augustinermönch Martin Luther, der zuerst den Anstoß für die Reformation der Kirche gab, beanspruchte für sich wie für jeden anderen Christen das unveräußerliche Recht, die Bibel selbst lesen und erklären zu dürfen, ohne irgend welche Bevormundung von oben. Und damit hat er nicht nur der Kirche, sondern auch der Wissenschaft den größten Dienst geleistet, indem die bis dahin undenkbare individuelle Forschung durch die Emanzipation von der bis dahin allmächtigen Kirche ermöglicht wurde. Er selber hatte zwar so wenig als die erleuchtetsten seiner Parteigänger irgend welche Kenntnis von den Bestrebungen des Urchristentums; denn sonst hätte er nicht den von jenem in erster Linie angestrebten Gedanken an die Gottesherrschaft auf Erden durch die Auswüchse der Wiedertäufer zu einer jüdischen Ketzerei erklärt, als welche sie auch die Augsburger und helvetische Konfession bezeichneten. So weit hatte die römische Priesterherrschaft im Laufe der Zeit den Hauptgedanken der Jesulehre unter heidnischen Schutt zu vergraben vermocht! Aber mit diesem Ankämpfen des Germanentums gegen die starre Herrschaft und den Glaubenszwang der römischen Kirche wurde die Glaubensfreiheit und das Recht ungehinderter Forschung ermöglicht. Von da begann unaufhaltsam die Aufklärung und geistige Befreiung der Menge, die bis dahin unter dem unseligen Drucke und der unheilvollen Bevormundung durch die Kirche geseufzt hatte. Die Kirche hat kein Recht darauf, die Menge in Unwissenheit zu erhalten, um so die Schafe ihrer Herde um so ungestörter scheren zu können. Wenn sie auch aus guten Gründen der

wissenschaftlichen Forschung mit deren für sie meist fatalen Ergebnissen nicht gewogen ist, darf sie gleichwohl nicht ihr entgegentreten und sie gar zu vernichten bestrebt sein, wie dies bis in die Neuzeit der Fall war. Sie muß den Forderungen unserer Zeit gerecht werden, soll sie noch Berechtigung haben, sie muß dem sich immer mehr Geltung verschaffenden Individualismus nachgeben und einen jeden glauben lassen, was ihm vermöge seiner geistigen Erkenntnis möglich ist.

XXIX. Die Wissenschaft.

Bereits die Kulturvölker des Altertums hatten den Anfang einer Wissenschaft, indem sie auf bestimmten Gebieten menschlicher Erkenntnis ein systematisch geordnetes und auf seine Richtigkeit geprüftes Wissen zu erlangen suchten. Schon der früh sich entwickelnde Handel brachte es mit sich, daß man über die Zahl der Finger und Zehen hinaus zu rechnen begann. Dazu bediente man sich aufgelesener Steinchen, die man in Häufchen sonderte. Bezeichnenderweise bedeutet das Wort „rechnen“ im Griechischen psephizein (von pséphos Kieselstein) und im Lateinischen calculare (von calculus Steinchen), weist also stets auf solche Steinchen hin, ohne die man zunächst nicht rechnen konnte. Zur bequemen und sicheren Ausführung einer Rechnung mit Steinchen diente dann ein geteiltes Rechenbrett, ábakos genannt, dessen sich auch die Römer bedienten. Die Chinesen dagegen verwenden zu diesem Zwecke ihr suan pan, einen Holzrahmen mit ausgespannten Drähten, auf denen Kugeln aufgereiht sind. Mit diesem einfachen Apparat rechnen die Eingeborenen mit einer staunenswerten Geschwindigkeit und Sicherheit. Von den Chinesen lernten die Russen und von diesen bei Gelegenheit von Napoleons russischem Feldzug ein Franzose den Gebrauch des Kugelrahmens beim Zählen kennen und führte ihn dann als Hilfsmittel beim Rechenunterricht in der Schule ein.

Alle Arten solcher Rechenmaschinen stimmen darin überein, daß die Tafel oder der Rahmen in verschiedene Kolumnen eingeteilt ist, so daß die Steinchen, Bohnen, Holzpflöckchen oder Kugeln der einen Kolumne die Einer, die der zweiten die Zehner, die der dritten die Hunderter vorstellen usw. Die nächste Verbesserung bestand darin, daß die Steinchen durch niedergeschriebene Zahlzeichen ersetzt wurden; damit konnte das schwerfällige Rechenbrett durch eine beliebige Fläche zum Schreiben ersetzt werden, auf welcher durch Linien die Kolumnen für die Einer, Zehner, Hunderter usw. ersetzt wurden. Bei solchem Zählen durften

aber die Zahlen nicht aus den Kolumnen herausgenommen werden; denn wenn auch eine jede der Zahlen von 1 bis 9 durch ein besonderes Zeichen ausgedrückt wurde, so geriet die ganze Zahl beim Weglassen der Kolumneneinteilung in Unordnung, sobald eine der Kolumnen nicht besetzt war. Da mußte man dazu kommen, eine leere Kolumne durch ein besonderes Zeichen anzudeuten und gelangte so zur Erfindung des Zeichens für Nichts. So unbedeutend diese Erfindung erscheinen mag, so bezeichnet sie doch einen der wichtigsten Fortschritte, den die Wissenschaft zu verzeichnen hat. Der Gebrauch der Null bildet den wesentlichen Unterschied zwischen der alten und neuen Arithmetik.

Wie das Rechnen, so hat sich auch die Meßkunst zunächst am menschlichen Körper entwickelt. Wie Hand, Fuß, Elle, Spanne, d. h. was die Hand umspannen konnte, Faden, d. h. was der Mensch mit ausgestreckten Armen umfassen konnte, sind auch Doppelschritte (lateinisch passus), deren 1000 eine Meile (vom lateinischen mille) ein Naturmaß, das schon frühe Anwendung fand. Schon die alten Babylonier und Ägypter hatten sich hölzerner oder metallener Stäbe als Normalmaße bedient. So war die Grabkammer in der Cheopspyramide genau 20 Ellen lang und 10 Ellen breit. Dabei war die ägyptische Elle 52,4 cm lang. Die alten Griechen bezeichneten die Ägypter als die Erfinder der Geometrie, d. h. Landmeßkunst. Die bekannte Erzählung, daß die Notwendigkeit, nach einer jeden Überschwemmung des Nils das von Schlamm bedeckte Land wieder neu einzuteilen, die Veranlassung zur Erfindung der Geometrie gegeben habe, klingt durchaus unwahrscheinlich. In Wahrheit hat die Einteilung des zu bebauenden Landes und dessen Vermessung zu Steuerzwecken den Grund zur Feldmessung gelegt. Jedenfalls haben die Griechen, und zwar zuerst Thales und Pythagoras, bei den ägyptischen Priestern diese Kunst gelernt, aber dann selbständig weitergebildet. Ebenso war dies mit der Mathematik der Fall, die schon bei den Babyloniern eine hohe Stufe von Ausbildung erlangt hatte. Die Lehre von den Gleichungen aber, was wir Algebra nennen, haben die alten Inder begründet. Von ihnen lernten die Araber sie kennen und brachten diese Kunst nach Europa. Vom arabischen al gebr w'al mokabala, d. h. Vereinigung und Entgegensetzung — wodurch die Operation, welche man das Transponieren der Glieder einer Gleichung nennt, bezeichnet werden soll — stammt überhaupt die Bezeichnung Algebra.

Die höhere Mathematik wurde erst im 16. Jahrhundert in Europa begründet, als Descartes die Anwendung der Algebra auf die

Geometrie in ein System brachte und als durch Galileis Untersuchungen über die Wurfbewegung die Ideen angeregt wurden, die zur Fluxionsrechnung Newtons und zur Differenzialrechnung von Leibniz führten, mit deren Hilfe sich die Mathematik auf ihre gegenwärtige Höhe schwang. Die in der Mathematik als Symbole benutzten Buchstaben lassen häufig ihren Ursprung noch deutlich erkennen. So bezeichnet man eine beliebige Zahl mit n (numerus), den Radius eines Kreises mit r, das aus einem geschriebenen r entstandene Zeichen $\sqrt{\ }$ zur Bezeichnung der Wurzel (radix) und zum Zeichen der Integration $\int$ ein altmodisches s, das eigentlich Summe bedeutet. Die mathematische Behandlung der Mechanik und Physik bildet heute die Grundlage unserer Kenntnis vom Universum. Der Hauptbegründer der Mechanik war Archimedes, der den seine Heimatstadt Syrakus belagernden Römern durch die von ihm erfundenen Wurfmaschinen schadete und 212 v. Chr. bei der Eroberung der Stadt umkam. Er erkannte das Hebelgesetz, er begründete die Lehre vom Schwerpunkt und entwickelte sogar eine allgemeine Theorie der schwimmenden Körper, deren Verständnis selbst den Mathematikern des Mittelalters Schwierigkeiten bereitete. Die physikalischen Kenntnisse der alten Griechen wurden von den arabischen Gelehrten vor dem Untergange bewahrt, während sie in der christlichen Welt, die nur für theologische Streitfragen Interesse zeigte, in Vergessenheit gerieten. Dem Übernommenen haben die Araber auch noch manches Neue hinzugefügt, so auch die Pendelgesetze, die sechs Jahrhunderte später von Galilei aufs neue gefunden wurden. Das Hauptverdienst von Galilei besteht darin, größere Klarheit in die Vorstellungen über die Kraft und Bewegung gebracht zu haben. Bis dahin herrschte die Ansicht, daß die Kraft eines bewegten Körpers nach und nach erschöpft wird und der Körper von selbst zur Ruhe kommt. Diese falsche Vorstellung wurde durch den von Galilei ausgesprochenen Satz umgestoßen, daß, um einen bewegten Körper in Ruhe zu bringen gerade so viel Kraft nötig ist, als ihn in Bewegung zu versetzen, und daß ohne die Wirkung einer verzögernden Kraft ein abgeschossener Pfeil sich ins Unendliche fortbewegen und ein rotierendes Rad seine Bewegung für immer fortsetzen müßte.

In jener Zeit der erwachenden Naturerkenntnis, in welcher die Mathematik eine immer größere Bedeutung für die Naturwissenschaften erlangte, wurden zahlreiche wichtige Entdeckungen gemacht, von denen nur die Messung des Luftdrucks durch das Torricellische Barometer und die Aufstellung des Satzes vom Parallelogramm der

Kräfte durch Stevin in Brügge hervorgehoben werden mag. Die Beobachtung, daß ein Magnet Eisen, und ein geriebener Glas- oder Ebonitstab leichte Körper anzieht, hatte den Gelehrten den Begriff von anziehenden Kräften geläufig gemacht. Hierdurch war für Newton der Weg geebnet, auch die Schwere als die Wirkung einer solchen anziehenden Kraft aufzufassen und durch sie die Bewegung der Himmelskörper zu erklären. So wurde in seinem bekannten Gravitationsgesetz ein Naturgesetz aufgestellt, das das ganze sichtbare Weltall umfaßt. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde dann durch den Heilbronner Arzt Robert Mayer das noch höhere, auch das Gravitationsgesetz in sich fassende Gesetz der Erhaltung der Kraft gefunden und durch Helmholtz weiter ausgebaut, wonach weder Kraft erzeugt noch vernichtet werden kann, sondern bei allen Naturerscheinungen nur eine Umwandlung vorhandener Energie in eine neue Erscheinungsform stattfindet.

Was den Schall anbetrifft, so hat schon der Grieche Pythagoras mit Hilfe des Monochords, das wir heute noch benutzen, die Beziehungen zwischen der Länge einer gespannten Saite und der Höhe des von ihr erzeugten Tons studiert und das Verhältnis durch Zahlen ausgedrückt. Doch gehören die Ermittlungen der Schallgeschwindigkeit, der Abhängigkeit der Tonhöhe von der Schwingungszahl und die Theorie der Klangfarbe der neueren Zeit an. Dagegen kannten die alten Griechen einige Gesetze der Brechung und der Beugung des Lichts. Nicht nur den Griechen und Römern waren Glaslinsen wohlbekannt, sondern man hat auch eine Linse aus Bergkristall in Ninive gefunden. Doch sind weder sie noch die Araber, die ziemlich bedeutende Kenntnisse in der Optik besaßen, noch auch der englische Franziskaner Roger Bacon, der im 13. Jahrhundert wichtige Entdeckungen in betreff der Herstellung von Vergrößerungsgläsern machte, auf den Gedanken gekommen, zwei Konvexlinsen zu einem Fernrohr zu kombinieren. Erst 1608 stellte der Glasschleifer Lippersheim zu Middelburg in Holland ein Fernrohr her und gelang im folgenden Jahre auch Galilei, der davon gehört hatte, die Konstruktion eines solchen. Damit entdeckte er die vier großen Jupitermonde, wodurch die damaligen Anschauungen über das Weltall eine vollständige Umwälzung erfuhren. Im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts erfolgte ebenfalls in Holland die Erfindung des Mikroskops als eines umgekehrten Fernrohrs, das uns die Geheimnisse der Kleinlebewelt zu enthüllen begann. So vermögen wir heute vom winzigsten Bakterium bis zur fernsten Sonne im Kosmos eine ungeahnte Fülle von Leben allent-

halben zu erkennen. Der Regenbogen führte zum Problem der Zerstreuung des Lichts und der Theorie der Farben. Die Interferenzerscheinungen wurden studiert und dadurch erkannt, daß das Licht kein Stoff sei, sondern eine Wellenbewegung, die vom strahlenden Körper ausgesandt wird. Und in unsern Tagen hat die Entdeckung der Spektralanalyse durch Kirchhoff und Bunsen in Heidelberg die Möglichkeit geschaffen, nicht nur die chemische Beschaffenheit, sondern auch die Bewegungsgeschwindigkeit der fernsten Sterne auf uns zu oder von uns weg zu erforschen. In enger Beziehung zur Lehre vom Licht steht die Wärmelehre, die denselben Gesetzen wie jene unterliegt. Zuerst ist Galilei 1593 bei seinen physikalischen Versuchen zur Herstellung eines Thermometers gelangt in Form einer mit Luft gefüllten Flasche, in deren feinem Hals eine gefärbte Flüssigkeit steigt und sinkt, wenn sich die darin enthaltene Luft unter der Einwirkung der Wärme zusammenzieht oder ausdehnt. Erst später wurde das Flüssigkeitsthermometer von Drebbel erfunden. Die Lehre, daß die Wärme in einer schwingenden Bewegung der kleinsten Massenteilchen der Körper besteht, erklärt es, wie mechanische Arbeit in Wärme umgewandelt zu werden vermag. Vermittelst eines Dampfhammers, für dessen Bewegung eine gewisse Wärmemenge verbraucht wird, kann man kaltes Eisen so lange schlagen, bis es weißglühend wird. So verwandelt sich ein Teil der durch Wärme erzeugten Kraft wieder in Wärme und zuletzt in Licht.

Schon der griechische Weise Thales von Milet wußte im 6. Jahrhundert v. Chr., daß durch Reibung eines Stücks Bernstein dieses die Fähigkeit erhält, kleine Papierschnitzel anzuziehen. Nach der griechischen Bezeichnung für Bernstein élektron nannte man später diese Naturkraft Elektrizität. Größere Mengen von Elektrizität vermochte erst der Magdeburger Ratsherr Otto von Guericke um 1670 mit seiner zwischen zwei Stützen aufgehängten Schwefelkugel zu erzeugen, wenn er sie beim Gedrehtwerden um die Achse mit der trockenen Hand rieb. Doch erkannte dieser noch nicht, daß die dabei auftretenden Erscheinungen elektrische seien. Erst der Amerikaner Benjamin Franklin erkannte um die Mitte des 18. Jahrhunderts, daß der Blitz die gewaltsame Ausgleichung der Elektrizität zwischen verschieden geladenen Wolken oder Wolken und Erde bildet. Vermittelst eines Drachens mit Drahtbügel und Metallspitze, den er an einer hänfenen Schnur, in welche ein Metalldraht eingeflochten war, beim Aufziehen eines Gewitters steigen ließ, vermochte er am unten angebrach-

ten Schlüssel Funken zu ziehen und so mit Hilfe seines fliegenden Blitzableiters gleichsam den Blitz aus der Gewitterwolke herabzuziehen. Zu Ende des 18. Jahrhunderts wurde durch die Lombarden Galvani und Volta die Berührungselektrizität entdeckt und in der Voltaschen Säule zur Erzeugung eines elektrischen Stromes verwendet. Die 1819 durch den Dänen Oersted gemachte Beobachtung, daß die von den Chinesen erfundene Magnetnadel, die schon im Mittelalter durch die Araber den Europäern mitgeteilt worden war und bald allgemeine Verwendung bei der Schiffahrt gefunden hatte, durch einen von einem elektrischen Strome durchflossenen Leiter nach bestimmten Regeln abgelenkt wird, bildete den Ausgangspunkt einer Reihe der wichtigsten Entdeckungen durch den Engländer Michael Faraday und zahlreiche andere Forscher, welche schließlich die Elektrizität zu einer der für uns Kulturvölker wichtigsten Naturkräfte werden ließ, die täglich in fast allen Berufsarten die weitgehendste Verwendung findet.

Die Anfänge der Chemie bilden praktische Prozesse, wie z. B. das Ausschmelzen der Metalle aus den Erzen, die Herstellung von Glas durch Zusammenschmelzen von Quarzsand und Soda und das Gerben des Leders mit durch ihren Gerbstoff zusammenziehenden Rinden. Schon die Kulturvölker des Altertums kannten diese und andere chemische Prozesse, und griechische Weise begründeten die Lehre, daß die Materie aus Atomen besteht, eine Theorie, die für die moderne Chemie von der allergrößten Bedeutung wurde. Das diesbezügliche griechische Erbe übernahmen die Araber und bildeten es weiter aus, erfanden vor allem die Destillation des Alkohols aus Wein wie des Rosenöls aus in Wasser gekochten Rosenblättern. Die Nachfolger der Araber waren die christlichen Alchimisten des Mittelalters, die glaubten unedle Metalle in edle, besonders Gold, verwandeln und den „Stein der Weisen“ finden zu können. Dabei förderten sie aber durch mancherlei wichtige Beobachtungen die chemische Wissenschaft, die, des magischen Beiwerks entkleidet, von Entdeckung zu Entdeckung schritt. Mit dem Erwachen der Geister nach der drückenden Enge des bigotten Mittelalters traten die verschiedenen Wissenschaften vom Leben, wie Anatomie, Physiologie, Zoologie, Botanik und schließlich auch die Geologie, Astronomie, vergleichende Anatomie, Paläontologie und Völkerkunde immer mehr in den Vordergrund und erlangten eine ungeahnte Bedeutung für jeden denkenden Menschen, der sich über das Naturganze und die darin geltenden Gesetze Rechenschaft zu geben wünscht. Mit dieser sich jeden Tag erweiternden Erkenntnis

änderte sich das ganze Naturbild zusehends, und an Stelle der bis dahin geltenden naiven Anschauungen trat die wissenschaftliche Deutung aller Naturvorgänge bis hinauf zum Menschen und seiner Stellung im Weltganzen. Hatte der Mensch bis dahin angenommen, daß die Welt eine vom Meer umflossene flache Scheibe sei, über die sich der Himmel mit den verschiedenen Sternen wölbt, so erkannte er mit der Zeit, daß die Erde eine zwar sehr große Kugel darstellt, die aber schon an der Sonne, die sie umkreist, gemessen, ein verschwindend kleiner Körper im Weltall ist. Daß die Sonne ein Stern ist, wie es deren viele Millionen einzig im Milchstraßensystem gibt, der mit einem ganzen Haufen von Trabanten mit kosmischer Geschwindigkeit in ungeheuer ausgedehnter, uns aber verborgener Bahn um ein uns unbekanntes Gravitationszentrum kreist. Daß die Erde und alles Leben auf ihr ein Kind der Sonne ist und der Mensch keine Ausnahmestellung in der Welt der Organismen einnimmt, sondern als geistig höchst entwickeltes Wirbeltier an der Spitze aller Lebewesen steht, sterblich ist wie diese und nur das Glied einer unendlichen Kette darstellt, die weniger körperlichen als namentlich geistigen Fortschritt anstrebt. Am Schlusse meines Buches über den Menschen zur Eiszeit und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit habe ich die zukünftige Richtung der Menschheitsentwicklung genauer präzisiert, so daß ich hier nicht näher darauf eingehen will. Jedenfalls ist der Mensch erst ganz am Anfang seiner Aufgabe, sich die ganze Erde untertan zu machen, angelangt und hat noch ein großes Arbeitsfeld vor sich, zu dessen Bewältigung wir ihm viel Einsicht und unermüdliche Ausdauer wünschen.

Sachregiſter.

Abhebſpiele 481.
Ablaßhandel 685.
Abtrittgrube 139.
Abzeichen 346.
Achtung vor der Frau 60.
Ackerbau 247, 261.
Ackerbauer 114.
Ackerbürger 294.
Ackerhegung 119.
Ackerſtück 117.
Adel 87.
Adoption 61, 620.
Affenſagen 646, 647.
Affenſprache 392, 393.
Agglutinierende Sprachen 423.
Aggriperlen 328.
Agni 167, 597.
Ahnenfeſt 620.
Ahnengeiſter 509, 621, 682.
Ahnenhalle 620.
Ahnenkultus 83, 513, 573, 588, 620.
Ahnenverehrung 14.
Alchimiſten 692.
Algebra 688.
Alliteration 494.
Allmend 115, 262, 292.
Alphabet 465.
— griechiſches 468.
— lateiniſches 469.
Altägyptiſche Sprache 424.
Altar 126, 511.
Ämter 291.
Amulette 364, 365, 521, 523, 536, 615, 617.
Amulettätowierung 347.
Amulettſchmuck 367.
Analogiezauber 176.
Anatomie 692.
— vergleichende 692.
Andronitis 145.
Animismus 548.
Ankleidezimmer 511.
Anſatzſchmuck 366, 367.
Anſpucken 518.
Anthrazit 246.
Antiqua 470.
Apisſtier 575.
Arbeitsteilung 219.
— gewerbliche 266.
Arekanuß 225.
Arianismus 681.
Armbruſt 202.
Armringe 333.
Arznei 499.
Aſchenurnen 628.
Aſkeſe 600, 605.
Aſſagai 194.
Aſſonanz 493.
Aſtrologie 448, 532.
Aſtronomie 692.
Atome 692.
Atrium 145.
Auferſtehung 680, 681.
Aufklärung 685.
Ausdehnung der Sprache 406.
Aushöhlen von Holz 183.
Auslegerboote 317.
Auſpizium 568, 607.
Ausſchweifungen 612.
Außengeld 326, 329.
Auszeichnung, perſönliche 339.

Baal 664.
Balgflöße 316.
Ballett 149.
Balliſte 203.
Ballſpiel 479.
Bambus 192.
Bank 334.
Banknote 336.
Bannforſte 122.
Barde 486.
Bärenklauenſchuhe 386.
Barometer 689.
Barttrachten 340, 352.
Baſare 271, 285.
Baßgeigen 486.
Baſtard 63.
Baſtgeflechte 380.
Baſtgewand 230.
Bauchaufſchlitzen 631.
Bauchrednerei 553.
Baugen 333.
Baumbeſtattung 625.
Baumopfer 570.
Baumſtamm 317, 624.
Baumwollſtoffe als Geld 329.
Beamtenadel 87.
Bedrückung 669.
Beerdigung 624.
Begraben 556, 622, 624.
Begräbnis 623.
Behangſchmuck 366.

Beinschienen 215.
Beischläferinnen 59.
Beiworte 495.
Belemniten 209, 615.
Belohnung 619.
Bemalung 340.
Berge, feuerspeiende 643.
Bernsteinhalsbänder 523.
Berufspriester 86.
Beruf, unehrlicher 108.
Beschneidung 361, 535, 671.
Beschwörung 533.
Beschwörungszeremonien 514.
Besessenheit 612.
Besitzlosigkeit 549.
Besitztum 110, 118, 628.
Bestattung 556, 622.
Betelpfeffer 225.
Betonung 404.
Bett 142.
Bettüberzug 142.
Bibel 619.
Biegen von Holz 183.
Bilderschrift 460, 462.
Bildersprache 449, 498.
Bilsenkraut 610.
Bindungsmittel 409.
Binnengeld 326.
Bittgänge 514.
Blasebalgorgeln 483.
Blasrohr 206.
Blick, böser 522, 616.
Blickzauber 519.
Blitzgeist 579.
Blockhaus 136.
Blutopfer 589.
Blutrache 13, 361.
Blutschande 12.
Bluttrank 565.
Blutzauber 533.
Bocksgesang 508.
Bodenbeisetzung 624.
Bodenwechsel 120.
Bogen 200, 484.
Bogenbohrer 168.
Bogenschützen 201, 214.
Bola 192.
Boote 317.
— mit Ausleger 317.
Botanik 692.
Boten 324.
Botenstäbe 455, 542.
Botschafter 324.
Brandopfer 597, 665.
Branntwein 329.
Braten 4, 155.
Bratrost 223.
Bratspieß 223.
Braunkohle 246.
Brautdienst 27.
Brauthütte 51.
Brautkauf 31.
Brautnacht 46.
Brautschau 54.
Brautschleier 44.
Brautverhüllung 44.
Brautwerbung 43.
Brechung der Worte 424.
Brettspiele 481.
Briefbeförderer 324.
Brokate 240.
Bronze 183, 243.
Bronzezeit 191.
Broschen 369.
Brot 225.
Brotbacken 225.
Bruch 383.
Brüche 439.
Brücken 300, 325.
Brückengelder 301.
Bruderschaft 18.
Bruderschaften 291.
Brutalität 80.
Buchdruckerkunst 684.
Buchstaben 464, 540.
Buchstabenschrift 465.
Buddha 614, 640.
Buddhismus 624, 639.
Bühne 511.
Bulla 523.
Bumerang 193.
Bundesstaat 20.
Bürger 62, 289.
— römischer 68.
Bürgerrecht 292.
Bürgertum 66.
Butter 260.
Butzenscheiben 140.

Charaktermaske 512.
Cheiromantie 532.
Chinesische Sprache 420.
Chiton 380.
Chor 509.
Choreuten 512.
Chorführer 512.
Christen, chaldäische 641.
Christenheit 683, 684.
Christentum 77, 576, 586, 598, 618, 622.
Christkatholizismus 618.
Clan 14.
Couvade 520.

Dakhma 623.
Damastgewänder 240.
Dämonen 514.
Dämonenmasken 515.
Darlehensgeschäft 293.
Datteln als Geld 329.
Decke 140.
Deklination 411.
Dekorationen 511.
Demotische Schrift 465.
Denken 402.
Destillation 692.
Deuteronomium 670.
Devotion 683.
Dialekte 418, 428.
Dichtkunst 492.
Dichtung, primitive 498.
Diebstahl 669.
Diner 150.
Dionysien, große 506.
— kleine 508.
Dirne 63.
Divination 605, 606.
Diwarra 327.
Dogma 683.
Dolche 210.

Dolmen 625, 647.
Donnerbüchsen 202.
Donnergeist 579.
Donnerkeile 208, 615.
Donnervogel 579, 659.
Doppelboote 317.
Doppeljoch 252.
Dorfgemeinde 116.
Dorn 380.
Drachensagen 659.
Drachentöter 660.
Drama 510.
Dreieinigkeit 682.
Dreifelderwirtschaft 255.
Dreiruderer 304.
Dreschen 222.
Dryaden 572.
Dschunke 317.
Düngung 262.
Dünsten 223.
Dutzend 433.

Edda 537.
Eden 1.
Egge 252.
Ehe, freie 32.
Ehefrau, Würde der 32.
Eheloſigkeit 62, 618.
Ehren, heroiſche 678.
Ehrengeleite 24.
Ehrenmale 347.
Eibenholz 192.
Eigennamen 418.
Eigentum 110, 118, 628.
Eigentumsmarke 118.
Einbaumboot 177, 317.
Einehe 59.
Eingeweideſchau 536, 568, 606.
Einhegung 117.
Einſamkeit 599.
Einſiedler 391.
Einzelhaus 151.
Eiſen 184, 186, 243, 615.
— als Geld 320, 337.
Eiſenbergwerke 185.
Eiſengewinnung 186.
Eiſenguß 244.
Eiſenhochöfen 245.
Eiſeninduſtrie 266.
Eiſenpanzer 213.
Eiſenſchmelzereien 184.
Eiſenverhüttung 244.
Eiſenzeit 191.
Ekſtaſe 611.
Elektrizität 691.
Elektron 330.
Elfen 572.
Embleme 523.
Empfindung 402.
Emporkömmling 103.
Endogamie 13.
Engel 665.
Entenſchnabelſchuhe 386.
Entern 308.
Entmannen 360.
Entſchädigung 337.
Epilepſie 552.
Epos 497, 517.
Erblichkeit der Häuptlingswürde 82.
Erdbeben 645.
Erdgeiſt 577.
Erdgottheiten 658.
Erdharz 239.
Erdmutter 645.
Erdſchöpfung 642.
Erinnerungszeichen 455, 457.
Erwürgen 41.
Eßſaal 148.
Eumeniden 572.
Eunuchen 362.
Exogamie 13.
Expeditionen 273.

Faden 232.
Fadenſpiele 481.
Fähren 300.
Fährboote 325.
Fahren auf Rädern 320.
Fallen 219.
Fallgruben 219.
Falſchmünzerei 334.
Familie 10.
Familienhaupt 65.
Familienſprache 396, 408.
Fangſtricke 192.
Farben 340.
Färben 235.
Farbenſchmuck, lokaler 366, 367.
Farbenſinn 341.
Farbmuſter 345.
Faſten 547, 561, 589, 599, 600.
Faſtnacht 514.
Fauſtkampf 480.
Fauſtrohre 203, 206.
Fayencen 239.
Fegfeuer 619.
Feiern 560, 561, 599.
Feige 522.
Feilen 221.
Feind 88.
Feldmeſſung 688.
Fell, rohes 378.
Fellbearbeitung 228.
Fellboote 318.
Fellhütte 134.
Fellkleidung 230.
Fellſchild 213.
Fellſchurz 373.
Fellſtock 213.
Fellſtückchen als Geld 336.
Fellüberwurf 376.
Felſengräber 625.
Fenſter 140.
Fernrohr 690.
Fernwaffe 206.
Feſtwagen 323.
Fetiſch 574.
Fetiſchkultus 574.
Fetiſchtiere 608.
Fette 260, 344.
Feudalismus 262.
Feuer 153.
Feueranbetung 174.
Feuerbereitung 167.
Feuerbeſtattung 624.
Feuerbohrer 167.

Feuerborgen 159.
Feuererhaltung 164.
Feuererwerbung 154.
Feuergeist 579, 616.
Feuergemeinschaft 166.
Feuergott 611.
Feuerjungfrauen 163.
Feuerkreuz 175.
Feuerkult 174, 624.
Feuermacher 170.
Feuerpumpe 169.
Feuerrad 174.
Feuersäge 169.
Feuersignale 328.
Feuerstätte 125.
Feuersteinwerkzeuge 190.
Feuerstelle 125.
Feuerträger 162.
Feuerverweigerung 165.
Feuerwaffen 202.
Fibel 369, 380.
Fingernägelfärbung 357.
Fingerringe 368.
Fingerverstümmelung 357.
Firnis 239.
Fixierung der Sprache 408.
Flachs 232.
Flaschen 242.
Flechtwerk 139.
Fleetz 138.
Fleischkost 378.
Fleischnahrung 247.
Flexion der Wörter 415.
Flinte 203.
Floßbestattung 624.
Flöße 316.
Fluch 666.
Flügel 486.
Flußgeister 572.
Flußopfer 571.
Flut, große 643.
Folter 526.
Fortbewegung auf der Erde 319.
Frakturschrift 470.
Frau 7.
— als Arzt 42.
Frauengarde 11.
Frauengemach 57, 145.
Frauengemeinschaft 50.
Frauengewandung 383.
Frauenhandel 272.
Frauenraub 21, 41.
Frauentausch 21.
Frauenverhüllung 57.
Frauenwohnung 511.
Freie 88, 90, 347.
Freigelassene 90, 102.
Fremde 18, 88, 149.
Freunde 101.
Fri 585.
Friede 218.
Friedenshäuptling 80.
Friedhöfe 628.
Frija 586.
Fro 585.
Fromme 674.
Frondienst 105.
Fruchtbarkeit 142.
Fruchtbarkeitsfeste 506.
Fruchtbarkeitszauber 514, 515.
Fruchtwechsel 120.
Füllhorn 176.
Furten 300.
Fürwörter 410, 411.
Fußbekleidung 385.
Fußverstümmelung 358.
Fußvolk 216.

Gabel 388.
Galeassen 310.
Galeeren 311.
Gallionen 311.
Gamelang 517.
Ganggräber 625.
Garten 142.
Gartenbau 254, 255, 263.
Gast 278.
Gastfreundschaft 276, 277.
Gasthäuser 300.
Gastreisen 276.
Gaukler 108.
Gaunerei 617.
Gebärden 397.
Gebärdensprache 392, 397.
Gebet 533, 598, 619, 671.
Gebildbrote 597.
Geflechte 231, 380.
Gegenzauber 365, 518, 524.
Geheimbund 83, 515.
Geheimsprache 419.
Geigen 486.
Geister der Abgeschiedenen 548, 624, 652.
Geisterbannmittel 627.
Geisterbeschwörung 613.
Geisterfurcht 548.
Geisterknabe 621.
Geisterpflanze 611.
Geisterschrift 614.
Geisterverehrung 548, 554.
Geisterwelt 619, 630, 631, 675.
Geisterzitation 613.
Geistesgestörtheit 612.
Gelb 340.
Geld 326.
Geld, lebendes 337.
Geldwechsler 332.
Geldwirtschaft 334.
Gemeindeland 262.
Gemeinsamkeitsgefühl 402.
Gemeinschaftsehe 49, 55.
Gemüsebau 182.
Genitalien 359, 615.
Genossinnen 52.
Gentilverfassung 14.
Genußmittel als Geld 329.
Geologie 692.
Geomantie 532.
Geometrie 688.
Gêr 196.
Gerechtigkeit 675.
Geringschätzung 616.
Germanen 196.
Gerüstbestattung 625.
Gesänge 489.
— als Zauber 533.
— primitive 498.
Geschenkaustausch 275.

Geschenk der Hochzeitsgäste 55.
Geschenkhandel 279.
Geschlecht 14.
Geschütze 202.
Gesellschaft 79.
Gesellschaften, geheime 618.
Gesellschaftslärm 403.
Gesetz der Erhaltung der Kraft 690.
Gesichtsentstellung 57.
Gesichtsmuskeln 400.
Gestikulationen 399.
Getränke, berauschende 226, 503, 610.
Getreide 329.
Gewandnadel 369.
Gewebe 380.
Gewerbe 265.
Gewichte 442.
Gewichtsuhren 447.
Gewitter 515.
Gewitterdrache 579.
Gewittergötter 657, 664.
Giftpflanzen 4.
Gilden 271, 291.
Gladiatorenkämpfe 77, 513.
Glas 241.
Glasfenster 140.
Glasieren 239.
Glasmacher 140.
Glasperlen 328.
— als Geld 326, 329.
Glasspiegel 242.
Gläubige 677.
Glied, männliches 176.
Glücksspiele 480.
Gold 243, 329.
Goldschmuck 370.
Gott 680.
Götter 653, 660.
Götterbilder 574, 678.
Götterdämmerung 657.
Göttermutter 577, 658.
Göttersöhne 678.
Gottesherrschaft 673, 677.
Gottesmutter 682.
Gottes Reich auf Erden 677.
Götzen 531.
Götzenbilder 574.
Götzendienst 574.
Grab 127.
Grabbeigaben 619.
Grabhügel 625.
Grabkammern 625, 647.
Grabmal 127.
Grabschaufel 221.
Grabstock 219, 250.
Grasbüschelschurz 373.
Grassamen 6.
Grausamkeit 80.
Gravitationsgesetz 690.
Gregorianischer Kalender 445.
Großhandel 338.
Großhundert 433.
Großkapital 76.
Grundstück 112.
Guanolager 263.
Gürtel 374, 383.
Gynaikotis 145.

Haaropfer 666.
Haarputz 511.
Haartrachten 351.
Hackbau 255.
Hackbauern 449.
Hacke 221, 251.
Hacksilber 335.
Hagestolz 62, 64.
Hakenbüchsen 203.
Hakenkreuz 175, 616.
Halbgötter 682.
Halle 139.
Hallstätter Kultur 266.
Hand 434.
Händeklatschen 482.
Handel 272.
— stummer 283.
Handelsexpeditionen 273.
Handelsschiffe 304.
Handelsstaaten 297.
Handelsstädte 285.
Handelsverkehr 273, 277.
Handergreifung 44.
Handfeuerwaffen 203.
Handlung 511.
Handrohre 203.
Handschlag 43, 481.
Handschuhe 385.
Handstein 207.
Handwerkerkasten 270.
Handwerkerstand 268.
Hanfsamen 611.
Hangmatte 319.
Harakiri 631.
Harem 57.
Harfe 486.
Harmonium 484.
Haschisch 226, 611.
Hasta praeusta 177, 197.
— pura 197.
Haube 385.
Hauch 499.
Haupthaare 351, 622.
Häuptlingsschaft 79.
Häuptlingswürde 347.
Hauptwörter 411.
Haus, altdeutsches 137.
— altgriechisches 143.
— altitalisches 145.
Hausfrau 59.
Hausgötter 146.
Hausholde 572.
Hausindustrie 265.
Häuslichkeit 158.
Hausrat 137.
Haustiere 248, 256.
Hauswagen 323.
Hauswirtschaft 338.
Hautritzungen 666.
Hebelgesetz 689.
Heiland 679, 680.
Heilige 682.
Heiligenlegenden 661.
Heilsegen 533.
Heilzauber 533.
Heinzelmännchen 572.
Heizung 147.
Heldensage 657.

Helios 584.
Hellebarde 209.
Hellenismus 678.
Hemd 381, 387.
Henkel 236.
Herd 126, 127.
Herdfeuer 138, 146, 658.
Heroen 509, 512, 572, 653, 682.
Herrenrecht der ersten Nacht 53.
Herrscherrecht 114.
Herzopfer 566.
Hetären 52.
Hexen 525.
Hexenprozesse 525, 610.
Hierarchie 682.
Hieratische Schrift 465.
Hieroglyphen 465.
Himation 381.
Himmel 619.
Hinterladergewehr 203.
Hirtenvölker 259.
Hochäcker 254.
Hochschulen 76.
Hochzeitsbett 146.
Hochzeitskämpfe 23.
Hockergräber 558.
Hockstellung 558.
Hof 127.
Hofhaus 128.
Hofreite 118, 127.
Hohepriester 672.
Höhlenbestattung 624.
Höhlengräber 625.
Hölle 619, 681.
Hollen 572.
Holz 166, 191.
Holzbau 136, 139.
Holzkohlen 245.
Holzpanzer 212.
Holzschilde 217.
Holzschuhe 386.
Holzstab 223.
Holztrompeten 483.
Holzzeit 192.
Hörige 90.
Hosen 384.
Hufe 117.
Hufennutzung 117.
Hügel der Anbetung 126.
Hundertschaft 117.
Hungersnot 247.
Hütte 128.

Jagdzauber 501, 523, 540.
Jäger 219.
Jahresfeste 673.
Jahrmärkte 286.
Jahve 662, 663, 675.
Jahvelade 662, 663.
Idolatrie 574.
Idole 574, 598.
Jenseits 619, 684.
Jesus 675, 676.
Jinrikscha 324.
Improvisieren 497.
Index 684.
Individuum 17.
Indogermanische Sprachen 427.
Infibulation 359, 535.
Innungen 291.
Inquisition 525, 684.
Interferenzerscheinungen 691.
Joch 198.
Jodute 585.
Irmin 585.
Irminsul 585.
Irrlehren 684.
Isiskultus 576.
Juden 293, 642.
Judenregal 293.
Julblock 165.
Julianischer Kalender 444.
Junggeselle 62.
Junggesellenhaus 83.
Jupiter 70, 585, 645.
Jurte 134.
Juwelierkunst 369.

Kahnbestattung 624.
Kajak 318.
Kaili 193.
Kaiserschnitt 359.
Kaisertum 621.
Kakaobohnen 329.
Kalender 443.
Kameradschaft 39.
Kamisol 383.
Kampf 503.
Kampfspiele 480.
Kappe 384.
Karavellen 311.
Karawanen 296.
Karneval 586.
Karoß 376.
Karten, geographische 448.
Kartenschlägerinnen 532.
Karz 142.
Käse 260, 329.
Kasteiungen 547.
Kastration 360, 362.
Katapulte 203.
Katstrauch 226.
Kaufehe 26, 27.
Kaufleute 296.
Kaufmannsstand 272.
Kaurischneckenschalen 327.
Kawapfeffer 225.
Kawatrank 610.
Kebsweib 60.
Kehrwiederkeule 193.
Keilschrift 470.
Keller 138, 147.
Kelte 208.
Kerbholz 453.
Kerzen 142.
Kette 368.
Keule 193.
Keuschheit 56, 61, 618.
Kibitke 134.
Kienspan 142.
Kinderhochzeiten 44.
Kinderlosigkeit 42.
Kindermord 112.
Kinderverlobungen 44.
Kindesopfer 593.
Kinn 400.
Kirche, christliche 681, 682, 684.

Kirchentum 682.
Kirchenzucht 682.
Kirri 194.
Kissen 142.
Kitharode 486.
Klageweiber 622.
Klan 14.
Klappern 483.
Klarinette 484.
Klavier 486.
Kleider als Geld 328.
Kleiderordnungen 387.
Kleidung 371, 376.
Kleidungsschmuck 366, 367.
Kleidungsstück 375.
Klerus 293.
Klienten 101, 149.
Klopftöne 610.
Kluftbestattung 625.
Knaben 91.
Knabenliebe 53.
Knechte 9.
Knochenmark 565.
Knochenpanzer 212.
Knotenschnüre 456.
Knüppel 206.
Kobolde 572.
Kobong 16.
Kochen 4, 155, 182.
— in Töpfen 178.
Kochkunst 182.
Kochsalz 267, 329.
Kohlen 245.
Koks 246.
Kolanüsse 329.
Kolonisten 74.
Kolumnen 687.
Komödie 507.
Kompaß 532.
Konfarreation 47.
Konfession 685.
Königsfahne 287.
Konjugation 411.
Konsuln 74.
Kopfabhauen 630.
Kopfjagd 629.
Kopfopfer 566.
Koppensnellen 629.
Korallenhalsbänder 523.
Körbchen 178.
Körbe 231.
Kothurn 509.
Krankenheilung 499.
Krankheitsgeister 514.
Kredit 337.
Kreditverkehr 338.
Kreisel 481.
Kreuz 287.
— christliches 617.
Kreuzbogen 202.
Kriegsgefangene 9, 88, 96.
Kriegsgeschrei 499.
Kriegshäuptling 80.
Kriegsmaschinen 203, 306.
Kriegsschiffe 304.
Kriegstänze 501.
Kriegswesen 203.
Kriegszüge 613.
Küchengeräte 221.
Kugelrahmen 687.
Kultformen 612.
Kultgottheit 20.
Kultpflege 559.
Kulturlosigkeit 122.
Kultwagen 322.
Kunststile 545.
Kupfer 183, 243, 330.
Kupfergeld 337.
Kurgane 625.
Kurie 19.
Kurzschrift 472.
Kurzschwert 210.
Kuß 149, 518.

Lackarbeiten 240.
Lagerfeuer 157.
Lagerplatz 126.
Landbau 251.
Landmeßkunst 688.
Landrechte 112.
Langbogen 202.
Längenmaße 440.
Langschwert 210.
Lärm 146.
Lasso 192.
Laubhüttenfest 673.
Lautäußerung 392.
Laute, willkürliche 396.
Lautschrift 461.
Lautsprache 392, 400.
Lebensfürsorge 247.
Leder 211.
Ledergürtel 383.
Lederkoller 215.
Lederpanzer 212.
Ledersandalen 385.
Lederschild 213.
Legion 217, 439.
Lehmbeschmierung 340.
Leibpanzer 212.
Leibwaffe 110.
Leichenaussetzung 623.
Leichenfraß 623.
Leichenverbrennung 628.
Leichenvernichtung 625.
Leichnam 500, 622.
Leichtbewaffnete 216.
Leier 486.
Lendentuch 375.
Lenz, heiliger 69, 163.
Leuchttürme 315.
Leviratsehe 620.
Leviten 667.
Liburnen 309.
Licht, ewiges 170.
Lichtfaß 142.
Lichtgottheiten 656.
Lichtöffnungen 140.
Lichtsagen 655.
Liebe, freie 10, 49.
Lieder als Zauber 506, 533.
Liktoren 209.
Lippenschmuck 355, 535.
Lochflöten 483.
Löffel 388.
Lohn 619.
Luftdruckmessung 689.
Luftgeist 577.
Luftstickstoff 263.
Lustrationen 601.
Lustspiel 507.

Luxusgesetze 387.
Luxussklaven 92.

Mädchenmärkte 44.
Mädchenweihe 51.
Madonnenbilder 576.
Magie 532.
Magnet 690.
Majolika 239.
Malherd 126.
Malstätte 18.
Mancipium 44.
Mandel 434.
Mandoline 486.
Manen 572.
Manichäer 640.
Mann 7.
Mannbarkeitsfeste 359, 503, 599.
Mannbarkeitszeichen 346.
Männergesellschaften 82.
Männerhandel 272.
Männerhaus 83.
Männerkindbett 520.
Männertracht 46.
Mannesherrschaft 13, 20.
Mantel 376, 384.
Märchen 660.
Mare 572.
Maria 576, 676.
Mariatheresiataler 335.
Markt 283.
Marktfriede 286.
Marktgerechtigkeit 285.
Markthandel 282.
Marktplätze 283.
Marktpolizei 284.
Marktprivilegien 287.
Marktrecht 285.
Marktsteuer 284.
Marktverkehr 273.
Marktzoll 287.
Märtyrer 682.
Martern 526, 547.
Masken 503, 509, 513.
Maskentänze 543.
Masse 440.
Materie 692.
Mathematik 688.
Matriarchat 20.
Matten 231, 317, 379.
— als Geld 328.
Mattensegel 317.
Mazze 225.
Mechanik 689.
Medien 613.
Medizinen 617.
Medizinmänner 617.
Megaron 143, 145.
Mehlbrei 225.
Meineid 669.
Melodie 489.
Mennige 471.
Menschenblutopfer 590.
Menschenfraß 590.
Menschenopfer 539, 582, 591, 595, 630, 631, 634.
Menschenschlächtereien 80, 618.
Menschwerdung 1.
Messen 286.
Messer 210.
Messergeld 336.
Messias 672, 681.
Messingdraht als Geld 329.
Meßkunst 688.
Met 226.
Metalle 183.
Metalltechnik 242.
Metallzeit 191.
Meteorsteine 243.
Metonscher Zyklus 444.
Metrik 492.
Mietskasernen 151.
Milchwirtschaft 256.
Mikroskop 690.
Mimus 513.
Miniaturmalerei 471.
Missionstätigkeit 681.
Mitgift 31.
Mithra 584.
Mittagsschlaf 149.
Modenwechsel 389.
Mohammedanismus 684.
Molochopfer 592.
Monarchie 67.
Mönchswesen 618.
Mondgeist 579.
Mondgottheit 256.
Mondmonat 442.
Mondsagen 644.
Mondverehrung 644.
Monochord 690.
Mord 669.
Morgengabe 55.
Morgenstern 194, 644.
Mounds 625.
Mühle 221.
Mumifizierung der Leiche 626.
Münzbilder 331.
Münzen 330.
Münzgesetze 334.
Münzkonventionen 334.
Münzrecht 287.
Münzsurrogate 336.
Münzverschlechterung 333.
Muschelgeld 327.
Muschelscheibchen als Geld 327.
Muschelschnur 455.
Muscheltrompete 483.
Musik 501.
Musikbogen 485.
Musikinstrumente 481.
Musterwebmaschinen 234.
Mutter Erde 9.
Mutterfamilie 8.
Mutterliebe 10.
Mutterrecht 10, 18, 79.
Mysterien 658.
Mystik 605.
Mythen 660.
Mythologie 642.

Nabi 668.
Nacktheit 339, 371.
Nähen 229.
Nährpflanzen 250.
Nahrungsmittel als Geld 329.

Nahwaffen 206.
Najaden 572.
Namen 394, 616, 621.
Narbenzeichnungen 349.
Naſenflügelſchmuck 354.
Naſengruß 519.
Naſenſcheidewandſchmuck 354.
Naſenſchmuck 535.
Naturalwirtſchaft 338.
Naturmaß 688.
Naturrecht 123.
Naturvölker 371.
Naturvorgänge 693.
Nebenfrauen 59.
Neffe 79.
Neuer Kalender 446.
Neujahr 443.
Neumenſchrift 474.
Neſtorianer 641.
Netze 220.
Nixen 572.
Nöcke 572.
Nonnen 618.
Normalmaß 688.
Normalmeter 441.
Noten 474.
Null 477, 688.
Nutzgeld 329.

Oberirdiſche Beſtattung 625.
Obſtbau 255.
Ochſe 252.
Ochſenmaulſchuhe 386.
Ocker 627.
Ofen 138.
Oheim 79.
Ohrenbeichte 684.
Ohrenſchmuck 535.
Ohrläppchenſchmuck 354, 355.
Olampeln 143, 176.
Opfer 391, 407, 503, 562, 570, 573, 589, 618, 666.
— bildliche 596.
Opferfeuer 597.
Opium 226, 329, 611.
Orakel 536, 607, 667.
Orcheſtra 511, 512.
Orden 618.
Ordinalzahlen 439.
Orgel 483.
Ornamente 237.
Ornamentik 541.
Oſtereier 172.
Oſterfeier 171.
Oſterfeuer 171, 173.
Oſterſcheit 171.

Paare 437.
Päderaſtie 53.
Paläontologie 692.
Palankin 319.
Palaſt 147.
Palla 382.
Panflöte 483.
Pantomimus 513.
Panzer 215.
Panzerhemd 213.
Papier 471.
Papiergeld 336.
Papiermühlen 471.
Papſt 525, 618.
Papyrus 470.
Parabeln 650.
Paraguaytee 329.
Parallelismus 495.
Parallelogramm der Kräfte 690.
Parfümieren 344.
Paria 108.
Pariavölker 106.
Pater familias 91.
Patriarch 65.
Patriarchat 20.
Patriziat 291.
Paulus 681.
Pelze 378.
— als Geld 329.
Pelzkleider 376.
Pendelgeſetze 689.
Pendeluhren 448.
Penisſchmuck 359.
Penteren 305.
Perchten 573.
Perchtengänge 514.
Pergament 140, 471.
Periſtyl 145, 147.
Perkuſſionsgewehr 203.
Perſönlichkeit 363.
Pfahlbauten 130.
Pfeifen 450.
Pfeifenſprache 450.
Pfeifurnen 531.
Pfeil 200.
Pfeilſpitzen 268.
Pferd 301.
Pferdeopfer 585.
Pfingſtfeſt 673.
Pflanzenbau 8.
Pflanzenfarbſtoffe 235.
Pflanzenfaſern 380.
Pflanzenſtoffe, narkotiſche 610.
Pflanzplatz 250.
Pflicht, heilige 620.
Pflug 251.
Pfühl 142.
Phalanx 216.
Phallus 43, 175, 506, 615.
Phallusdienſt 176, 507.
Phariſäer 675.
Philoſophie 104.
Phratrie 18.
Phyſik 689.
Phyſiologie 692.
Piano 486.
Pinzetten 221.
Planwagen 324.
Plebejer 68.
Plebs 77.
Pleiaden 645.
Poeſie 487.
Poeten 509.
Polterabend 40.
Polyandrie 55.
Polygamie 58.
Porzellan 240.
Poſt 324.
Poſtverkehr 297.
Prätur 74.

Prauh 317.
Prieſter 567, 618, 667.
Prieſteradel 87.
Prieſtergeſellſchaft 618.
Prieſterhäuptling 85.
Prieſterinnen 567, 618, 667.
Prieſterkodex 672, 673, 682.
Prieſterkollegium 568, 618.
Prieſterkuh 259.
Prieſtertum 86.
Privateigentum 110.
Privathaus, griechiſches 143.
— römiſches 145.
Proletariat 76.
Promiskuität 49.
Propheten 668.
Prophetie 605.
Prophezeien 606.
Proſelyten 602.
Proſtituierte 61.
Proſtitution 63.
— geheime 61.
Prunkwagen 323.
Pubertätsweihen 346.
Pumpenbohrer 169.
Puppenſpiel 516.
Purpurſtreifen 381.
Pyramiden 625.

Quälereien 611.
Quaſten 235.
Querholzrad 321.
Quinäres Syſtem 436.

Rache 25.
Rackum 194.
Räder 320.
Räderuhren 447.
Räucherungen 173, 602.
Raſerei 611.
Raſpen 221.
Raſſe, erobernde 354.
Rathaus 290.
Raubehe 23, 44.
Raubwirtſchaft 261.
Raubzüge 613.
Rauchopfer 603.
Rauchſignale 325.
Rauchſtube 145.
Rauchtöpfe 603.
Rauſch 611.
Rechen 254.
Rechenbrett 687.
Rechnen 687.
Rechtloſigkeit 88.
Regenbogen 645, 691.
Regenſteine 530.
Regentanz 502.
Regenzauber 514.
Reibſtein 221.
Reichtum 81.
Reime 493.
Reinigung, rituelle 601.
Reiſeverkehr 297.
Reiſewagen 298.
Reiterei 216.
Religion 548, 652.
Reliquien 573.
Repetiergewehr 203.
Republik 67.
Reſponſion 495.
Reuſen 220.
Revolver 203.
Richtſchwert 210.
Richtungsſchmuck 366.
Rieſen 572.
Rieſenſagen 647.
Rindenboot 318.
Rindenſchurz 373.
Rindenſtoffe 229.
Ring 368.
Ringe als Geld 330.
Ringkampf 480.
Ringſchmuck 366.
Ritterſchlag 535.
Ritzen von Zauberfiguren 533.
Rock 374.
Roggenhund 573.
Rohkoſt 156.
Rohrfeder 470.
Rolandsſäulen 287.
Röſten 177, 223.
Rot 340.
Ruder 316.
Rundhaus 132, 135.
Rundhölzer 320.
Rundſchild 214.
Runen 469, 537.
Runenſtab 457.
Runenzauber 537.
Rhythmus 492.

Saal 139.
Saatgut 250.
Sabbat 673.
Säbel 210.
Sachem 80.
Sadduzäer 675.
Sänfte 299, 319.
Sänger 486.
Särge 624.
Saiteninſtrumente 484.
Salben 344.
Salpeterlager 263.
Salz 267, 329.
Salzſiederei 267.
Sammler 2.
Sanduhren 447.
Sarazenentürme 314.
Sati 633.
Satyrn 508.
Sauvaſtika 175, 616.
Schaber 221.
Schädelmaske 505.
Schadenerſatz 120.
Schallkörper 482.
Schallmeſſung 690.
Schallnachahmungen 394.
Schaltmonat 403.
Schalttag 444.
Schamgefühl 371.
Schamgürtel 373.
Scharfrichter 108, 630.
Scharholz 165.
Schattenſpiel 516.
Schatzbildner 257.
Schatzgeld 326.
Schauſpiel 510.
Schauſpieler 108, 500, 511, 515.

Schauspielkunst, sakrale 508, 516.
Schauspielmaske 505.
Scheibenräder 321.
Scheinkämpfe 23.
Scheren 221.
Schießpulver 202.
Schiffahrt 301.
Schiffbestattung 624.
Schiffe 301.
Schiffschnabel 306.
Schild 213.
Schlafentzug 547.
Schlafgemach 46.
Schlafstätte 138.
Schlagfeuerzeug 167.
Schlagstein 206.
Schlagstock 195.
Schlangendienst 569.
Schlangenkult 659.
Schlangentanz 503.
Schleier 382.
Schleifen 320.
Schleuder 204.
Schleuderschützen 204.
Schleuderspiele 480.
Schlingen 219.
Schlitten 320.
Schlittenfahren 320.
Schmer 260.
Schmied 109, 186.
Schmiedehandwerk 270.
Schmieden 244.
Schminke 340.
Schmuck 339, 364.
Schmuckarbeiten 370.
Schmuckgeld 327.
Schmucknarben 345, 533.
Schmuckschurz 373.
Schnabelschuhe 386.
Schneckenschalen 327.
Schneehütte 129.
Schneidekeule 193.
Schneidern 229.
Schnitzereien 240.
Schnitzornamente 545.
Schnurhenkelöfen 236.
Schock 434.
Schöpfung 642.
Schöpfungssagen 519.
Schornsteine 141.
Schrank 142.
Schratte 572.
Schreibrunen 540.
Schrift 452, 454.
— als Zauber 536.
— gotische 470.
— lateinische 470.
Schriftsprache 452.
Schuhe 385.
Schurken 617.
Schurz 391.
Schutzhäuser 300.
Schutzkapsel 523.
Schutzwaffe 211.
Schwagerehe 620.
Schwarmgesang 507.
Schwerbewaffnete 216.
Schwerter 210.
Schwirrholz 481, 514.
Schwitzbad 149, 600.
Schwitzen 547.
Schwitzhütte 611.
Seekarten 448.
Seele 622, 634.
Seelenbehausung 629.
Seelenführer 508, 577.
Seelenhölzer 542.
Seelenmessen 619.
Seelenpflege 619.
Seelentiere 554, 568.
Seelenwanderungslehre 638.
Segel, drehbare 318.
— feste 318.
Segelschiff 311.
Segen 666.
Sehertum 606.
Sehschärfe 341.
Selbstmord 633, 634,
Selbsttötung 631.
Selbstverbrennung 631.
Seligkeit 681.
Semitische Sprachen 425.
Senat 72.
Sexagesimalsystem 432.
Sicherung der Straßen 296.
Signale 324.
Signalfeuer 325.
Silbenschrift 461.
Silber 329.
Singstimme 482.
Singzauber 501.
Sippe 13.
Sippengenossen 15, 113.
Sippenhaupt 79.
Siriusperioden 443.
Sittlichkeit 619.
Skalde 486.
Skaldenkunst 454.
Skalp 364, 629.
Skelettieren 627.
Sklaven 90, 251, 314, 629, 630.
— als Geld 337.
Sklavenmarkt 92.
Sklavenstaat 90.
Sklavenwährung 337.
Skorpione 203.
Sohnesopfer 593.
Söller 139.
Somatrank 610.
Sommer 658.
Sommersonnenwende 172.
Sondereigentum 113.
Sonne 644, 657.
Sonnengeist 580, 581.
Sonnengott 581, 664.
Sonnenhelden 656.
Sonnenjahr 443.
Sonnenjungfrauen 618.
Sonnenkreuz 175.
Sonnenkult 174.
Sonnenrad 174.
Sonnensagen 644.
Sonnensymbole 173.
Sonnenuhren 447.
Sonnenverehrung 582, 587, 644.
Sonnenwagen 322.
Sonnenwende 172.

Sonnwendfeuer 172.
Sothisperioden 443.
Spaten 254.
Speer 195, 197.
Speichenrad 321.
Speicher 138.
Spektralanalyse 691.
Spiegelamulette 615.
Spiel 479.
— des Lebens 509.
Spielkarten als Orakel 609.
Spindel 232.
Spinnmaschine 233.
Spinnrad 233.
Spiritismus 613.
Spottduelle 481.
Sprache 392.
— einsilbige 396.
Sprachfixierung 408.
Sprachstämme 418.
Sprachwurzeln 403.
Sprechzauber 501.
Staatsgewalt 66.
Staatsgottheiten 682.
Staatsopfer 682.
Stäbchenpanzer 212.
Stabreim 494.
Stadtbürgerrecht 77.
Städte 288.
Stadtfreiheit 289.
Stadtgericht 290.
Stadtwirtschaft 338.
Stahl 244.
Stamm 19.
Stammesmarken 349.
Stammesmerkmale 535.
Standrohre 203.
Stapelrecht 301.
Stechapfelgift 610.
Steinbau 139.
Steinbeil 207.
Steingut 240.
Steinhammer 207.
Steinkisten 625.
Steinkochen 156.
Steinkohlen 245.
Steinschloßgewehr 203.
Steintechnik 189.
Steinzeit 191.
Stelzen 481.
Sterne 681.
Sternsagen 644.
Sternschnuppen 645.
Steuern 66.
Stichtätowierung 345.
Stiefel 385.
Stilisierung 545.
Stimme 483.
— als Zauber 533.
Stirnband 382.
Stola 382.
Stoßkeule 193.
Strafe 619.
Straßen 297.
Streitkolben 194.
Strickbohrer 168.
Strohwisch 286.
Strümpfe 387.
Stuhl 142.
Subhastation 198.
Suggestion 613.
Suks 285.
Sündenbock 605.
Svastika 175, 616.
Symmetrie 544.
Symmorien 307.
Sympathetische Kuren 604.
Sympathiemittel 524, 525.
Symposion 149.
Synagogen 674.
Syntelien 307.

Tabak 226, 611.
Tabakrauch 603.
Tabakspfeifen 227, 329.
Tabu 360, 559, 613.
Tabuierung 559.
Tachygraphie 472.
Tageswechsel 653.
Tagnamen 433.
Tapa 229, 374.
— als Geld 328.
Tapabereitung 374.
Talismane 573, 615.
Tanzen 501.
Tanzmaske 505.
Taschen 178.
Taschentuch 387.
Tätowierung 344, 389, 617.
— als Zauber 533.
Taufe 601.
— der Erwachsenen 602.
— der Proselyten 602.
Technik 219.
Telegraphie 325.
Tempel, dorischer 144.
Tempelbezirk 679.
Teppiche 234.
Teppichweberei 233.
Terracotta 239.
Tesseln 457.
Tesserakontere 305.
Testament 123.
Tetreren 305.
Teufel 682.
Teufelsbündnisse 526.
Thalamus 46.
Theater, griechisches 511.
— chinesisches 515.
Theologie 682.
Thermometer 691.
Tierfabel 649.
Tierfelle 211, 376, 377.
Tierhetzen 77, 513.
Tierkultus 575.
Tiermasken 515.
Tieropfer 539, 594.
Tiersäfte 235.
Tiersagen 648, 651.
Tierzahn 535.
Tinte 470.
Tiodute 585.
Tironische Noten 473.
Tisch 142, 148.
Töchter 46.
Töchterhütte 51.
Tod 504, 617.
Todesangst 617.
Todesstrafe 41, 57, 515, 525, 643.
Todeszauber 500.

Toga 381.
Töne 690.
Tonlampen 150.
Töpferei 178, 236, 266.
Töpferofen 241.
Töpferscheibe 181, 237.
Töpferwaren 178.
Totem 14, 515.
Totemsymbol 53.
Totemtier 14.
Totenbegräbnis 556.
Totenbeschwörung 525.
Totenbestattung 161, 622.
Totenfeier 503, 524.
Totengeister 514, 554, 609, 622.
Totenhütte 625, 626.
Totenklage 499, 622.
Totenknochen 627.
Totenkult 504, 541.
Totenopfer 42, 636.
Totenreich 558.
Totenschädel 504, 627.
Totenschiff 624.
Totenstatuetten 541.
Totenweg 635.
Totschläger 207.
Trachten 383, 388.
Tragbett 319.
Tragen durch Tiere 320.
Tragödie 508.
Tragstock 320.
Tragstuhl 319.
Trauer 622.
Trauerfarbe 391.
Trauergeheul 499.
Träume 599.
Traumgeist 554.
Traumleben 551.
Traumseele 554.
Trepanation 359.
Treppe 140.
Treue, eheliche 56.
Triaden 496.
Trierarchen 307.
Trieren 304.
Trippen 386.
Troddeln 235.
Tröge 138.
Trolle 572.
Trommeln 482.
Trommelsignale 325.
Trommelsprache 450.
Trommler 630.
Trompeten 483, 484.
Trophäen 363.
Truden 572.
Trudenfuß 572.
Truhen 138.
Trumbasch 194.
Türme des Schweigens 623.
Tunika 381.
Turanische Sprachen 422.
Turmschild 214.

Umgänge 514.
Umiak 318.
Umlaufszeit, synodische 444.
Umlaute 424.
Umritte 514.
Umwallung 289.
Umzäunung 117.
Unfreie 88, 347.
Unsterblichkeit der Seele 682.
Unterhosen 387.
Unterjochen 198.
Unterschuhe 386.
Unterwelt 619, 681.
Unterweltsgötter 658.
Untreue 63.
Unwissenheit 685.
Uralaltaische Sprachen 422.
Urboot 316.
Urfamilie 12.
Urin 257.
Urkunde 456.
Urpfahlhaus 130.
Urproduktion 265.
Ursprache 396, 411.
Uschebti 636.
Vaterrecht 20.
Verbrennen von Leichen 628.
Verfolgungen, religöse 525.
Vergiften 41.
Vergrößerungsschmuck 366.
Verkleinerungswörter 421.
Ver sacrum 69, 163.
Verskunst 489.
Versöhnungsfest 603.
Versöhnungstag 673.
Verstümmelungen des Körpers 535, 622.
Verzückung 609, 611.
Vestalinnen 163.
Vieh als Geld 337.
Viehwährung 337.
Viehweide 119.
Viehzucht 248, 255, 261.
Viehzüchter 257.
Vielmännerei 55.
Vielweiberei 58.
Viereckhaus 132.
Vigesimalsystem 437.
Violinen 486.
Violoncellos 486.
Visionen 611.
Vogelflug 568, 607.
Vogelseele 636.
Vokale 415.
Volk, fahrendes 108, 515.
Völkerkunde 692.
Volkslied 490.
Volkstribunat 74.
Volksunterricht 674.
Volksversammlungen 77.
Volkswirtschaft 338.
Voltasche Säule 692.
Vorderladergewehre 203.
Vorhautentfernung 360.
Vortrag, singender 488, 497.
Vorzeichen 607, 620.
Votivopfer 598.
Vulkane 643.

Wachskerzen 142.
Wachstäfelchen 470.

Wachstum der Sprache 406.
Wadenlosigkeit 358.
Waffen 188, 634.
Wagen 298.
— heiliger 322.
— zweiräderiger 299.
Wagenbewohner 323.
Wagenkasten 323.
Wagenstuhl 323.
Wahnsinn 552.
Wald 121.
Waldnutzung 122.
Wallfahren 604.
Walnüsse als Geld 329.
Wampum 455.
Wams 384.
Wappen 331.
Wappentier 16.
Warenaustausch 275.
Warenproduktion 338.
Wärmelehre 691.
Waschen, rituelles 601.
Wasserbestattung 624.
Wassergeister 572.
Wassergemeinschaft 166.
Wasserkraft 246.
Wasserkultus 571.
Wassermühle 221.
Wasserorgeln 483.
Wasserpfeifen 227.
Wasseruhren 447.
Wattepanzerung 212.
Weben 231.
Weberei 266.
Weberstab 231.
Webstuhl 232.
— mechanischer 234.
Wechsel 336.
Wege 324.
Weiberherrschaft 11.
Weibersprachen 419.
Weiberstamm 79.
Weihefrühling 69, 163.
Weihnachtsbaum 172.
Weihwasserbecken 601, 602.
Weinbau 255.
Weinrausch 610.
Weissagung aus Opfern 567.
Weiß 340.
Weiße als Geister 648.
Weltei 642.
Weltherrschaft 75.
Weltversöhnung 681.
Werbung 37, 43.
Wergeld 88.
Werkzeuge 188, 634.
Werkzeugerfindung 189.
Wettermacher 528, 617.
Wetterzauber 527.
Wettrennen 513.
Wichtelmännchen 572.
Wiedergeburt der Seele 637, 681.
Wiederholung 493, 495.
Wiederverkörperung der Seele 637.
Wildfänge 89.
Wimperhaare 353.
Windschirm 126, 127.
Winter 658.
Wintersonnenwende 172, 443.
Wirtschaftsform, gemischte 261.
Wirtschaftsweise 219.
Wissenschaft 687.
Witwenopferung 634.
Witwenverbrennung 632, 633.
Woche 433.
Wodan 577.
Wohngrube 129.
Wohnhaus 128.
Wohnstätte 115, 125.
Wolkendrache 660.
Wolkenschlange 659.
Wollstoff 384.
Wortauswahl 396.
Wortbeugung 411.
Wortflexion 411.
Wucher 338.
Wunder 680.
Würfel als Orakel 608.
Wurfgeschütze 203.
Wurfholz 194, 198.
Wurfmesser 194.
Wurfschlingen 192, 198.
Wurfspeer 193, 195.

Zählen 429.
Zahlen 399, 688.
Zahlzeichen 476.
Zahndeformierung 356.
Zahnfeilungen 535.
Zangen 221.
Zarathustra 640.
Zauber 365, 499, 518, 524, 617, 622.
Zauberabwehr 615.
Zauberei 615, 616.
Zauberer 545, 609, 617.
Zauberfiguren, Zeichnen von 533.
Zauberglauben 548.
Zauberlehrlinge 600.
Zauberlieder 506.
Zaubermittel 535.
Zauberpriester 545, 609.
Zaubersymbole 543.
Zaubertänze 501, 502, 506, 514.
Zauberworte 533.
Zaun 117.
Zeichen 325, 452.
— heilige 617.
— sprechende 453.
Zeichengeld 335.
Zeichenschrift 462.
Zeichensprache 419.
Zeichnungen 458.
Zeitwörter 411, 415.
Zeremonien 620.
Zeugstoffe 380.
Zeus 585.
Ziffern 476.
Zigeuner 108, 532.
Zimmerdecke 140.
Zimmereinrichtung 138.

Zinsfuß 338.
Zinsnehmen 293.
Zither 486.
Zoologie 692.
Zukunfterforſchung 536.
Zunder 158.
Zünfte 271, 291.
Zunftzwang 291.
Zunge 400.
Zwangsehe 21.
Zweihänder 210.
Zweikampf 480.
Zwerge 572, 632.
Zwergſagen 647.
Zwillingsgötter 653.
Zwiſchenhandel 295.
Zwölftafelgeſetz 66, 123.

Verlag von Ernst Reinhardt in München

Die Erde und die Kultur

Die Eroberung und Nutzbarmachung der Erde durch den Menschen

In Verbindung mit Fachgelehrten gemeinverständlich dargestellt

von

Dr. Ludwig Reinhardt

Eine naturwissenschaftliche Handbibliothek von 5 starken Bänden, von zusammen nahezu 4000 Seiten mit vielen Illustrationen im Text und über 400 Kunstdrucktafeln. In 5 schöne Leinenbände gebunden

zum Gesamtpreise von M. 48.50

Jeder Band ist einzeln käuflich

Bd. 1. Die Erde und ihr Wirtschaftsleben. Von Dr. Rudolf Hotz. Mit Abbildungen im Text, 72 Kunstdrucktafeln und einer Karte der Weltwirtschaft in 10 Farben. Preis, in feinem Leinenband, M. 8.50.

Inhalt:

1. Die Lithosphäre und die Mineralproduktion (Gold, Silber, Eisen, Kupfer und die übrigen Metalle, Kohle, Edelsteine, Marmor usw.). Der Einfluß von Kohle und Eisen auf das wirtschaftliche Leben. Der raubbauartige Charakter des Bergbaues. Die Weltproduktion. 2. Die Hydrosphäre und der Einfluß der Gewässer auf das Wirtschaftsleben. Die Weltmeere. Die Strömungen des Meeres. Das Eis. Die Erträgnisse des Meeres. Der Welt-Seeverkehr. 3. Die Atmosphäre und ihr Einfluß auf das Wirtschaftsleben. Das Klima und sein Einfluß auf den wirtschaftenden Menschen. 4. Die wirtschaftliche Bedeutung der Lebewesen. Die Landbauzonen. 5. Der wirtschaftende Mensch. Der Mensch als geselliges Wesen. Die Staaten. Der Kolonialbesitz. Die Wirtschaftsstufen. Die Industrie. Der Welthandel. Die Handelssprachen. Das Geld. Der Verkehr.

Bd. 2. Kulturgeschichte des Menschen. Die Grundlagen einer allgemeinen Kulturgeschichte. Von **Dr. L. Reinhardt.** Mit vielen Illustrationen im Text und 92 Kunstdrucktafeln. Preis, in feinem Leinenband, M. 10.—

Inhalt:

1. Die Entstehung der Familie. 2. Die Eheschließung. 3. Die Frau als Gattin. 4. Der Mann als Bürger. 5. Die gesellschaftlichen Schichtungen. 6. Das Eigentum. 7. Die Wohnstätte. 8. Das Feuer. 9. Werkzeuge und Waffen. 10. Wirtschaftsweise und Technik. 11. Ackerbau und Viehzucht. 12. Gewerbe und Handel. 13. Verkehrs- und Transportmittel. 14. Das Geld. 15. Der Schmuck. 16. Die Kleidung. 17. Die Sprache. 18. Die wichtigsten Sprachstämme. 19. Zählen, Kalender und Sprachbehelfe. 20. Die Schrift. 21. Spiel, Musik und Gesang. 22. Tanz und Schauspiel. 23. Zauberei und bildende Kunst. 24. Die Religion. 25. Der Kultus. 26. Die Totenbestattung. 27. Die Mythologie. 28. Die Entwicklung des Christentums. 29. Die Wissenschaft.

Verlag von Ernst Reinhardt in München

Bd. 3. Kulturgeschichte der Nutztiere. Von Dr. L. Reinhardt. Mit vielen Illustrationen im Text und 70 Kunstdrucktafeln. 768 Seiten. Preis, in feinem Leinenband, M. 10.—

Inhalt:

Einleitung. 1. Der Hund. 2. Rind und Büffel. 3. Die Ziege. 4. Das Schaf. 5. Das Schwein. 6. Der Esel. 7. Das Pferd. 8. Das Kamel. 9. Das Lama. 10. Das Renntier. 11. Der Elefant. 12. Kaninchen und Meerschweinchen. 13. Die Katze. 14. Das Huhn. 15. Perlhuhn, Pfau, Fasan und Truthuhn. 16. Gans, Ente und Schwan. 17. Die Taube. 18. Die Sing- und Ziervögel. 19. Kormoran und Strauß. 20. Die Nutzfische. 21. Die Nutztiere unter den Wirbellosen. 22. Die Honigbiene. 23. Der Seidenspinner. 24. Die Geschichte der Jagd. 25. Die wichtigsten Jagdtiere. 26. Nützliche wilde Vögel. 27. Pelz-, Schmuckfedern- und Schildpattlieferanten. 28. Die Transpender. 29. Tiere als Spielzeug.

Bd. 4. Kulturgeschichte der Nutzpflanzen. Von Dr. L. Reinhardt. 1500 Seiten mit vielen Illustrationen im Text und 160 Kunstdrucktafeln. Preis, in zwei starke Leinenbände gebunden, M. 20.—

Inhalt des ersten Bandes:

1. Die Getreidearten: Der Weizen und seine Abarten. 2. Die Getreidearten: Gerste, Roggen, Hafer, Hirse und Buchweizen. 3. Die Getreidearten: Reis und Mais. 4. Die Fruchtbäume, 1. Teil. 5. Die Fruchtbäume, 2. Teil. 6. Die Agrumen. 7. Die Gemüsearten. 8. Eßbare Knollengewächse. 9. Die Ölgewächse. 10. Der Zucker. 11. Der Kaffee. 12. Der Tee. 13. Der Kakao. 14. Die Gewürze. 15. Die berauschenden Getränke. 16. Die betäubenden Pflanzenstoffe. 17. Der Tabak. 18. Die Gärungserreger.

Inhalt des zweiten Bandes:

19. Die Futterpflanzen. 20. Die Faserpflanzen. 21. Die Baumwolle. 22. Die Farb- und Gerbstoffpflanzen. 23. Der Kautschuk und die Guttapercha. 24. Die Harze und Lacke. 25. Die duftenden Pflanzenharze. 26. Die pflanzlichen Wohlgerüche. 27. Die Arzneipflanzen. 28. Die Geschichte des Ziergartens. 29. Die Zierblumen. 30. Die Zierbäume und Ziersträucher. 31. Die Nutzhölzer. 32. Die nützlichen Wüstenpflanzen. 33. Die Feinde der Kulturgewächse.

Besprechungen.

Frankfurter Zeitung: Es war eine dankenswerte, aber auch schwierige Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hatte, denn gründliche historische und wirtschaftliche Studien mußten mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen verbunden und das Ganze dann als angenehm zu lesende Erzählung vorgetragen werden, wenn das wirklich populär und wissenschaftlich zugleich sein sollte. Diese Aufgabe ist aber unseres Erachtens glänzend gelöst worden, so daß wir das Erscheinen des Werkes freudig begrüßen können. Man liest jedes Kapitel mit Vergnügen. Dabei wird unsere Vorstellung unterstützt durch zahlreiche Abbildungen, deren meiste als photographische Reproduktionen auf besonderen Tafeln beigefügt sind.

Deutsche Kolonialzeitung. Der Verfasser hat sich mit seiner Darstellung unstreitig ein großes Verdienst erworben. Wir besitzen kein anderes neuzeitliches Buch, welches diesen Stoff in ähnlich umfassender Weise behandelt; dazu ist dem Reinhardtschen Buche eine anschauliche, frische, allgemein verständliche Darstellungsweise eigen, so daß ein jeder, dessen Auge sich noch an dem Blühen und Wachsen in der Natur zu erfreuen vermag und der sich für die Entwicklung unseres Wirtschaftslebens und für die Lebens- und Produktionsbedingungen der Völker in Vergangenheit und Gegenwart interessiert, das Buch immer wieder gern zur Hand nehmen wird, um daraus Unterhaltung und Belehrung zu schöpfen. Im Verhältnis zu Inhalt, Umfang und Ausstattung des Buches muß der Preis als sehr niedrig bezeichnet werden.

Kosmos. Leicht verständliche Schreibweise verbindet sich hier mit gewissenhaftester Arbeit in der kritischen Verwendung des Materials, und beides zusammen wird dem Werke hoffentlich viele Leser sichern.

Verlag von Ernst Reinhardt in München

Geolog. Zentralblatt: Unstreitig das Beste, was über diesen Gegenstand vorhanden ist.

Vom Nebelfleck zum Menschen

Eine gemeinverständliche Entwicklungsgeschichte des Naturganzen nach den neuesten Forschungsergebnissen von

Dr. Ludwig Reinhardt

4 Bände elegant gebunden zum Preise von M. 37.50

Mit über 1600 Illustrationen im Text und gegen 90 Tafeln und Karten

Jeder Band ist einzeln käuflich

Bd. I. Die Geschichte der Erde. Mit 194 Abbildungen im Text, 17 Volltafeln und 3 geologischen Profiltafeln, nebst farbigem Titelbild von **A. Marcks.** 600 Seiten Gr.-8°. 2. Auflage. 1912. In elegantem Leinwandband Preis M. 8.50.

Inhaltsverzeichnis:

I. Wie das Weltbild entstand. II. Die Sternenwelt. III. Unser Sonnensystem. IV. Die Erde und der Mond. V. Die Kometen und Meteore. VI. Die Erstarrungsgesteine der Erde. VII. Der Vulkanismus. VIII. Die Schichtgesteine. IX. Die Gebirgsbildung. X. Wasser und Land. XI. Der Kreislauf des Wassers. XII. Die Verwitterung der Erdoberfläche. XIII. Die Abtragung des Festlandes.

Bd. II. Das Leben der Erde. Mit gegen 400 Abbildungen, 21 Tafeln und farbigem Titelbild nach Aquarell von **Prof. Ernst Haeckel.** 650 Seiten Gr.-8°. In elegantem Leinwandband Preis M. 8.50.

Inhaltsverzeichnis:

I. Das Leben und seine Entstehung. II. Die Entfaltung des Lebens. III. Die Erscheinungen des Lebens. IV. Die Funktionen des Lebens. V. Die Entwicklung des Lebens. VI. Die Ausbildung der Tiere. VII. Die Ausbildung der Pflanzen. VIII. Das Ende des Lebens. IX. Der Schutz des Lebens. X. Die Abstammungslehre. XI. Über Symbiose. XII. Vergesellschaftungen von Tieren und Pflanzen. XIII. Pflanzengenossenschaften. XIV. Das Schmarotzertum.

Bd. III. Die Geschichte des Lebens auf der Erde. Mit vielen Illustrationen, Tafeln und farbigem Titelbild. In elegantem Leinwandband Preis M. 8.50.

Inhaltsverzeichnis:

I. Einführung in die Palaeontologie. II. Die ältesten fossilführenden Ablagerungen. III. Die frühpalaeozoischen Organismen. IV. Die Tierentwicklung während der Silurzeit. V. Die Entfaltung der höchsten Weichtiere. VI. Die ersten Besiedler des Festlandes. VII. Das Aufkommen der Wirbeltiere. VIII. Die Devon- und Kohlenformation. IX. Das Zeitalter der Amphibien. X. Die Triasformation. XI. Die Juraformation. XII. Die Kreideformation. XIII. Die Tertiärformation. XIV. Das Pleistocän.

Bd IV. Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit. 2. stark verbesserte und vermehrte Auflage (3.—7. Tausend). Mit 535 Abbildungen, 20 Volltafeln und farbigem Umschlag von **A. Thomann.** 950 Seiten Gr.-8°. In elegantem Leinwandband Preis M. 12.—

Inhaltsverzeichnis:

I. Der Mensch zur Tertiärzeit. II. Die Eiszeit und ihre geologischen Wirkungen. III. Der Mensch während der ersten Zwischeneiszeiten. IV. Der Mensch der letzten Zwischeneiszeit. V. Der Mensch der frühen Nacheiszeit. VI. Die Übergangsperiode von der älteren zur jüngeren Steinzeit. VII. Die jüngere Steinzeit und ihre materiellen Kulturerwerbungen. VIII. Die Germanen als Träger der megalithischen Kultur. IX. Die Entwicklung der geistigen Kultur am Ende der Steinzeit. X. Steinzeitmenschen der Gegenwart. XI. Niederschläge aus alter Zeit in Sitten und Anschauungen der geschichtlichen Europäer.

Wellcome Library for the History and Understanding